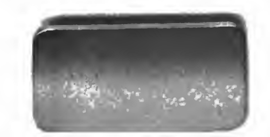
ZFSL, Zeitschrift für französische Sprache und Literatur



Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XVI.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1894.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XVI.
Erste Hälfte: Abhandlungen.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1894.

INHALT.

Abhandlungen. Seite

INHALT.

Referate und Rezensionen. Seite

Seite

Miscellen.



Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XVI, Heft 1 u. 3.
Der Abhandlungen
erstes und zweites Heft.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1894.

Ausgegeben am 20. December 1893.

INHALT.

Abhandlungen.

Beilagen.



Ueber die Chronologie von Jean Rotrou's dramatischen Werken.

Die chronologische Anordnung der Stücke Rotrou's bietet die grössten Schwierigkeiten. Wissen wir doch so wenig über sein Leben und zugleich über die Theatergeschichte seiner Zeit! Und da auch eine andere, sonst oft ergiebige Quelle hier nur sehr spärlich fliesst — ich meine die Bemerkungen der Zeitgenossen über ihn und seine Werke — so sind wir in den meisten Fällen auf Vermutungen angewiesen. Zwar wenn man die Werke durchblättert, die sich mehr oder minder ausführlich mit dem Dichter beschäftigen, merkt man nichts von diesen Schwierigkeiten. Für jene scheint die Arbeit schon endgiltig besorgt zu sein. Fast alle haben gläubig die von den Brüdern Parfaict gegebenen Daten hingenommen. Die letzten Jahrzehnte haben indes das Ansehen dieser Historiker, besonders hinsichtlich ihrer Chronologie, bedenklich erschüttert. Man hat ihnen eine Anzahl folgenschwerer Irrtümer nachgewiesen[1]) und ist heute so weit gekommen, ihren Zahlen nur dann Glauben beizumessen, wenn sie sie durch Beweise unterstützen, oder wenn sie von anderer Seite Bestätigung erhalten. Mit vollem Rechte. Man weiss oft thatsächlich nicht, worauf ihre Angaben beruhen, ob sie Theaterarchive oder andere archivalische Sammlungen zur Verfügung hatten, oder, ob ihre Anordnung auf Schlüssen und Vermutungen basieren. Diese Zweifel quälen uns nirgends mehr, als bei den Dramen Rotrou's. Nachdem die Parfaict in den letzten Jahren auch hier mancherlei Fehler überführt worden sind,[2]) kann man sich ihnen gewiss nicht ohne weiteres anschliessen.

---

[1]) Ich erwähne in dieser Hinsicht, ausser Corneille, nur Hardy und Mairet. Vergl. E. Rigal's *Hardy* etc. (Paris 1889) und Vollmöller's *Romanische Forschungen* V. B p. 36—59.

[2]) Durch die von Jal (s. w. u.) veröffentlichten notariellen Akte war längst die Unrichtigkeit der Daten mehrerer Rotrou'schen Dramen bei Parfaict erwiesen, wenn auch Rotrou-Forscher bis auf die neueste Zeit die Angaben der „*Histoire du Théâtre français*“ wiederholten.

Nicht besser sind wir daran, wenn wir die anderen Compendien über das französische Theater zu Rate ziehen. Der von Fehlern wimmelnde Maupoint[1]) (1733), der fleissige und im allgemeinen zuverlässige Beauchamps[2]) und die dem Herzog von La Vallière zugeschriebene *Bibliothèque du Théatre français* geben fast immer nur die Zeit der ersten Drucke an. Andere wie Nicéron, Léris (2. Aug. 1763), die *Anecdotes dramatiques* (1775) (von Clement und de La Porte), das *Diction. dramat.* (von de La Porte und Chamfort) (1776), die von Le Prince und Baudrais herausgegebene *Petite Biblioth. des Théâtres* (1784 ff) II (p. 11 ff), die *Annales dram.* (1808—1812) u. a. beruhen, ob sie nun die Zeit des Druckes oder diejenige der Aufführung anführen, fast ausschliesslich auf Beauchamps oder Parfaict. Das Gleiche gilt auch von den „*Tablettes dramatiques*", dem ersten Werke des Chevalier de Mouhy über das französische Theater (gedr. 1752), das sich schon bei flüchtiger Betrachtung als ein aus Beauchamps und Parfaict zusammengestoppeltes alphabetisches Dramenverzeichnis mit wörtlich gestohlenen Notizen erweist. Trotz der beiden trefflichen Führer enthält es Schnitzer genug. Was Rotrou's Stücke betrifft, so stimmt es indes bezüglich der Aufführungsdaten mit wenigen Ausnahmen mit den Brüdern Parfaict und hinsichtlich der Druckzeiten mit Beauchamps überein. Anders verhält es sich mit des Chevaliers 1780 gedrucktem dreibändigen *Abrégé de l'Hist. du Théâtre français.* Mouhy weicht hierin sehr erheblich von den beiden Parfaict ab, zu deren direkten literarischen Nachfolger er sich mittelst Vertrags[3]) von 1767 zu machen gewusst hatte. Allein mit dem privilège jener verdienstvollen Forscher war nicht ihr Fleiss, nicht ihre Umsicht, nicht ihre Gewissenhaftigkeit auf den Rechtsnachfolger übergegangen. Das *Abrégé* ist fast ganz wertlos, es bekundet selbst den „*Tablettes*" gegenüber einen entschiedenen Rückschritt, nicht nur wegen der ungeheuren Anzahl von Druckfehlern und der vielen haarsträubenden Widersprüche,[4]) sondern

---

[1]) Bibliotheques des Theatres etc. Paris L. F. Prault 1733.

[2]) Recherches sur les Theatres de France. Paris Prault Père 1735. Es giebt 2 Ausgaben dieses Buches, die eine erschien in 4°, die andere in 8°; ich zitiere hier nach der letzteren.

[3]) Es ist bezeichnend für den Chevalier, dass er die „*Renonciation de M. Parfaict à son Privilège pour l'Histoire du Théâtre François*" dem *Avertissement* im 1. Bande seines Abrégé angefügt hat.

[4]) Hier nur einige Beispiele, welche Rotrou betreffen: Im II. Bande S. 303 wird „*l'Hypocondriaque*" richtig als Rotrou's erstes Stück bezeichnet, im I. Bande heisst er „*l'Hypocondre*" und „*c'est la troisième Pièce de cet illustre Tragique*"; „*la Bague de l'oubli*" wird I S. 56 als *jouée en 1728* (verdr. für 1628), *imprimée en 1735* (verdr. für 1635) und als „*seconde Pièce* angegeben, II S. 303 als das dritte; „*Cléagenor*" soll nach dem II. B. (l. c.) 1631 gedruckt und das zweite Stück sein, nach I S. 95/96 wurde es 1634 gedruckt; „*Diane*" figuriert im II. Band ruhig als das vierte Stück des

namentlich wegen der zahllosen rein aus der Luft gegriffenen Angaben. Ich werde daher auch das Abrégé ausser Betracht lassen, und zwar selbst dann, wenn ich mit ihm das eine oder andere Mal übereinstimmen sollte; denn nach der ganzen Arbeitsweise des Verfassers ist man zu der Vermutung berechtigt, dass eine selbständige richtige Angabe nicht das Resultat wirklicher Forschung, sondern das Werk des Zufalls ist. Dem Chevalier de Mouhy wird ferner noch das handschriftliche *Journal du Théâtre français* in der Bibliothèque nationale (f. fr. nos 9229—9235), ich weiss nicht auf welche Gründe hin, zugeschrieben.[1] Ich habe es nicht gesehen und weiss

---

Dichters, im I. Bande werden wir aber belehrt: „*Diane* . . . jouée 1635. Il est douteux qu'elle soit de ce vieux auteur"; im II. B. S. 306 liest man: On lui attribue encore plusieurs autres Pièces, entr'autres *Dom Alvare de Lune*, jouée, **dit on**, en 1647; mais je n'ai point d'autorités suffisantes pour les placer ici, I S. 142 heisst es: *Don Alvare d. L.* Tragédie de Rotrou donnée en 1647, imp. en 1648 in 4°; plaisante & singulièrement intriguée — nebenbei bemerkt hat noch Niemand das Stück gesehen, geschweige gelesen —. Wie gerne möchte man zur Entschuldigung des Verfassers anführen, dass er an Gedächtnisschwäche litt und dass er das, was im I. Bande steht, bei der Abfassung des II. eben nicht mehr wusste, wenn er sich nicht im II. Bande folgende Stückchen leistete: S. 304 führt er im ordre chronol. nach den *Menechmes* (1636) *le Viceroi de Naples* und *La Soeur* an, um sie dann auf der folgenden Seite an der richtigen Stelle zu wiederholen. — S. 305/6 liest man fast am Ende der Liste der Rotrouschen Stücke: „*Amarillis*, Pastorale en 5 actes, en vers, en 1655 in 4°". Geht man 6, sage sechs, Zeilen weiter, so findet man mit einem Male folgende verblüffende Bemerkung; „J'aurois pu ajouter à ce long état une Pastorale *d'Amarillis* de cet Ancien Poète mais il ne l'a pas mise au Théâtre".

[1]) Im Avertissement zum I. B. seines Abrégé erzählt de Mouhy, dass er auf Veranlassung des Grafen von Pont-de-Veyle „un corps complet de l'Histoire du Théâtre Franç." unter Benützung dessen reichhaltiger Bibliothek und mit dessen persönlicher Unterstützung unternommen habe. Diese Arbeit, an welche „M. de Pont-de-Veyle (oder Pont de Vesle) avoit eu la plus grande part" habe er (Mouhy) 1773, nachdem er sie in 7 Jahren vollendet habe, der Comédie (Française?), von der er „la communication de ses archives et de ses registres" erhalten, geschenkt. Die Arbeit, meinte er, hätte gedruckt „plus de dix volumes in 4° oder 20—25 in 8° umfassen müssen, doch wurde sie aus gewissen Gründen nicht gedruckt. Ist sie nun mit dem uns erhaltenen *Journal du Théâtre franç.* identisch? Dieses umfasst, wenn ich recht berichtet bin, 6 Bände; würden diese wirklich den von de Mouhy erwähnten Umfang von 10 gedruckten Bänden 4° ergeben? Was mir bisher Bedenken gegen die Autorschaft des Chevaliers einflösste, das waren die geringen Übereinstimmungen zwischen dem *Journal d. Th. fr.* — soweit ich aus anderen Werken Kenntnis davon erhalten — und dem *Abrégé*, sowie den *Tablettes*. Allein angesichts der Arbeitsweise de Mouhy's finde ich es nicht auffallend, ihn für den Verfasser eines dritten, gegebenen Falls sogar eines vierten Buches über das Théât. franç. zu halten, welches sich von den anderen Werken in jeder Beziehung weit entfernt. Falls das *Journal d. Th. franç.* wirklich mit der von de Mouhy im *Avertissement* erwähnten Handschrift identisch wäre, so dürfte noch unbekannt sein, dass Pont-de-Veyle einen grossen Anteil daran gehabt hat.

nur aus Chardon[1]) (S. 19), dass es auch mit den Parfaict nicht übereinstimmt. Bei der Geringschätzung, die ihm die französischen Litteraturhistoriker zu teil werden lassen, insbesondere nach der vernichtenden Kritik, die E. Rigal[2]) an ihm geübt hat, brauche ich es wohl kaum zu bedauern, dass es mir nicht vorgelegen hat.

Kein besseres Schicksal verdienen die Daten der sonst verdienstvollen ältesten Biographen Rotrou's, des Abbé Brillon und des Dom Liron, die aus einem Mémoire von Rotrou's Bruder, Pierre Rotrou de Saudreville, schöpften. Ihre Angaben scheinen sich auf die Drucke zu beziehen, denn Dom Liron's Worte — Brillon's *notice* lag mir nicht vor, so viel ich aber erfahren konnte, stimmt Dom Liron mit ihm überein — lassen eine andere Auffassung nicht wohl zu. Dom Liron sagt nämlich S. 336 ff.: „Voici le Catalogue des Pièces de Théâtre de Rotrou, qui sont venues à ma connaissance, selon le tems qu'il les a publiées." Doch ob nun die Druck- oder die Aufführungszeiten gemeint sind, sie sind in beiden Fällen fast alle unzutreffend. Sowohl die Reihenfolge als die Daten der angegebenen 29 bezw. 30 Stücke beweisen zur Genüge, dass beide Historiker kaum ein Drama Rotrou's, geschweige alle 30 in der Hand gehabt haben. Mit 2—3 Ausnahmen ist keine Zahl richtig, und selbst die Dedikationen sind mehrere Male unrichtig angegeben.

Ich bin also gezwungen, auf Grund des gesamten biographischen und bibliographichen Materials die ganze Arbeit von vorn zu beginnen. Der Übersichtlichkeit halber will ich indes zuerst die chronologische Liste der Brüder Parfaict hier anführen; ich füge gleich die Druckzeiten bei.

	Titel der Stücke	Zeit	
		der Aufführung	des Drucks
1.	L'Hypocondriaque ou le Mort Amoureux	1628	1631
2.	La Bague de l'Oubly	1628	1635
3.	Cleagenor et Doristée	1630	1634[3])
4.	La Diane	1630	1635
5.	Les Occasions perdues	1631	1635[4])
6.	L'Heureuse Constance	1631	1636
7.	Les Menechmes	1632	1636
8.	Hercule Mourant	1632	1636

[1]) *La Vie de Rotrou mieux connue* etc. Le Mans und Paris 1884.

[2]) *Alex. Hardy* etc. S. 688 ff.

[3]) Unter dem Namen *La Doristée* erschien das Stück mit der Jahreszahl 1635.

[4]) Beauchamps *Recherches* II p. 108 gibt das Jahr 1636 an, die Königl. Bibl. zu Berlin besitzt eine Ausgabe mit der Jahreszahl 1635.

	Titel der Stücke	Zeit	
		der Aufführung	des Drucks
9.	La Celimene	1633	1636[1])
10.	L'Heureux Naufrage	1634	1637[2])
11.	La Celiane	1634	1637
12.	La Belle Aphrede	1634	1639
13.	La Pelerine Amoureuse	1634	1637
14.	Le Filandre	1635	1637
15.	Agesilan de Colchos	1635	1637
16.	L'Innocente Infidelité	1635	1637
17.	La Clorinde	1636	1637
18.	Amelie	1636	1638
19.	Les Sosies	1636	1638
20.	Les deux Pucelles	1636	1639
21.	Laure persécutée	1637	1639
22.	Antigone	1638	1639
23.	Les Captifs de Plaute ou les Esclaves	1638	1640
24.	Crisante	1639	1640
25.	Iphigenie en Aulide	1640	1641
26.	Clarice ou L'Amour Constant	1641	1643
27.	Le Belissaire	1643	1644
28.	Celie ou le Viceroy de Naples	1645	1646
29.	La Soeur	1645	1647
30.	Le Véritable Saint Genest	1646	1647
31.	Dom Bernard de Cabrere	1647	1647
32.	Venceslas	1647	1648
33.	Cosroes	1648	1649
34.	La Florimonde	1649	1655
35.	Dom Lope de Cardonne	1649	1652

Meine Hilfsmittel sind in erster Linie die Originaldrucke der Rotrou'schen Dramen und zwar sowohl durch ihre Dedikationsschreiben, als durch ihre Druckerlaubnisse (privilèges) und durch die Daten der zum ersten Male abgeschlossenen Drucke (achevé d'imprimer pour la première fois). Doch erfahren wir hierdurch noch nicht die genaue Entstehungszeit des Stückes, sondern nur den äussersten Grenzpunkt, über welchen jenes nicht hinausgeschoben werden kann. Zwischen der Zeit des Druckes und der Abfassungs-

[1]) Beauchamps kennt nur eine Ausgabe von 1637, aber die Kgl. Bibliothek zu Berlin, die Biblioth. Nation. zu Paris besitzen eine von 1636.

[2]) Die Königl. Biblioth. zu Berlin und die Biblioth. Nationale zu Paris besitzen Exemplare einer Ausg. von 1638, Beauchamps gibt die von 1637 an.

zeit eines Dramas lag ein grösserer oder kleinerer Zeitraum. Rotrou schrieb, wie alle Dichter jener Zeit, seine Dramen für die Bühne, und seine Manuscripte wanderten erst dann zum Buchhändler, wenn sie auf der Bühne ausgenützt waren und zu fürchten stand, dass unrechtmässige Drucke davon veranstaltet würden. Je erfolgreicher ein Stück auf den Brettern war, desto länger suchte es die Truppe, welche es aufführte, ausschliesslich für sich zu behalten — denn durch den Druck wurde es Gemeingut Aller — desto später trat es also ans Licht. Fiel ein Stück bei der Aufführung durch, so versuchte es der Dichter, vom Theaterpublicum ans Lesepublicum zu appellieren, er liess das Stück rasch drucken. So wurde Corneille's *Clitandre*, der wenig Beifall auf dem Theater gefunden, noch im Jahre der Aufführung (1632)[1]) und zwar nur wenige Wochen nach derselben, wie es scheint, einem Buchhändler übergeben — das Druckprivileg ist vom 8. März und das achevé d'imprimer vom 20. März 1632 — während die mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommene *Melite* 1629 oder richtiger 1630[2]) gespielt und erst 1633 gedruckt wurde. Mairet's *Sylvie* 1626, entstanden, entzückte auf der Bühne und wurde erst 1628 und da nur auf's Drängen von Freunden[3]), gedruckt, während die frühestens im Spätsommer 1630 aufgeführte *Silvanire*[4]) durchfiel und schon Anfangs 1631 zum Buchhändler wanderte. Indes ist bei Anwendung dieser Regel ganz besondere Vorsicht am Platze. Sie ist nur so, wie oben vorgetragen, nicht umgestürzt richtig. Es lässt sich wohl sagen: das Stück fiel durch, darum wurde es schnell gedruckt, aber nicht: das Stück wurde nach der Aufführung rasch gedruckt, folglich fiel es durch. Bei der Verzögerung oder Beschleunigung des Druckes können noch gar viele andere Motive als der Erfolg oder Misserfolg eines Stückes mitgesprochen haben. Der Verfasser wollte einem einflussreichen Grossen den Hof machen und er nahm rasch das Drama, das er eben zur Verfügung hatte, um es drucken zu lassen. Er schämte sich einer Arbeit, über deren Niveau er sich jäh erhoben hatte und er liess sie, trotz ihres Erfolges, lange ungedruckt liegen. Selbst

---

[1]) So die Ansicht der Parfaict, adoptiert von Marty-Laveaux u. A. Dagegen nimmt U. Meier (Ztschr. f. nfr. Spr. u. Litt. Jahrg. 1885 p. 129/30) meines Erachtens mit Unrecht, eine frühere Aufführungszeit (1631) an.

[2]) Ich glaube, dass 1630 die richtigere Zahl ist. Einmal liegt — wenn man 1629 gelten lässt — zwischen Corneille's erstem und zweitem Stück ein zu grosser Zeitraum, dann halte ich es für undenkbar, dass *Melite*, Ende 1629, wo die politischen Verhältnisse dem Theater ungünstig waren — der Krieg gegen Oberitalien stand im Vordergrunde des Interesses — zur Aufführung gekommen. Doch hiervon an anderer Stelle mehr.

[3]) Mairet sagt in der Vorrede zur ed. princ. folgendes: „ce Livre que la curiosité de mes amis fait voir au jour malgré moy.

[4]) Die Aufführungszeit dieses Stückes fällt kurz vor *Melite*.

Charakter und Vermögensverhältnisse der Dichter kommen in Betracht. Wir werden also von obigem Satze nur dann Gebrauch machen, wenn uns von einem Stücke Rotrou's die Zeit der Entstehung und Aufführung unbekannt, aber das Faktum bekannt ist, dass es geringen Erfolg auf der Bühne gehabt hat. Wir halten uns in diesem Falle oft für berechtigt, die Zeit seiner Aufführung kurz vor die seines Druckes zu setzen.

Ein chronologisches Hilfsmittel, dem bei den italienischen, englischen und namentlich bei den spanischen Dramen eine ziemlich wichtige Rolle zufällt, ich meine die historische Anspielung, ist bei Rotrou wenig von Belang. Liebte er sie nicht, oder verstehen wir sie nicht mehr?

Wichtiger ist ein anderes Moment. Rotrou regte sowohl andere zeitgenössische Dichter zur Nachahmung an, als er selbst wiederum von ihnen Anregung empfing. Bei aufmerksamer Beobachtung dieser Thatsachen lässt sich die Entstehungszeit einzelner Dramen entweder nach der einen oder anderen Seite hin enger begrenzen.[1]) Doch muss hier natürlich sehr behutsam verfahren werden, weil ja oft schwer zu erkennen ist, wer der Nachgeahmte und wer der Nachahmer ist.

Dem Forscherfleisse A. Jal's verdanken wir die Entdeckung zweier notarieller Akte, welche die Aufführungszeit mehrerer Dramen Rotrou's präcisieren. Hierüber weiter unten Näheres.

Im übrigen können zur genaueren Datierung der Stücke nur noch gelegentliche Bemerkungen in den Dedikationsschreiben des Dichters und die Vorreden einzelner seiner Zeit- und Kunstgenossen, sowie andere scheinbar unbedeutende Notizen und Momente führen.

Nehmen wir nun die einzelnen Stücke her, so stossen wir gleich beim ersten Schritt auf Schwierigkeiten. Das erste Bühnenspiel, das Rotrou zur Aufführung brachte, ist die Tragi-comédie

L'Hypocondriaque ou le Mort Amoureux.

Das Stück kam erst 1631[2]) zum Druck und auch das *privilège* ist vom 8. März 1631 datiert. Die Brüder Parfaict setzen aber doch die Aufführungszeit in das Jahr 1628. Auf das gleiche Datum kommt man freilich, wenn man eine Stelle in des Dichters Vorrede

---

[1]) Leider haben mir nur wenige Stücke der minder bekannten Zeitgenossen Rotrou's zur Verfügung gestanden, ich hätte andernfalls gewiss noch bei manchem Drama des Dichters von Dreux genauere Zeitangaben machen können.

[2]) Paris Toussaints du Bray. 8°. Die von der *Bibl. du Th. franç.* II p. 154 und von der *Petite Bibl. du Th. fr.* II. p. 11 genannte Ausg. Paris Toussaints Quinet 1631 8° beruht wohl auf einer durch die gleichen Vornamen hervorgerufene Verwechslung.

zu seinem zweiten Drama *La Bague de l'Oubly* beachtet. Ich führe die ganze Vorrede, da sie charakteristisch für den Dichter und zugleich kurz ist, hier an:

Au Lecteur.

Je n'ay pas si peu de coignoissance de mes ouvrages que de te donner celuy-cy pour une bonne chose. C'est la seconde pièce qui est sortie de mes mains & les vers dont je l'ay traictée n'ont pas cette pureté que depuis six ans la lecture, la conversation et l'exercice m'ont acquise. Si elle peut se vanter de quelque éclat, elle l'a pris au théatre. Et en effet, je croy que la beauté du subject y a contenté jusqu'aux Allemands. Je ne l'aurois pas toutefois, sur cette créance, hazardée à ta censure, si je n'avois appris que tous les Comediens de la Campagne en ont des copies & que beaucoup se sont vantés qu'ils en obligeroient un Imprimeur. L'exemple de Cléagenor m'a fait les prévenir: & ie te donne ce que tu tiendrois tousiours d'un autre. Comme ce présent est forcé, ie ne veux point que tu m'en sois obligé; & ie te veux seulement auertir, que c'est une pure traduction de l'autheur Espagnol de Vega. Si quelque chose t'y plaît, donnes-en la gloire à ce grand esprit & les defauts que tu y trouueras que l'âge ou j'étois quand ie l'entrepris te les fasse excuser.

Da das privilège des *Bague de l'Oubly* vom 3 juillet 1634 und das achevé d'imprimer vom 18 janvier 1635 datiert ist, so darf man die Abfassungszeit dieser Vorrede wohl in das Jahr 1634 setzen. Rechnet man sechs Jahre zurück, so ergibt sich für die Entstehungszeit von „*la seconde pièce*" das Datum 1628; später lässt sich dann selbstverständlich auch das erste Stück nicht setzen. Die Sache wäre glatt, wenn Rotrou nicht am Schlusse des langatmigen *Argument*, das er seinem *Hypocondriaque* voranstellte, folgendes über seine Erstlingsarbeit gesagt hätte: „Si les censeurs y trouuent des deffauts ils doiuent estre satisfaits par ce mot: Il y a d'excellents poètes mais non pas à l'aage de vingt ans". Rotrou ist im Juni 1609 geboren, somit wäre — falls er bei der Abfassung des *Hypocondriaque* wirklich 20 Jahre alt gewesen — nicht 1628, sondern 1629 als Entstehungszeit zu betrachten. Wie soll man diesen Widerspruch lösen? Dom Liron (*Singularités* I p. 329) sagt von unserem Stücke: . . . l'Hypocondriaque ou l'Amoureux mort (sic!) qui fut représentée à l'Hotel de Bourgogne avec plus de succés que l'Auteur n'avait esperé, car il n'avoit pas encore vingt ans. Leclerc sagt in der dem *Dictionn. de la langue franç.* de Pierre Richelet vorhergehenden *Biblioth. du Richelet* vom *Hypocondriaque* (p. C V): „L'approbation qu'elle eut du public dans l'espace de près de deux années, pendant lesquelles elle fut réïtérée plusieurs fois, encouragea

l'Auteur et il la fit imprimer en 1630". Die Angaben der beiden Biographen sprechen, wie man sieht, also auch für das Jahr 1628. Aber beachtet man, wie Leclerc gleich Dom Liron (s. o.) den Druck des *Hypoc.* fälschlich in das Jahr 1630 (statt 1631) setzt, so wird man nicht geneigt sein, diesem wie jenem viel Glauben beizumessen, wo es sich um ein Datum handelt.

Wenn man die Zeitgenossen zur Entscheidung in der Sache anruft, so erhält man nur von Jean Mairet, eine und zwar sehr unbestimmte Antwort, auf welche gleichwohl die Brüder Parfaict u. A. ein sehr grosses Gewicht legen. Schon der Vollständigkeit halber muss ich das wichtige Dokument anführen. Es ist eine Stelle in Mairet's bekannter *Epistre comique,* welche folgendermassen lautet: „si mes premiers ouurages ne furent gueres bons, au moins ne peut-on nier qu'ils n'aient esté l'heureuse semence de beaucoup d'autres meilleurs, produits par les fecondes plumes de Messieurs de Rotrou, de Scudéry, Corneille et du Ryer que ie nomme icy suiuant l'ordre du temps qu'ils ont commencé d'escrire après moy. Auf diesen Satz stützen die Parfaict (IV, 462) nichts Geringeres als ihre Angaben über das erste Auftreten der Dichter Rotrou, Scudéry, Corneille und Du Ryer. Ich glaube, dass sie den Wert der Stelle überschätzen. Mairet's Angabe bietet keine völlige Sicherheit. Er setzt Du Ryer zuletzt, während dieser, wie Beauchamps, die *Bibliotheque du Théatre français* u. a. uns berichten, schon 1618 eine Tragi-comédie *Aretaphile,* und 1622[1]) eine Tragicomédie *Clitophon et Leucippe* geschrieben und aufführen habe lassen, also mehrere Jahre vor Mairet — der seine Bühnenthätigkeit erst 1625 begann — aufgetreten war. Mairet's Reihenfolge wäre selbst dann noch anzufechten, wenn *Aretaphile* und *Clitophon* wirklich, wie in der *Hist. du Théât. franç.* (IV p. 538 n.) behauptet wird, nicht gespielt worden und als unreife Jugendarbeiten unbekannt geblieben wären; denn das privilège seiner im Jahre 1630 gedruckten *Argenis et Poliarque ou Théocrine* (première journée) ist vom 22. février datiert, und man darf wohl annehmen, dass das Stück bei dem ungeheuren Beifall, den seine Quelle — der bekannte Roman Barclay's — fand, selbst beifällig aufgenommen worden war; bietet es doch, was ganz dem damaligen Geschmack entsprach, eine Fülle von Ereignissen, und durfte doch der Verfasser gleich im folgenden Jahre einen zweiten Teil (deuxième journée) (gedr. 1631) erscheinen lassen; daher muss die Entstehung der première journée mindestens bis zum Anfang von 1629, wenn nicht gar bis Ende 1628 zurück-

[1]) Dieses Datum finden wir bei Beauchamps (II p. 79) und in der *Bibl. du Th. fr.* I p. 495; der Catalogue de la Biblioth. de La Valliere (P. 1783) No. 3417 und Fournier *(Th. franç. au 16. et 17. siecle* II p. 69) geben 1632 an.

verschoben werden, wo Scudéry und Corneille gewiss noch nicht debutiert hatten. Zum Überfluss erfahren wir noch, dass *Aretaphile* und *Clitophon* wirklich gespielt worden. Das wichtige *Memoire Mahelot*, von welchem uns E. Rigal in seiner hochverdienstlichen Arbeit über A. Hardy zuerst erschöpfende Mitteilungen gemacht, enthält die Decorationen der beiden Stücke, somit steht es ausser Zweifel, dass sie im Hotel de Bourgogne zur Aufführung gekommen sind. Befindet sich also Mairet bezüglich Du Ryer's im Irrtum, wer steht uns dafür, dass er bei Corneille und Scudéry besser unterrichtet ist? In der That ist das Debüt des ersteren noch nicht mit aller Sicherheit ermittelt, einige setzen es in den Anfang des Winters von 1629, andere ein Jahr später. Was Scudéry betrifft, so verfasste er, wie er selbst in der Vorrede zu seinem *Arminius* (1643) sagt, sein Erstlingswerk „en sortant du Regiment des Gardes". Aus seiner *Ode au Roy* (in den *Poésies diverses,* die dem *Trompeur puny* (1635) angehängt sind) geht hervor, dass er sich an dem Feldzuge Ludwigs XIII. nach Oberitalien (wegen der Mantuanischen Erbfolge) beteiligte. Er wird beim Heere verblieben sein, als sich dieses gegen die Reformierten im Süden Frankreichs wandte. Vor Juli und August 1629 war er dann gewiss nicht in Paris. Hat er alsdann seinen *Ligdamon* geschrieben, oder befand er sich auch bei dem Heere, das Richelieu selbst Ende Dezember 1629 gegen die Feinde in Oberitalien führte? Hierüber wären noch Nachforschungen anzustellen. So viel aber steht fest, Mairet's Notiz bietet vorerst keine zuverlässige Basis zu chronologischen Aufstellungen.

Ich glaube daher am richtigsten zu verfahren, wenn ich mich an Rotrou selbst halte, und da scheint mir seine Bemerkung in der Vorrede zum *Bague de l'Oubly* den Vorzug vor derjenigen im Argument des *Hypoc.* zu verdienen. Wenn Rotrou sich hier als Zwanzigjährigen bezeichnete, so geschah es gewiss, um eine runde Zahl anzugeben. Was lag daran, wenn er sich etwas älter machte? Ist man minder nachsichtig gegen einen Zwanzigjährigen als gegen einen Neunzehnjährigen? Rotrou war nicht eitel, er war — ich übertreibe nicht — vielleicht der bescheidenste Dichter seiner Zeit. Wer das bezweifelt, der lese nochmals die oben citierte Vorrede zum *Bague de l'Oubly*, der lese seine Vorreden zu anderen Stücken, besonders noch die zur *Clarice,* der beachte den Umstand, dass, während er selbst lobende Verse für die Dramen fast aller Dichter oder Dichterlinge seiner Zeit hatte, sich vor seinen Stücken kein einziges, wenigstens kein unterzeichnetes Lobesgedicht seitens Jener als Gegengabe befindet. Ein Mairet mochte, um als frühreifes Genie zu gelten, sich um 6 Jahre jünger machen, dem bescheidenen Rotrou kam es nicht darauf an, für einige Monate oder selbst für ein Jahr älter zu gelten. Als er, fast 22 Jahre alt, seinen *Hypocondriaque* zum Druck

brachte, fiel es ihm gewiss nicht ein, nachzurechnen, ob er $19^1/_2$ oder 20 Jahre bei der Abfassung desselben gewesen. Ich knüpfe hieran eine Vermutung, die aber nichts weiter als eine Vermutung sein soll. Dom Liron berichtet, wie wir oben sahen, dass *l'Hypocondriaque* im Hotel de Bourgogne (zuerst) aufgeführt worden. Der Umstand, dass wir kurze Zeit darnach den Dichter dauernd im Solde der Truppe des Hotel de Bourgogne finden, beweist, dass er nicht mit den Comédiens du prince d'Orange (der späteren Truppe du Marais, die vor Sept. 1628 auch im Hotel de Bourgogne Vorstellungen gegegeben), sondern mit den Comédiens du roi angeknüpft hatte, wie sich denn im Manuscript „*Mahelot*", das letzterer Truppe gehörte, die Decorationsangaben zu Rotrou's ältesten Stücken befinden. Nun bezogen aber die Comédiens du roi nach mehrjähriger Unterbrechung auf Grund eines am 30. Sept. 1628 mit den Confrères de la Passion abgeschlossenen Vertrags von neuem das Hotel de Bourgogne.[1]) Bald nach Wiederaufnahme ihrer Darstellungen daselbst mögen sie Rotrou's Erstlingsstück aufgeführt haben, dem sie — wahrscheinlich kurz vor Jahresschluss 1628 — Rotrou's zweites Stück

La Bague de l'Oubly

folgen liessen; nach Rotrous Angabe fällt dieses ja noch in das Jahr 1628. Es bietet keine Schwierigkeit, zwischen beiden Dichtungen einen kurzen Zeitraum anzunehmen, sagt doch Dom Liron (l. c.): „Rotrou fit une autre Comédie sous le titre de *la Bague de l'oubli* & la composa en très peu de temps." Es verdient dies um so mehr Glauben, als die Arbeit nur eine freie Uebersetzung oder richtiger Bearbeitung des *Sortixa del Olvido* Lope de Vega's (gedr. 1619) ist und einem Dichter von der schnellen Arbeitsweise Rotrou's nicht viel Zeit kosten konnte. Aus dem Drucke kam das Lustspiel — das erste, das nachweislich in Frankreich einem spanischen Autor nachgeahmt ist — wie wir oben sahen, erst im Januar 1635.

Bot uns schon die chronologische Feststellung der ersten beiden Stücke Schwierigkeiten, so kommen wir geradezu in Verlegenheit, wenn wir einen Schritt weiter gehen. Welches war das dritte Stück Rotrou's? Wann wurde es aufgeführt? Auf diese Fragen lässt sich keine durch irgend ein Beweismittel unterstützte Antwort geben. Die Brüder Parfaict waren allerdings rasch mit den Schwierigkeiten fertig, sie liessen als drittes Drama *Cleagenor et Doristée*, als viertes

[1]) Vergl. E. Rigal's treffliche Arbeit „*Esquisse d'une Histoire des Théâtres de Paris* etc." Paris 1887. p. 62.

Diane, deren Privilegien noch in das Jahr 1634 zurückgehen, folgen und setzen die Aufführungszeit beider in das Jahr 1630, dann folgen bei ihnen als 5. bezw. 6. Stück *Les Occasions perdues* und *l'Heureuse Constance,* deren Privilegien auf 1635 fallen und welche sie im Jahr 1631 aufgeführt wissen wollen; *Les Menechmes* und *Hercule Mourant* haben eine vom 30. April 1635 datierte Druckerlaubnis; sie sind, als 7. und 8. Drama, 1632 entstanden u. s. w. Ich kann bei dieser chronologischen Anordnung keinen anderen Verteilungsgrund finden, als den, dass unsere Historiker von den Daten der *privilèges* immer etwa 3—4 Jahre bei den älteren, 2—3 Jahre bei den mittleren und 1—2 Jahre bei den letzten Stücken des Dichters zurückrechnen. Man braucht wohl nicht viel Worte darüber zu verlieren, dass diese ganze Anordnung völlig in der Luft schwebt.

Auch mir bleibt nichts anderes übrig, als von den Drucken auszugehen, ich werde mich aber wohl hüten, ein Stück schon deshalb früher zu setzen, weil sein privilège oder sein achevé d'imprimer früher als dasjenige eines anderen datiert ist; ich werde mich noch mehr hüten, irgend ein bestimmtes Aufführungsjahr festzusetzen, wenn sich hierfür keine näheren Anhaltspunkte ergeben.

Sieht man z. B. nur auf das achevé d'imprimer, so muss man *Cleagenor et Doristée* als das zweite Rotrou'sche Drama bezeichnen, denn es kam bereits am 1. August 1634, also fast ein halbes Jahr früher als *La Bague de l'Oubly* aus dem Druck. Sieht man aber auf das privilège, so kommt ihm nur die vierte Stelle zu, da sein privilège vom 28. juillet 1634 datiert ist, während den dritten Platz *Diane*, deren Privileg, gleich dem des *Bague de l'Oubly,* am 3. juillet 1634 ausgestellt worden einnimmt. Doch ob man nun das eine oder das andere Stück als das frühere betrachtet, beide sind ohne Zweifel, abgesehen von den beiden bereits erledigten Erstlingsarbeiten, dem Drucke nach die ältesten. Wann dürfen wir ihre Aufführungszeiten setzen? Um hierauf eine Antwort zu finden, müssen wir, wie wir es schon bei den Erstlingsdramen des Dichters erfolgreich gethan haben, die Vorreden und Dedikationen der Dramen und die Biographen des Dichters befragen.

Von *Cleagenor et Doristée* giebt es zwei Ausgaben; die eine erschien, wie erwähnt, 1634 und zwar bei Sommaville zu Paris, in ihr fehlt der Name des Verfassers; die zweite erschien unter dem Titel *La Doristée* mit der Jahreszahl 1635 bei T. Quinet, trägt Rotrou's Namen und von ihm sowohl eine Dedikation als ein *avertissement au lecteur.* In letzterem sagt Rotrou von seinem Stücke zu unserer nicht geringen Überraschung: „cette cadette de trente soeurs fera envie aux autres de la suiure, si elle est traictée favorablement". Sonach wäre Doristée nicht das 3., nicht das 4., sondern — die Erstlingsdramen mitgezählt — das 32., das aus seiner

Feder hervorgegangen ist? Die Brüder Parfaict, welche diese Stelle, sowie alle Vorreden und Dedikationen Rotrou's recht wohl kannten, da sie dieselben meist selbst citierten, helfen sich hier leicht darüber hinweg. Sie sagen (IV p. 487): „Apparemment que Rotrou avait disposé les plans de vingt neuf-autres Poëmes Dramatiques, avant de donner celui-ci, qui n'est que le troisième, qui parut au Théâtre.“ Eine derartige Erklärung ist meines Erachtens durchaus unbefriedigend. Rotrou ist meilenweit von jeder Aufschneiderei entfernt; wenn er nicht wirklich die Stücke vollendet, sondern nur die Entwürfe dazu gemacht hätte, so würde er bei seiner bescheidenen Weise sicherlich nichts davon erwähnt haben. Rotrou hatte noch 29 oder — falls er die Zahl 30 nur der Abrundung wegen gebraucht haben sollte — unter allen Umständen noch eine sehr grosse Zahl von Stücken fertig, als er Ende 1634 oder Anfangs 1635 jene Worte schrieb. Wo sind jene, und warum liess er gerade die *„soeur cadette“* zuerst ercheinen? Um einiges Licht in die Sache zu bringen, ist es nötig, die Biographie des Dichters über jene Zeit zu Rate zu ziehen. Leider ist sie gerade hier voll der empfindlichsten Lücken. Suchen wir indes die wenigen Nachrichten so viel als möglich auszubeuten. Am 30. October 1632 schrieb Chapelain an Rotrou's Landsmann, Godeau, einen Brief, worin sich folgende schon viel citierte Stelle[1]) befindet:

> Le comte de Fiesque m'a amené Rotrou et son Mecène. Je suis marri qu'un garçon d'un si beau naturel ait pris une servitude si honteuse, et il ne tiendra pas à moy que nous ne l'en affranchissions bientost. Il a employé vostre nom outre l'authorité de son Introducteur, pour se rendre considérable, dit-il, auprès de ma personne. Mandés moy si vous prenés part dans l'assistance et les offices qu'il attend de moy et à quoy je me suis résolu.

Nach einer geistreichen Vermutung M. Guizot's[2]) soll die *servitude honteuse* darin bestanden haben, dass Rotrou, gleich Hardy, als dramatischer Dichter im Solde einer Schauspielertruppe gewesen. Eine Stelle in einer mehrfach genannten eigentümlichen satirischen Dichtung Gaillard's[3]) scheint diese Annahme zu bestätigen, ich führe sie hier an:

---

[1]) Camusat *Melanges de litt.* 1726 p. 4, Guizot *Corneille et son temps* (Par. 1866 p. 366), Jarry *Essai s. l. oeuvr. dram. de Jean Rotrou* p. 11, Person *Hist. du Venceslas* (1882) p. 134, Chardon *La Vie de J. Rotrou* p. 39, E. Rigal *Alexandre Hardy* etc. p. 38 u. A.

[2]) *Corneille et son temps* l. c.

[3]) In den *Oeuvres mélées* d'Ant. Gaillard. Paris 1634. Das Buch ist ohne Privileg, aber es finden sich Briefe darin, die aus der Mitte des Jahres 1634 datiert sind.

Corneille est excellent, mais il vend ses ouvrages
Rotrou fait bien les vers, mais il est poète à gages.

Wie Chardon richtig bemerkt, lässt auch eine Mitteilung Dom Liron's das Gleiche zwischen den Zeilen lesen. Die Stelle lautet:

L'applaudissement qu'on donnoit à ses Ouvrages, son penchant & les prières que les Comédiens lui faisoient de continuer un travail qui leur étoit aussi utile qu' honorable à l'Auteur, le déterminerent à chercher des sujets dans les anciens Poètes Grecs, Latins, Italiens & Espagnols, qui, pussent lui conserver dans le Public la réputation qu'il s'étoit acquise.

Wann begann diese „*servitude honteuse*"? Chardon nimmt an, nach dem Tode A. Hardy's und als dessen Nachfolger. Nachdem die meisten Stücke Rotrou's älteren Datums in der That von den „*comédiens du Roi*", Hardy's Truppe, aufgeführt worden, hat diese Annahme viel Bestechendes. Hardy lebte aber noch im September 1631 und ist entweder Ende 1631 oder im Laufe des Jahres 1632, wo seine Wittwe gegen die Schauspieler des Hotel de Bourgogne klagend auftrat,[1]) gestorben. Darf man Guizot's Vermutung wirklich als völlig begründet erachten,[2]) so würde sie allerdings manche auffallende Erscheinung im Schaffen und Treiben des Dichters erklären. Als Dramenlieferant einer Truppe durfte Rotrou seine Stücke nicht veröffentlichen, daher liess er seit dem Drucke des *Hypocondriaque* bis Ende 1634, wo sich das Verhältnis mit den Schauspielern wieder löste, nichts mehr erscheinen. Die Schauspieler, durch Hardy's Beispiel an schnelle Schaffensweise gewöhnt, spornten Rotrou zur Massenproduktion an und daher erklärt es sich leicht, dass er Ende 1634 schon mehr als 30 Stücke geschrieben hatte.

Welches war aber die Thätigkeit Rotrou's in den der „*servitude honteuse*" vorhergehenden Jahren 1629—31? Setzte er während dieser Zeit seine in der letzten Hälfte von 1628 erfolgreich begonnene dramatische Beschäftigung fort? Sind ein Teil der „*trente soeurs*" schon damals über die Bretter gegangen? Hierüber lassen

---

[1]) Parfaict IV, 4: il n'étoit plus en 1632 puisqu'on trouve, un plaidoyé composé cette année pour sa Veuve au sujet du procès qu'elle avoit intenté, contre les Comédiens etc. Schade, dass die Historiker des frz. Theaters nicht das genaue Datum dieses plaidoyé angaben.

[2]) Dom Liron erzählt (o. c.), dass „Le Comte de Soissons — dem R. seinen *Hypoc.* gewidmet hatte — l'obligeoit souvent à travailler à de petits Ouvrages en vers . . . et il les retenoit pour en faire l'usage qui lui plaisoit". Man könnte versucht sein, die *servitude honteuse* auf dieses Verhältnis zu deuten und R. als poète à gages eines grossen Herrn betrachten. Allein worin läge nach damaligen Anschauungen das Schimpfliche?

sich höchstens Vermutungen aufstellen. Ich lasse eine an dieser Stelle folgen, die so lange bestehen mag, bis sie durch eine bessere verdrängt wird. In einem unten noch zu besprechenden notariellen Act vom 11. März 1636 wird „noble homme Mr. Jean de Rotrou" als „aduocat en la cour de parlement" bezeichnet. Wann hat Rotrou seine juristischen Studien betrieben? Doch gewiss im Alter von circa 19—22 Jahren und dies ergibt gerade die Zeit von Anfangs 1629 bis Ende 1631. Es mag sein, dass R. kein juristisches lumen gewesen, dass er mehr vor und hinter den Coulissen des Hotel de Bourgogne als beim Corpus juris verweilt hat, aber ohne juristische Studien hätte er weder „aduocat" werden, noch später das Amt eines „lieutenant particulier et civil et criminel" bekleiden können. Dazu kommt noch eine Erwägung: Rotrou war kein Kopfhänger. Paris und der Hof verlockten schon damals manchen feurigen Jüngling von 19—22 und von noch mehr Jahren sich den Vergnügungen und namentlich schönen Augen mehr zu widmen als für seine edle Zeit und noch wichtigere Dinge gut war. Rotrou's erste lyrische Ergüsse lassen uns in dieser Hinsicht tief blicken. Schon war er auch — was wir aus der gleichen Quelle wissen — mit adeligen Herren des Hofes bekannt, an deren Zerstreuungen er teil nahm. Und so dürften, alles in allem betrachtet, die Jahre 1629—31 kaum viel neue Dramen seitens unseres Dichters zu Tage gefördert haben. Dass er aber insbesondere *Diane* und *Cléagenor* in jener Zeit nicht schrieb, lässt sich mit ziemlicher Gewissheit beweisen. Zu diesem Behufe müssen wir abermals auf die Biographie des Dichters zurückgreifen. Wir sahen oben Chapelain von der Absicht durchdrungen, den jugendlichen Dramatiker von der *„servitude honteuse"* zu befreien; allein seine Bemühungen müssen nicht gleich von Erfolg gekrönt worden sein; denn es vergingen noch zwei volle Jahre, ehe Rotrou das Joch, das er übrigens nicht zu schwer empfunden zu haben scheint, definitiv abwerfen konnte. Wer oder was führte seine Befreiung herbei? Ohne Zweifel die thätige Gönnerschaft mächtiger Persönlichkeiten, die ihm entweder Pensionen sicherten oder Aufnahme bei sich gewährten. Zu den letzteren gehörten der Graf von Fiesque und der Graf von Belin. Jenen kannte Rotrou, wie wir sehen, bereits im Oktober 1632, aber allem Anschein nach noch nicht lange; letzteren wird er noch später, vielleicht erst durch Vermittlung Chapelain's und im nächsten Jahre (1633) kennen gelernt haben. Zu den Gönnern der ersten Art zählte, wie wir weiter unten sehen werden, der Cardinal Richelieu. Wem bezeugte der Dichter, als er sich endlich frei und gegen Not gesichert fühlte, öffentlich seine Dankbarkeit? Zuerst dem mächtigen Lenker der Geschicke Frankreichs, zu dessen Preis er eine lange Ode dichtete, aber dann den Grafen von Fiesque und von Belin, jenem indem er ihm *„Diane"*,

diesem indem er ihm *Cleagenor* und später *les Menechmes* dedicierte. Werfen wir einen Blick in das Widmungsschreiben der

Diane.

Rotrou schreibt: Monsieur, Diane est vostre par tant de raisons que vous ne luy pouvez deffendre cette qualité. Vostre commandement vous a fait estre la cause première de sa naissance. Vous estes autheur de la plus belle partie de sa reputation et vous l'avez soutenue contre tous ses envieux .... Vous sçavez par quels & combien d'esprits elle a été considérée chez ce grand homme à qui vous avez justement donné tant de louanges et voué tant d'amititié. Il vous souvient de l'approbation qu'elle y reçut, et pas un de ces divins esprits qui la voulurent entendre jusques à trois fois m'en fist un jugement contraire au vostre qui fut toujours en sa faveur.

Apres cette satisfaction que j'ay reçue, je crains fort peu le goust du peuple, et quand vous seul l'auriez approuvée, Caton m'est plus que le peuple romain.

Diese *epistre* ist in mancher Beziehung beachtenswert. Zunächst wer ist dieser „grand homme". Die Brüder Parfaict meinten (IV, 506): „Rotrou entend parler de Mayret", allein sie irrten sich, das Richtige hat Chardon getroffen, als er sagte, es sei Chapelain darunter zu verstehen. Dass Chapelain damals anfing als Gesetzgeber auf dem Gebiete der Poesie zu gelten, dass man sich vor seinen Ansichten beugte, als vor Orakelsprüchen, kurz, dass er als „grand homme" betrachtet wurde, brauche ich keinem in der Litteraturgeschichte jener Zeit Eingeweihten zu sagen. Also *Diane* ist in Folge der Anregung des Grafen Fiesque und erst nach Rotrou's Bekanntschaft mit Chapelain entstanden. Ja, wenn wir Beauchamps, der seine Notizen über Rotrou aus einem Manuscript gezogen, „qui est entre les mains de M. D. B.", Glauben schenken dürften, so wäre das sujet zu *Diane* von Chapelain selbst. Beauchamps sagt: „La Diane, faite en dix-huit jours elle est irreguliere (?); mais les vers sont beaux. Chapelain se dit auteur de ce mauvais sujet" — eine Ansicht, die neuerdings wiederholt worden ist,[1]) ohne dass der bereits von Beauchamps aufgestellten Behauptung Erwähnung geschah. Dass der „grand homme" für Rotrou die Fabel eines Lustspiels ersonnen und die Disposition dazu gefertigt hat, wissen wir aus einem seiner Briefe. Unterm 17. Februar 1633 schrieb er an Balzac: „La Comédie dont je vous ay parlé dans mes precédentes n'est mienne que de l'invention et de la disposition. Le vers en est de Rotrou, ce qui est cause qu'on n'en peut avoir de

[1]) Ztsch. f. f. Spr. u. L. 1892 p. 67.

copie, pour ce que le poëte en gaigne son pain. J'en ay bien gardé le plan sur lequel elle a esté exécutée". Hierzu kommt noch eines: die Tradition schreibt dem Grafen von Fiesque und Chapelain eine gemeinsame Action in Sachen der famosen Einheiten zu. Nun ist *Diane* das erste[1]) und lange das einzige Stück Rotrou's, in welchem die Einheit der Zeit beobachtet und ostentativ beobachtet wird. Es ist dem Grafen von Fiesque gewidmet und Chapelain wird in dem Widmungsschreiben gelobt. Folglich ist es, und kein anderes, dasjenige, dessen Plan der berühmte Kritiker entworfen hat. Schade um die schöne Beweisführung! Die Fabel der *Diane* ist trotz allem nicht von Chapelain. Schon eine Erwägung hat mich in dieser Meinung bestärkt: Wenn von Rotrou wirklich nichts als die Verse und von dem Verfasser der *Pucelle* Erfindung und Anlage des Stückes wären, so würde der bescheidene Dichter dies ausdrücklich betont haben. Sein Stillschweigen gerade über diesen Punkt und das Anrufen Chapelain's als Richter über die Güte des Stückes sind mir schon vollgiltige Beweise dafür, dass dieser nicht der Erfinder der Fabel gewesen. Zum Überfluss ist mir die Quelle Rotrou's sehr wohl bekannt. Rotrou benutzte dazu — und verdarb — eine reizende spanische Comedia, auf welche ich an anderer Stelle zurückkommen werde.

Tamizey de Larroque[2]) meinte, Rotrou's *Celimène* sei das in Frage kommende Stück? Warum? Weil gerade *Celimène* im Jahre 1633 aufgeführt worden. Aber das Lustspiel nach Chapelain's Plan musste ja Ende 1632 schon aufgeführt worden sein. Man kann nur Person beipflichten, wenn er sagt (*Hist. du Venceslas* p. 134): „Nous pensons qu'il peut être aussi bien question ici de toute autre comédie de Rotrou qui n'aura jamais vu le jour, d'une aînée ou cadette de la *Doristée*," Nachdem sich unter den Papieren Chapelain's der Plan zu einem Stück *„Chrysante ou le Voeu rompu"* befindet,[3]) Chapelain sich sonst mit dramatischen Arbeiten nicht befasste, so dürfte dieses der Plan sein, dessen Ausführung Rotrou nie drucken liess. —

Doch um auf *Diane* zurückzukommen, so ist es sicher, dass Rotrou sich darin — zu seinem Schaden — dem Einfluss Chapelain's fügte und, vielleicht weniger aus Überzeugung, als um ihm eine Freude zu machen, die Einheit der Zeit beobachtete. Aber die Worte

---

[1]) Abgesehen jedoch von *Les Menechmes*, die meines Erachtens (s. w. u.) noch vor *Diane* entstanden und nach den „Regeln" geschrieben sind. Ich zählte sie nicht mit, weil Rotrou darin als getreuer Copist des Plautus die Einheiten offenbar nur ganz mechanisch aus seiner Vorlage herübernahm.

[2]) *Lettres de Chapelain* p. 28.

[3]) Chardon *La Vie de Rotrou* p. 49 note.

des Dedikationsschreibens lassen uns auch darüber nicht in Zweifel, dass das Stück beim Publicum durchfiel, Veranlassung genug für den Dichter, die Einheiten vorerst wieder an den Nagel zu hängen und lustig im alten Stil weiter zu arbeiten.

Entstanden ist also *Diane* entweder Ende 1632 oder Anfangs 1633, kurz vor oder nach dem Lustspiel, dessen *invention* und *disposition* Chapelain für sich in Anspruch nahm und das sicherlich ebenso wenig Erfolg hatte, wie alle jenen ersten regulären Versuche aus der gleichen Zeit, mögen sie nun *Silvanire*, oder *Diane*, oder *Clitandre* heissen.

Wir kommen nun zu der „cadette de trente soeurs", zu

Cléagenor et Doristée

oder „*Doristée*", wie der Titel der zweiten Ausgabe schlechtweg lautet. Ich bemerke gleich, dass die beiden Ausgaben, so viel ich mich erinnere, sich nur durch das Titelblatt und einen Teil der pièces préliminaires unterscheiden. Privilège und achevé d'imprimer sind ganz gleich datiert und der Text — ich sage es unter Vorbehalt, da ich mir bei einer flüchtigen Vergleichung vor 14 Jahren in Paris keine Notizen machte — wird wohl auch der gleiche sein. Sommaville hatte offenbar das Stück ursprünglich allein erworben und später T. Quinet die Hälfte des Privilegs abgetreten und dieser hatte in speculativer Absicht, wie wir ihn es später noch öfters[1]) thun sehen, den Titel etwas verändert, eine spätere Jahreszahl gesetzt und die Dedikation, sowie Avertissement des Dichters aufgenommen. Wir müssen zunächst ein Wort von Sommaville's Ausgabe sagen. Sie erschien, wie es oben erwähnt ist, anonym und enthält nur eine Vorrede des Buchhändlers, aus der ich folgende Stelle heraushebe:

> . . . j'ay creu qu'il seroit dommage que cette pièce ne fût point mise au jour, estant si excellente . . . Elle me fut mise ez main n'agueres par un inconnu qui achepte des livres à moi. Il m'asseura d'abord qu'elle meritoit bien d'estre Imprimée & ne me voulut jamais nommer son Autheur . . . Que si de hasard vous y trouuez quelques fautes outre celles qu'on a marquées à la fin, imputez en une partie à l'Impression & l'autre à la copie qu'on ma donnée assez mal escritte.

Was soll man von den Worten des Buchhändlers halten? Sind sie wirklich, wie Chardon (p. 59) glaubt, ein „subterfuge, employé

[1]) Es existieren solche doppelte Ausgaben, die sich nur durch die verschiedenen Buchhändler, das Jahr des Erscheinens und allenfalls durch den etwas geänderten Titel unterscheiden z. B. noch von *Celimène* Sommaville 1636, Quinet 1637; *Occas. Perd.* S. 1635, Qu. 1636; *Heur. Naufr.* S. 1637, Qu. 1638.

par le libraire, A. de Sommaville, pour détourner de la tête de Rotrou les réclamations et les colères des comédiens" und war der „inconnu qui achepte des livres etc." Rotrou selbst? Aber Rotrou sagt ja deutlich genug im Avertissement zum *Bague de l'Oubly* (s. o.), dass *Cléagenor* ihm gestohlen und (von einem Schauspieler?) unrechtmässig zum Drucke gebracht worden sei; ebenso beschwert er sich darüber im Avertissement und im Widmungsschreiben der rechtmässigen Ausgabe. Ich kann aber unmöglich glauben, dass sich ein Rotrou zu einer Komödie hergegeben, zu einer Handlungsweise verstanden, von der Chardon mit Recht sagt: „Cela en effet a tout l'air *d'une couleur*, digne d'un valet de comédie". Es wäre erwünscht, über diese Frage volles Licht zu erhalten, denn einmal ist sie von Wert zur Beurteilung von Rotrou's Charakter und dann — was uns hier beschäftigt — für die Entstehungszeit des Stückes. War Rotrou der Verkäufer, so war die Sache ein „subterfuge", es bestätigt sich dadurch, dass er bis Ende 1634 noch in der „*servitude honteuse*" stand und — das Stück muss schon älteren Datums sein, weil der Dichter gerade es verkaufte. War aber Rotrou nicht der Verkäufer, so verwischt sich ein hässlicher Fleck in Rotrou's Charakter und das Stück konnte ganz wohl jüngeren Datums sein. Ich neige zu der Ansicht, dass das Stück dem Dichter gestohlen worden ist, denn sie erklärt uns ungezwungen mehrere auffallende Dinge: Sie erklärt uns, warum gerade die jüngste der „trente soeurs" und nicht eine ältere zum Druck kam, sie erklärt uns warum zwischen dem privilège und achevé d'imprimer nur 3 Tage liegen — die Hast, mit der gedruckt wurde, lässt erkennen, dass es galt, einen Raub zu sichern — sie erklärt uns, warum „la copie qu'on ma donnée assez mal escritte" war, sie erklärt uns, warum die Dichtung, obwohl „la cadette de trente soeur", also verhältnismässig späten Datums, eine so schwächliche war — der Dichter konnte sie eben, was er bei anderen that, nicht mehr durchsehen und verbessern. Doch wie dem auch sei, Rotrou erkannte die Ausgabe nicht an, und erst im nächsten Jahre erschien die seinen Namen tragende Ausgabe, welche dem Grafen von Belin gewidmet ist. Das Dedikationsschreiben beginnt folgendermassen:

> Monsieur,
>
> Souffrez que cette Doristée qui prit le jour en vostre maison aille s'y plaindre de la violence qu'on luy a faite, elle espère de vous cette courtoisie par la connoissance de celles que son pere en a reçues et n'a de regret d'avoir esté ravie par d'autres que pour le dessein qu'elle avait de se donner à vous.

Diese Zeilen lassen keinen Zweifel darüber, dass die *Doristée* im Hause des Grafen von Belin entstanden ist. Rotrou lernte diesen, wie ich oben bemerkt habe, später als den Grafen von Fiesque kennen.

Die Aufnahme in das Haus dieses edlen „Mécène manceau“, bei dem wir Rotrou noch 1637 finden, bedeutete für ihn einen grossen Schritt näher dem Ende seiner „*servitude honteuse*“. Rotrou will vor der *Doristée* noch 29 andere Stücke geschrieben haben. Unter solchen Umständen wird sie — zumal wenn unsere obige Vermutung bezüglich der ersten Ausgabe richtig ist — schwerlich mehr in das Jahr 1633, sondern frühestens in den Anfang des Jahres 1634 zu setzen sein. Freilich steht das Stück in Composition und Stil weit hinter anderen zurück, die nachweislich 1634 verfasst worden sind. Bedenkt man aber, dass Rotrou, zur Massenproduktion gezwungen, gar manchmal ein Stück in wenigen Tagen fertig stellen musste, dass ihm dieses gestohlen und gedruckt wurde, wie er es vielleicht nicht in den Druck gegeben hätte, so wird man die Schwäche desselben nicht mehr auffallend finden. Einen Teil der Schuld an dieser Schwäche trägt auch Rotrou's Quelle. Er hatte nicht wie bei anderen Stücken ein Drama, sondern einen ziemlich langweiligen Roman Charles Sorels[1]) zur Vorlage, aus welchem er auch bei mehr Zeit nicht viel mehr hätte machen können.

[1]) Chardon (o. c. p. 21 ff., 195 ff.) hat zuerst auf diesen, auf die *Histoire amoureuse de Cléagenor et de Doristée* (Paris 1621) hingewiesen, ohne jedoch den Namen des Verfassers nennen zu können. Ich habe in meiner Besprechung des Chardon'schen Buches (Littbl. 1886 Sp. 144) Charles Sorel als Verfasser bezeichnet. Hier die Beweise: Sorel sagt in seiner *Bibl. Françaíse* (II. Ed. p. 396 Folgendes in einem Kapitel, betitelt L'ordre & l'examen des livres attribuez à l'Autheur de la *Bibl. française*: „Est-il donc besoin que nous mettions en rang tous les Ouvrages q'uon a voulu attribuer à nostre Autheur et qui ont paru lors qu'il n'avoit que quinze ou seize ans . . ? Parlera-t-on de quelques Ouvrages en prose, comme *des diverses fortunes de Cléagenor,* où un Poète du temps prit quelque sujet de Théâtre . . . Ce ne sont point là de ces grands Sujets qu'on appelle Héroïques . . . Ce sont des avantures de quelques Personnes de mediocre condition, mais on y trouvera possible de la vraysemblance & le stile est accommodé au sujet“. Es ist wohl nicht nötig, sich darüber aufzuhalten, dass der Titel des Romans hier etwas anders lautet, der Zusatz „où un poète du temps etc.“ lässt keinen Zweifel zu, dass wir es mit Rotrou's Quelle zu thun haben. Zwar möchte der Historiograph Frankreichs die Verfasserschaft des Buches, wie 2 Seiten weiter unten, die von *Francion*, von sich weisen — wegen der Obscönität beider Produkte — doch thut er eben nur so. Wäre er nicht der Verfasser, so würde er anders von ihnen reden. Man merkt deutlich genug, dass er an seinen unartigen Geisteskindern insgeheim doch mit Freude und Stolz hängt. Noch eines: S. 204 ff. seiner *B. fr.* beschäftigt sich S. mit den Dramatikern seiner Zeit und gibt ihre Stücke an. Rotrou wird etwas stiefmütterlich behandelt. „On tient que M. de Rotrou a fait plus de 20 Pièces“, sagt er S. 208, und erwähnt nach den Worten „dont les principales sont“ zuerst: *Cléagenor et Doristée* und erst dann *Venceslas* mit noch 4 anderen. Ich glaube, das spricht deutlich genug.

Ich habe mich jetzt mit den 29 soeurs zu beschäftigen, die Rotrou Anfangs 1635 erklärt, folgen wollen zu lassen. Wo sind diese Stücke? Eine vollbefriedigende Antwort darauf zu erteilen, sehe ich mich leider nicht im Stande. Ich kann nur eine Vermutung aussprechen, der man indes einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit zugestehen wird:

Nachdem Rotrou seine Freiheit wieder erlangt hatte, wird er schwerlich das Bedürfnis gefühlt haben, im gleichen Stile wie früher für das Theater weiter zu arbeiten. Eine unwiderstehliche Neigung zog ihn zwar zur dramatischen Muse hin, und er blieb dieser bis an sein Lebensende getreu, aber jetzt, wo er „magis famae quam fami inserviebat", konnte er weniger, aber reifere Werke schaffen. Jedoch, ganz im Gegenteil, sehen wir ihn in den nächsten Jahren den Büchermarkt mit Theaterstücken überschwemmen. Ausser den oben erwähnten, traten noch folgende ans Licht:

1. *Les Occasions perdues,* deren Privileg vom 15. juillet 1635 datiert ist;
2. *L'Heureuse Constance,* mit Privileg vom 27. novembre 1635;
3. *Les Menechmes,*
4. *Celiane*
5. *Célimène*
6. *Amelie*

(3.–6.) Laut notariellen Acts vom 11. März 1636[1]) an A. de Sommaville und T. Quinet verkauft;

7. *La Pelerine Amoureuse*
8. *L'Heureux Naufrage*
9. *L'Innocente Infidelité*
10. *Crisante*
11. *Filandre*
12. *Florimonde*
13. *Alphrède*
14. *Agesilan de Colchos*
15. *Les Deux Pucelles*
16. *Les Sosies*

(7.–16.) Laut notariellen Acts vom 17. Januar 1637[2]) an A. de Sommaville verkauft;

17. *Hercule Mourant*, mit Privileg vom 30. avril 1636;
18. *Clorinde,* deren Privileg vom 7. février 1637 datiert ist.

Bis Jänner 1637 waren also 18 neue Stücke teils gedruckt, teils an den Buchhändler verkauft, während von dieser Zeit an jährlich nur eines, höchstens zwei, aber auch in manchen Jahren (1641, 1643, 1645) keine Stücke Rotrou's zum Drucke wanderten. Wenn nun auch von 1640 an der Weggang des Dichters von Paris nach seiner Heimat und seine Heirat seine schwächere Produktion erklären, so bleibt sie doch noch für die Jahre 1637

[1,2]) Mitgeteilt von A. Jal *Dictionnaire Critique de Biographie & d'Histoire* II. ed, Paris, H. Plon 1872, s. Artikel Rotrou.

—1639 auffallend. Wir sind daher zur Annahme berechtigt, dass die Massenveröffentlichung in den Jahren 1635—37 zum Teil Dramen aus der Zeit galt, als der Verfasser noch „poëte à gages" war. Andere, die wir weiter unten aus verschiedenen Gründen später setzen, z. B. die contaminierten, mögen schon damals in einfacherer Form vorhanden gewesen sein und erst später, als der Dichter, reifer geworden, mehr auf seinen Ruhm bedacht war, ihre jetzige Gestalt erhalten haben. Welche dahin gehören, dürfte kaum mehr zu ermitteln sein. Die Zahl 29 wird allerdings damit noch lange nicht ausgefüllt. Es muss also eine nicht unerhebliche Anzahl derselben verloren gegangen sein; vermutlich, schwächliche Produkte, in aller Hast für das Bedürfnis des Augenblicks entworfen, welche der Dichter, seit der Erscheinung des *Cid* strenger gegen sich geworden, nicht mehr würdig erachtete, ans Licht zu treten. Vielleicht gehörten zu jenen 29 auch drei von jenen 5, welche die Kataloge und Theaterhistoriker seit Chapuzeau (*Le Theatre franç.* 1674, p. 69) ihm beilegen. Ich meine *La Lisimène, La Thebaïde, Florante ou Les Dedains Amoureux. Lisimène* kommt noch mehrfach als Titel eines Stückes von anderen Autoren (de Coste, Bois-Robert, Boyer) vor, es ist möglich, dass eine Verwechslung vorliegt, aber warum könnte R. nicht ein Stück dieses Namens geschrieben haben? Chardon[1]) hält *Florante* für identisch mit *Celimène*, aber E. Rigal[2]) hat ihn, wie ich glaube, genügend widerlegt. *La Thebaïde* dürfte vielleicht der erste Entwurf der von Rotrou später umgearbeiteten *Antigone* sein.

Versuchen wir es nun für die obigen 18 Dramen die Entstehungs- oder Aufführungszeit zu finden. Ich beginne mit

Les Occasions Perdues.

Dieses dem „phenix de los ingenios" Lope de Vega-Carpio nachgebildete Lustspiel erschien bereits 1635 im Druck. Das „privilège" ist vom 15. juillet und das achevé d'imprimer vom 17. juillet[3]) 1635 datiert. Rotrou hatte das Stück mit einem überschwenglichen, aber für uns ganz wertlosen Schreiben der Gräfin von Soissons gewidmet. Zur Ermittelung der Entstehungszeit führt uns eine Mitteilung Dom Liron's, die folgendermassen lautet:

> „Le Cardinal de Richelieu sçachant qu'elle *(les Occ. perd.)* avoit plû au Roi, la fit representer dans sa maison, & en fut si content qu'il ne put s'empêcher de faire connoître sa satisfaction à plusieurs personnes de qualité qui étoient autour de

[1]) *La Vie de Rotrou* p. 199 ff.

[2]) *Alexandre Hardy* p. 684.

[3]) Beide sind also nur 2 Tage auseinander. Sollte bei der einen Zahl nicht ein Druckfehler vorliegen?

lui. Il chargea même le chef de la Troupe de dire a l'Auteur qu'il desiroit le voir: & Rotrou se retira fort content de la bonté que ce Ministre lui avoit temoignée. Les suites en furent heureuses pour le Poëte car le Cardinal lui donna une pension de six cents livres. Rotrou pour marquer sa reconnoissance au Cardinal fit une Ode à sa louange. Elle plût fort à ce Ministre, mais il desira que Rotrou adoucît quelques expressions qu'il jugea un peu trop fortes contre le Duc de Savoye."

Aus dieser Stelle ergibt sich, dass unser Stück Rotrou zur Bekanntschaft mit Richelieu verhalf. Nun sagt aber Rotrou in der Dedikation seines dem Cardinal gewidmeten *Hercule Mourant* (gedruckt im Mai 1636): „Vous estes trop généreux pour m'oster l'incomparable faveur que vous m'avez continuée depuis trois ans". Folglich muss das von Dom Liron Erzählte 1633 stattgefunden haben. Die Ode an Richelieu, auf die jener anspielte, erschien 1634 im Druck, wird aber schon wegen der darin berührten Waffenthaten des Cardinals in Oberitalien (1629—31) nicht später als 1633 entstanden sein. Später lässt sich daher auch unsere Komödie nicht setzen. Sie wurde zum ersten Male wahrscheinlich im Frühjahr 1633 aufgeführt.

L'Heureuse Constance.

Gedruckt mit der Jahreszahl 1636 (privilège vom 27. novembre, achevé d'imprimer 6. decembre 1635), soll dieses Lustspiel nach den Brüdern Parfaict schon 1631 gespielt worden sein. Ganz unmöglich! Die Schönheit der Sprache, die Fülle trefflicher Gedanken, die geschickte Führung der Handlung stellen es hoch über alle Stücke, die wir bisher gehabt haben. Es kann also nicht zu den ersten Jugendarbeiten aus der Zeit vor 1632 gehören. Ferner ist das Stück eine Contamination aus drei Stücken Lope de Vega's, aus welchen sich der Dichter mit viel Geschmack das Beste herauszusuchen verstand. Zu einer derartigen Arbeit fand er während seiner *„servitude honteuse"* gewiss keine Zeit. Ich setze es daher in das Jahr 1635. Hierin bestärkt mich das Widmungsschreiben. Rotrou hatte sein Lustspiel keiner Geringeren als der Königin von Frankreich dediciert, an welche er Folgendes schrieb:

A La Reine

Madame,

Apres que Roselie a treuué une fauorable entrée au Louvre & dans Sainct Germain & que de vostre propre bouche vous m'avez fait l'honneur de me dire qu'elle étoit infiniment agreable au yeux de vostre Majesté ce seroit une coupable modestie, que celle qui la tiendroit encor dans la deffiance de soy mesme, et qui l'empescheroit de

s'exposer à la veuë de vos subjets. L'estime que vous en faites luy permet une honneste vanité & pourveu qu'elle ne s'emporte pas jusques à l'insolence vous luy avez donné de quoi soustenir toute la bonne opinion qu'elle peut avoir de soy .... aussi n'a-t-elle voulu consulter ny l'Academie ny les Esprits forts après l'honneur de vostre approbation, elle se monstre sans contrainte; & pour faire taire tous ses envieux, elle ne dira que ce mot, Je plais à la plus grande Reine du Monde.

Diese Zeilen sprechen deutlich. Anne d'Autriche fand begreiflicherweise an einem Stücke Gefallen, das eine so geschickte Nachbildung der phantasievollen dramatischen Dichtungen ihrer Heimat darbot. Gewiss teilte sie mit ihrem Bruder Philipp IV. von Spanien die leidenschaftliche Vorliebe für die Comedias eines Lope de Vega, eines Tirso de Molina, eines Calderon und anderer Ingenios. Es liegt auf der Hand, dass sich Rotrou die Gelegenheit, der hohen Dame seinen Hof zu machen, nicht entgehen liess und sich beeilte, kurz nach der Aufführung, das Stück zum Druck zu geben, um es ihr zu widmen. Er hatte vielleicht noch einen Grund: das Stück war nicht nach den „Regeln" geschrieben, mit denen man bekanntlich damals viel Staub aufwirbelte. Die Académie als Gesetzgeberin des Geschmackes in Sprache und Dichtung hatte sich noch nicht lange erst constituiert und Rotrou wollte ihrer etwaigen abfälligen Kritik die allerhöchste Anerkennung, die ihm zu teil geworden, entgegenhalten. So viel möchte ich wenigstens aus den Schlussworten des Schreibens herauslesen. *L'Heureuse Constance* wird also Mitte 1635 aufgeführt worden und frühestens im Frühjahr entstanden sein, und gehört demnach nicht zu den 29 „soeurs".

Schwieriger gestaltet sich die Ermittelung der Entstehungszeit bei

Les Menechmes.

Wie wir oben sahen, verkaufte der Dichter diese Nachahmung der vielberufenen Plautinischen *Menaechmi* mit noch 3 anderen Stücken am 11. März 1636 an die Buchhändler Sommaville und Quinet. Schon am 30. April erlangten diese das Privileg für *Les Menechmes* und am 15. Mai war der Druck beendet. Der Umstand, dass es unter den vieren an erster Stelle genannt wird und auch zuerst gedruckt worden ist, dürfte vielleicht dafür sprechen, dass es das älteste von ihnen ist.

Für die Entstehungszeit fehlt uns jeder äussere Anhaltspunkt. Das Stück ist dem Grafen von Belin zugeeignet, aber aus dem Widmungsschreiben ergibt sich nichts über die Entstehungszeit. Im Drama selbst sucht man vergebens Anspielungen, die darauf führen

könnten. Die Schlüsse aber, die man aus dem ästhetischen Wert des Stückes auf eine frühere oder spätere Schaffenszeit des Dichters zu ziehen geneigt wäre, sind trügerisch. Das Lustspiel ist eine wenig gelungene Nachbildung der *Menaechmi*, das kann indes ebenso gut auf Rechnung der Jugend, als auf Rechnung der Flüchtigkeit des Nachahmers geschrieben werden.

Unter solchen Umständen wage ich es mit einer Vermutung hervorzutreten. Scudéry veröffentlichte 1631 sein Erstlingsdrama *Ligdamon et Lydias ou la Ressemblance*, ein Stück, das Rotrou um so mehr bekannt war, als in den préliminaires ein langatmiges Gedicht von ihm den Reigen der Lobesverse eröffnete. Das Sujet des *Ligdamon*, der *Astrée* entlehnt, ist nichts weiter als eine Variante der Menaechmenfabel. Das konnte Rotrou, der sich später so vertraut mit dem antiken Drama zeigte, nicht entgehen, und er fühlte sich vielleicht durch den mit grossem Beifall aufgenommenen modernen Menaechmenstoff angeregt, eine direkte Bearbeitung des antiken Lustspiels zu versuchen. Wir hätten uns dann die Entstehung der *Menechmes* etwa 1631 zu denken. Da Rotrou von 1632 an in seinen Dramen fast immer *Stances*[1]) anbrachte, diese aber hier fehlen, so würde dies ebenfalls für das Jahr 1631 sprechen.

La Celiane.

Diese Tragi-comédie ist in dem notariellen Act vom 11. März 1636 an zweiter Stelle genannt; sie kam erst 1637 aus dem Druck (privilège vom 27. janvier und achevé d'imprimer vom 13. février 1637). Das Dedikationsschreiben — das Stück ist der Marquise von Pezé, einer Verwandten Richelieu's, gewidmet — enthält nichts zur Ermittelung der Aufführungszeit. Da das Drama zu den schwächsten Erzeugnissen des Dichters zählt, so möchte man ihm eine sehr frühe Entstehungszeit zuweisen, das gestatten uns jedoch vier *Stances* darin nicht, Einschiebsel, welche wir, wie oben bemerkt, erst von 1632 an häufig bei Rotrou finden. *La Celiane* wird daher frühestens 1632/33 zu setzen sein. Hierin bestärkt mich folgender Umstand:

Im Frühjahr 1632 brachte Corneille seinen *Clitandre* zum Druck, der eine sehr bedenkliche Scene enthielt: „Caliste vient trouvez Rosidor au lit", Zu Ende desselben oder Anfangs des nächsten Jahres erschien Mairet's geradezu unsittliches Stück *Les Galanteries du Duc*

---

[1]) Bei Corneille erscheinen die Stances zum ersten Mal in der „*Veuve*" (1633). Voltaire in den *Commentaires sur Corneille* bemerkt zu *Medée* IV, 5: „Rotrou avait mis les stances à la mode". Ich weiss nicht, ob Rotrou dieses Verdienst, das nach Voltaire überhaupt keines ist, gebührt, aber sicher ist, dass Pichou schon vor ihm Stances in *Les Folies de Cardenio* (achevé d'imprimer 12. septembre 1629, privilège 20. août 1625 (??) nach Beauchamps) anwendete.

d'Ossonne auf der Bühne, welches dieselbe Scene in womöglich noch schlimmerer Form enthielt. Um dieselbe Zeit dürfte auch das nicht minder unsittliche Lustspiel des Sieur Verroneau *L'Impuissance* entstanden sein, dessen Druck in das Jahr 1634 fällt, aber sich Corneille's *Clitandre* schon deshalb zeitlich eng anschliessen muss, weil es in vieler Hinsicht eine Nachahmung desselben ist. Die oben angedeutete Scene fehlt hier zwar, aber das Stück ist sonst ganz im ähnlichen Stile gehalten. Dagegen findet sich jene Scene u. a. noch in *L'Eromène,* einem 1633 gedruckten Pastoraldrama des Advokaten Pierre de Marcassus, in der gleichfalls 1633 gedruckten *Cydippe,* Pastorale des Chevalier de Baussais[1]) und endlich auch in unserer *Celiane.* Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wer die verwerfliche Scene damals zuerst auf die Bühne gebracht hat, genug sie machte in der Zeit von 1632—1633 die Runde bei den Dichtern und die *Celiane* muss deshalb um diese Zeit entstanden sein.

La Celimène.

Noch vor dem Druck der *Celiane*, noch im Jahre 1636, war *La Celimène* erschienen (privil. vom 30. sept., achevé d'impr. vom 8. octobre 1636). Die Aufführungszeit dieses Stückes wird durch eine Stelle in dem langen Gedichte Rotrou's, das Corneille's *La Veuve* vorangeht, annähernd bestimmt. In dieser Lobeshymne sagt unser bescheidene Dichter neidlos von dem Erfolg der *Veuve:*

> J'ai vu trembler Silvie, Amaranthe et Philis;
> **Celimène** a changé, ses attraits sont pâles,
> Et tant d'autres beautés que l'on a tant vantées
> Sitôt qu'elle a paru se sont épouvantées.

Daraus geht hervor, dass *Celimène* vor der *Veuve* auf der Bühne war. Nun muss letztere noch 1633 erschienen sein, da sie schon 1634 (achevé d'imprimer 13. mars 1634) gedruckt wurde. Kurz vorher hätte man sich die erste Aufführung und Entstehung der *Celimène* — ich nehme zwischen beiden überhaupt in Anbetracht der schnellen Schaffensweise des Dichters keine grossen Zeitunterschiede an — zu denken. Einige Schwierigkeit bereitet uns nur die Zusammenstellung der *Celimène* mit der *Silvie, Amaranthe* und *Philis,*

---

[1]) Diesem Stücke geht ein Brief eines T. R. F. an M(onsieur) D. R. „son cher ami" voraus, worin *Cydippe* in den Himmel gehoben wird. Wer ist dieser D. R.? Nach den Worten des Schreibens „vous qui sçavez tout ce que la Grèce, l'Italie & l'Espagne ont produit de beau pour le Théâtre" könnte man glauben, dass die Initialen D(e) R(otrou) bedeuten, aber nach den Worten zu Anfang des Schreibens „vous ne pouviez rien voir de plus agreable pour vous divertir dans votre solitude" dürfte eher D(u) R(yer) gemeint sein, der sich seit 1632 nach seiner Mesalliance in die Nähe von Paris zurückgezogen hatte.

womit offenbar die Stücke dieses Namens von Mairet, Gombaud und Pichou gemeint sind, die in den Jahren 1626—1630 über die Bretter gingen. Allein ich glaube, dass der Dichter bei jenen die Drucke im Auge hatte, und von der *Silvie* erschienen noch 1633 und 1634 mehrere, die *Amaranthe* und *Philis* 1631. Ausserdem wurden diese Stücke thatsächlich um jene Zeit noch viel gespielt.

Für das Jahr 1633 spricht noch eine Erwägung. Celimène enthält ein Motiv, das sich in Rotrou's *Diane* und *Doristée* wiederfindet. Ein als Mann verkleidetes Mädchen wird so in die Enge getrieben, dass sie ihr Geschlecht verrät, was sie thut „en se découvrant le sein". Man wird also Celimène ziemlich gleichzeitig mit jenen beiden, vielleicht zwischen beide, d. h. 1633, setzen dürfen. Die Brüder Parfaict geben das gleiche Jahr als Zeit der ersten Aufführung an.

Wesentlich später haben wir uns die Entstehung von

Amélie,

dem letzten Stücke auf jenem notariellen Act zu denken. Obwohl am 11. März 1636 vom Dichter bereits verkauft, ist sein privilège vom 7. février und sein achevé d'imprimer vom 23. novembre des folgenden Jahres datiert und auf dem Titelblatt findet sich die Jahreszahl 1638. Der Buchhändler hatte vorher nicht weniger als 5 andere Stücke, welche von Rotrou, mit Ausnahme von einem, erst 10 Monate später verkauft worden waren und deren privilège vom gleichen Tage datiert ist, aus dem Druck hervorgehen lassen. Schon dieser Umstand zwingt uns, die Entstehungs- oder wenigstens die Aufführungszeit noch zu Anfang des Jahres 1636 zu setzen. Auf dieses Datum kommt man auch, wenn man sich den Inhalt der *Amélie* ansieht. Sie ist eine Contamination, wie sie der Dichter von 1635 an liebte. Er hat darin zwei spanische *Comedias* und ein italienisches Pastoraldrama verschmolzen und ausserdem noch Motive aus der *comedia erudita* hinzugefügt. Diese Motive sind zum teil Wiederholungen aus anderen Stücken des Dichters, aus der *Pelerine Amoureuse*, aus *Florimonde* und *Clorinde;* wir haben uns daher *Amélie* später zu denken als jene Dramen und von jenen fallen die beiden letzten selbst ziemlich spät, weil auch sie contaminierte Stücke sind. Dass *Clorinde* älter ist als *Amélie*, schliesse ich aus Folgendem: Beide Stücke enthalten die Rolle eines Miles gloriosus; in *Clorinde* ist diese Rolle (Polidor) sehr schwach, in *Amélie* dagegen ziemlich breit und drastisch ausgeführt, jene muss daher als erster Versuch und das Drama somit als älter angesehen werden.

Verfolgen wir die Rolle des Bramarbas in jenen Tagen weiter, so gelangen wir zu einer genaueren Bestimmung der Entstehungs-

zeit der *Amélie*. Im Jahre 1636 schrieb Corneille seine *Illusion comique*, in welcher der Capitan (Matamore) in noch stärkerem Masse aufgetragen erscheint, als in *Amélie*. Kein Zweifel, dass wir Rotrou's Stück deshalb früher setzen müssen. Andererseits rühmt sich Antoine Maréchal, in dessen *Railleur* ebenfalls ein Capitan auftritt, in der Vorrede zu diesem Lustspiel, dass sein Capitan (Taillebras) demjenigen des Corneille zeitlich vorangehe; über Rotrou schweigt er sich — wie leider fast alle Dichter jener Zeit — hier und sonst gründlich aus. Und doch scheint der gutmütige Rotrou den ersten Anstoss zu dieser Rolle gegeben zu haben, er scheint den Taillebras Maréchal's direkt angeregt zu haben. Wenn nichts, würde mir es schon das Stillschweigen dieses Berufs- und Kunstgenossen Rotrou's beweisen; zum Ueberfluss bezeugen mehrere gleiche Namen (Clorinde, Lisante und Clarimond) sowie einige andere Umstände die Abhängigkeit des *Railleur* von *Clorinde*. Wahrscheinlich liess Rotrou, um Maréchal zu übertrumpfen, bald nach dem *Railleur* seine *Amélie*, worin dem „soldat fanfaron" noch ein valet beigegeben ist, folgen; dann kam Corneille und suchte, in letzterem Umstand sich Rotrou anschliessend, „son père" zu überbieten, was ihm auch gelang. *Amélie* fiele demnach zwischen *Le Railleur* und *l'Illusion*, also kurz vor dem 11. März 1636.

Amélie zeigt in einem Teil der Fabel Ähnlichkeit mit B. Baro's Pastoraldrama *La Clorise*. Da aber letzteres Stück, auf das Rotrou öfters anspielt (s. w. u.), schon 1632 gedruckt worden (privilège vom 3. septembre, achevé d'imprimer vom 30. novembre 1631), so lässt sich aus dieser Verwandtschaft kein Anhaltspunkt für die Entstehungszeit der *Amélie* gewinnen, es sei denn, dass man annimmt, dass die am 27. Jänner 1636 von der *Clorise* veranstaltete glänzende Aufführung im Hotel de Richelieu, welcher der ganze Hof beiwohnte, Rotrou ganz besonders angeregt habe.

Bevor ich mich mit den 10 Dramen des zweiten notariellen Actes beschäftige, möchte ich zwei Stücke erledigen, die offenbar schon vorher an den Buchhändler verkauft worden waren. Ich nehme zuerst das zeitlich spätere her, weil soeben mehrfach davon die Rede war; ich meine

Clorinde.

Diese „comédie" kam 1637 ans Licht (priv. 7. févr., achevé d'imp. vom 16. octobre[1] 1637). Sie ist ohne Widmung. Innere Gründe ergeben als Entstehungszeit für sie das Jahr 1635. Rotrou contaminierte darin ein Pastoraldrama und ein spanisches Intriguenstück mit Motiven aus der Comedia erudita. Solche Conta-

[1]) Beauchamps II, 110 gibt irrtümlich den 15. octobre an.

minationen kamen, wie ich schon öfters betont habe, nicht vor 1635 bei ihm vor. Die Brüder Parfaict setzen die Aufführung in das Jahr 1636. Dass *Clorinde* aber so spät nicht verfasst sein kann, ergibt sich daraus, dass *Amélie*, die unbedingt einige Zeit nach ihr entstanden sein muss, selbst erst Anfang 1636 fällt.

Hercule Mourant.

Diese Tragödie verliess den Druck schon 1636 (priv. vom 30 avril, achévé d'imprim. 28 mai 1636). Sie ist Richelieu gewidmet. Über die Aufführungszeit gibt eine 1634 erschienene Brochüre „*l'Ouverture des jours gras ou l'Entretien du carnaval*"[1]) Aufschluss. Es wird darin das Publikum aufgefordert, ins Theater de l'Hôtel de Bourgogne zu kommen, und verschiedene neue Stücke werden angepriesen; zuletzt heisst es: pour la bonne bouche et clôture des jours gras *l'Hercule mourant ou déifié* de Monsieur de Rotrou. Wahrscheinlich war diese Aufführung die erste oder eine der ersten; denn viel lange vorher kann das Trauerspiel nicht entstanden sein. Hier sind meine Gründe: Im Spätsommer 1633 kam in Paris eine Tragödie *Thieste* heraus, verfasst von einem gewissen Monléon, der sonst so gut wie unbekannt ist. Diese Senecanachbildung hat wahrscheinlich Rotrou auf seine Senecanachbildung *Hercule Mourant* gebracht, wie Rotrou seinerseits wieder Corneille zu einer anderen, zu *Medée*, anregte. Corneille's erster tragischer Versuch kam 1635 auf die Bühne. Zwischen *Thieste* und *Medée* in der Mitte stehend, wird der *Hercule mourant* also Anfangs 1634 gedichtet worden sein.

Wir wenden uns jetzt zu den Stücken des zweiten notariellen Actes. Es empfiehlt sich aus verschiedenen Gründen, den Wortlaut desselben, wenn auch mit einigen Kürzungen, hier anzuführen:

> . . . Jean de Rotrou aduocat en parlement . . . vend à . . . Sommaville dix pièces de théâtre de sa composition intitulées une *la Pellerine amoureuse, l'heureux naufrage, l'Innocente infidèle, Crisante, le Filandre, la Florimonde, Alphrède, l'Agesilaus de Colchos, les deux Pucelles de Cervantes* et *les Sosies* pour ycelles pièces imprimer par ledit de Sommaville sçavoir les 6 premières

---

[1]) Siehe hierüber E. Rigal A. Hardy p. 35.

[2]) Vielleicht auch den weiter unten angeführten „Angevin" sieur de La Pinelière, welche 1635 bei Sommaville einen „*Hypolite*" (nach Seneca) erscheinen liess. Ob etwa allen diesen die Übersetzung der Tragedies de Seneque von Benoît Baudouyn d'Amiens, principal du College de Troyes (Troyes, Noel Moreau, dit le Coq. 1629) bekannt gewesen, muss ich vorerst dahingestellt sein lassen.

susdeclarées toute fois & quantes que bon semblera et les quatre autres, *l'Alphrède* et *l'Agesilaus de Colchos* dans six mois prochains, *les deux Pucelles* et *les Sosies* dans 18 mois d'huy . . . moyenant la somme de 1500 livres tournois . . . 17. janvier 1637.

Für diese Stücke — *Florimonde* ausgenommen — erlangte de Sommaville bereits am 7. Februar das Druckprivileg. Gedruckt wurden sie nacheinander im Laufe des Jahres 1637 oder noch später. Das verspätete Erscheinen der vier letzten erklärt sich durch die Vertragsklausel. Zwei davon waren schon längere Zeit auf der Bühne, sollten aber noch 6 Monate im Alleinbesitz der betreffenden Schauspieler bleiben, was durch den Druck unmöglich gewesen wäre; die zwei anderen waren erst vor wenigen Tagen den Schauspielern überlassen worden und diese beanspruchten, wie es scheint, während 18 Monate das alleinige Aufführungsrecht. Die anderen 6 Stücke waren natürlich ältere, auf den Brettern bereits ausgenutzte, und wir dürfen sie uns, wofern nicht das eine oder das andere nachweislich auf der Bühne durchgefallen, mindestens ein Jahr früher entstanden denken.

Beginnen wir unsere Betrachtung mit dem ersten auf dem Actenstück, mit

La Pèlerine Amoureuse.

Das achevé d'imprimer dieses Lustspiels ist vom 20. février 1637; es ist dem Drucke nach das zweite von den 10 Stücken. Eine Widmung fehlt ihm und so müssen wir auf anderem Wege die Entstehungszeit zu ermitteln suchen. Die *Pèlerine* ist, wie ich anderwärts[1]) gezeigt habe, eine Nachahmung eines Lustspiels *(Pellegrina(* des italienischen Rechtsgelehrten Girolamo Bargagli und es steht zu vermuten, dass der Dichter mit der Fabel durch eine Aufführung bekannt geworden war. Leicht liesse sich daher die Entstehungszeit bestimmen, wenn uns nicht leider gerade für die Jahre 1631—1636 Nachrichten über das Erscheinen italienischer Schauspieler in Frankreich fehlten. Allein mit grösster Wahrscheinlichkeit darf an-

[1]) *Unbekannte Italien. Quellen Jean de Rotrou's* V. Supplement der Ztschr. f. f. Sp. u. L., wovon auch ein Sonderdruck Oppeln und Lpzg. 1891 (jetzt W. Gronau, Berlin) erschienen ist. — Ich benutze diese Gelegenheit, meine Mitteilungen dort durch die Notiz zu ergänzen, dass im Jahre 1626 zwei französische Romane erschienen sind, welche möglicherweise — mir sind sie bisher unerreichbar geblieben — Einfluss auf die *Pèlerine* ausgeübt haben. Es sind dies „*Les Amours d'Angelique*“ par le Sieur D. R. (Du Ryer?), Paris A. de Sommaville 1626 in 8 und *L'Angelique* du Sieur de Montagathe, Paris Moreau 1626 in 8. Angelique ist der Name der „Pèlerine“, aber allerdings auch einer weit berühmteren Heldin, ich meine der vielgefeierten Geliebten Medors.

genommen werden, dass in den Jahren 1633/34 eine italienische Truppe am französischen Hofe verweilte, denn in diesen Jahren, oder kurz darauf, sehen wir, ausser Rotrou, noch andere Dichter, wie Du Ryer, Gougenot, Rayssiguier, Mairet, Scudery, Dalibray, in nichtpastoralen Dramen mit einem Male die Italiener nachahmen. Es kann dies nicht Zufall sein. Ferner tauchte um 1635/36 plötzlich der Name Matamore für einen Miles gloriosus in Frankreich auf. Capitano Matamoros ward aber der nom de guerre des italienischen Schauspielers und Schauspieldirectors Silvio Fiorillo. Sollte dieser, wie schon einmal früher, damals in Frankreich gewesen sein und seinen Namen zurückgelassen haben? Unsere Nachrichten über ihn gehen freilich nicht über das Jahr 1622 hinaus.

In eines der beiden Jahre 1633 oder 1634 dürfte dann die *Pèlerine* fallen, aber in welches? Eine jener italienischen Nachahmungen, Du Ryer's *Les Vendanges de Suresne,* bietet, obwohl in der Fabel durchaus nicht *la Pèlerine* ähnelnd, sonst mehrere Übereinstimmungen mit ihr, so dass der eine Dichter sicher den anderen beeinflusst haben muss. *Les Vendanges de Suresne* wurde 1636 gedruckt und das privilège ist vom 26. avril 1635, während das privilège der *Pèlerine* ja erst am 7. février 1637 ausgestellt worden. Wird also Du Ryer's Stück älter, und Rotrou der Nachahmer sein? Der Schluss wäre etwas voreilig. Man vergesse nicht, dass Rotrou vor 1635 nichts veröffentlichen durfte und dass er in diesem Jahre doch nicht mit seinem ganzen Vorrat an fertigen Dramen auf einmal vor das Lesepublicum treten konnte. Zu Gunsten der Priorität Rotrou's scheint folgender Umstand zu sprechen: Corneille führte in seiner Komödie *La Galerie du Palais* zum ersten Mal, anstatt der als Vertrauten bis dahin gebräuchlichen *nourrice,* die Rolle der *suivante* oder *confidente* ein. Er äusserte sich im *Examen* zu dem Stücke folgendermassen darüber: „Le personnage de nourrice qui est de la vieille comédie et que le manque d'actrices sur nos théâtres y avait conservé jusqu'alors, afin qu'un homme le pût représenter sous le masque, se trouve ici metamorphosé en celui de suivante qu'une femme représente sur son visage". Nun enthält die *Pèlerine* noch die Figur der *nourrice, les Vendanges de Suresne* bereits die *confidente;* folglich muss *la Pèlerine* älter sein. Eine absolute Sicherheit gewährt dieses Argument jedoch nicht. Die Rolle der *nourrice* verschwand nicht sofort. Sie erhielt sich noch einige Zeit, wie ja auch das Auftreten von Männern in Frauenrollen noch lange Zeit beibehalten wurde.[1]) *L'Heureuse Constance,* die ich aus triftigen Gründen in das Jahr 1635 setzte, enthält noch die der *nourrice* und in *L'Innocente Infidelité* — spätestens Anfangs 1635 aufgeführt — haben

[1]) Vergl. E. Rigal's *A. Hardy* p. 129.

wir neben einander eine *suivante* und eine *nourrice*. Indessen, ob nun *Les Vendanges de Suresne* älter oder jünger ist, auf alle Fälle muss dieses Stück noch 1634 geschrieben worden sein, denn es hatte ohne Zweifel Erfolg und blieb daher längere Zeit auf der Bühne, ehe es gedruckt wurde. Ungefähr in der gleichen Zeit, kurz vorher oder nachher, darf man sich die Entstehung der *Pèlerine* denken. Dass diese nicht 1635 entstand, glaube ich deshalb, weil von diesem Jahr an Rotrou viele Jahre lang nur Contaminationen auf die Bühne brachte und *la Pèlerine Amoureuse* bietet eine einfache Fabel. Auch Dialog, Diktion und namentlich das romanhafte Colorit lassen uns nicht an eine spätere Zeit als 1634 denken.

L'Heureux Naufrage.

Der Druck dieses Stückes war schon am 12. février 1637, also noch 8 Tage früher, als derjenige der *Pèlerine* beendet. Darf man daraus schliessen, dass jenes älter war? Es mag gewagt erscheinen, aber es spricht noch so manches dafür. Wir haben bei beiden Dramen eine Anspielung auf zeitgenössische Stücke, und zwar nennt der Dichter hier und dort fast die gleichen Namen. In der *Pèlerine* heisst es (V, 5):

Prendrez-vous Célimène, Amaranthe ou Cloris? etc.

In *l'Heureux Naufrage* (III, 3):

— — — — — vous savez qu'à la cour
On represente en vers des histoires d'amour:
La jeunesse nous porte à ces jeux de théâtre
Et sur tous autrefois j'en étois idolâtre:
Mon visage en ce temps, et plus jeune et plus frais
Sous les habits de fille avoit quelques attraits,
Je faisois Amarante, ou Cloris, ou Sylvie, etc.

Zur Verwendung für die Zeitbestimmung an und für sich sind die Stellen zu unbestimmt. Doch verdient bemerkt zu werden, dass diese Dramen (Gombaud's *Amarante*, Baro's *Clorise*, Mairet's *Sylvie*, Rotrou's *Célimène*) um 1633/34 noch sehr beliebt waren. Jedenfalls beweisen die im *Heureux Naufrage*, wie in der *Pèlerine Amoureuse* so zu sagen bei den Haaren herbeigezogenen Anspielungen, dass sich die Stücke zeitlich nahe stehen, und der Ersatz der älteren *Sylvie (Heur. Naufr.)* durch die jüngere *Célimène (Pèl. Am.)* dürfte dahin zu deuten sein, dass die *Pèlerine* jünger ist. Ferner möchte ich noch Folgendes heranziehen. Mairet's *Virginie* ähnelt in Einzelheiten dem *Heureux Naufrage*. Hier und dort wird ein junges Paar durch Schiffbruch auf eine fremde Küste geworfen, hier und dort haben wir einen Krieg zwischen zwei Ländern, wovon das eine Epirus ist, hier und dort weist der Held die Hand einer Prinzessin

zurück und wird von Meuchelmördern angefallen, und endlich finden sich in beiden Dramen ähnliche Verse. Die *Virginie* wurde 1635 gedruckt (privilège vom 5. février, achevé d'imprimer vom 22. mai 1635); sie ist gewiss 1633 entstanden. Also wird Rotrou's Stück — sei es nun, dass es Vorbild, sei es, dass es Nachahmung ist — auch 1633 entstanden sein.

L'Innocente Infidelité.

Diese Tragi-comédie, in dem Kaufvertrag irrtümlich als *L'innocente infidèle* benannt, wurde am 4. mars 1637 im Druck beendet. Glücklicherweise besitzen wir über die Aufführungszeit dieses romantischen Stückes, welches durch das Ringmotiv nahe mit *La Bague de l'Oubly* verwandt ist, ein Aufschluss erteilendes auch sonst wichtiges Schriftchen. Es ist dies der zuerst von den Parfaict und seitdem öfters citierte *Parnasse ou le Critique des Poetes* eines gewissen de la Pinelière.[1]) In dieser Nachahmung der *Sueños* des Quevedo Villegas[2]) schildert der Verfasser in launiger Weise, was er

---

[1]) Das Schriftchen ist so selten, dass eine kurze Beschreibung davon vielleicht am Platze sein dürfte. Der Titel lautet:

Le | Parnasse | ov | le Critiqve | des Poetes | Par de la Pineliere Angevin | Dedié | A Monseigneur Le | Marquis du Bellay | A Paris | chez Toussainct Quinet au Palais | sous la montée de la Cour des Aydes| MDCXXXV | .

Das Büchlein enthält 28 nicht paginierte und 99 paginierte Seiten 8°. Jene werden ausser dem Titelblatt durch das Dedikationsschreiben (7 S.) durch die Epistre au Lecteur (9 S.) und durch die Lobesgedichte (9 S.) ausgefüllt; als Verfasser der letzteren nennen sich de Monterevl, de la Visseṽle, Bensseradde, Carpentier, Helene de Cl. und de l'Ardelliers Le feubre. Die paginierten Seiten enthalten ausser dem „*Parnasse*" zuletzt noch 2 Lobesgedichte, eines von Hautgallion, das andere von B. (zusammen 4 Seiten). Es bleibt zu bedauern, dass das Fehlen des Privilegs und des achevé d'imprimer uns keine ganz sichere Datierung der Entstehungszeit des „Parnasse" ermöglicht.

Aus der *Epistre au Lecteur* entnehmen wir, dass der Verfasser seine — nebenbei gesagt sehr zahme — Satire in drei Teile geteilt hatte, wovon „la premiere" sich „du pied de ceste montagne, et les deux autres des deux sommets" beschäftigen, „sur l'vn des quelles ie mettray tous les anciens Poetes Grecs et Latins et sur l'autre tous le nouveaux de l'Italie & de la France." Unser Büchlein enthält nur den ersten Teil: „les deux autres seront plus pleines de visions & de choses solides et plus grandes que celle-cy, mais elles seront bien aussi plus libres & deuant que de les donner av public je veux sçauoir quel accueil il aura fait à ce commencement". Allem Anschein nach sind der zweite und dritte Teil nie erschienen.

[2]) Als solche bezeichnete La Pinelière selbst das Schriftchen. Er sagt in der Epistre au Lecteur: J'en formay le dessein en lisant les Visions de Queuedo, cet excellent esprit, qui a mon aduis est des plus agreables qui ayent esté dequis longtemps en Espagne . . . Seine Anregung empfing

im Traume am Fusse des Parnass gesehen. Er macht sich an einer Stelle lange über das Treiben gewisser Dichterlinge lustig, welche den Schauspielern mit ihren insipiden Erzeugnissen zur Last fallen. Wir lesen (p. 60 ff.) u. anderem: . . . ils auront la teste leuée vne heure entiere à l'Hostel de Bourgogne pour attendre que quelque Poëte de reputation qu'ils voyent dans vne loge, regarde de leur costé afin d'auoir l'occasion de luy faire la reuérence, ils le monstrent à ceux de leur compagnie & leur disent, Voila M. de Rotrou ou M. du Ryer, il a bien parlé de ma piece qu'vn de mes amis luy a depuis peu monstrée. — — — — — — Enfin se iettant peu à peu sur le discours des Autheurs du tẽps et de leurs Ouvrages ils reueleront tous les desseins des Poëtes pour monstrer qu'ils ont de grandes intrigues avecque eux; ils parleront du Plan de *Cléopatre* & de cinq ou six autres sujets que son Autheur a tirez de l'histoire Romaine, dont il veut faire des Soeurs a son incomparable *Sophonisbe*, ils diront qu'ils ont veu des vers de *l'Ulysse duppé*, que Scudery est au troisieme acte de la *mort de César*, que *la Medée* est presqu' achevée, que *l'Innocente Infidelité* est la plus belle pièce de Rotrou, quoi qu'on ne s'imaginast pas qu'il peust s'eleuer au dessus de celles qu'il auoit desia faites etc. Aus diesen Zeilen ergibt sich, dass unser Stück gespielt wurde nach (oder gleichzeitig mit) Mairet's *Sophonisbe* und als dieser gerade an seiner *Cleopatre (Marc-Antoine)* arbeitete, vor Scudéry's *Mort de César* und kurz vor der Vollendung von Corneille's *Medée.* Mairet's *Sophonisbe* ist 1634 verfasst und vor Ende des Jahres nachweislich aufgeführt worden; seine *Cleopatre (Marc-Antoine)* muss noch im Frühjahr des Jahres 1635 vollendet worden sein, denn sie ist in der Vorrede zur *Sophonisbe* (priv. v. 5. févr., achevé d'imprimer 22. mai 1635) bereits erwähnt; Scudéry's *Mort de César* wird in der Vorrede zur *Comédie des Comédiens* (priv. vom 20. avril 1635) unter den fertigen Stücken angeführt, ist also ungefähr gleichzeitig mit Mairet's *Marc-Antoine* abgeschlossen worden. *L'Innocente Infidelité* wird daher Anfangs 1635 oder Ende 1634[1]) aufgeführt worden und sicher noch Ende 1634 entstanden sein.

---

er übrigens, wie es scheint, nicht durch das Original, sondern durch die französische Übersetzung des Sieur de la Geneste. Von dieser erschienen 1633 wenigstens 2 Ausgaben, die eine Paris bei Billaine, die andere Caen bei Jacques Mangeant.

[1]) Dürfen wir für die Enstehungszeit des *Parnasse* seine Anfangsworte verwerten? Sie lauten: Vne de ces longues nuits que le Soleil laisse sur nostre hemisphere, quand il s'approche du Solstice de l'Hyuer le sommeil auoit suspendu etc." Sonach wäre das Schriftchen kurz vor dem 21. Dezember 1634 — 1633 ist gleich 1635 ausgeschlossen — entstanden. Hätte es damit seine Richtigkeit, so fiele auch die Aufführung unseres Stückes noch in das Jahr 1634.

Crisante.

Bei diesem Trauerspiel müssen eigentümliche Umstände obgewaltet haben, denn obgleich zu den älteren 6 Stücken des Kaufactes gehörig, verliess es doch erst am 2. Dezember 1639, d. h. später als selbst das letzte unter jenen vieren auf dem Act, den Druck; das Titelblatt trägt die Jahreszahl 1640. Dieser Umstand hatte die Parfaict wohl veranlasst, seine Aufführung in das Jahr 1639 zu setzen. Noch stutziger werden wir, wenn wir die Originalausgabe prüfen, denn diese zeigt eine unter den zahlreichen französischen Dramen des 17. Jahrhunderts schwerlich zum zweiten Male zu findende Eigentümlichkeit: Ein Teil der Exemplare ist unvollständig, d. h. enthält nur vier Acte und zwar so, dass auf den III. Act gleich der V. folgt, während andere — z. B. das der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München gehörende Exemplar — vollständig sind und nur eine etwas confuse Blätterordnung bieten; 14 Seiten, offenbar später eingeschoben, sind gar nicht paginiert. Wie soll man dieses Druckcuriosum erklären? Meine Vermutung geht dahin, dass sich *Crisante* bei der Aufführung als zu lang, bzw. zu langweilig erwies; die letzten Scenen des III. und die ersten Scenen des IV. Actes, welche in der That die Handlung nicht vorwärts bringen, wurden deshalb, sei es von den Schauspielern, sei es von dem Dichter gestrichen, und zwar so, dass man von der ersten Hälfte der 4. Scene des III. Actes gleich zur zweiten Hälfte der 4. Scene des IV. Actes überging. Diese Bühnenbearbeitung kam irrtümlich zum Buchhändler und wurde gedruckt. Rotrou oder auch der Buchhändler, nach der Vollendung des Druckes den Irrtum gewahr werdend, liess den fehlenden Teil nachträglich drucken und einschieben[1]). Damit erklärt sich zugleich die Druckverzögerung.

Für uns hier ist dieser Sachverhalt insofern von Wichtigkeit, als daraus hervorgeht, dass das Stück in der unverkürzten Form bei der Aufführung durchfiel. Man kann, nach dem ganzen Inhalt. kaum annehmen, dass es in der verstümmelten Gestalt ein besseres Schicksal gehabt hat. Rotrou, wütend darüber, wird es den Schauspielern abverlangt und direkt mit den anderen 9 Stücken des Kaufactes zum Buchhändler getragen haben. So könnte man auch verstehen, warum gerade die verkürzte Form zum Drucke kam. Unter diesen Umständen dürfte zwischen der Verkaufszeit und der ersten

[1]) Ähnlich ist auch, wie ich sehe, die Erklärung Violet-Le-Duc's in seiner Ausgabe der Oeuvres de Jean Rotrou, Paris, Th. Desoer 1820. IV, 740/41: Il paroîtroit que Rotrou, mécontent de la représentation de sa tragédie de *Crisante*, dans laquelle le public aura sans doute remarqué des longueurs, se sera determiné à reduire son ouvrage en quatre actes, et que des cartons auront alors remplacé dans les exemplaires non encore publiés les retranchements faits par Rotrou.

Aufführung kein grosser Zeitraum anzunehmen sein, und ich würde, vorausgesetzt, dass meine Vermutung nicht durch eine bessere von anderer Seite verdrängt wird, das Jahr 1636 als Aufführungs- und Entstehungszeit bezeichnen.

Filandre.

Diese verkappte Pastorale wurde 20 Tage nach *l'Innocente Infidelité,* also am 24. mars 1637, im Druck vollendet. Soll man nun annehmen, dass sie erst nach jenem Stücke und erst 1635 entstanden ist? Die ganze Beschaffenheit des Stückes spricht dagegen. *Filandre* steht in jeder Hinsicht niederer als alle im Jahre 1635 entstandenen Dramen unseres Dichters. Ich vermute, dass die „Comédie" kurz vor oder nach der *Pèlerine Amoureuse* gedichtet worden ist, und zwar aus folgenden Gründen. *Filandre* stimmt, was die Fabel betrifft, in der Hauptsache mit G. Chiabrera's Pastoraldrama *La Gelopea* (1607) überein, aber in den Einzelheiten und besonders im Dialog so wenig, dass Rotrou das Stück nicht gelesen, sondern nur aufführen gesehen haben kann. Vielleicht gehörte *La Gelopea* zu den Dramen, welche jene italienischen Schauspieler dargestellt, deren Anwesenheit zu Paris in den Jahren 1633/34 ich oben vermutete. Ferner findet sich in *Filandre* eine bedenkliche Stelle (V,6) die an eine ähnliche in der *Pèlerine* (V,8 Schluss) und zugleich an Du Ryer's *Les Vendanges de Suresne* (I,6) erinnert. Erwägt man endlich, dass die Handlung im *Filandre* im Vergleich zu derjenigen der Stücke aus den Jahren 1635 und 1636 arm genannt werden muss, und dass das Stück nicht contaminiert ist, so wird man zugeben, dass es spätestens 1634 entstanden sein wird.

Florimonde.

Merkwürdig ist das Schicksal dieses Stückes. Obwohl der Buchhändler dasselbe, wie wir oben sahen, schon am 17. Jänner 1637 käuflich erwarb, wurde es zu Lebzeiten des Dichters nicht mehr gedruckt. Erst mehrere Jahre nach seinem Tode trat es als „dernier ouvrage de M. Rotrou" ans Licht. Das privilège soll Beauchamps (*Recherches* II p. 114) zufolge vom 27. sept. 1649 datiert sein. Liegt da nicht ein Irrtum vor? Soll es nicht 1650 oder 1651 heissen? Nachdem *Florimonde* mehr als 13 Jahre ungedruckt, wahrscheinlich vergessen, liegen geblieben, kann doch nur der Tod Rotrou's zu seiner Entdeckung geführt haben. Der Buchhändler suchte nach Manuscripten des Verstorbenen, mit denen sich angesichts des Interesses, welches dieser an und für sich und namentlich wegen seines heroischen Todes erregte, ein Geschäft machen liess und er fand *Florimonde.* Warum sich der Druck bis

1654/55 hinauszog, dafür weiss ich allerdings keinen Grund anzugeben. Es zeugt dafür, wie oberflächlich die Parfaict oft die Stücke prüften — übrigens bei der ungeheueren Zahl der von ihm besprochenen verzeihlich — dass sie eines, das so deutlich die Kennzeichen von Rotrou's Jugendwerken trägt, als sein letztes Werk betrachten konnten (Hist. d. Th. fr. VII p. 251).

Nachdem das Stück zu den mehrfach erwähnten 6 älteren zählte, haben wir seine Entstehung früher als 1637 und 1636 zu danken. Schon ein flüchtiger Blick auf den Inhalt, zeigt uns, dass es eine verkappte Pastorale und aus mehren Stücken zusammengeschmolzen ist. Rotrou hatte dazu zwei italienische Pastoraldramen und mehrere Motive aus der *Pèlerine*, aus *Filandre, Célimène* und selbst aus seinem Erstlingsstück *L'Hypocondriaque* benutzt. Wir können uns deshalb die Entstehung von *Florimonde* nicht vor 1635 denken. Vielleicht ist seine Verwandschaft mit anderen Stücken des Dichters auch der Grund, warum es ungedruckt blieb. Dass wir 1635 und nicht 1636 als Entstehungszeit festhalten müssen, glaube ich deshalb, weil *Florimonde* älter als *Amélie* und wahrscheinlich auch als Clorinde ist. *Florimonde* hat trotz der Contamination noch voll und ganz den Charakter einer verkappten Pastorale. Es sind wohl einige Züge aus der Comedia erudita, aber keine Charaktere der letzteren beigemischt; Motive aus der spanischen Comedia fehlen ganz darin. Anders *Clorinde* und mehr noch *Amélie*. In der *Clorinde* tritt, allerdings noch schüchtern, der Capitano der Comedia erudita auf und Rotrou hat darin den interessanten Versuch gemacht, Pastoraldrama mit Comedia erudita und spanischem Intriguenspiel zu verweben. In der *Amélie* treten die pastoralen Elemente noch mehr zurück und die Züge aus der Comedia española und der Comedia erudita nehmen den breitesten Raum ein. Man darf aus diesem Grunde *Florimonde* gewiss als älter ansehen; somit fällt sie in das Jahr 1635.

La Belle Alphrède.

Die Klausel, welche dem Buchhändler den Druck dieses Stückes noch 6 Monate untersagte, kann, wie schon oben bemerkt, kaum anders gedeutet werden, als dass es noch so lange ausschliessliches Eigentum der Schauspieler bleiben sollte; es muss also 1636 zum ersten Male gespielt worden und im gleichen Jahre entstanden sein. Dass es nicht, wie's die Parfaict angeben, schon 1634 aufgeführt worden, beweist der Umstand, dass es eine Contamination aus mehreren spanischen Comedias ist.

Sein später Druck (achevé d'impr. vom 27. janvier 1639[1]) lässt

[1]) Beauch. gibt irrtümlich für das achevé d'imprimer das Datum

mich vermuten, dass es später entstanden ist, als die mit der gleichen Klausel versehene Tragi-comédie

Agesilan de Colchos,

deren achevé d'imprimer vom 12. août 1637 datiert ist. Aus dem Dedikationsschreiben an Madame de Combalet, Richelieu's Nichte, erfahren wir nichts über die Entstehungszeit dieses dem XI. Buche des Amadis entnommenen Stück.[1]) Aber das freie Verhältnis des Dichters zu seiner Quelle weist uns auf das Jahr 1636 hin. Schon der Umstand, dass im *Agesilan* eine Art Miles gloriosus (Rosaran, chevalier extravagant) geschickt in die Handlung verflochten ist, zwingt uns, es zur *Amélie* und zur *Clorinde* zu gesellen. Dass *Agesilan* aber jünger als diese beiden Stücke ist, beweist die oben erwähnte Klausel.

Les Deux Pucelles.

Diese dramatisierte Novelle — den *Novelas exemplares* des Cervantes entlehnt — erhält durch die zweite Klausel des Kaufvertrags vom 17. Jänner 1637 das Ende des Jahres 1636 als Entstehungszeit angewiesen. Ob sie vor oder nach *Les Sosies* — in der gleichen Klausel inbegriffen — entstanden und aufgeführt worden, lässt sich schwer sagen. Im Vertrag steht sie vorher, aber ihr achevé d'impr. (30. mars 1639) erfolgte 9 Monate später, als dasjenige der *Sosies* (25. juin 1638). Jedenfalls stehen sie beide zeitlich nicht weit von einander ab.

Les Sosies.

Das zweite Lustspiel, das Rotrou dem Plautus entlehnte. Hier sehen wir ihn schon freier mit seinem Original umspringen und sogar das schon öfters versuchte Mittel der Contamination — wenn auch im geringeren Grade als anderswo — anwenden.[2]) Entstanden

---

13. fevrier und für das privilege (statt 7. février) 27. janvier 1637 an. Das Stück ist einer mysteriösen Sylvie gewidmet, bei Beauchamps heisst diese, wohl durch Druckversehen, Fylire.

[1]) Rotrou hat ausserdem noch die auf die gleiche Quelle zurückgehende Tragi-comédie *La Fidelle Tromperie* des Sieur de Gougenot (1633) benützt.

[2]) Es ist allen, die sich mit diesem Lustspiel mehr oder minder ausführlich beschäftigt haben — und es sind dies nicht wenige — entgangen, dass dessen Prolog, der Molière wiederum zum Prolog seines *Amphitryon* angeregt hat, in der Hauptsache eine Übersetzung oder Nachbildung des Monologs der Juno am Anfang des *Hercules furens* von Seneca ist:

Sœur du plus grand des dieux (car ce nom seul me reste),	Soror tonantis — hoc enim solum mihi nomen relictum est — semper

ist das Stück, wie schon gesagt, Ende 1636. Über die Aufführungszeit giebt uns ein Brief Chapelain's an den Grafen de Belin vom 22. Januar 1637 Auskunft; wir lesen darin:

> Monsieur, Ne pouvant vous escrire éloquemment, et ne me pouvant empescher de vous escrire, je fay, ce me semble, adroittement de donner ma lettre à porter à M. de Rotrou, entre les mains duquel elle passera sans doute pour bonne. Je le tiens si officieux ami et d'ailleurs si riche des choses qui me manquent pour bien parler, qu'il couvrira volontiers mon deffaut par son abondance . . . . .
>
> Au reste, depuis quinze jours, le public a été diverti du *Cid* et des *deux Sosies* à un point de satisfaction qui ne se peut exprimer.

Demnach fällt die Aufführungszeit gleichzeitig mit der des *Cid* in den Jahresanfang von 1637. Die freundschaftlichen Beziehungen Chapelain's zu Rotrou, welche dieser Brief bezeugt, das hohe Lob das jener diesem erteilt, das alles lässt uns vermuten, dass der „grand homme" von dem Dichter oft noch als Orakel befragt worden sei und dass jener ihn hin und wieder zu einem Drama angeregt habe. Vielleicht, aber auch nur vielleicht, sind *Les Sosies* auch auf eine solche Anregung zurückzuführen.

Wir haben in den letzten Zeilen den *Cid* erwähnt. Das epochemachende Drama bedeutete auch für Rotrou den Beginn einer neuen Schaffensperiode. Öffnete ihm der gewaltige Erfolg des Corneille'schen Stückes die Augen? Wir wissen aus dem oben citierten Briefe Chapelain's, dass Rotrou im Jänner 1637 in Paris war und die Triumphe seines Rivalen mit ansah. War es Unzufriedenheit mit seinen bisherigen Leistungen, die den Dichter von Dreux antrieb, seinen ganzen Vorrat an fertigen Stücken, die gleichzeitig mit dem *Cid* applaudierten *Sosies* nicht ausgeschlossen, zusammenzupacken und am 17. Januar, während der *Cid* wohl das wichtigste Stadtgespräch bildete, in Bausch und Bogen an den Buchhändler zu verkaufen? Es wäre nicht unmöglich. Jedenfalls begann Rotrou jetzt strenger gegen sich zu werden. In seiner Schaffensweise trat die Quantität hinter der Qualität zurück. Während er von 1628 bis zum Ende des Jahres 1636, also in

---

Honteuse, je descends de la voûte celeste
Et veuve d'un épouse qui ne mourra jamais
Le fuis puisqu'il me fuit, et lui laisse la paix.
Les maistresses enfin l'emportent sur l'épouse etc.

alienum Jouem
ac templa summi uidua deserui aetheris
locumque caelo pulsa paelicibus dedi
etc.

8 Jahren im ganzen 22 Stücke, etwa 3 jährlich gedichtet, sehen wir ihn von 1637—1650 also innerhalb 13 Jahre nur noch 13 also durchschnittlich eines im Jahre hervorbringen.

Das erste Drama Rotrou's das wir nach dem *Cid* enstehen sehen, ist

L'Antigone.

Das Privileg derselben ist vom 5. novembre 1638, das achevé d'imprimer vom 8. juin 1639. Die Brüder Parfaict setzen die erste Aufführung in das Jahr 1638 und lassen ihr diejenige der *Laure persécutée* — die sie als erstes Stück des Jahres 1637 betrachten — lange vorangehen. Ich weiss nicht worauf sie diese chronologische Anordnung stützen. Thatsache ist, dass *Antigone,* sowohl bezüglich des Privilegs, als der Druckvollendung *Laure* vorangeht und obwohl dies kein zwingender Grund ist, jene als älter anzusehen, so müssen wir doch so lang dem zuerst gedruckten Drama die Priorität der Entstehung und Aufführung lassen, bis sich irgend etwas Sicheres dagegen anführen lässt. Übrigens spricht noch folgende Erwägung zu Gunsten der *Antigone:* Es war nicht der *Cid* allein, welcher Rotrou um jene Zeit veranlasste, sich Lorbeeren auf dem Gebiete des ernsten Dramas zu holen. In den Jahren 1635/36 waren mehrere der berufensten Dichter mit Tragödien hervorgetreten. Scudéry hatte *La Mort de César* und *Didon* geschrieben, Mairet hatte auf seine *Sophonisbe Marc-Antoine* und *Solyman* folgen lassen, Bensserade hatte ihm mit einer *Cléopatre* den Rang streitig gemacht, La Calprenède und mehr noch Tristan L'Hermite hatten erfolgreich mit Tragödien debütiert. Kein Zweifel, die Tragödie fing damals an, als eine bevorzugte Gattung zu gelten. Was findet Scudéry in seinen *Observations sur le Cid* diesem Trauerspiel — denn ein solches ist der *Cid,* trotz der Bezeichnung Tragi-comédie, welche die ersten Ausgaben tragen — entgegenzustellen? „Je conjure les honnêtes gens", ruft er aus, . . . „de ne condamner pas sans les ouïr les *Sophonisbes,* les *Césars,* les *Cléopatres,* les *Hercules,* les *Mariamnes,* les *Cléomedons* etc. Also gegenüber Leistungen gleich dem *Cid* werden nur ernste Dramen, nur Tragödien als voll angesehen. Was blieb Rotrou gegenüber dem erdrückenden Erfolg des Cid zu thun übrig? Er konnte vorerst nur mit einer Tragödie hervortreten, mit einer Tragödie im grossen Stil, mit einer Tragödie die sich auf die Autorität der Alten stützte. Seine Kunstgenossen hatten fast alle antike Stoffe gewählt, er selbst war ihnen ja einst mit seinem *Hercule Mourant* vorangeschritten. Jetzt griff er aufs neue nach einem antiken Stoff. Hatte er sich früher mit dem Vorbild Seneca's begnügt, so vertiefte

er sich jetzt auch in das Studium der Griechen[1]) und die Frucht dieses Studiums war — *Antigone.* In dieser Tragödie verschmolz Rotrou — er konnte nun einmal von der ihm lieb gewordenen Arbeitsweise nicht lassen — die *Phœnissae* des Euripides mit der *Thebais* des Seneca und der *Antigone* des Sophocles — und benutzte ausserdem die *Thebais* des Statius und die *Antigone* Garnier's.[2])

Wann ist nun Antigone entstanden? Ist sie 1638 oder 1637 entstanden? Hierüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Etwas besser sind wir bezüglich der Aufführung daran. In dem Dedikationsschreiben an den Maréchal de Guébriant sagt Rotrou, nach den üblichen, an den Adressaten gerichteten Lobpreisungen, den König (Ludwig XIII.) erwähnend, Folgendes: durant que vous le serués, je le diuertis & je faits voir à sa Majesté le siege de Thebes, cepẽdant que vous trauaillés à celuy de Brizac; . . . Aussi (Monsieur) quand j'ay voulu chercher de la recommendation, & de la protection à ce Poème, j'ay d'abord jetté les yeux sur vous & j'ay creu qu'ayant tant répandu de sang en Allemagne, vous prendriés plaisir a voir celuy que j'ay fait verser sur le Theatre de Sainct Germain. Die Belagerung Breisach's (Brizac) begann im August 1638. Um diese Zeit wurde also *Antigone* „sur le Théâtre de Saint Germain“ aufgeführt. War dies die erste Aufführung? Ganz gewiss nicht; die Worte „*durant que vous le seruės je le diuertis*“ könnten sogar die Meinung rechtfertigen, dass das Stück schon 1637 — noch in diesem Jahre verliess der Marschall Frankreich — gespielt worden. Indes scheint mir dies kaum denkbar.

Ich bin der Meinung, dass Rotrou 1637 überhaupt kein neues Drama geschrieben, geschweige hat aufführen lassen. Zunächst dürfte ihn wohl, so neidlos er auch war, der beispiellose Erfolg des *Cid* doch etwas verschnupft und ihm das Arbeiten für das Theater verleidet haben. Am 22. Jänner 1637 direkt nach den ersten Aufführungen des *Cid* reiste er zum Grafen von Belin nach Le

---

[1]) Verstand Rotrou Griechisch genug, um die Tragiker in der Ursprache lesen zu können? Zwei von den Stücken, die er diesen entlehnte, existierten in französischen Übersetzungen, *Antigone* von Jean-Antoine de Baïf (1573) und *Iphigénie* von Thomas Sibilet (1549). Von den *Phœnissæ* des Euripides ist aber eine Übersetzung vor 1640 nicht bekannt. Jene alten Übersetzungen sind mir nicht zugänglich gewesen; aber trotzdem glaube ich — ob er ihnen nun was verdankt oder nicht — sagen zu dürfen, dass Rotrou Griechisch verstanden haben muss, was übrigens damals keine Seltenheit mehr war.

[2]) Siehe hierüber Bernage *Etude sur R. Garnier* Paris s. d. (1880?) Delalain frères p. 162. Indes entbehrt der grösste Teil der dort angeführten Parallelen der Beweiskraft, weil sich dieselben in der gemeinsamen Vorlage wörtlich finden.

Mans und wir hören von seiner Anwesenheit in Paris erst wieder im Dezember desselben Jahres. Es ist zwar damit nicht bewiesen, aber immerhin möglich, dass er die ganze Zeit bei de Belin blieb. Der Graf war leidend, er verlor einen Sohn im Laufe des Jahres, Rotrou blieb in solch schweren Zeiten sicherlich an der Seite seines hochherzigen Wohlthäters, der noch vor Ende des Jahres sterben sollte. Nimmt man dazu noch den wüsten Cid-Streit, der während des Jahres tobte und Rotrou's friedlichem Naturell gewiss widerstrebte, so wäre wohl zur Genüge erklärt, warum er sich in diesem Jahr nicht zum Theater hingezogen fühlte. Doch ob es sich so verhält oder nicht, *Antigone* wurde nachweislich 1638 aufgeführt, sie kann ganz wohl in diesem Jahre entstanden sein und wir sind nicht berechtigt, eine frühere Zeit dafür anzunehmen.

Laure Persécuté.

Das Privileg dieser dem Lope de Vega nachgeahmten Tragicomédie ist vom 8. février 1639, das achevé d'imprimer vom 16. juin 1639 datiert. Entstanden ist sie daher gewiss noch 1638. Aus dem Widmungsschreiben an Mlle. de Vertus erfahren wir nichts über das Stück selbst. Ebenso wenig ist etwas über die Aufführungszeit bekannt. Es lässt sich nur vermuten, dass *Laure* grossen Beifall gefunden.

Les Captifs.

Zur Abwechslung kehrt der Dichter wieder zu Plautus zurück. Das privilège des Lustspiels ist am 8.[1]) février 1639, also am gleichen Tage wie dasjenige der *Laure persécutée*, ausgestellt, das achevé d'imprimer erfolgte erst am 10.[2]) février 1640. Man darf also wohl annehmen, dass *Les Captifs* jünger als *Laure* sind. Ein Blick in das Stück bestätigt dies. Rotrou verfuhr hier noch freier als in den *Sosies*. Er benützte nicht nur die *Captivi* des Plautus, sondern noch andere Stücke des Umbriers, so z. B. den Pseudolus und erfand selbst mehrere recht glückliche Scenen dazu. Leicht und anmutig wandelt er auf dem soccus umher; die Nachbildung muss als eine sehr wohlgelungene bezeichnet werden. Viel schwerfälliger verhält sich aber Rotrou in seiner *Laure*, er der sonst im spanischen Drama so heimisch, seinem Vorbilde gegenüber. Man wird aber jedenfalls die Entstehung des Stückes noch in das Jahr 1638 zu setzen haben. Vielleicht entstand *Antigone* im ersten Drittel, *Laure* im zweiten und *Les Captifs* im dritten.

[1-2]) Bei Beauchamps fehlt das Datum des Privilegs und das achevé d'imprimer ist fälschlich mit 20. février angegeben.

Iphygenie.

Das Privileg dieser Euripidesnachahmung ist vom 13. novembre [1]) 1640, das achevé d'imprimer vom 25. mars 1641 datiert, das Trauerspiel ist daher in das Jahr 1640 zu setzen. Ich glaube nicht, dass sie etwa noch 1639 entstanden ist. Um die Mitte dieses Jahres hatte Rotrou die Stelle eines lieutenant-particulier in seiner Vaterstadt Dreux gekauft und die Pflichten des neuen Amtes gestatteten ihm vorerst gewiss nicht, für das Theater zu arbeiten. Dazu fehlte ihm auch in der kleinen Provinzialstadt eine Bühne und jede Anregung. Mairet sagt in der 1643 geschriebenen Vorrede zu seiner *Sidonie:* „. . . des-à-présent à l'exemple de Messieurs de Scudéry, du Ryer, & Rotrou, & autres fameux Auteurs, je me retire sans regret, des occupations de la Scene". Da aber diese Dichter thatsächlich nicht aufhörten, Theaterstücke zu schreiben, so kann man diese Worte nur so auffassen, dass der Wegzug jener Dichter von Paris, die langen Pausen zwischen ihren dramatischen Erzeugnissen und vielleicht der Abbruch engerer Beziehungen zu den Pariser Theatern als ein Rückzug „des occupations de la Scène" galt.

Clarice.

Bedarf es noch eines Beweises, dass Rotrou nunmehr wenig Zeit zu dramatischen Arbeiten fand, so kann ihn die Vorrede zum vorliegenden Stücke liefern. Dort gesteht der Dichter, dass es nur die Übersetzung eines Lustspiels von Sforza d'Oddi *(L'Erofilomachia)* sei und legt zugleich seine schwärmerische Verehrung für Plautus an den Tag. Unter anderem sagt er: „deux ou trois de ses pièces sur qui j'ay jetté les yeux & qui ne doiuent rien à celles que j'ay desia mises en nostre langue feroient encor admirer cet incomparable Comique sur la Scène françoise, si l'inclination qui me reste pour le Théatre & la passion que j'ay d'avoir l'honneur de diuertir encor le premier esprit de la terre me peuvent faire trouuer parmi mes occupations necessaires le temps de leur version". Am Schluss lehnt er die Verantwortung für die Druckfehler ab, „dont . . je ne te puis respondre puisque je demeure à seize lieues de l'impression et que le soin de te donner mes pièces correctes doit estre celuy de mes libraires". Aus allem dem geht unzweifelhaft hervor, dass der Dichter, der inzwischen (1640) auch geheiratet und schon Vater geworden war (1641), immer wenig Zeit zur Bethätigung seiner Neigung für das Drama übrig behielt.

Das privilège der *Clarice* ist vom 28. février 1642, das achevé d'imprimer vom 28. octobre 1642, das Titelblatt trägt die Jahres-

[1]) Beauchamps (l. c.) gibt fälschlich den 13. mars an.

zahl 1643. Die Entstehung des Lustspiels fällt offenbar in das Jahr 1641.

Belissaire.

Da die Originalausgabe dieses Trauerspiels kein achevé d'imprimer enthält und das extraict du privilège nicht datiert ist, so sind wir bezüglich einer genaueren Zeitbestimmung auf Vermutungen angewiesen. Auf dem Titelblatt liest man die Jahreszahl 1644. Der Druck kann aber ebensowohl in den letzten Monaten des Jahres 1643 als noch in der Mitte von 1644 abgeschlossen, und das privilège 1644, 1643 oder gar 1642 ausgestellt worden sein. Jedenfalls liegt zwischen der *Clarice* und dem *Belissaire* ein grösserer Zeitraum. Das erfahren wir aus dem Widmungsschreiben an Tres Hault, Tres Puissant, Tres Illustre Prince Henri de Lorraine, Duc de Guise etc., welches uns zugleich erkennen lässt, dass die Tragödie wenig günstig aufgenommen worden ist; Rotrou schreibt:

> Monseigneur, Belissaire a esté trop cruellement trauersé pendant sa vie pour esperer de ne l'estre point apres sa mort, et quoy qu'il ait esté l'admiration de tout le monde, il n'a pas laissé d'estre la haine de quelques vns, parce qu'il en a esté l'enuie. Son histoire ne doit pas estre plus privilegiée que sa vie, ny sa representation, que luy-mesme; et si ceux mesmes qui l'aymerent le plus, furent ceux qui le calomnierent dauantage, et qui luy firent le plus de mal, il est visible, que son sort est d'estre persécuté, quoy qu'il soit admiré, et d'estre condamné par des passionnez et par des jaloux . . . Il y a long temps que ie vous cherchois dans mes veilles, quelque reconnaissance de l'honneur que vous m'auez fait autrefois, Msg., de souffrir, et les representations de mes ouurages, et les protestations de mes tres-humbles seruices. Mais comme l'etablissement de mes affaires ne m'a pas permis depuis long-temps un grand commerce avec les Muses ie me suis aquitté bien tard de cette debte etc.

Erwägt man, dass Rotrou über das Fiasko seines Belissaire auf der Bühne erbittert, ihn sicherlich schnell zum Drucke brachte, und ferner, dass er „depuis long-temps“ kein Stück geschrieben, so liesse sich das Jahr 1644 recht wohl als Zeit der Entstehung, Aufführung und Druckvollendung denken. Andererseits möchte man freilich glauben, dass Rotrou schon lange vorher, schon 1641 auf den Gedanken gekommen sei, die Schicksale des Feldherrn Justinians zu dramatisieren; denn in diesem Jahre war ein *Belissaire* von Desfontaines im Druck erschienen (privil. vom 20. juin, achevé d'imp. vom 6. juillet), welchen Rotrou gewiss gelesen hatte. Ferner kam im Jahre 1643 folgendes Werk heraus, dessen Titel ich einem alten

Katalog entnehme: *Belisaire ou le conquerant representant dans une histoire veritable, les qualitez et les exploits d'un parfait Général d'Armée avec diverses reflexions politiques et militaires et plusieurs lettres et harangues par le sieur* de Grenailles [1]) Paris, Besongne 1643. 8⁰. Trifft die Veröffentlichung dieses Buches — das mir leider unerreichbar blieb — zufällig so nahe mit den beiden Tragödien zusammen, oder hat vielleicht der sieur de Grenailles aus Entrüstung darüber, dass zwei Dramenschreiber mit dem byzantinischen Helden so unhistorisch umgesprungen, zur Feder gegriffen? Meine Hilfsmittel gestatten mir nicht, diese Fragen zu lösen, ich muss mich begnügen, sie angeregt zu haben. Ich glaube indes nicht zu irren, wenn ich Rotrou's *Belissaire* unter besonderer Berücksichtigung des schon 1641 veröffentlichten Defontaines'schen Stückes spätestens 1643 setze. Es ist dann zwischen jenem und *Clarice* immer noch ein Zeitraum von 2 Jahren.

Celie.

Das Privileg dieser Nachahmung der *Fratelli Rivali* des G. B. della Porta ist vom 19. fevrier, das achevé d'imprimer vom 20. juillet 1646 datiert und diese Jahreszahl findet sich auch auf dem Titelblatt. Die Aufführungszeit fällt daher sicher und die Entstehungszeit mindestens ins Jahr 1645. Vielleicht darf man letztere, weil wir sonst Rotrou die Abfassung dreier Stücke in einem Jahre zuschreiben müssten, noch ans Ende von 1644 setzen.

La Soeur.

Dieses Lustspiel, eine Nachahmung der *Sorella,* einer comedia des G. B. della Porta, wurde vom Verfasser, wie es scheint, gleichzeitig mit *Celie* dem Buchhändler überlassen, denn das privilège ist von einem und demselben Tage datiert. Das achevé d'impr. ist vom 3. Sept. 1646 und auf dem Titelblatte steht die Zahl 1647. Sicherlich entstand auch *La Soeur* 1645 und zwar kurz nach *Celie.* Beide Stücke sind, wie ich anderwärts gezeigt habe [2]), ziemlich getreue Copien, fast nur Übersetzungen der betr. Stücke della Porta's, die Rotrou nicht viel Zeit gekostet haben können.

---

[1]) Dieser sieur de Grenaille ist wahrscheinlich identisch mit François de Grenaille Sieur de Chatonnieres aus Uzesches in Limosin, welcher 1639 eine Tragödie „*L'Innocent Malheureux ou la Mort de Crispe*" mit einer langen Vorrede und *un discours sur les Poèmes Dramatiques de ce tems* veröffentlichte (Paris, J. Paslé) und eine Lobrede zu der Tragi-comédie *Edouard* seines engeren Landsmannes La Calprenède verfasst (S. Parfaict VI, 80 ff. und B. du Th. franç. III, 13). Man sieht der Mann hatte Fühlung mit dem Theater.

[2]) *Unbekannte Ital. Quellen Jean Rotrou's.* S. 49 ff.

Le Véritable Saint Genest.

Zum zweiten Mal wurde Rotrou von Desfontaines zu einem Trauerspiel und zwar dieses Mal zu einem Märtyrerdrama angeregt. Das Beispiel von Corneille's *Polyeucte* (1643 gespielt) *„dont le succès a été très heureux“* (Examen de *Prlyeucte*) mag schon vorher den Wunsch in ihm erweckt haben, sich, gleich Anderen, in diesem durch den Einfluss Spaniens *(comedias de santos)* wieder hervorgerufenen[1]) mittelalterlichen Genre zu versuchen. Das Martyrium des Schauspielers Sanct Genesius, gewiss eine glückliche Idee! Zu glücklich für einen Desfontaines. Es galt nun, etwas Besseres als dieser zu leisten, und Lope de Vega, mit dessen Repertoire Rotrou wie selten Jemand in Frankreich vertraut gewesen zu sein scheint, zeigte ihm mit seinem *Il Fingidò Verdadero* den Weg dazu. Vollendet wurde der Druck des *Le Veritable Saint Genest* am 26. Mai 1647, das Privileg lautet auf den 11. März des gleichen Jahres, und der Druck von Desfontaine's *L'Illustre Comedien, ou le Martyre de Saint Genest* wurde am 8. Mai 1645 abgeschlossen. Die Entstehung des Rotrou'-schen Stückes liegt also zwischen dem 8. Mai 1645 und dem 11. März 1647. Zu noch engerer Begrenzung gelangt man durch folgende Erwägung: Von 1646 an sehen wir die Tragédie Chretienne mit einem Male verschwinden. Suchen wir nach einem Ereignis, das die bisher so erfolgreiche Gattung plötzlich verscheuchte, so finden wir es in der Aufführung von Corneilles *Theodore Vierge et Martyre,* deren heikler Inhalt alle Welt empört und offenbar gegen die religiösen Dramen überhaupt eingenommen hatte. Nach *Théodore* erschien auf Jahrzehnte hinaus kein Märtyrerstück mehr auf der französischen Bühne. Deshalb muss *Saint-Genest* früher erschienen sein. Als Bestätigung dafür könnte dienen, dass zwei Namen in *Saint-Genest* — Marcelle und Flavie — in der *Théodore* wiederkehren. Rotrou konnte sie nicht Corneille entnommen haben, weil er sie in seinen Quellen fand; also muss umgekehrt Corneille sie aus St. Genest entlehnt haben. Demnach fällt *Saint Genest* in das Jahr 1645 zwischen *L'Illustre Comedien* und *Théodore.*

---

[1]) Die ersten französischen Märtyrerdramen des 17. Jahrhunderts waren — wenn man von Trotterel's *S. Agnes*, deren schlüpferige Ausführung die religiöse Tendenz zerstört, absieht — Jean Boissins *St. Vincent* und *Ste. Catherine.* Nun folgt eine lange Pause. Erst 1639, als die spanische *Comedia* schon seit Jahren eine dominierende Rolle auf der französischen Bühne gespielt hatte, wagte man es auch, die in Spanien so sehr beliebte *Comedia de Santos* nachzuahmen, oder richtiger wieder zu erwecken. Während 7 Jahren gehört die Tragédie Chretienne zu den Zugstücken des Theaters bis Corneille's *Theodore* sie in Miscredit brachte. Nur Geistliche, Nonnen oder Schulmeister, wie Nicolas de Leville, J. François de Nismes, Claude Ternet u. s. w. leisteten sich in der Provinz noch hin und wieder ein Märtyrerdrama.

Dom Bernard de Cabrère.

Am 11. März 1647, also am gleichen Tage, wie für den *St. Genest*, erhielt der Buchhändler das Privileg für diese Nachbildung einer spanischen Comedia. Das *achevé d'imprimer* erfolgte aber 5 Monate später (21. octobre) als bei jenem. *Dom B. de Cabrère* ist sicherlich noch 1646 zu Stande gekommen. Man darf annehmen, dass er grossen Erfolg auf der Bühne errungen. Rotrou hat das Stück mit einer langen Elegie dem Cardinal Mazarin gewidmet.

Venceslas,

das bekannteste Drama Rotrou's und eines der Meisterwerke der französischen Bühne, dürfte wohl nach 1647 entstanden sein. Das privilège ist vom 28. mars 1648, das achevé d'imprimer vom 22. mai 1648.

Cosroes.

Die Originalausgabe dieser trefflichen Tragödie erschien 1649; das achevé d'imprimer ist vom 21. Dezember 1648, das Datum des privilège ist mir unbekannt, doch dürfte Cosroes schwerlich vor 1648 entstanden sein.

Dom Lope de Cardone.

Den Druck dieser mit Unrecht wenig bekannten Tragi-comédie sollte der Dichter nicht mehr erleben. Am 27. Juni war er das Opfer seiner Pflichttreue geworden. Am 26. August 1650 wurde das Privileg zu unserem Stück dem Buchhändler erteilt, und erst am 15. Juli 1652 wurde der Druck vollendet. Die Verantwortung für diese Zahlen muss ich Beauchamps überlassen, dem ich sie, in Ermangelung der Originalausgabe, entnehme. Es wird sich, da das Stück kein Dedikationsschreiben enthält, schwer entscheiden lassen, ob der Dichter selbst oder seine Wittwe das Manuskript dem Buchhändler verkauft hat. Es ist aber nicht minder schwer zu sagen, wann das Stück aufgeführt worden und entstanden ist. Dürfen wir es wirklich als das letzte Werk des Dichters betrachten? Dass es der letzten Schaffensperiode desselben angehört, bezeugt namentlich die kraftvolle edle Sprache; aber ich möchte es eher vor *Venceslas*, dem es in einigen Punkten ähnelt, als nach *Cosroes* setzen, weil es denn doch hinter diesen beiden zurücksteht. Im ersteren Falle hätten wir uns seine Entstehung etwa 1646/47, im letzteren circa 1649/50 zu denken.

Ein Umstand freilich würde die Frage zu Gunsten der letzteren Ziffer entscheiden, wenn die Historiker des französischen Dramas sich nicht widersprächen. Balthazar Baro, ein Autor, dem Rotrou

sonst noch manches verdankt, schrieb ein Drama, *Le Prince Fugitif*, das 1649 bei de Sommaville im Druck erschien (achevé d'impr. vom 23. avril 1649). Nach dem von der *Biblioth. du Th. franç. II* p. 54 ff. mitgeteilten Inhalt zu schliessen, enthält das Stück mehrere Motive, die auch in *D. Lope de Cardone* zu finden sind. So haben wir hier und dort die Idee, dass von zwei Feldherrn derjenige die Hand einer Prinzessin erhalten soll, der dem Könige die grössten Dienste geleistet hat und ferner diejenige, dass die Wahl schliesslich der Prinzessin überlassen bleibt. Ob die Ähnlichkeit noch weiter geht, kann ich nach der vorliegenden Inhaltsangabe nicht sagen. Doch genügt das Angegebene, um eine Beeinflussung Rotrou's durch dieses Stück wahrscheinlich zu machen. Dann würde *D. Lope de Cardone*, da der *Prince Fugitif* frühestens 1648 gespielt worden ist, doch das letzte Drama Rotrou's, und nicht vor 1649, entstanden sein. Allein nach den Parfaict (VII, 206) hat der *Prince Fugitif* einen gänzlich verschiedenen Inhalt. Bei ihnen behandelt er die bekannte Erzählung von *Apollonius von Tyrus*. Welchem von beiden Werken soll man glauben? Und falls die Parfaict Recht hätten, ist der von der *Bibl. d. Th. fr.* angegebene Inhalt aus der Luft gegriffen, oder gab es ein Drama des Inhalts, sei es mit dem gleichen, sei es mit einem anderen Namen? Ich sehe mich mit meinen gegenwärtigen Hilfsmitteln ausser Stande, diese Fragen zu lösen.

Ich bin zu Ende. Es erübrigt mir nur noch, die gewonnenen Ziffern mit denen der Brüder Parfaict zusammenzustellen. Ich füge auch noch die Daten der Privilegien bei:

No.	Titel der Stücke	Parfaict	Stiefel	Datum des Privilegs
1.	L'Hypocondriaque	1628	1628	8. März 1631
2.	La Bague de l'Oubly	1628	1628	3. Juli 1634
3.	Les Menechmes	1632	1631	30. April 1636
4.	Diane	1630	1632/33	3. Juli 1634
5.	Celiane	1634	1632/33	27. Januar 1637
6.	Celimène	1633	1633	30. Sept. 1636
7.	Les Occasions perdues	1631	1633	15. Juli (?) 1635
8.	L'Heureux Naufrage	1634	1633	7. Februar 1637
9.	Filandre	1635	1633/34	„ „
10.	Pèlerine Amoureuse	1634	1633/34	„ „
11.	Hercule Mourant	1632	1634	30. April 1636
12.	Cleagenor et Doristée	1630	1634	28. Juli 1634
13.	L'Innocente Infidelité	1635	1634	7. Februar 1637
14.	L'Heureuse Constance	1631	1635	27. Nov. 1636

No.	Titel der Stücke	Parfaict	Stiefel	Datum des Privilegs
15.	Florimonde	1649	1635	27. Sept. 1649
16.	Clorinde	1636	1635	7. Februar 1637
17.	Amélie	1636	1636	" "
18.	Agésilan de Colchos	1635	1636	" "
19.	La Belle Alphrède	1634	1636	" "
20.	Crisante	1639	1636	" "
21.	Les Deux Pucelles	1636	1636	" "
22.	Les Sosies	1636	1636	" "
23.	Antigone	1638	1638	5. Nov. 1638
24.	Laure persécuté	1637	1638	8. Februar 1639
25.	Les Captifs	1638	1638	" "
26.	Iphygenie	1640	1640	13. Nov. 1640
27.	Clarice	1641	1641	28. Februar 1642
28.	Belissaire	1643	1642—44	?
29.	Celie	1645	1644/45	19. Februar 1646
30.	La Soeur	1645	1645	" "
31.	Le Veritable St. Genest	1646	1645	11. März 1647
32.	Dom Bernard de Cabrère	1647	1646	" "
33.	Venceslas	1647	1647	28. März 1648
34.	Cosroes	1648	1648	?
35.	Dom Lope de Cardone	1649	1646/47? 1649?	26. August 1650

Ernest Renan.

1. Sein Leben und sein Verhältnis zu Deutschland.

Nach dem Vorbilde von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" hat auch Ernest Renan uns eine Biographie seiner Jugend hinterlassen, die unter dem Titel: „*Souvenirs d'enfance et de jeunesse*" im Jahre 1883 erschien. Sie soll kein streng historisches Bild geben, kein Material für Zeitungsartikel und Nekrologe liefern. „*Ce qu'on dit de soi est toujours poésie*" bemerkt der Verf., zur Warnung für blindgläubige Leser. Doch ist es leicht, aus dieser Schilderung die wichtigsten Momente seines Lebens und seiner Geistes-Entwickelung herauszuheben. Renan war ein Muttersöhnchen, denn sein Vater kam früh auf der See um, das macht das Frauenhaft-Gefühlvolle, Weiblich-Anempfindende in seinem Wesen erklärlich. Zugleich war er ein Kind der Bretagne mit ihren religiösen Erinnerungen, heiligen Legenden, abergläubischen Gebräuchen, ihrer Abneigung gegen Heuchelei nnd Strebertum. So erklärt sich die frühgereifte Selbstständigkeit seiner religiösen Anschauung und zugleich das weiche, warme Gefühl für christliche Frömmigkeit, das auch den Verfasser der vielverschrieenen „Vie de Jésus" noch am Christenthum sich festklammern liess, so auch die Unabhängigkeit von der Parteien Gunst. und Ungunst bei aller liebenswürdigen Anbequemung an die Verhältnisse des öffentlichen und privaten Lebens und an die gesellschaftlichen Schwächen der Menschen. Renan selbst erkennt Challemell-Lacour's Urteil über ihn: „*Il pense comme un homme, il sent comme une femme, il agit comme un enfant*" als richtig an.[1]) Sein Grossvater und seine Mutter lebten noch in den Erinnerungen der französischen Revolution und sind warme Verehrer der Ideen von Freiheit und Gleichheit geblieben, nur seine Grossmutter hing an der Zeit des alten régime fest, rettete in den Tagen des Schreckens einen Geistlichen mit eigner Lebensgefahr und wurde dafür später mit Undank belohnt. So ist auch Renan nie ein Feind der Revolution gewesen, wie etwa Hippolyte Taine, er hält noch 1883 an Thiers' verschönender Geschichtsdarstellung fest. Doch das Jacobinertum

[1]) Souvenirs ec., 74, woselbst auch das Folgende.

und die radicale Demagogie flössten seiner feinen, allen Uebertreibungen abgeneigten Bildung eine Art Grauen ein. Die „croyants absolus“ hasste er in der Religion, wie in der Politik. Mit dem legendenhaften Zauber jener grossen Zeit hat er sich nach dem Jahre 1870, als dieser von fremden, namentlich deutschen Kritikern zerstört wurde, etwas ausgesöhnt, doch stand er der Säcularfeier des Jahres 1889 ziemlich kühl gegenüber.

Am 27. Februar 1823 zu Tréguier in der Bretagne geboren, ist Renan in sehr einfachen, stillen und bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Zart von Körperbau, so dass man ihm einen frühen Tod weissagte, verkehrte er mehr mit Mädchen, als mit Knaben und wurde von seinen Altergenossen spottweise „*Mademoiselle*“ genannt. Frühzeitig ging ihm ein Verständnis für das Ewig-Weibliche auf. Von der Frau sagt er: „*Nous sommes des enfants ou des pédants auprès d'elle*“. Stets hat er die Bedeutung der Frauen im Leben und in der Geschichte warm anerkannt. Die Frauen haben nach ihm am meisten zur Ausbreitung des Christentums beigetragen, ihnen schreibt er mehr Empfänglichkeit für die tiefsten Probleme der Wissenschaft zu, als Männern, die schon in gewissen Voraussetzungen befangen seien,[1]) für sie möchte er aus den schönsten Stellen seiner Schriften eine Art unkirchlichen Erbauungsbuches zusammenstellen,[2]) ihr schönstes Vorrecht sei das religiöse Empfinden. Doch blieb er keusch in seinem Privatleben. Nur vier Frauen, bekennt er, hätten ihn geliebt: seine Mutter, seine Schwester, seine Frau und seine Tochter. Den ersten Unterricht empfing der zum geistlichen Beruf bestimmte Knabe in der Schule seiner Vaterstadt; wichtig für seine Bildung wurde erst die Studienzeit auf dem Pariser Seminar Saint-Nicolas de Chardonnet, in das er am 7. Septbr. 1836 eintrat. Es stand unter Dupanloup's Leitung, der den Katholizismus mit der modernen Wissenschaft zu vereinen suchte, wobei denn allerdings die Wissenschaft zu kurz kam. Durch die angebliche Bekehrung des sterbenden Talleyrand, welche freilich sehr an das letzte Komödiantenstückchen erinnert, das Voltaire den Pfaffen spielte, war Dupanloup der gefeierte Liebling der streng-katholischen Kreise geworden, von ihm hoffte man auch das Wiederaufblühen des seit der Revolutionszeit nur vegetierenden „kleinen Seminars“. Der stolze Kirchenfürst stand den ärmeren und geringeren seiner Zöglinge in unnahbarer Kühle gegenüber, für Renan gewann er jedoch Interesse, als ein zärtlicher Brief desselben an die innig verehrte Mutter in seine Hände gefallen war. Jetzt wurde der hohe Herr für das empfängliche Gefühl des Knaben eine Art Gottheit

[1]) Essais de Morale et de crit., 198.
[2]) Nouvelles Etudes d'hist. relig., XXI.

(une sorte de Dieu). Die Disziplin im Seminar war eine sehr milde. Als Strafen gab es nur tadelnde Noten und Verweise, als ultima ratio die Ausschliessung in erbaulicher Form. In Allem, was den Katholizismus nicht berührte, liess man den Neigungen der Zöglinge freien Spielraum, ja man trieb nach Renan's Ansicht *„trop peu de théologie“*. Von der unmittelbaren Gegenwart der Litteratur erfuhr man nicht viel, nur Dichter, wie Victor Hugo und Lamartine, Geschichtsschreiber, wie Michelet, wurden gelesen. Voltaire, dessen Stern damals wieder in den Kreisen der Freidenker aufleuchtete, ward in tiefes Stillschweigen gehüllt. Zweifel regten sich damals noch nicht in Renan's Seele. Nach Absolvierung des kleinen Seminars, ging Renan auf die Vorschule des grossen Priesterseminars St. Sulpice, Issy, über, die auf dem Lande lag. Hier hatte er 2 Jahre lang philosophische Studien zu treiben. Die herrschende Richtung war dort eine altrömisch-katholische, von der modernen Geistesbildung ebenso abgewandt, wie von dem Ultramontanismus, dessen Schöpfer Lammenais und Lacordaire geworden waren. Doch hielt mit dem Jahre 1840 auch dieser Ultramontanismus seinen siegreichen Einzug. Die Litteratur wurde auch hier, wie in St. Nicolas de Chardonnet geringgeschätzt, Philosophie und Theologie in fast mittelalterlich-scholastischer Form gelehrt. Doch schloss das nicht aus, dass Renan schon hier nicht nur mit dem Cartesianismus, sondern auch Mallebranche, Euler, Locke, Leibnitz, Thomas Reid u. A. bekannt gemacht wurde und Victor Cousin wenigstens aus Widerlegungen kennen lernte. Seit dem Beginne der philosophischen Studien regte sich in Renan eine bestimmte Abneigung gegen alles Metaphysische und eine Vorliebe für die inductive Methode der Naturwissenschaft. Auf seine religiöse Ueberzeugung wirkte Fenelon's „Télemaque“ stark ein, freilich lernte er diesen pädagogischen Roman nur aus einer kastrierten Ausgabe kennen. Auch der angehende Philosoph zweifelte noch nicht am christlichen Dogma, denn selbst grosse Naturforscher seien gläubig gewesen. Aber sein philosophischer Lehrer Gottefroy sagte seinen Abfall vom Katholizismus voraus. In St. Sulpice selbst begann das eigentliche theologisch-orientalische Fachstudium. Der Bretone Le Hir bezauberte ihn als Lehrer des Hebräischen, doch vererbte er auf seinen Zögling die mangelhafte Kenntniss des Arabischen. Renan wurde mit den Resultaten der deutschen Theologie bekannt, er lernte auch — damals in Frankreich kein allzu häufiger Vorzug der Gelehrten — unsere Sprache. Herder's theologische Schriften entzückten ihn. 1844 wurde er Hülfslehrer des Hebräischen. Die Seminarvorsteher hatten ihm 300 Frcs. angeboten, der uneigennützige Jüngling nahm nur die Hälfte an. Nebenbei durfte er im *Collège de France* die theologischen Vorlesungen Quatremeres, des halben Rationalisten, hören. Nun

ging es mit seiner schon unterhöhlten Gläubigkeit schnell bergab. Das festgeschlossene System des Katholizismus, in dem man alles glauben oder alles leugnen muss, machte ihn an der positiven Religion überhaupt irre. Seine kirchengeschichtlichen Studien hatten ihm gezeigt, dass der Katholizismus vieles auf Jesu zurückführe, was im Gegensatz zum ursprünglichen Christentum erst spätere Erfindung der Kirche war. Da er zum Protestantismus nie ein festes, inneres Verhältniss gefunden hatte, so blieb für ihn nur die Wahl zwischen unbedingtem Glauben und unbedingtem Zweifeln. Die Kirchengeschichte, das gefährlichste Studium des Gläubigen, hat ihn, wie viele Andere, zum Freidenker gemacht. Als er in den Sommerferien des Jahres 1845 in seine Heimath zurückkehrte, nahm er nicht mehr die heiligen Sacramente und am 6. September kündigte er dem Dirigenten von St. Sulpice das bisherige Verhältnis auf. Einen Monat später schied er von dem Priesterseminare. Schwer wurde durch diesen Entschluss seine alte, fromme Mutter, die ihren Ernest gern als Priester gesehen hätte, betrübt, doch die edelmüthige Schwester Henriette nahm die Partei des Bruders, den sie mit 1200 Frcs. unterstützte. Seine Lehrer benahmen sich gegen den Abtrünnigen sehr nobel. Dupanloup bot ihm Geldunterstützung an, Le Hir gab ihm einen Studien-Entwurf für das *Collége de France* und die *Ecole des langues orientales* mit. Auch sorgte man für sein weiteres Fortkommen, wenngleich in ungenügender Weise. Zuerst wurde Renan Studien-Aufseher am Collége Stanislas, darauf Repetitor an einer vom Lycée Henri IV. abhängigen Anstalt des Quartier Saint-Jacques, eine ganz untergeordnete Stellung, die ihm bei geringer Thätigkeit freie Station, aber kein Gehalt eintrug. Er blieb in diesem Amte $3^1/_2$ Jahr und gab nebenbei Privatstunden. Inzwischen hatte er bereits durch schriftstellerische Arbeiten Geld zu verdienen angefangen, er richtete sich einen Haushalt ein, dem seine aufopfernde Schwester Henriette vorstand. 1848 bestand er sein Agregatsexamen. 1849/50 folgte eine Studienreise nach Italien, 1856 seine Heirat mit der Tochter des Malers Henry Scheffer. In demselben Jahre wurde er Mitglied der Academie der *Inscriptions et Belles Lettres.* Im Herbste 1860 trat er im kaiserlichen Auftrage die Reise nach Phönizien an, aus deren Inschriftenfunden der erste Band des von Renan geleiteten *Corpus inscriptionum semiticarum* hervorging. 1862 am 11. Januar wurde er Professor der semitischen Sprachen am *Collége de France.* Aber schon, dass er in seiner Antrittsvorlesung: *De la part des peuples sémitiques dans l'histoire de la Civilisation* allgemein religionsgeschichtliche Fragen von seinem freien Standpunkt besprach, erregte den Unwillen der frommen Kreise, seine *Vie de Jésus* trug ihm Absetzung (11. Juni 1864) ein. Der Unterrichtsminister bot dem weltberühmt gewordenen Manne eine Entschädigung an, die Renan

in berechtigtem Stolze zurückwies. Mannhaft vertheidigte er sich und das Recht der freien Forschung in der Abhandlung: *La chaire d'Hébreu au collège de France.*[1])

Sein Verhältnis zum 2. Kaiserreiche war stets ein sehr kühles gewesen. Obwohl er die kurze Begeisterung für die Ideen des Jahres 1848 und selbst für die sozialistischen Träume dieser Zeitbewegung[2]) überwunden hatte, war er ein Gegner des Staatsstreiches und der ihm vorangehenden Reaction und meinte, in den ersten 10 Jahren der Napoleonischen Zeit habe jeder, der nicht *médiocre* oder *frivole* gewesen, für gefährlich gegolten.[3]) Daher erkannte er Napoleons Bestrebungen für das Volkswohl an.[4]) Der Kaiser bewies ihm übrigens, wie fast allen Gelehrten, seine Huld. Nachdem er im Mai 1860 mit der Forschungsreise nach Phönizien beauftragt und Ende October in Beyrut angelangt war, mussten französische Soldaten ihn durch die gefährdeten Gegenden hindurch escortiren. Der Einfluss, den das kaiserliche Frankreich überall hatte, bewirkte auch, dass die Behörden des fremden Landes ihn unterstützten, wogegen die Einwohner, in ihm einen Schätzegräber sehend, sich feindlich zeigten. Auch mehrere französische in Syrien stationierte Offiziere sind Förderer seines Werkes gewesen.[5]) Aber Napoleon konnte ihn vor dem Ansturme der Frommen nicht schützen und musste in seine Absetzung willigen. Erst Jules Simon gab ihm 1870 seine Stelle zurück.

Renan billigte übrigens die zurückhaltende Politik, welche der Kaiser im Jahre 1866 der deutschen Einheitsfrage gegenüber bewiesen hat und glaubte, dass Napoleon dafür in der luxemburgischen Frage auf Deutschlands Dankbarkeit hätte rechnen dürfen.[6]) Die unüberlegte Kriegserklärung im Juli 1870 überraschte ihn hoch im Norden und erregte seinen äussersten Unwillen.[7]) Doch war er der Meinung, dass Bismarck und Napoleon, beide durch extreme militärische Parteien gedrängt, gleiche Schuld an dem Ausbruche des Conflictes hätten.[8]) Der Krieg von 1870 konnte allerdings keinen französischen Gelehrten peinlicher berühren, als gerade Renan. Stets hatte er die deutsche Wissenschaft hoch über alle anderen erhoben, sich als Schüler derselben bekannt, den Idealismus unseres Volkes gefeiert, unser Schulwesen dem französischen als nachahmens-

[1]) Questions contemporaines, 199 ff.

[2]) Avenir de la Science, 6 éd., III, und Essais de Morale et de Critique, XII.

[3]) Mélanges d'hist. et de voyages, XIII.

[4]) Questions contemporaines, XVII.

[5]) Mission de Phénicie, Préface.

[6]) Réforme intellectuelle et morale, 171 f.

[7]) Réforme intellectuelle et morale, 175.

[8]) Réforme intellectuelle et morale, 150.

wertes Musterbild vorgehalten, auch den Erfolg von Sadowa als Sieg des deutschen Wissenschaftsgeistes bezeichnet.[1]) Die teilweise Einheit Deutschlands seit dem Jahre 1866 hatte er neidlos anerkannt, in ihr die naturgemässe Fortwirkung des Geistes der Befreiungskriege gesehen und bitter das Unterdrückungssystem gebrandmarkt, welches der erste Napoleon gegen Deutschland geübt hatte.[2]) Dass er Napoleons III. Verhalten Preussen gegenüber im Jahre 1866 für viel selbstloser und freiwilliger ansah, als es war, mag sich aus einer Unkenntniss der politischen Sachlage erklären. Nun aber sah er durch den Krieg das einige, sich gegenseitig ergänzende Zusammenleben des germanischen und französischen Geistes — auch noch in späterer Zeit sein idealer Zukunftstraum — zerstört, sah Frankreichs europäische Machtstellung bedroht und den Verlust Elsass-Lothringens, der ihm eine Untergrabung der Existenz Frankreichs bedeutete, voraus.[3]) Auch fürchtete er von der Geltendmachung des Nationalitätsprinzipes, das ihm, dem Humanitätsideal gegenüber, nur eine zeitlich beschränkte, untergeordnete Geltung hatte, eine Erstarkung des Slaventums und der internationalen Mächte des Sozialismus und Ultramontanismus.[4]) Diese Befürchtungen sprach er in dem Briefwechsel mit David Strauss (in Réforme intell. et morale abgedruckt) aus. Der deutsche Gelehrte hatte in der Augsburger Allgemeinen Zeitung am 18. August 1870 einen Brief an Renan veröffentlicht, den dieser am 16. September im „Journal des Débats“ beantwortete. Darauf erwiderte Strauss am 2. October 1870, wovon aber Renan, in Paris eingeschlossen, erst im Februar 1871 erfuhr. Inzwischen hatte Strauss seine 2 Briefe mit Renan's erster Antwort im Separatdruck bei Hirzel-Leipzig erscheinen lassen und zwar zum Besten der deutschen Invaliden, was Renan nicht mit Unrecht als *„manque de goût et de tact“* bezeichnet,[5]) denn offenbar konnte er als französischer Patriot nicht wollen, dass sein Brief zur Beisteuer für einen deutschen Invalidenfonds verwandt würde. Der Gedankengang der beiden Antwortschreiben Renans ist in der Hauptsache folgender. Deutschland habe auf dem Gebiete der Wissenschaft seine Mission trefflich erfüllt und sei anderen zum Muster geworden, auch sein Nationalitätsprinzip sei ein berechtigtes. Aber von diesem Prinzipe, das Renan mit dem *„droit des groupes naturels déterminés par la race, l'histoire*

---

[1]) Fragm. et Dialog. philos., 120. Réf. intell. et morale, 96, 105, 170. Lettre sur la liberté de l'Enseignement supérieur en France (in Mélanges d'hist. et de voyages). Questions contemp., VII f. u. 81.

[2]) Réf. intell. et morale, VII, 171 f.

[3]) Lettre à un ami d'Allemagne, p. 12, und Réf. intell. et mor., 177 f.

[4]) Réf. intell. et morale, 200, 208 u. A. und Mélanges d'hist. et de voyage, XII—XIII.

[5]) p. 190 a. a. O.

et la volonté des nations" identifiziert, sei das Racen-Prinzip zu unterscheiden. Nur letzteres könne die Losreissung Elsass-Lothringens von Frankreich gegen den Willen der Bevölkerung begründen, würde aber auch von Frankreich zu Gunsten der Ansprüche auf das ursprünglich keltische Elsass geltend gemacht werden können. Nach dem Rechte des Racenprinzipes könne Frankreich Belgien und die französische Schweiz zurückfordern. Als Folge des deutschen Sieges beklagt Renan das Emporkommen des Militarismus auf Kosten der Moral, der geistigen Cultur und des öffentlichen Wohles[1]) und weissagt der deutschen Einheit, wenn nicht Preussen in Deutschland aufginge, d. h. wenn nicht der frühere lockere Staatenbund wieder ins Leben träte, ein ebenso schnelles Ende, wie es die Napoleonische Weltherrschaft gehabt hatte. Die Slaven und Russland würden den besten Vortheil von Frankreichs Schwächung haben. Man kann einem Franzosen im Jahre 1870 es kaum übel nehmen, wenn er das Deutsche Reich mit dem Schwindelbau des Napoleonischen Grössenwahnes vergleicht und der Keltomanie wieder seine Huldigung darbringt. Jedenfalls wollen wir das Lob, welches Renan uns als „Volk der Denker" reichlich spendet, ebenso willig anerkennen, wie seine Zustimmung zu den Erfolgen von 1866. Die Elsass-lothringische Frage will er einem europäischen Schiedsgerichte, in dem neidische Mächte, wie England, Oesterreich, Russland, sich Frankreichs angenommen hätten, unterwerfen, nicht aber die „*guerre à outrance*" predigen. Denn der Krieg sei eine Zerstörung der öffentlichen Moral und eine Verhöhnung der göttlichen Gebote. „*Ce qui fait entrer dans la Walhalla est ce qui exclut du royaume de Dieu*".

Auch die Phasen des Krieges von 1870 hat Renan in mehreren Zeitungsartikeln beleuchtet, die gleichfalls in jener *Réf. intellect. et morale* abgedruckt sind. Wir sahen schon, dass er den Ausbruch des Krieges den Kriegsparteien jenseits und diesseits der Vogesen Schuld gab, da sowohl Bismarck, wie Napoleon auf diese „*partis fanatiques*" hätten Rücksicht nehmen müssen. Die französische Nation spricht er mit Unrecht von dem Frevel frei, man lese dem gegenüber die actenmässigen Mittheilungen nach, die uns der Verfasser der „*Invasion allemande par le Général Boulanger*" in den einleitenden Capiteln gegeben hat. Auch hier die Weissagung eines baldigen Endes der deutschen Einheit mit preussischer Spitze, der Vergleich derselben mit der Monarchie Ludwigs XIV. und der Weltherrschaft Napoleons I., die Drohung mit dem sozialistischen Schreckgespenste und die Warnung an Frankreich, den preussischen Militarismus nicht nachzuahmen. Die Fortführung des Krieges nach dem

[1]) Dasselbe auch etliche Jahre später in der „Lettre à un ami d'Allemagne".

Sturze des Kaiserreichs hält er für zwecklos, doch glaubt er, die Delegation von Tours könne allein den Frieden herbeiführen, da sie von der Pariser Tagesstimmung und der lärmenden Presse unabhängiger sei. Doch solle die Reconstituierung Frankreichs nach dem Frieden die Aufgabe einer *„assemblée constituante“* sein, in der alle Parteien zur Geltung kämen. Der Friedenschluss solle nicht einem Plebiszit anheimfallen, denn die nach Frieden verlangende Volksmasse werde auch die drückendsten Bedingungen des Siegers gutheissen.

Unablässig wirkte Renan nach dem Frieden für das, was er *„Réforme intellectuelle et morale de la France“* nannte. In der Niederlage sieht er eine Art Weltgericht, trotzdem die Weltgeschichte keineswegs immer ein Weltgericht sei. Die französische Democratie habe die Fehler der grossen Revolution wiederholen wollen und leide an Hallucinationen, alles sei in Frankreich entartet: Geistlichkeit, Staatsmänner, Armee, Opposition. Das Staatsgebände sei zusammengestürzt, der Legende von 1792 habe Gambetta den Todesstoss versetzt, die der Schreckenszeit sei durch die Commune in grausiger Weise parodiert worden, die Ludwigs XIV gehe mit der Kaiserkrönung in Versailles zu Grabe. Frankreichs ganze Geschichte hänge aufs engste mit dem Königtum zusammen, darum seien die königsfeindlichen Bestrebungen der Revolution von 1789 grobe Fehler gewesen. Unbedingt verwirft R. das allgemeine Stimmrecht, das nur 5 Millionen reactionär gesinnten Bauern gu Gute käme. Ebenso sei die Centralisation eine Gefahr für Frankreich, der provinziale Geist müsse zur Wiedererstarkung geführt werden. Dem allgemeinen Wahlrechte gegenüber betont er das Recht der Geburt, besonders für die Armee. Die Democratie sei die Verneinung der Disziplin. Den gefährlichsten Feind Frankreichs erblickt R. im Materialismus, dieser habe das Land zu einem „Feuer ohne Flamme und Licht, zu einem Herzen ohne Wärme, einem Volk ohne Propheten, einem todten Planeten“ gemacht. Die Opposition im Parlamente habe nur e i n Programm: das, so wenig Steuern als möglich zu zahlen. R. plädiert für ein indirectes Wahlrecht und für das Zweikammersystem, für Gesetze gegen die Ausschreitungen des Clubs, für Kolonisation als Abzugsmittel der unruhigen Masse. Insbesondere liegt ihm natürlich die Reform des Unterrichtswesens am Herzen und zwar des höheren, das wichtiger sei, als die Volksschule. Denn nach ihm arbeitet die Natur auf die Schöpfung einer Aristocratie des Geistes und der Wissenschaft hin, nur die democratische Gleichmacherei drücke alles auf dasselbe niedrige Niveau herab. Darum fürchtet er, das Volk, welches den Primärunterricht nach democratischer Schablone empfangen habe, werde nicht zur Pflege einer Culturarbeit beitragen, die höher sei, als die seinige und ihm Gebieter gross-

ziehe.[1]) So kommt es, dass der Verfasser vieler antikatholischer Schriften die katholische Geistlichkeit nicht aus der Volksschule verbannen will (p. 96). Den Grundsatz: Freie Kirche im freien Staate, hat er oft in seinen Schriften ausgesprochen, freilich, meinte er, derselbe werde sich des Beifalles der clericalen Partei so wenig erfreuen, wie des der demokratischen.[2]) Die deutsche Volksschule sei als Werk des Protestantismus in einem katholischen Staate wie Frankreich nicht nachzuahmen. (p. 96.) Im Gymnasialunterrichte will R. weniger Abrichtung zu rhetorischen Übungen und mehr Pflege des wissenschaftlichen Geistes. Eine Universität wünscht er nach deutschem Muster doch mit 5 Facultäten, neben der Pariser etliche grössere Provinzialhochschulen, aber nicht eine Anzahl kümmerlich vegetierender kleiner Universitäten. Die katholischen Hochschulen sollen bestehen bleiben, während er früher von der Zweiheit des Unterrichtswesens eine Zerstörung der staatlichen Einheit befürchtete. Das Fachschulwesen soll möglichst eingeschränkt werden, da es der „*Université*" schädliche Concurrenz mache und der allgemein-wissenschaftlichen Bildung hinderlich sei (p. 102). Die Professoren sollen ohne Rücksicht auf ihren Glauben angestellt werden, der Staat nicht für ihre Lehren verantwortlich sein. Die Staatsbevormundung auf dem Gebiete des Unterrichtswesens hasste niemand mehr, als Renan, der sie so bitter empfunden hatte, um dieses Missstandes willen, hatte er schon früher Frankreich mit — China verglichen.[3]) Neben den Professoren soll es nach deutschem Vorbilde Privatdozenten geben. Insbesondere warnt er vor jeder Verletzung katholischer Vorurteile, die ohnehin durch die Einziehung des Kirchenstaates gereizt seien. „*Nous sommes à l'égard du catholicisme dans cette situation étrange que nous ne pouvons vivre ni avec lui ni sans lui*", sagt er. Den Sturz des Papsttums oder wenigstens eine Kirchenspaltung erhofft er von dem Siege des Nationalprinzipes. Als Patriot will er an Frankreichs Zukunft nicht verzweifeln. Der Krieg sei oft dem Besiegten nützlicher, als dem Sieger, die Sorge vor dem Feinde werde Frankreich vor Erschlaffung behüten. Von den Deutschen solle man nationalen Gemeinsinn lernen, doch nicht ihren militärischen Geist nachahmen. Denn der passe für Frankreich so wenig, wie die amerikanische Freiheit. Sein Wahlspruch ist: „*Ni jamais espérer, ni jamais désespérer*" und sein Mahnwort heisst: „*Laboremus*".

Auch hier zeigt sich Renan als Verehrer der deutschen Bildung und als Vorläufer der *Jules Simon*, *Michel Bréal* u. A., welche das französische Unterrichtswesen teilweise nach deutschem Vorbilde

[1]) Fragm. et dialogues philos.. 103.
[2]) Nouv. études d'hist. religieuse u. a. a. O. 98.
[3]) Mélanges d'hist. et de voyages, 53—54 u. 523.

umgestalten wollten. Deutschland schwebte ihm auch als Muster für die Familienerziehung vor. In der schon vor 1870 veröffentlichten Abhandlung: *La Part de la Famille et de l'Etat dans l'Education* (gleichfalls abgedruckt in der *Réforme intellectuelle et morale)*, fordert er die Trennung des Unterrichts von der Erziehung. Ersterer solle der Staatsaufsicht unterworfen werden, doch daneben die volle Freiheit des Privatschulwesens gewahrt bleiben, letztere sei Sache der Familie, insbesondere der Mütter. Der Anfangsunterricht soll beiden Geschlechtern gemeinsam in einer von Frauen geleiteten Schule erteilt werden. Möglichst lange seien Mädchen und Knaben zusammen zu unterrichten. Die deutsche Jugend stellt er um ihrer Sittenreinheit willen der französischen als Muster hin, auch die Moral der deutschen Frauen lobt er. Das Kasernensystem der Internate findet in ihm einen entschiedenen Gegner, wogegen er für die englische Erziehung begeistert ist. Der Zweck des Unterrichts und der Erziehung ist ihm ein vorwiegend ethischer. *Devoir* und *conscience* sind die Leitworte desselben.

Renan nahm an den politischen Verwickelungen in Frankreich keinen activen Anteil, verzichtete auf Deputiertenstellung und auf Gemeindeämter. In das republikanische System fand er, ein warmer Anhänger der constitutionellen Monarchie, sich als in eine unabwendbare Notwendigkeit. Die monarchische Sache sei in Frankreich verloren.[1]) So führte er, von der Parteien Gunst und Ungunst nicht abhängig, das stille Leben eines der Wissenschaft sich weihenden Gelehrten. Weite Reisen nach Griechenland, Italien, Kleinasien und in den eisigen Norden unterbrechen allein die ungestörte Ruhe seiner Lebensweise. Nie haschte er auch als Schriftsteller nach dem Beifall der Menge. Die Democratie und besonders das Philistertum blieb ihm stets Gegenstand der Abneigung.[2]) Durch den Erfolg der *Vie de Jésus* liess er sich weder in eine antikirchliche, noch in eine sozialistische Strömung hineindrängen. Noch in der Einleitung zur Volksausgabe des Lebens Jesu spricht er sich scharf gegen den Missbrauch aus, den die Democratie mit ihrer Berufung auf das Evangelium treibe. Trotz dieser Unabhängigkeit seines Characters nahm er gern Rücksicht auf menschliche Schwächen und gesellschaftliche Vorurteile. Von der Liebenswürdigkeit, mit der *Renan* auf die Meinungen anderer einging, hat uns sein erbitterter Gegner, *abbé Pontmartin*, eine ironisch gefärbte Schilderung entworfen.[3]) Selbst Lügen aus Gefälligkeit für Andre hält er für erlaubt. Dagegen war ihm eine Freundschaft, die zum Coteriewesen ausartete,

---

[1]) Mélanges d'hist. et de voyages, IX f.

[2]) Souvenirs ec., 125, ebds. das Folg.

[3]) Souvenirs d'un vieux critique. Par. 1884, Calmann Lévy. Ernest Renan, p. 167—182.

sehr widerwärtig. Nicht ohne Grund kann er in seiner Jugendbiographie von sich rühmen: „*J'ai eu beaucoup d'adversaires, mais pas un ennemi personnel.*“ (p. 369.) Seine Lebensweisheit nennt er eine „*philosophie tranquille, optimisme reconnaissant, ironie gaie*“. Für Augenblicke nur habe ihn der Skeptizismus beherrscht. Vor dem Jenseits bangte ihm nicht, weil er nie fest daran geglaubt hat. Ebensowenig fürchtete er das göttliche Strafgericht nach dem Tode, denn der Glaube an eine Hölle entspreche nicht der „*bonté divine*“, die im Jenseits, wie im Diesseits walte. Doch war er Sceptiker genug, um eine Fürsorge Gottes für die einzelnen Menschen nicht anzunehmen, in dieser Hinsicht dachte er wie Voltaire und wie Friedrich der Grosse. Der Tod war ihm, dem Epicuräer im edelsten Sinne des Wortes, ein Schreckgespenst, eine Art Nihilist, der mit Dynamit töte. (375). Nur in dem Tode auf dem Felde der Ehre und als Martyrium für die gute Sache erblickt er einen Ruhm. Vor der Schwäche des Greisenalters bangte ihm, im voraus protestiert er gegen das, was er aus Altersschwäche gegen die ewige Gottheit sage oder schreibe. Von ihm gilt das: *Homo sum, nihil humani a me alienum puto.*

2. Renan als Theologe und Orientalist.

Die Philologie, sagt Renan, habe ihn an dem Katholizismus irre gemacht und von der Philologie und Sprachvergleichung ist er auch in seiner litterarischen Thätigkeit ausgegangen. Schon 1847 erschien als Skizze die später überarbeitete: „*Histoire génér. et système comparé des langues sémitiques*“ und 1848 zuerst seine Schrift: „*De l'origine du langage*“. Hier steht R. ganz auf den Schultern deutscher Forscher, deren Resultate er in einer von subjectiver Willkür nicht freien Weise ummodelt. Die Frage nach der einheitlichen Ursprache lässt er ziemlich unentschieden, denn die uns bekannten „*langues primitives*“ seien nicht im absoluten Sinne die ältesten. Aus den Sprachüberresten der Urzeit erkennen wir nach ihm nur die „*procédés primitifs, au moyen desquels l'homme sut donner à sa pensée une expression extérieure et sociale.* Mit Recht polemisiert R. gegen die mechanische Sprachauffassung des XVIII. Jahrhunderts, die in den Sprachformen nur conventionelle Willkür erblikte und fasst mit Herder und Hamann die Sprache als *révélation divine* auf. Doch nimmt er kein unmittelbares Eingreifen Gottes an, der sonst zu der Rolle eines Uhrmachers herabsinke, welcher das von ihm gefertigte Uhrwerk jeder Zeit reparieren müsse. Entschieden wird der Zusammenhang der Sprachbildung mit Race und Klima betont, und auf den Unterschied der lebenden Sprache und der toten Regeln der Grammatiker verwiesen. Das Ursprüngliche sei die „*sensation*“, dann erst komme die „*réflexion*“. In den Ursprachen herrsche eine

„exubérance des formes“, die erst die litterarische Thätigkeit vereinfache. Die Grammatik stelle dann s. g. Regeln und Ausnahmen auf. Wenngleich die Sprache aufs engste mit dem Volksgeiste und der Race zusammenhängt, so fallen doch die Spracheigentümlichkeiten nicht immer mit der Anthropologie zusammen, z. B. seien Indo-Europäer und Semiten im Typus nicht so verschieden, wie in der Sprache. Denn diese sei nicht *„le premier moment d'existence matérielle de l'humanité, mais le premier moment social“*. — Man kann von einer 1848 geschriebenen und auch in 2. Aufl. (1859) wenig überarbeiteten Schrift natürlich nicht verlangen, dass sie auf dem Standpunkt heutiger Forschung stehe. Dem Verf. gebührt jedoch das Verdienst, seine Landsleute in hübscher, ansprechender Form mit den in kleine Scheidemünzen umgeschmolzenen Goldbarren deutscher Wissenschaft vertraut gemacht zu haben, etwa wie der vielgenannte Brachet die Forschungen Diez' für den französischen Geschmack zurichtete.

Nicht viel höher wird man auch seine Geschichte der semitischen Sprachen stellen, von der nur der erste, mehr litterarhistorische, als philologisch-sprachwissenschaftliche Teil (in 5. Aufl. 1878) erschienen ist. Hier steht R. ebenso, wie in der vorhin besprochenen kleinen Schrift auf deutschem Wissenschaftsboden, wenngleich ihm die Sprachvergleichungsmethode der jüngeren Generation als eine willkürliche Ausartung erscheint. Doch will er selbst sowenig vor Conjecturen sich scheuen, wie die von ihm perhorreszierten deutschen Sprachforscher. Da er das Nomadenhafte als einen Grundzug des semitischen Volkscharakters ansieht, so beschränkt er seine Schilderung auf die *sémites purs nomades et monothéistes*. Wie das Nomadenhafte, so erscheint ihm auch der Monotheismus als ein Kennzeichen der semitischen Völker, wennschon er Ausnahmen zugestehen muss. Der Character dieser Völkermassen wird von Renan fast mit den Augen Voltaires angesehen. Sie seien in religiöser Hinsicht unduldsam, es fehle ihnen der philosophisch-wissenschaftliche Geist, ihrer vorwiegend lyrischen Poesie mangle die wahre Schöpfungskraft. Roh und grausam von Gemütsart kennten sie fast nur eine Strafe, — die Todesstrafe. Zu lachen, verständen sie nicht, für bildende Kunst hätten sie keinen Sinn. Auch fehle es ihnen an politischem, wie militärischem Geiste, ihre Heere hätten aus Söldnern bestanden. Selbst die arabischen Chalifen seien mehr Propheten, als Feldherrn gewesen. Ihre soziale Organisation lasse die Standesgegensätze, wie Aristocratie, Democratie, Feudalität vermissen. Ihre Moral bestehe eigentlich in der Selbstsucht. Ihre Cultur sei eine frühabsterbende gewesen. In ihrer Sprache falle der sinnliche Character und die Einförmigkeit auf, die verschiedenen Sprachbildungen seien fast nur getrennte Dialekte. Ihr Einfluss auf andre Völker sei geringer, als der der Indo-Europäer,

ihr Cultur-Wirkungskreis ein ziemlich beschränkter geblieben, wie denn z. B. die assyrisch-babylonische Civilisation nicht ein Werk des semitischen Geistes sei. Ganz besonders fehle ihnen das wahre Freiheitsgefühl und der wissenschaftliche Forschersinn. Ihre politische Entwicklung zeige nur die klaffenden Gegensätze des Despotismus und der Anarchie, selbst ihr religiöser Monotheismus sei die Folge der politisch-sozialen Einförmigkeit. Die arabische Wissenschaft im Mittelalter sei nur der Form nach arabisch, dem Geiste nach griechisch. Doch sucht Renan mit einer fast frauenhaften Liebenswürdigkeit, im einzelnen diese so übel zugerichteten Stiefkinder wieder zu streicheln und zu liebkosen. So gibt er zu, dass die Arier den Semiten nicht von Natur überlegen seien, dass die Verschiedenheiten in geistiger und physischer Hinsicht keine unübersteigbare Kluft zwischen beiden Racen schüfen. Beide hätten sich gegenseitig ergänzt. Die Semiten hätten den Ariern ihre einfacheren und erhabeneren religiösen Ideen gegeben, die Arier seien den ersteren Lehrmeister in der Philosophie und Wissenschaft geworden. Überhaupt erkennt R. die Bedeutung der Semiten, besonders des Volkes Israel, in der Religionsgeschichte und religiösen Dichtung schon hier warm an, aber der Standpunkt des Aufklärers sieht überall hervor. Den Semitologen hat R. nie so recht als Kenner und sachlicher Beurteiler des Semitismus gegolten. —

Von den kirchengeschichtlich-theologischen Studien Renans liegt als erstes grössres Werk sein „Averroès et l'Averroïsme“ vor. Studien dazu hatte er 1849—50 auf italienischen Bibliotheken gemacht, die erste Ausgabe erschien 1852, die dritte 1867. Auch hier stützt sich R. auf deutsche Forschungen und hat seine Auffassung des Averroës später nach den Ausstellungen Ritters geändert. Für einen originalen Denker erkennt er den arabischen Philosophen nur teilweise an, neben dessen Abhängigkeit von Aristoteles hebt er auch den Einfluss der früheren spanisch-arabischen Denker hervor. Verdienstlich ist Renans Kritik mancher Legenden, die sich an Averroës anschliessen. Vielfach erscheint dieser Philosoph schon als Vorkämpfer ganz moderner Ideen, z. B. wenn er die natürliche Gleichheit von Mann und Frau behauptet und den sozialen Zuständen die Schuld an der gedrückten Stellung des Weibes zuschreibt. Auch Averroës Verhältnis zur Volksreligion erinnert an die franz. Aufklärung des XVIII. Jahrh. Wie diese, hält auch Averroës die Religion für das Erbteil der Masse, während die freiere Philosophie nur für Auserwählte tauge, und schätzt die Religionen nur um ihres moralischen Wertes willen. Von diesen Religionen, meint er, solle man die edelste wählen, doch nicht gegen die Landesreligion sprechen. Überhaupt nimmt er auf die Geistlichkeit thunlichste Rücksicht, verschweigt z. B. nach Möglichkeit seine

Zweifel an der persönlichen Unsterblichkeit. Sehr eingehend schildert R. Averroës' Einfluss auf die mittelalterlichen Universitäten, den Widerspruch, welchen er bei den Dominicanern fand und den Gegensatz der italienischen Humanisten zu ihm. Die Ansicht, dass Averroës ein wirklicher Sceptiker sei, taucht erst im 16. Jahrh. auf und wird von Renan bekämpft. Über die Verfolgungen dieses Philosophen und seiner Lehre von Seiten der bildungsfeindlichen arabischen Geistlichkeit und des blindgläubigen Volkes erfahren wir Näheres. Schon hier tritt Renans Lieblingsvorstellung von dem feindlichen Verhältnis, in dem der Islam zur Wissenschaft stehe, uns entgegen. Schärfer noch ist dieselbe in einem viel später (29. März 1883) in der Sorbonne gehaltenen Vortrag „l'Islamisme et la Science" ausgesprochen. Dort kommt er zu dem Resultate, dass die arabische Philosophie eigentlich eine griechische im arabischen Gewande sei und vom 13. Jahrh. ab sich der schlimmsten Verfolgung der Geistlichkeit und zum Teil auch der weltlichen Herrscher ausgesetzt sehe. Den Islam solle der moderne Zeitgeist als wissenschaftsfeindlich und geradezu als staatsgefährlich bekämpfen. Doch ist seine Beurteilung Muhameds, dem er persönliche Vorzüge zuerkennt und der ursprünglichen islamitischen Religion, die er als einfache, dogmenlose Naturreligion hinstellt, sowie die des arabischen Volkscharakters keine ungünstige. In Muhamed's religiöser Stellung sieht er eine Vereinigung von Schwärmerei und Begeisterung.[1]) Der Gedanke einer muhamedanischen Weltreligion stamme nicht von dem Propheten, welcher kaum mehr als ein Sectirer im kleinen Style gewesen sei, sondern von Omar, und der Verfall des Muhamedanismus schreibe sich von dem Einflusse der Geistlichkeit und dem Eindringen roher Völkergruppen her. Seine Vervollkommnung sei ein Werk der persischen Cultur gewesen. Die neupersische Civilisation und Litteratur, namentlich Firdusi, schätzt R. hoch.

Vorstudien zu dem grossen 7bändigen Werke *Origines du christianisme*, welches in dem Jahre 1863—1882 erschien, liegen uns in den 1857 veröffentlichten *„Etudes d'hist. relig."* und in ihrer Fortführung, den *Nouvelles études d'hist. relig.*, einem 1875 erschienenen, aber zum Teil aus früher publizierten Aufsätzen bestehenden Werke vor. An die *Origines* schliesst sich dann die *„Histoire du peuple d'Israel"* (1887—1891) an, von der bis zum Tode des Verf. 3 Bde. erschienen. Wir wollen in Anlehnung an diese Schriften und einige Gelegenheits-Aufsätze oder Vorträge Renans Verhältnis zu Christentum und Judentum besprechen. Am 24. Juni 1863 verliess die *„Vie de Jésus"* die Presse und hatte bis zum Jahre 1867 schon die

[1]) Etudes d'histoire religieuse, 7 éd., Mahomet et Islamisme und L'Espagne musulmane in Mélanges d'hist. et de voyages.

13. Auflage erlebt. Was war der Grund dieses Erfolges und zugleich der scharfen Kritik, die nicht nur von katholischen und protestant.-orthodoxen, sondern auch von freisinnigen Theologen[1]) an dem Buche geübt wurde? Renan hat sich als Biograph Jesu zum Dolmetscher all' der Kreise gemacht, die mit dem französischen Katholizismus unzufrieden waren und an den Ideen der Aufklärung festhielten. Auch andre hat er durch den blendenden Styl, die pikante, an Th. Mommsen erinnernde Modernisierung des Stoffes und das glänzende landschaftliche Colorit bezaubert. Auch hat er uns ein Bild Jesu gezeichnet, wie es namentlich dem Gefühle der Frauen entspricht, poetisch angehaucht, sentimental gefärbt, rhetorisch prunkend. Die nüchterne Darstellung, welche uns David Strauss gegeben hatte, musste vor Renans Biographie wie ein kühles, klares Nordlicht neben der warmen Sonne verblassen. Renan sieht in den Berichten der Evangelien nicht bloss einen Mythus, wie Strauss, sondern Legende mit Geschichte verquickt. Jesus ist ihm nicht ein hohles Vacuum, in das philosophische Ideen mit willkürlicher Construction hineingezwängt werden, sondern eine lebensvolle, bis zur Schwärmerei und Selbstverblendung phantasiereiche Persönlichkeit, dessen innige Herzensgemeinschaft mit Gott, dessen welthistorische Bedeutung in warmer Weise gepriesen werden.[2]) Ebenso tief hat Renan auch die unmittelbare Genialität Jesu, seine Erhabenheit über alle Schulweisheit und künstliche Bildung erkannt. Aber ein Fluch für ihn war es, dass er Voltaires Ausspruch: Das erste Moment der Religion sei die Begeisterung, das zweite der Betrug, auch auf Jesu Person und Wirken angewandt hat. Seinen Anhängern zu Gefallen lässt Jesus sich als Sohn Davids feiern, thut Wunder, um den Glauben an sich zu wecken und zu heben, geht auf das abgekartete Gaukelspiel der Auferweckung Lazari ein. Nicht nur vom allgemeinmenschlichen Standpunkte, sondern auch vom kleinlich-menschlichen fasst Renan manches in Jesu Character auf. Der Messias verkehrt mit Frauen, wie ein Pariser Abbé der Zeit Voltaires, denkt noch in den schweren Stunden des Seelenkampfes von Gethsemane an die schönen Weiber. Selbst ein Gesinnungsgenosse Renans bat diesen in einem offenen Briefe, jene letztere Stelle zu tilgen, sie sei unerträglich für das fromme Gefühl. Der schwächste Punkt in der

[1]) So von Th. Keim, Allg. Ztg., 31. Aug., 17. u. 18. Sept. 1863, in der Protest. Kirchenztg. 1863, No. 11 teilweise auch von E. Scherer (Le Temps 14. Jul. 1863) u. von Colani: Examen de la vie de Jésus de M. Renan. Die Zahl der frommen Gegner Renan's ist Legion. Selbst seine Gesinnungsgenossen, wie Havet u. Coquerel, sind nur zum Teil mit seiner Auffassung Jesu und des ersten Christentums einverstanden.

[2]) Vgl. über Renans Stellung zu D. Strauss namentlich in: Etudes d'hist. relig.: les Historiens critiques de Jésus. Über Jesu religiöses Bewusstsein auch die Dialogues et Fragm. philos. 251.

„*Vie de Jésus*“ ist aber die Quellenkritik. Obwohl R. das 4. pseudo-johanneische Evangelium häufig vor den synoptischen bevorzugt, weil das ideale Jesusbild ihn mehr anmutet, als das halb historische, ist er doch über die Entstehung desselben in fortwährendem Widerspruche befangen. Einmal steht Johannes zu Jesu, wie Plato zu Socrates, ist also Verf. eines nicht vor der Mitte des 2. Jahrh. bezeugten und selbst dem in der Nähe von Ephesus lebenden Papias unbekannten Evangeliums. Selbst die Reden Jesu im 4. Evangelium sollen „ideale Conceptionen“ der wirklich von Jesu gehaltenen sein, doch wird das letztere von R. unmittelbar darauf widerrufen. Später macht er das 4. Evangelium zum Werk eines Schülers des Johannes, der nach Überlieferungen, die zum Teil in die Zeit des Apostels hineinreichen, geschrieben habe. Endlich (in den „*Evangiles*“, 1877) kommt er zu der Ansicht, dass nicht der Apostel, sondern der Presbyter Johannes Verfasser dieses vor 170 n. Chr. nicht in den Kanon aufgenommenen Evangeliums sei. Nicht schärfer und klarer ist seine Quellenbeurteilung der drei ersten Evangelien, auf die wir zurückkommen. Auch sonst sind manche Behauptungen Renans sehr angreifbar. Ohne überzeugende Gründe lässt er Jesu erste Reise nach Jerusalem schon 29 n. Chr. stattfinden und dessen Lehrthätigkeit über 4 Jahre dauern. Auch das Todesjahr Jesu wird ohne Notwendigkeit auf 33 verlegt, während vieles für d. J. 36 spricht.

In der Wunderdeutung schwankt Renan zwischen der sog. natürlichen Erklärung und der Annahme legendenhafter Ausschmückungen. Der ersteren macht er ausserordentlich weitgehende Zugeständnisse. Richtig, wenigstens nach unsrer Überzeugung, ist es, dass er das Dogma von der Gottgleichheit Jesu und die sog. Logoslehre nicht als Glauben Jesu anerkennt, da letzterer sich in den Synoptikern mit Vorliebe „Menschensohn“ nenne und selbst im 4. Evangelium die Gottgleichheit als Verleumdung der Juden hingestellt werde. In der Schlussbeurteilung der geschichtlichen Stellung Jesu wird das gesammte Christentum, sehr in Widerspruch mit der Kirchengeschichte, als persönliches Werk des Messias in der Hauptsache hingestellt, Jesus also nachträglich in eine unerreichbar ideale Höhe gehoben, nachdem er tief auf den Boden des Irdischen herabgedrückt ist.

Streng geschichtlich und wissenschaftlich begründet ist Renans Biographie Jesu nicht, schon mit der mangelhaften Quellenkritik büsst sie ihr sichres Fundament ein.

Dasselbe Urteil muss man über die Auffassung des Apostels Paulus in den 2 folgenden Bänden der „*Origines*“ (Les Apôtres, 1866, Saint-Paul 1869) fällen. Wie in der Lebensbeschreibung Jesu das 4. Evangelium unkritischer Weise vor den 3 früheren, so wird hier die Apostelgeschichte, ein ziemlich spätes, tendenziöses Werk, das

die Gegensätze des Judenchristentums und Heidenchristentums zu vertuschen sich bemüht, vor dem Galaterbriefe, der den Gegensatz Pauli und Petri in schroffer Form kundgiebt, bevorzugt. Die Bedeutung Pauli wird zu Gunsten der eines Barnabas und Petrus thunlichst herabgedrückt, der letztere ganz unhistorischer Weise als vermittelnder, versöhnlicher Character hingestellt und nur der Apostel Jacobus als eigentlicher Fanatiker des jüdischen Gesetzes und Zeremoniells anerkannt. Die legendenhaft ausgeschmückte Tradition von Pauli ursprünglichem Wüthen gegen das Christentum versteht Renan nicht auf ihren geschichtlichen Wert zurückzuführen, das Wunder von Damaskus erklärt er aus einer durch Einwirkung des Klimas herbeigeführten Selbsttäuschung des späteren Apostels. Auch sonst leidet die Charakterzeichnung des Paulus an Willkür. Bald wird er wegen seines „*don de jeunesse sans bornes*“ mit Alexander d. Gr. verglichen, bald unter den Mystiker Franz von Assisi gestellt, bald ist er ein Vorläufer Luthers, bald wird ihm zum Vorwurf gemacht, dass er der „Vater“ des Augustin, des Thomas von Aquino, der Calvinisten und Jansenisten gewesen sei. Dem Grundzuge nach ist er halb Schwärmer, halb berechnender Diplomat, der sich schlau mit Juden wie mit Heiden abfindet und den sog. Uraposteln nach Kräften Zugeständnisse macht. Der Paulus der Apostelgeschichte steht eben Renans Gefühlen näher, als der des Galaterbriefes, trotzdem er die „konzeliatorische“ Tendenz der ersteren zugiebt. Als Stylist habe Paulus sich an der menschlichen Logik versündigt. Mit den Frauen verkehre er nicht viel anders, als Jesus nach Renans Auffassung. Ganz willkürlich ist die Frage nach der Echtheit der paulinischen Briefe entschieden. Unecht sollen nur die an Timotheus und der an Titus sein, zweifelhaft echt der Epheserbrief. Selbst der 2. Tessalonicherbrief, trotzdem er die johanneische Apocalypse voraussetzt und der an die Colosser mit seinen gnostischen Ideen und andren Merkmalen der Unechtheit seien paulinisch, der an die Epheser sei nach dem Dictat des Apostels angefertigt. Im Römerbriefe nimmt Renan wenigstens fremdartige Bestandteile an; er sei ein Rundschreiben an verschiedene Gemeinden, der Hauptteil aber nur an die judenchristliche Gemeinde in Rom gerichtet. Das stärkste Stück von Renans „conservativer“ Quellenkritik ist die Echtheitserklärung der Briefe Judä und Jacobi, trotzdem beide Apostel kein Griechisch verstanden hätten; denn die Briefe könnten ja nachträglich übersetzt sein. Natürlich haben beide Schriften Renans auch ihre grossen Vorzüge. Selten ist der Opfermut der ersten christlichen Gemeinden, die selbstentsagende Hingebung der bekehrten Frauen, die nie verzagende Energie des Paulus, seine Kämpfe und Leiden, der fanatische Hass der Juden, welche die römischen Beamten aufhetzten, selten auch das landschaftliche Bild

der Reisen Pauli so hinreissend geschildert, selten so die Weltgeschichte mit den Anfängen des Christentums harmonisch zusammengegliedert worden. Auch der Widerstand, den der Paulinismus noch lange in der schon organisierten christlichen Kirche fand, wird eingehend hervorgehoben. Es fehlt nur Allem das unerschütterliche Fundament wirklicher Quellenkritik. Kein Wunder, dass Renan die Tradition von dem Märtyrertode Pauli und Petri in der sog. neronischen Christenverfolgung gläubig wiederholt. Störend wirken die Modernisierung des Stoffes und die Vergleiche mit viel späteren, anders gearteten Zeitverhältnissen, auch der unmittelbaren Gegenwart.

Der 4. Band, *l'Antechrist* betitelt (1873), schildert die neronische Zeit und ihr Verhältnis zum Christentum. Glänzend koloriert, aber ohne kritische Schärfe ist das Portrait Neros, des an Grössenwahn und Künstler-Einbildung leidenden Tyrannen, ebenso blendend die Schilderung des Todeskampfes der jüdischen Selbständigkeit, wobei nur der parteiische Römerfreund Josephus einseitig als Gewährsmann herangezogen wird. Auch die als unecht anerkannten Hirtenbriefe Pauli müssen zu dem Gesamtbilde einige Züge liefern, dem Tacitus und selbst Sueton wird allzusehr Glauben geschenkt. Verständigerweise erklärt aber Renan die angeblichen Gräuel der neronischen Christenverfolgung grossenteils für Legende. Die Apocalypse erscheint ihm völlig als Werk des Apostels Johannes, sie sei ein Zeitgemälde der Zustände nach und vor Neros Tode. In dem 4. Bande: *„les Evangiles"* lernen wir Renans Ansichten über die Entstehung der Evangelien vor allem kennen. Anfangs habe nur eine mündliche Überlieferung der Thaten und Aussprüche Jesu bestanden, denn erst haben Matthäus, Marcus und Lucas geschrieben. Alle drei Evangelien sind also nach ihm nicht apostolischen Ursprungs, was ja auch die ältere christliche Kirche von Marcus und Lucas überhaupt nicht, von Matthäus nur teilweise annahm. Am ältesten sind nach ihm das nur in Fragmenten uns überlieferte Nazarener-Evangelium und der Urmarcus, darauf folgen Matthäus und Lucas, die teils nach der Tradition, teils nach schriftlichen Quellen gearbeitet haben. Die Verschiedenheit der Evangelienberichte leitet Renan aus Abweichungen der Tradition her. Alle enthalten Geschichte mit Legende gemischt, besonders seien nach alttestamentlichen Stellen Erzählungen erdichtet worden. Auch nach Abfassung der Evangelien habe die mündliche Überlieferung mehr gegolten, als die schriftlich fixierte. Das wäre alles an sich schon richtig oder doch wahrscheinlich, wenn nicht in anderer Hinsicht Renans kritische Willkür sich geltend machte. So hält er ohne Grund das Nazarener-Evangelium für das älteste, etwa 75 n. Chr. entstandene und nimmt bei Matthäus keine hebräische Urschrift, trotz Papias Zeugnis, an. Dieser habe den Urmarcus

namentlich in Reden, Genealogie, Kindheitserzählungen vervollständigt, und zum Teil nach mündlicher Tradition geschrieben. Die älteste Abfassung sei bald nach dem jüdischen Kriege (70 n. Chr.) entstanden. Ein spätrer Redacteur habe eine Urschrift benutzt und für die alttestamentlichen Zitate die Septuaginta herangezogen. Der Character dieser Redaction sei ein vorwiegend legendenhafter, künstlicher, gewaltsam zusammendrängender, auch von Wiederholungen, Widersprüchen und Unklarheiten nicht freier. Die teilweis antijüdische Tendenz sei auch ein Werk der späteren Redaction. Sonach steht der canonische Matthäus in Renans Beurteilung dem Marcus nach. Auch Lucas sei von dem letztren abhängig, nebenbei tendenziös im Sinne des gemässigten Paulinismus, habe aber ganz ohne Kenntnis des Matthäus-Evangelium geschrieben. Renan glaubt, dass der Verfasser der Apostelgeschichte mit dem des Evangeliums identisch und ein in Rom schreibender Schüler des Paulus gewesen sei. Eigen sei ihm der Hass gegen die Reichen im Sinne der Ebioniten. Auch habe er die schon vorhandene Legendenbildung noch erweitert, zum Teil nach alttestamentlichen Stellen. Das Marcus-Evangelium sei von einem Schüler Petri nach dessen Lehrvorträgen und in dessen Geiste geschrieben, wobei Renan freilich diesen Apostel für weit milder und gemässigter ansieht, als er es in Wirklichkeit war. So war auch die Ansicht der ältesten Kirche über die Entstehung dieses Evangeliums. Eigentümlich ist Renans Auffassung, dass Jesus hier als Wunderthäter und Zaubrer mit Vorliebe geschildert werde. Grade die ältesten Partien des Marcus sind nüchterner und weniger wundergläubig, als die beiden anderen synoptischen Evangelien, wie denn von der übernatürlichen Geburt Jesu hier überhaupt nichts steht. Eine Umarbeitung des Marcus-Evangeliums, mit Zuhülfenahme der beiden anderen, giebt auch Renan zu. Die schwankende Meinung Renan's über das 4. Evangelium erwähnten wir schon, neu ist hier die Ansicht, dass in den Mitteilungen des greisenhaften Apostels an seinen Schüler, den Bearbeiter jenes Evangeliums, sich Geistesschwäche und ein wenig „*charlatanisme*“ zeige. Dass Apocalypse und Evangelium nicht von einem Verfasser sein können, giebt auch Renan zu.

Schon in der Schrift „*les Evangiles*“ mussten die Christenverfolgungen erwähnt werden, da sie bereits unter Nero begonnen haben. In der Beurteilung derselben steht Renan auf einem Standpunkte, den die französische Aufklärung im XVIII. Jahrhundert einnahm und der wieder von neueren Kirchenhistorikern, z. B. von Th. Keim, vertreten worden ist. Die Ursache dieser Verfolgungen ist nicht etwa religiöser Fanatismus der Cäsaren, denn Toleranz sei stets ein Hauptgrundsatz der römischen Staatskunst gewesen,[1])

[1]) S. auch in Conférences d'Angleterre, p. 15, 28 f.

sondern eine politische. Die christliche Religion hätte nicht, wie die jüdische, zu den „*licitae*“ gehört, die christlichen Gemeinden hätten sich gegen heidnische Gesetze und Gebräuche aufgelehnt, z. B. die Verehrung der kaiserlichen Bilder verweigert, und sich in den Verdacht des Staatsverrates gebracht. Die abergläubischen Heiden hätten sie gemeiner Vergehen und der Götzendienerei beschuldigt, auch hätten anfangs die Juden, dann die heidnischen Philosophen, namentlich die Stoiker, gegen sie gehetzt. Doch habe es vor Trajan kaum ernstliche Verfolgung gegeben, und selbst diese einen rein lokalen Character gehabt, unter Nero und Domitian seien die Christen dagegen nur als jüdische Secte verfolgt worden. Auch die Märtyrerlegenden schränkt Renan auf ihre wirkliche Bedeutung ein. „*Les documents des procès des martyrs,*“ sagt er, „*sont pour la plupart apocryphes, les textes des historiens proprement dits relatifs aux persécutions rares et courts, les recueils des lois romaines ne contenant presque rien sur la matière.*“

Der 6. Band „*l'Eglise chrétienne*“ zeigt uns die Entstehung einer geschlossenen, wohlorganisierten christlichen Kirche. Die Presbyteroi werden allmählich zu Bischöfen, die Gemeindeverfassung nimmt ein hierarchisches Gepräge an. Eine feste Kirchendisziplin wird eingeführt, der Canon bildet sich allmählich, wenngleich die Bezeichnungen apokryph und canonisch noch schwankend sind. Das Gebäude der späteren Dogmatik wird in seinen Grundlagen errichtet, das Sectirerische und übertrieben Ascetische ausgeschieden. Auch die Gegensätze des Juden- und Heidenchristentums gleichen sich aus. Wohl giebt es noch Christenverfolgungen, weil das Christentum eine ungesetzliche Religion ist, und weil Christen und Heiden mit gleicher Intoleranz sich anfeinden. Aber die Kaiser Antonius Pius und Marc-Aurel sind persönlich so tolerant, dass Letzterer von dem Kirchenvater Tertullian als ein Beschützer der Christen gepriesen worden ist. Die christlichen Kirchenleiter suchen sich mit den Kaisern thunlichst gut zu stellen, und z. B. bei dem letzten Aufstande der Juden (116/117 n. Chr.) ihre Loyalität kundzugeben. Vielen Anhang gewinnt die neue Religion unter den Frauen und namentlich unter den Armen und Unfreien. Sie sucht die Sclaverei zu mildern, wenngleich sie dieselbe, aus Rücksicht auf vornehme, neubekehrte Römer, nicht beseitigen mag. Es fehlt nicht an litterarischen Kämpfen zwischen christlichen Apologeten und heidnischen Freidenkern, an Streitereien mit jüdischen Gelehrten, auch nicht an Fälschungen christlicherseits. Besonders die gnostischen und montanistischen Irrlehren machen den Wächtern eines engen Glaubens und einer strengen Kirchenzucht — die letztere ist besonders ein Werk der römischen Kirchengemeinde — zu schaffen. 1882 erschien der letzte Band „*Marc-Aurèle et la fin du monde antique*“. Er führt

uns in die weitere Entwickelung der christlichen Kirche, ihre inneren Gegensätze und litterarischen Kämpfe mit den heidnischen Widersachern, ihre Leiden und Verfolgungen ein und weist auf die kluge Diplomatie der Kirchenvorsteher gegenüber den Cäsaren hin. Marc-Aurel's Bild wird in den lichtesten Farben als das eines toleranten Freidenkers und tiefernsten Philosophen gezeichnet.[1])

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, auf alle Einzelheiten des 7bändigen Werkes, von dem eigentlich nur die „*Vie de Jésus*" mehr, als ein Fach-Interesse hat, einzugehen. Nur hervorgehoben sei, dass Renan sein Thema im umfassendsten und erschöpfendsten Sinne ausführt, dass er die Geschichte der römischen Welt, die spätere Erstarrung des Stockjudentums, die Anfänge der Bildung des Talmud mit in seine Darstellung zieht, dass diese Darstellung eine höchst lebendige, durch Bilder und Vergleiche anmuthig belebte, doch mit Anspielungen auf ganz moderne Verhältnisse überladene ist. Schwach ist aber auch in den letzten Bänden die eigentliche Quellenkritik, besonders die Beurtheilung der Echtheit und Unechtheit einzelner nicht-canonischer Schriften.

Renan's Ansichten über Alt- und Neu-Israel sind einigen Wandlungen unterworfen gewesen. Nicht nur in der Geschichte der semit. Sprachen, sondern auch in seiner Antrittsvorlesung am *Collége de France (De la part des peuples sémit. dans l'hist. de la civilisation, Paris 1862)* urtheilt er im wesentlichen ungünstig und stellt die indogermanischen Völker in ihrer politischen, ethischen und zum Teil auch poetischen Anlage weit über alle Semiten. Doch bleibt Israel der Ruhm, den Monotheismus gepflegt und dem Christentum einen Teil seines Inhaltes gegeben zu haben. Aber hier bezeichnet Renan die Religion Jesu als eine rein geistige, von äusseren Formen freie Universalreligion und meint, unsere Religionsanschauung solle sich von dem Altjüdischen möglichst loslösen. Anders lautet schon die Bemerkung in dem bereits angeführten Vortrage: „Der Islam und die Wissenschaft": „Wir Franzosen sind Römer der Sprache, Griechen der Civilisation, Juden der Religion." Noch judenfreundlicher ist ein am 24. Januar 1883 gehaltener Vortrag: „Das Judentum vom Gesichtspunkte der Rasse und Religion". Hier wird der universelle Character des nachexilischen Judentums und dessen Ausbreitungseifer hervorgehoben und für die Schattenseiten des modernen Judentums nur die christliche Unduldsamkeit verantwortlich gemacht. In Frankreich seien daher die Juden seit der Emanzipationsarbeit der Revolution national gesinnt, trotzdem sie im Aeussern noch bestimmte Typen, nicht einen Typus zeigten. Am 26. Mai desselben Jahres hielt er vor israelitischem Zuhörerkreise wieder einen Vor-

[1]) Vgl. Conférences d'Angleterre, den Vortrag über Marc-Aurel.

trag: „Ueber Judentum und Christentum", der geradezu ein Loblied des ersteren ist. Das Christentum erscheint hiernach nur als ein wenig reformirtes Judentum, Jesus als treuer Beobachter des mosaischen Gesetzes, die ganze Bibel als Werk des Judentums. An dem letzteren wird die lautere Moral, der noch 1862 die *„finesse de sentiment"* bestritten wurde, gerühmt.

Doch in der „Geschichte des Volkes Israel" kehrt Renan der Hauptsache nach auf den früheren Standpunkt zurück.[1]) Besonders das Königtum Israels kommt recht schlecht fort. David ist ein kaltberechnender Egoist und stellenweis eine Art Räuberhauptmann, Salomo leidet an Grössenwahn und die von ihm geschaffene Kultur hat keinen Boden im Volke. Die militärischen Erfolge der Juden sind ein Verdienst der Philistäer. An den Psalmen hat David wenig Anteil, ebenso Salomo an den unter seinen Namen gehenden Schriften. Saul, der Liebling der Aufklärung, erfreut sich auch nicht Renan's Sympathie, ebenso wenig Samuel, dessen Gegensatz zu Saul geleugnet wird. Die Propheten erheben sich zu einer reineren Gottesauffassung, aber durch ihre Einmischung in die politischen Verhältnisse werden sie zu schlimmsten Feinden des Vaterlandes. Sie hindern den Abschluss von Bündnissen und die Erstarkung der Militärmacht. Renan vergleicht sie mit den modernen Nihilisten, die lieber gar keine Welt, als eine unvollkommene wollten. Auch den Tagesjournalisten der Gegenwart werden sie an die Seite gestellt. Nach ihren grau in grau gemalten Schilderungen und Prophezeiungen habe man die Könige der beiden geteilten Reiche als übertrieben schlimm geschildert, soweit sie nicht Werkzeuge der prophetischen Eiferer waren. Die Propheten hätten, ähnlich wie die Bettelmönche des Mittelalters um ihrer frommen Faulenzerei willen für heilig gegolten. Auch hätten sie mit dem Volksaberglauben einen Bund geschlossen und seien in ihrer rigorosen, weltfeindlichen Anschauung die Vorläufer der Puritaner geworden. Ihre Theocratie sei der schlimmste Despotismus.[2])

In der Kritik der 5 Bücher Mosis steht Renan auf dem Standpunkte Welhausen's, doch erlaubt er sich phantasievolle Ausschmückungen und Modernisirungen, wie er z. B. den ersten Bearbeiter des Pentateuchs, den sog. Jahvisten — mit Eduard v. Hartmann vergleicht. Der naturwissenschaftliche Aberglaube des zweiten Bearbeiters, des sog. Elohisten, wird besonders scharf getadelt. Sonst ist Renan in der alttestamentlichen Quellenkritik thunlichst conservativ.

---

[1]) Vgl. auch Etudes d'hist. rel., 7. éd. 1884, 111, wo die altjüdische Religion als „presque une négation sans théologie raffinée" bezeichnet wird.

[2]) „Mieux vaut le soldat, que le prêtre, car le soldat n'a aucune métaphysique" (II, 501).

Die alttestamentliche Litteratur wird im ganzen gerühmt, doch nach der stilistischen Seite manches, namentlich in den prophetischen Schriften, getadelt. Das ältere Judentum habe die Bedeutung der Frau ebenso, wie der Islam, herabgewürdigt und sei in religiöser Hinsicht national beschränkt gewesen. Universellere, dem Christentum vorarbeitende Gottesanschauungen hätten Jesaias, Micha und zum Teil Jeremias, dessen religiöse Heuchelei und Affectiertheit aber getadelt wird. Am höchsten stände die religiöse Anschauung des Pseudo-Jesaias und der nachexilischen Zeit. — Ueberall hebt Renan natürlich die Beeinflussung der Juden durch die überlegene Cultur der anderen orientalischen Völker, besonders der Babylonier, hervor. Die Leiden der beiden Exile, die nur einen Teil der Bevölkerung trafen, sieht er im mildesten Lichte. — Auch als vollendeter Uebersetzer des Buches Hiob, des Hohenliedes und des Prediger Salomonis hat Renan sich um die Bibelkunde Verdienste erworben.

3. Renans Schriften über Geschichte, Politik, Litteratur, Philosophie.

Aus dem Jahre 1849 stammt die erste sozialpolitisch-zeitgeschichtliche Schrift Renans, die erst 40 Jahre später unter dem Titel: „*L'Avenir de la Science*“ erschien und dem Namen ihres Verfassers es zu danken hatte, dass sie 6 Auflagen erlebte. Wir haben hier das früheste Glaubensbekenntnis Renans vor uns, denn in der Druckbearbeitung ist nur das Lob des deutschen Idealismus aus Ärger über Heinrich von Treitschke gestrichen worden. Natürlich stand Renan 1889 nicht mehr auf dem Standpunkte von 1849. Er sah die Utopien des 48er Sozialismus ein, billigte aber die deutschen Sozialistengesetze nicht. Auch der Traum einer für alle Menschen verbindlichen Universalreligion war ihm jetzt entschwunden. Die Gleichheit der Bildung aller Klassen hielt er für eine Chimäre, denn geistige Erleuchtung, Sittlichkeit und Kunst seien nur für eine Minderzahl, die jedoch nicht den Aberglauben der Masse zu betrügerischen Zwecken pflegen dürfe. Doch hat Renan seine „*Pensées de 1848*“, wie der Untertitel der Schrift lautete, uns so hinterlassen, wie er sie bis Juli 1849 niedergeschrieben hatte. Diese Aufzeichnungen blieben liegen, weil Renan während seiner italienischen Studienreise (1849—50) von den Illusionen der 48er Revolution besonders durch die Eindrücke des Kunstlebens in Italien geheilt wurde und sollten erst nach des Verfassers Tode erscheinen. Da aber sein Leben länger dauerte, als er damals angenommen hatte, entschloss er sich doch zu einer Veröffentlichung. Im Jahre 1849 stand Renan noch ganz auf deutschem Standpunkte. Das Büchermachen erschien ihm als die vornehmste Aufgabe des Gelehrten, erst Thierry und

Sacy wiesen ihn darauf hin, dass man vorteilhafter für das *Journal des Débats* oder für die *Revue des deux Mondes*, als für einen Buchverleger arbeite. Von der Rücksichtnahme auf das französische Publikum, die er später als das Characteristische des schön Schreibens ansieht,[1]) wusste er noch wenig. Desto mehr lebte er in den Idealen der deutschen Philosophie, schwärmte für das Alleinseligmachende der Wissenschaft, der gegenüber Politik und Sozialismus zurücktreten müssten, und der Humanität, welche die Schroffheiten des Nationalen versöhnend ausgleiche. Freiheit ist der Lebensnerv der wissenschaftlichen Forschung, weder Staat, noch Kirche sollen sie bevormunden. Von dem Einzelnen ausgehend, erhebt sie sich zu allgemeinen Ideen, aber alle Metaphysik ist der Tod der wahren Wissenschaft. Nicht einmal umfassende Geschichtswerke und zusammenfassende Arbeiten will Renan. Die „*haute spéculation*" sei am unfruchtbarsten. Keine Analyse ohne grundlegende Synthese. Zwischen Glauben und Unglauben gäbe es keine verbindende Brücke. Die Religion sei ehemals zum blutgefärbten Werkzeuge der inneren Parteiungen gemissbraucht worden, jetzt aber in das Zeichen humaner Duldsamkeit getreten. Ruhe und Stille sind die Lebensbedingungen des philosophisch Denkenden, darum preist Renan den beschaulichen Frieden der mittelalterlichen Klöster. Noch hielt er eine Volksaufklärung, an der selbst Voltaire verzweifelt hatte, für erreichbar, nur die mangelnde Erziehung halte die Masse in der Dummheit fest. Doch verspricht er sich von dem allgemeinen Stimmrecht, das nur der Demagogie oder Oligarchie vorarbeite, wenig, wohingegen der Sozialismus zur Vervollkommnung der Menschheit führe. Denn Vollkommenheit, nicht Glück sei der Zweck des irdischen Strebens. Neben der Geistescultur soll auch das Handwerk zur Geltung kommen. Der modernen Civilisation weissagt er ein längeres Leben, als der schnell auf- und verblühenden antiken. Die Wissenschaftspflege sei unabhängig von den sozialen Formen, doch gäben revolutionäre Bewegungen ihr einen kräftigen Antrieb, denn das Genie gedeihe nur im Sturme. Der Stubengelehrte und der Dilettant hassten dagegen die Unruhe der Revolutionen. Die Kritik sei in der Wissenschaft das Heilmittel gegen blinden Autoritätsglauben, wie gegen machtlosen Skeptizismus. Dabei polemisiert Renan sowohl gegen das 17. wie gegen das 18. Jahrhundert und sucht die Mitte zwischen einem Rollin und einem Voltaire zu halten. Wohl könne Wissenschaftlichkeit sich mit einer gewissen Zweifelsucht in moralischen Fragen vereinen, wie Goethe's Beispiel beweise, aber die Erhebung der

[1]) Qu'est ce que bien écrire? C'est sacrifier sans cesse à la mesure du langage la saillie et souvent la franchise de la pensée. C'est dire tout au plus la moitié de ce que l'on pense et au moins un quart de ce que l'on ne pense pas. (Mélanges p. 281.)

Menschheit müsse auf religiös-moralischer, nicht blos auf politischer Grundlage ruhen. Mit den grossen deutschen Denkern des vorigen Jahrhunderts strebt Renan nach einer Rückkehr zur Einfachheit der hellenischen Sitten und religiösen Anschauungen. Die Sitten sollen weder aristokratisch, noch kleinbürgerlich, noch plebejisch sein, doch vereinfache die Bourgeoisie das gesellschaftliche Leben. An der Religion, freilich an der dogmenlosen und rein ethischen, solle man festhalten, denn der Atheismus sei eine Verkehrtheit. Aber jede metaphysische Frage, schon die nach der Existenz Gottes, sei von dieser natürlichen Religion fernzuhalten. Toleranz sei der Angelpunkt aller Religion. *„Soyons frères au nom de Dieu.“* Renan zeigt sich in dieser Jugendschrift als beredten Dolmetscher der Humanitätsideen unserer grossen Denker, namentlich Herders. Dass auch die ihm näher liegende französische Aufklärung nicht ohne nachhaltige Wirkung an ihm vorübergegangen ist, beweist sein heftiger Angriff auf das Papsttum und den spanischen Katholizismus. Aber sein hoher Ideenflug ist, trotz seines unverkennbaren Sinnes für das wirklich Erreichbare, noch allzusehr in nebelhafte Ferne schweifend. Schon seine Begeisterung für die Utopien der Sozialreformer des Jahres 1848 zeigt das an. Aus diesem Grunde hätte Renan um seiner selbst willen diese Jugendbekenntnisse umarbeiten und von Grund aus verbessern sollen, womit er allerdings dem Biographen ein unschätzbares Document seines Werdens und seiner inneren Lebensentwickelung entzogen hätte.

Im Laufe seines langen Lebens hat sich Renan immer mehr von den zauberhaften Schlagwörtern der Jahre 1789 und 1848 freigemacht und die Berechtigung des historisch Gewordenen mehr als einmal tief gewürdigt. Seine Lieblingsidee war die, dass die Natur auf die Schaffung einer Aristocratie des politischen und geistigen Lebens hinarbeite, während die Democratie alles auf dasselbe niedre Niveau herabzudrücken suche. Doch hielt er die 3. Republik, weil sie wenigstens die geistige Freiheit nicht unterdrücke, für besser, als den Napoleonismus und das alte Königtum, auf die Dauer sei jedoch eine Entnervung des Geisteslebens von ihr zu befürchten.[1]) Nur, wo die Democratie sich mit festen Institutionen umgäbe, wie in der älteren christlichen Kirche, könne sie segensreiche Reformen herbeiführen. Diese aristokratisch aufgefasste Republik wirke mehr für das Volkswohl, als die radicale Demagogie.[2]) Unbegründet erscheint ihm der Anspruch auf gleiche politische Rechte, denn auch der begabte Mensch habe nur die Berechtigung, sein Talent frei auszubilden. Der Adel sei wegen seiner gesellschaftlichen Vorzüge

[1]) Fragm. et dial. philos., 102 u. 103.

[2]) ebds., XVI.

für die höchsten Verwaltungsposten am geeignetsten.[1]) Die angeborene Gleichheit der Menschen galt ihm als eine Wahnvorstellung.[2]) Am widerwärtigsten ist ihm die eitle Selbstüberhebung der französischen Volksmasse, die Schmeicheleien und Huldigung ihrer Fehler verlange.[3]) Unendlich oft tadelt Renan die Bevormundung von Seiten des Staates und die Pariser Centralisation, Schattenseiten der französischen Entwickelung, die in der Republik nicht minder schlimm auftraten, als in den Zeiten des *ancien régime.* Besonders dürfe die Regierung nicht für das verantwortlich gemacht werden, was Professoren lehrten und Niemanden wegen seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung absetzen. Renan spricht hier aus eigener Erfahrung. Auch die Freiheit des Cultus und des Religionsunterrichtes soll der Staat nicht antasten, sondern nur Übergriffe in sein eigenes Machtgebiet hindern. Selbst Concordate verwirft Renan, weil sie seinem Lieblingssatze: Freie Kirche im freien Staate, nicht entsprechen.[4]) Wie er den staatlichen Despotismus verabscheut, so ist er auch ein Gegner des Militarismus, der ihm die deutsche Einheit widerwärtig machte. Doch erkannte er an, dass auch auf dem Gebiete des Krieges der wissenschaftliche Fortschritt seine Triumphe feiere, und dass der militärische Geist der Democratie entgegenwirke.[5]) In sehr eingeschränktem Masse nur billigte er das Nationalitätsprinzip, besonders nachdem es zur Grundlage der deutschen Einheit geworden war. Er glaubte dasselbe im Abnehmen und Absterben und opferte es jedesmal seinen Humanitätsgedanken auf, während er in ihm eine Fessel der individuellen Willkür gern anerkannte.[6]) Aufs entschiedenste bekämpft er natürlich die Einmischung der Kirche in das Gebiet der Gewissensfreiheit und der Staatsrechte. Darum war ihm der Gedanke eines auf die breite Masse wirkenden Katholizismus mit universalem Ziele, wie ihn Lammenais und Lacordaire durchzuführen gestrebt hatten, ebenso zuwider, wie die Herrschergelüste eines Gregor VII. und Innocenz III. Der Papst dürfe sich nur in rein religiöse Dinge mischen und einem freien und individuellen Christentum, wie es in den ersten drei Jahrhunderten bestanden habe, nicht entgegenwirken. Volksfreiheit und Kirchenherrschaft schlössen sich aus, im Evangelium stände nichts von politischen

---

[1]) Questions contempor., 25.

[2]) Fragm. et dial. philos. XVII.

[3]) Questions contemp. (66).

[4]) Nouv. Etudes d'hist. relig. IX u. X.

[5]) Fragm. et dial. phil., 106.

[6]) Vgl. Mélanges, XII—XVII, die angeführten Stellen der Réforme intellectuelle et morale. und den Vortrag: Qu'est que c'est qu'une nation in den „Discours et conférences".

Freiheiten. Wenn die Kirche sich der Democratie anschmiege, thue sie es nur, um ihren Zwecken besser zu dienen.[1]) Auch national könne das Papsttum nie sein.

Am besten scheinen ihm die Rechte des Staates, des Volkes und der Kirche in einer constitutionellen Monarchie, die nach englischem Muster die historischen Erinnerungen treu bewahre, abgegrenzt zu sein. Seine Forderungen sind vor allem: Verfassungsmässige Freiheit, Dezentralisation, Selbständigkeit des geistigen und industriellen Lebens, Vervollkommnung des Unterrichtswesens im Geiste der Unabhängigkeit der Lehrenden, uneingeschränkte Religionsübung und Glaubensfreiheit, Volksvertretung mit 2 Kammern, kein allgemeines Stimmrecht.[2])

Latein und später auch Griechisch waren Hauptgegenstände des Unterrichts gewesen, den Renan auf den Seminarien empfangen hatte und sein Leben lang blieb er ein warmer Verehrer des classischen Altertums. Von dem überwältigenden Eindruck, den Athen im Jahre 1865 auf ihn machte, giebt er uns in seinen „*Souvenirs*“ eine farbenprächtige Schilderung, ähnlich erhebend wirkte auf ihn die italienische Kunst. Stets blieb er ein Freund Italiens, pries die Einheit der Apenninenhalbinsel, welche der Priester- und Tyrannenherrschaft ein Ende machte und feierte in Luigi Tosti den nationalgesinnten Italiener, der vom Papsttum und der Kirche die Befreiung seines Vaterlandes vergebens erhoffte.[3]) Auch den sizilianischen Volkscharacter und die Zukunft dieser Insel schilderte er in vielleicht allzu hell kolorierten Farben.[4]) Dringend notwendig erschien ihm die Pflege der alten Sprachen auf den französischen Gymnasien; die heute auch in Frankreich tätige Reformpartei fand in ihm keinen Vertreter. Ebenso wird er nicht müde, die Notwendigkeit der philologischen Methode der Wissenschaft zu betonen, wenngleich er vor Pedanterie warnte. Er bekämpfte die französ. Vorurteile gegen deutsche Gründlichkeit, zugleich weist er auch auf die Freiheit hin, deren sich die deutschen Professoren in ihren Studien und Vorlesungen erfreuen.[5]) Doch spottet er etwas über das Zopftum auf den deutschen Philologenversammlungen.[6]) Die deutsche Wissenschaft zeige sich dort in ihrer ganzen Naivität, mit ihren etwas pedantischen Formen, ihrer ehrlichen, rückhaltlosen Gutmütigkeit, aber der gute Ton fehle. Er beneidet Deutschland

---

[1]) Questions contemp. 383 ff., 422 ff.

[2]) La monarchie constitutionelle en France (in Réf. intellect. et morale).

[3]) In: Essais de morale et de critique.

[4]) Mélanges III (Vingt jours en Sicile).

[5]) Questions contemp.: Les Etudes savantes en Allemagne.

[6]) Mélanges p. 411 ff.

wegen des engen Zusammenhanges zwischen Wissenschaft und Schule, der in Frankreich, wo der ganze Unterricht dem Staatsinteresse diene, fehlen müsse, doch dominiert ihm auf jenen Congressen die classische Philologie allzusehr. Der zur Schau getragene Atheismus der deutschen Professoren sei nicht ernst zu nehmen, denn in Deutschland könne Niemand irreligiös sein.[1]) Deutschland ist ihm das Land der *raison pure,* freilich fehle dort auch die französ. Grazie.[2]) Aber seine Begeisterung für das griechisch-römische Altertum und die classischen Studien machte ihn für die Schwächen der antiken Culturentwicklung nicht blind. Eine wahre politische Freiheit kenne das ganze Altertum nicht, man sei in Sparta nicht freier gewesen, als in Persepolis.[3]) Auf die Blüthe folge schnell das Verblühen. Auch religiöse Duldsamkeit sei zwar in Rom, aber nicht in Athen zu finden gewesen.[4]) Sehr ungünstig urteilt er über die alexandrinische Philologie, der es an Kritik, an lexicographischen und allgemeingrammatischen Kenntnissen wie an Formenanmuth gefehlt habe.[5]) Sehr wohlwollend steht er den römischen Cäsaren gegenüber. Er nimmt sich ihrer gegen Beulés Herabsetzung an, sucht selbst Nero etwas gegen Tacitus zu retten, weist auf ihre Fürsorge für die Provinzen, auf die Verkommenheit des Senates, der keine besseren Herrscher verdient habe, hin und stellt den Standpunkt der politischen Weisheit dem der bürgerlichen Moral gegenüber. Insbesondere bemüht er sich, Faustina, Marc Aurels vielverschrieene Gattin, zu retten.[6]) Sehr gering denkt er aber von der Augusteischen Litteraturperiode. Er meint, Augustus hätte, wie Ludwig XIV., der Litteratur ein ehrenvolles Begräbnis bereitet (Mélanges, 151) und in begeisterten Worten schildert er die unendliche Überlegenheit der hellenischen Kunst und Litteratur über die römische (ebds. 150—151). Weniger günstig urteilt er über Justinian und den byzantinischen Hof. Hier steht er zum Theil auf Seiten des Schwarzfärbers Prokop.

Bei einem Freidenker, wie Renan, fällt die Objectivität auf, mit der er dem Mittelalter gegenübersteht. Franz von Asissi wird von ihm in einem längeren Essay gepriesen (Nouv. Etudes d'hist. relig.). Renan vergleicht sich selbst mit dem weltverachtenden Gründer des Franziskanerordens, auch er habe die Welt ohne ernste Anhänglichkeit an sie durcheilt. In den „*Souvenirs*" rühmt er sich, der Einzige gewesen zu sein, der Jesus und Franz v. Asissi verstanden habe.

---

[1]) Etudes d'hist. relig., 7 éd., 417.

[2]) Fragm. et dial. phil., 120.

[3]) Quest. contemp S. 10.

[4]) Conférences d'Angleterre 26.

[5]) Mélanges p. 401 ff.

[6]) Mélanges, 147 ff. ebds. über Faustina (Examen de quelques faits relatifs à l'impératrice Faustina).

Auch die mittelalterliche Kirche preist er als geistigen Centralpunkt jenes Zeitalters, rühmt die Arzneiwissenschaft des Mittelalters als *„seul soutien de l'esprit rationel"*.[1]) Der mittelalterlichen Kunst fehle allerdings das wahre Schönheitsideal, doch sei die moderne ebenfalls ohne selbständiges Leben.[2]) Insbesondere war Renan ein Kenner der französischen Litteratur des 14. und 15. Jahrh., deren Geschichte er für eine grosse Sammlung zusammen mit Victor Leclerc bearbeitet hat. Gelegentlich hat er auch einmal in einer Buchbesprechung die *Farce de Patelin* nach ihrer litterarischen und kulturhistorischen Bedeutung gewürdigt.[3])

Vergleicht man Renans Beurteilung des Mittelalters mit der im Aufklärungszeitalter üblichen, so erkennt man nicht nur die sichere kirchenhistorische Schulung, sondern auch den Einfluss einer Seminar-Erziehung, die im Boden jener Zeit noch ihre Wurzel hatte und vor der Berührung mit dem Geiste der unmittelbaren Gegenwart sich scheu zurückzog. Glücklicherweise trat Renan früh genug aus dem Seminare, um eine vorurteilsfreiere Anschauung der neuen und neuesten Zeiten gewinnen zu können. Ein welthistorisches Ereignis, das die Einführung in das 16. Jahrhundert bildet, hat er infolge seiner mönchisch-katholischen Erziehung nie richtig verstehen lernen — die deutsche Kirchenreformation. Hierin erging es ihm, wie Voltaire, für den es gleichfalls in religiösen Fragen nur zwei unvereinbare Gegensätze — Katholizismus und Aufklärung — gab. Doch erkennt Renan wenigstens die kritischen Forschungen der protestantischen Theologie freierer Richtung an[4]) und verwertet sie oft für seine kirchenhistorischen Schriften. Auch sieht er treffend in dem Protestantismus den unfreiwilligen Förderer der Religionsfreiheit.[5]) Der Voltaire so unsympathischen Gestalt Calvins vermag er manche sympathische Seiten abzugewinnen. Er hebt die rührende Hingabe für die Opfer katholischer Verfolgung, die sich in Calvins Briefen kundgebe, und die Verdienste des Genfer Reformators um die practische Moral hervor und sieht in dessen Intoleranz nur eine Gegenwehr.[6]) Die Missionstätigkeit der Protestanten stellt er über die der Katholiken, denen es an wissenschaftlicher Bildung fehle.[7]) Mit vieler Wärme schildert Renan die Opfer katholischer Unduldsamkeit, wie Galilei, oder Geister, welche über die engen Schranken der Confession hinausstreben, wie Spinoza.[8]) Der erstere stände hoch

---

[1]) Fragm. et dialog. phil. 116, 123.
[2]) L'art du moyen-âge in den Mélanges.
[3]) abgedr. in Essais de Morale et de Critique.
[4]) Etudes d'hist. relig. 358.
[5]) Etudes dhist. rel. 7. éd., 344.
[6]) ebds.: Jean Calvin.
[7]) Questions contemp., 359.
[8]) Etudes in Nouvelles d'hist. relig.

über Bacon, Descartes, Pascal, nur Newton sei ihm überlegen. Den letzteren feierte er in einer öffentlichen Gedächtnissrede zum 200jährigen Todestage (12. Februar 1877) als Christen, wie als Menschen. Auch dem Jansenismus und den Männern von Port-Royal widmete er seine Sympathie und meinte sogar, sie hätten in der Philologie und Kritik ebensoviel geleistet, wie Deutschland 150 Jahre später. Nur Pascal sei ungründlich und Chimären huldigend.[1]) Auffallend ist Renans feindliche Stellung zu Voltaire, mit dem er doch so manches, wie namentlich die Abneigung gegen die jüdische Religion und gegen den Katholizismus, teilt, mit dessen Augen er auch vieles in der älteren Geschichte des Christentums ansieht.

Aber die scharfe, schneidige Klarheit, der verletzende Spott über religiöse Dinge war dem gefühlvollen, für Religion tief empfänglichen Sinne Renans zuwider. Voltaire erscheint ihm nur als ein Zerstörer[2]), wo es Neues zu schaffen gelte, dürfe man sich auf ihn nicht verlassen. Aber die gegen ihn gerichteten Vorwürfe mangelnder Quellenkenntnis und willkürlicher Kritik, die in den „*Origines*“ mehr als einmal wiederkehren, beweisen doch nur, dass Voltaire ein Kind des XVIII. Jahrhunderts war und nicht, wie Renan, eingehende systematische Studien in Theologie und biblischer Kritik gemacht hatte. Zum Teil treffen sie sogar den Verfasser der „*Origines*“ selbst. Sehr seltsam ist der Tadel, Voltaire habe durch seine geistvolle Flüchtigkeit und seine trügerische Leichtfertigkeit die Benedictiner entmutigt und den geschichtlichen Studien mehr Schaden zugefügt, als eine Invasion barbarischer Völker. Der erfreuliche Gegensatz zu Voltaire sei daher der liberale Protestantismus, der in Schleiermacher, Herder, Fichte auslaufe.[3]) Die Forschungen der Benedictiner hat Voltaire gelegentlich auch in den Dienst seines „*Ecrasez l'infame*“ gestellt und mit dem „liberalen Protestantismus“ kann ein Vorkämpfer der katholischen Aufklärung überhaupt nicht in Vergleich gestellt werden. Doch verehrt er Voltaire wenigstens als Vorkämpfer der Toleranz und des Rechtes. Weit gerechter, als den ihm geistesverwandten Voltaire, vermag Renan eine ihm so entgegengesetzte Persönlichkeit, wie Lammenais, zu würdigen, an dem er nur den priesterlichen Hochmut und die mangelnde wissenschaftliche Bildung zu tadeln hat.[4])

Von zeitgenössischen Forschern und Schriftstellern hat Renan Victor Leclerc, Sacy, Thierry, Victor Cousin, von Staatsmännern

---

[1]) ebds. 451, 461.

[2]) Etudes d'hist. relig., XII.

[3]) Questions contemp., 83, ebenso Nouv. Etudes (463).

[4]) Questions contemp., Essay über L., und der Essay über Leclerc in den „Mélanges“.

Guizot zu Gegenständen besonderer Abhandlungen gemacht.[1]) So nahe ihm auch Leclerc stand und zu so grossem Danke Renan ihm verpflichtet war, so übergeht er doch die Schwächen dieses Gelehrten nicht. Er hebt seinen kritiklosen Autoritätsglauben hervor, mit dem er selbst die Fabeln von Numa und Romulus willig aufnahm, seine Ueberschätzung des Mittelalters, seine einseitige Auffassung der altfranzösischen Epik, bei der er den germanischen Einfluss übersehen habe. Daneben erkennt er Leclerc's Verdienste um den Aufschwung der „*Histoire littéraire de la France*", eines 1733 begonnenen encyclopädischen Werkes, dessen Redaction Leclerc 1838 übernahm und das auch Renan zu den Mitarbeitern zählte, um die Hebung der Doctordissertationen in der „*Faculté des Lettres*", seine politische Unabhängigkeit und religiöse Freisinnigkeit an. Auch an Sacy tadelt er Mangel an scharfer Kritik, übertriebene Vorliebe für das XVII. Jahrhundert, fehlendes Verständnis für den geschichtlichen Zusammenhang der Dinge und für die materiellen Interessen der Gegenwart und rühmt ihn mehr als „*honnête homme*", wie als Gelehrten.

Unbedingt wird Thierry als bahnbrechender Geschichtskritiker und sorgsam feilender Darsteller von Renan gerühmt, während Cousin, zu dem er in kühlerem Verhältnis stand, ihm in der Hauptsache nur als schönschreibender Popularphilosoph gilt. Treffend ist Renan's Bemerkung, dass Cousin Deutschland, dessen Philosophie er in Frankreich einbürgern wollte, nur halb und oberflächlich gekannt habe. Guizot ist nach Renan ein einsichtsvoller Staatsmann, aber ein schlechter Stilist, der als solcher Ste. Beuve, Michelet und Cousin weit nachstehe.[2])

An dem vielgefeierten Béranger weiss Renan fast nichts zu loben, desto mehr seine declamatorische Sprache, seine absichtliche Leichtfertigkeit, seinen Cynismus und seine religiöse Oberflächlichkeit zu tadeln. Béranger's Gott sei ein „*dieu des buveurs et des grisettes*". Nur seine „*polissonnerie*" haben ihn zum Lieblinge des französischen Volkes gemacht, das die „*impiété grivoise*", nicht die „*religion épurée*" dulde.[3])

Von deutschen Theologen wird Karl Hase in den „*Nouvelles Etudes d'hist. relig.*" eingehender charakterisiert. Er sei, heisst es dort, ein freier Geist, der sich wenig aus religiösen Formeln und Symbolen mache und einem innerlichen Christentum hingebe, doch sei seine massvolle Schreibweise bisweilen etwas erzwungen und geziert, sein Ton zugleich ironisch und einschmeichelnd, er leide in seinen Schriften an gesuchten Anspielungen, dunkeln, nur halbausgesprochenen Andeutungen. Fehler, die in der That dem liebenswürdigen Herrn Kirchenrat nicht vorenthalten werden dürfen.

---

[1]) In „Essais de morale et de critique".

[2]) S. Philosophie de l'hist. contemp. in den „Questions contemp.".

[3]) *La Théologie de Béranger* in „Quest. contemp.".

So vorurteilsfrei fasst Renan die französische Litteratur der Zeit Ludwigs XIV. auf. Sie habe für die Gegenwart ein unmittelbares Interesse, erhebe sich nicht zu geistiger Freiheit und wissenschaftlicher Selbständigkeit. Doch erkennt er die Verdienste der Academie um die französische Sprachvervollkommnung an, billigt auch, dass diese Körperschaft Molière als Schauspieler und Descartes, der Frankreich untreu geworden war, nicht aufgenommen hat, und dass sie die heutige Zeitrichtung bekämpft. Da sie ein soziales, nicht ein litterarisches Institut sei, müsse sie vornehme, aber litterarisch bedeutungslose Männer zu Mitgliedern machen, auch dem weiblichen Einflusse Rechnung tragen. Diese Schutzrede war 1859 (in den „*Essais de morale et de critique*"), also lange vor Renan's Aufnahme in die Zahl der 40 Unsterblichen, geschrieben. In der französischen Sprache sieht er eigentlich nur ein verdorbenes Latein, das in neuester Zeit durch das Eindringen des Patois noch mehr entstellt werde.

Auch über die grossen Geschichtsepochen und Geschichtswandlungen finden sich Urteile in Renan's Schriften zerstreut. So über die Restauration von 1815 und die Revolution von 1830. Erstere wäre durch die Fehler der grossen Revolution, der nach Renan's sehr äusserlicher Geschichtsauffassung Turgot's Ratschläge vorgebeugt haben würden,[1]) notwendig geworden, aber sei an dem Widerspruche der öffentlichen Meinung und durch die Fehler des Adels, der nichts gelernt und nichts vergessen hätte, zu Grunde gegangen. Gleichwohl sei die Absetzung der älteren Linie der Bourbonen ein Fehler und ein Unrecht gewesen. Doch sei Ludwig Philipp hauptsächlich deswegen gestürzt worden, weil er nicht verstanden habe, ein wirklicher König zu sein und weil seine Regierung nur in der Geldaristocratie eine Stütze gefunden habe.[2]) Auch hätte selbst dieses Bürgerkönigtum die individuellen und gesellschaftlichen Rechte zu sehr beschränkt, z. B. schon 2 Monate nach der Juli-Revolution die Versammlungsfreiheit angetastet. — Von der Begeisterung für die Revolution des Jahres 1848 ward er schnell geheilt, schon 1859 (in den „*Essais de Morale et de Critique*", 47) erkennt er an, dass die Führer dieser Bewegung ebenso unwissend in der Politik, wie in der Geschichte und Philosophie gewesen seien.

Was ihn an der Gegenwart am meisten verdross, war das Uebergewicht der materiellen Interessen, das zwar der Industrie und dem Handel zu gewaltigem Aufschwunge verholfen hätte, aber alles Ideale und rein Geistige zu Boden drückte. Darum warnte er vor Nachahmung amerikanischer Verhältnisse. Daneben fürchtete er gleich sehr von der radicalen Democratie, wie von der Reaction

[1]) Réf. intell. et morale, IV.

[2]) S. Essai über Guizot a. a. O. und De la monarchie constitutionelle.

eines Militärdespoten à la Napoleon und richtete sich schliesslich zufrieden in dem politisch-sozialen Baue ein, den das Jahr 1870 geschaffen hatte. — Wichtiger, als Renan's Urteile über Politik und Weltgeschichte, von der, wie er selbst in dem Essay über Guizot bekennt, ihn nur die Resultate, nicht der Streit der Parteien interessierte, sind seine philosophischen und religionsphilosophischen Bekenntnisse. Am vollständigsten finden wir diese in den 1876 veröffentlichten, aber schon im Mai 1871, zu einer Zeit, wo Renan sich von seiner Missstimmung über den Bonapartismus in der ländlichen Ruhe zu heilen suchte, geschriebenen „*Dialogues et Fragments philos.*“. Sie enthalten kein fest abgeschlossenes System, sondern Reden und Gegenreden nach dem Muster griechischer Dialoge. Schon in der Vorrede zeigt sich Renan's Scheu, das religiöse Gefühl anderer zu verletzen. Er fürchtet, durch seine religiöse Freidenkerei das schwache Gebäude des Glaubens, unter dem man Schutz gefunden habe, zu erschüttern. Deshalb will er die Mitte zwischen Orthodoxie und Atheismus halten, aber alle metaphysischen Fragen, wie z. B. auch den Gottesglauben und die Unsterblichkeit der Seele, als unergründlich bei Seite lassen. Das Weltall habe einen idealen Zweck und diene dem göttlichen Ziele, über die näheren Eigenschaften Gottes sei aber nichts zu erweisen. Selbst, dass Gott die Tugend beschütze und das Verbrechen räche, sei ein Irrtum. An Stelle des vulgären Gottesglaubens für Renan tritt das Humanitätsideal, welches er mit Recht als Errungenschaft des Aufklärungszeitalters preist. Metaphysik wird durch die Moral ersetzt. Moralische Antriebe leiten den Menschen, bewirken, dass er mit der Hoffnung, im Jenseits belohnt zu werden, in den Tod geht, führen zum Glauben an Gott und zur Liebe den Mitmenschen gegenüber. Der Gottesbegriff ist der Höhepunkt der ethischen Weltanschauung. „Wir arbeiten für einen Gott, wie die Biene für den Menschen Honig schafft.“ Doch dieser Gott bekümmert sich nicht um die einzelnen Individuen, deren Geschick er den Naturgesetzen überlässt, nur der Weltzweck im Grossen und Ganzen ist der Gegenstand seiner Fürsorge. Sein Wesen ist Güte und Liebe, doch im Jahre 1870 bemerkt Renan beissend, sei er zu einem mitleidlosen Zebaoth, zu einem Beschützer der Ulanen und der preussischen Kanonenkugeln geworden. Solche Sarkasmen entschuldigt er mit der Behauptung, die Schmähungen grosser Geister seien Gott angenehmer, als das eigennützige Gebet gewöhnlicher Menschen. Einen directen Eingriff Gottes in die Naturordnung bestreitet Renan auf's Entschiedenste, darum sei das Gebet in der Hoffnung, den Willen des unendlichen Wesens zu ändern, sinnlos. In der Betrachtung des Naturorganismus bleibt Renan nicht bei der Materie stehen, denn nicht diese, sondern die Idee beseele Alles und sei die Ursache des Seins. Religion ist die Anbetung der

reinen Idee. Fortwährend vervollkommne sich die Welt, wenn auch die Menschheit nicht das *„absolu de la raison“* erreiche. Die Natur arbeite auf Schöpfung einer Geistesaristocratie hin, deren Wirken der Verbesserung der Menge diene. Die Frau ist für erhabene Wahrheiten nicht empfänglich, ihre Bestimmung sei, gut oder schön oder beides zugleich zu sein. Von der Natur werde sie zur Keuschheit angetrieben, die beim Manne fast lächerlich sei. Die geschlechtliche Liebe falle erst in der Ehe mit der Moral zusammen. Auch die Ehe dient dem sozialen Zwecke des Naturganzen.

An Stelle der Volksreligionen will Renan die *„réligion déiste“* setzen, doch widerstehe ihr einstweilen noch die Rohheit und Eigensucht der Menschen. Deshalb seien die bestehenden Religionen zu achten.

Das Universum ist zugleich Materie und Idee oder Seele. Erstere sei der Farbe des Malers, dem Marmorblocke des Bildhauers, der Wolle der Stickerin zu vergleichen, ewig sei nur die Idee. Doch fehle dem Weltall das Bewusstsein, denn dieses setze den Widerspruch des Ich und Nicht-Ich voraus. Mit den Einwänden der Naturwissenschaft findet sich Renan kurz ab. Gott sei mit dem Gefühle, nicht mit der Vernunft zu bestimmen, für den Dichter, Künstler und den Gläubigen eher zu erkennen, als für den Philosophen, er sei das Product des Gewissens, nicht der Wissenschaft oder Metaphysik. Das moralische Bewusstsein offenbare ihn, darum sei der Pantheismus, der den Unterschied zwischen Gut und Böse nicht anerkenne, noch gefährlicher, als der Atheismus. Die Natur verkünde Gott nicht, denn sie sei unmoralisch, Gut und Böse ihr gleichgültig. Von Gott wisse man nur, dass er existiere, die Begriffe persönlich und unpersönlich seien auf ihn nicht anwendbar, weil der erstere eine Leugnung der Unendlichkeit sei und gegen den zweiten das Gewissen protestiere. Der reine Deismus sei allzu klar, um jemals Volksreligion zu werden, darum seien die Symbole der Religionen als Ausdrücke eines untrüglichen Gefühles, obwohl angreifbar und vergänglich, zu bewahren. Ewig werde die Religion sein, wenn das Menschheitsideal sich verwirkliche. Von den positiven Religionen komme der Islam dem Deismus am nächsten, doch sei er in den Augen des Kritikers die schlechteste und habe dem Menschengeschlechte mehr Uebles, als Gutes zugefügt. Der Begriff Religion ist für Renan ein dunkler, nicht ein absurder. In seinen Ausführungen geht der Standpunkt der naturwissenschaftlich inductiven Methode neben dem der idealistischen Philosophie einher. Beide können natürlich nicht zusammenfallen, dadurch entsteht in Renan's Ausführungen eine grosse Divergenz. Sehr zu seinem Nachteile ist er offenbar von David Strauss' „Alter und neuer Glaube“, einem Buche, das vor Veröffentlichung der *„Dialogues“* erschienen war und das an demselben Widerspruche krankte, beeinflusst worden.

Im Anschlusse an die „*Fragments*“ findet sich ein Brief Renan's an seinen Freund Marcelin Berthelot vom August 1863 wieder abgedruckt, worin die der Naturwissenschaft entlehnte inductive Methode auch für die historischen Wissenschaften gefordert wird. Aehnlich spricht Renan auch in einem Briefe an Adolphe Guéroult (23. Aug. 1862).[1]) Auf's bestimmteste bestreitet er hier jedes übernatürliche Eingreifen Gottes in das Weltall und das Menschenleben. Wenn es nur eine Natur gäbe, bemerkt Renan, könnte man fragen, ob Gott nötig sei, aber seitdem ein rechtschaffener Mensch existiert habe, sei Gott bewiesen.

Jesus habe das vollkommenste Gottesbewusstsein realisiert, deswegen seien alle religiös empfindenden Menschen seine Schüler. Der vulgäre Mensch mache Gott zu Seinesgleichen, zu einem „*moi limité*“ und müsse der Consequenz halber ihm einen Körper andichten. Auch die schwierige Frage der Willensfreiheit streift Renan, ohne sie zu ergründen. Einmal sagt er: *la législation extérieure de la réligion se résume en un seul mot: Liberté,* und der Mensch sei frei, die Natur aber vom Schicksal bestimmt, ein anderes Mal leugnet er die Freiheit des Menschen. Der Systemphilosophie schreibt Renan hier keine Zukunft zu, denn die einzelnen Wissenschaften hätten sich von ihr frei gemacht. Zweck der Philosophie könne nur noch die Zusammenfassung der allgemeinen Ideen und Resultate der Wissenschaften sein. Aehnlich skeptisch urteilt er in der Abhandlung: *La métaphysique et son avenir*[2]) (Jan. 1860). Hegel's Erbe sei von den Schülern in alle vier Winde zerstreut, Schelling habe sich selbst überlebt, die anderen philosophischen Schulen seien gleichfalls bankerutt, nur die positive Schule habe noch Lebenskraft. Ein neues System würde keine überzeugten Anhänger mehr finden, wer überhaupt eine Schule begründen wolle, sei zu beklagen. Renan selbst hasste allerdings alles Schulmässige und freute sich stets über die Selbständigkeit seiner Zuhörer, auch, wo sie ihm gegenüber traten. Socrates sei im Vergleich zu dem heutigen Philosophen, der Schule machen wolle, zu beneiden.[3])

Das warme, religiöse Gefühl hat es Renan stets unmöglich gemacht, zum kalten Skeptiker zu werden, freilich auch etwas Halbes und Unklares in seine religionsphilosophischen Auseinandersetzungen hineingetragen. Wir begegnen demselben gerade in seinen kirchengeschichtlichen Schriften recht häufig. Die Religion sagt er in den

---

[1]) Gleichfalls in die „*Fragments*“ aufgenommen.

[2]) In die „*Fragments*“ aufgenommen.

[3]) Die Schwächen Renan's als Philosoph erörtert *Eug. Melchior de Vogüé* in *Revue des deux Mondes,* 15. Novbr. 1892, p. 445—462. Mit den „*Fragments*“ vergleiche übrigens das auf dieselben Grundgedanken hinauslaufende *Examen philosophique,* 1889.

„*Etudes d'histoire religieuse*“ sei eine Art Poesie, die den Menschen über das Alltagsleben erhebe. Jede Religion sei in ihrem Anspruch, die allein wahre zu sein, beachtenswerth. Doch müsse es eine Kritik der religionsgeschichtlichen Ueberlieferungen, die stets die Vergangenheit nach der Gegenwart ummodelten, geben, sonst würden die verschiedenen Religionen unter sich im Streite liegen. Sein Zweck sei nicht Polemik, wie der Voltaire's, sondern wissenschaftliche Darstellung, die Gläubigen wolle er nicht ärgern. Selbst der Kritiker könne den Zorn des Glaubens verstehen und fast lieben. Doch sei ein Unterschied zu machen zwischen den besonderen Formen und dem Wesen der Religion. Von den einzelnen Religionen sei der Katholizismus, dem er auch Gedankenweite zuschreibt, die religiöseste.

In der Beurteilung der Religionen ist sein Massstab ein vorwiegend historischer, nicht ein philosopischer, daher er weder Eichhorn's, noch Strauss' kritischen Standpunkt teilt. Am Christentum hebt er schon in den genannten „*Etudes*“ die Selbständigkeit dem Judentum und dem Buddhismus gegenüber hervor. Auch die Evangelien seien christliche, nicht, wie Strauss wolle, jüdische Werke, selbst das Messiasideal eine Erfindung der Christen. Uebrigens hat er den ihm unsympathischen und auch etwas von ihm unterschätzten Buddhismus in einem den „*Nouvelles Etudes*“ eingereichten Essay sehr objektiv gewürdigt. Ebenso parteilos beurteilt er die Religionen des Heidentums,[1]) wobei er jedoch Kreuzer's Symbolik nach zu viele Zugeständnisse macht Die griechische Religion ist ihm eine Religion für sorglose Freie, das Christentum eine Religion für Gedrückte und Unfreie. So lange es Menschen gäbe, existierten auch Religionen und religiöse Symbole. Selbst die Philosophie könne des religiösen Inhaltes nicht entbehren. Warm hat er auch die Begeisterung der Märtyrer mehr als einmal gepriesen, die hohe Bedeutung der frommen Poesie und des religiösen Kultus anerkannt. Das Christentum verteidigt er gegen Feuerbach, den er in seinen Hauptschriften aus französischen Uebersetzungen kannte, gab ihm aber u. A. zu, dass der christliche Spiritualismus sinnlicher sei, als der sog. heidnische Materialismus. Auch dass Goethe und Hegel das Christentum unter das Hellenentum stellten, findet seine Zustimmung.[2]) Alle Bemühungen um die Förderungen des Bibelstudiums, von welcher Partei sie auch ausgehen mochten, erkannte er warm an, die jüdischen Uebersetzungen z. B. nicht minder, als die Luthersche Bibelverdeutschung, ein Werk, das in Frankreich unmöglich sei. Die moderne Bibelerklärung sei in der Hauptsache das Werk des Protestantismus (s. in den *Nouvelles Etudes: Les Traductions de la Bible*).

[1]) Etudes d'hist. relig.: Les Religions de l'antiquité.

[2]) Etudes d'hist. relig.: M. Feuerbach et la nouvelle école hégélienne.

Renan hasste nichts mehr, als schroffes Aburteilen, systematischen Unfehlbarkeitsdünkel und kritische Allwissenheit oder moralischen Pharisäismus. Darum liebte er die rein historische Anschauung weit mehr, als die philosophische Verallgemeinerung und ethische Wertschätzung. Denn in der Geschichte gäbe es keine unbedingt lobenswerte und keine unbedingt zu verdammende Erscheinung, die Dinge hätten eine relative, durch zeitliche und örtliche Verhältnisse bestimmte Bedeutung.[1]) Weder willkürlich und zufällig sei das historisch Gewordene, noch auch unverrückbaren Gesetzen unterworfen, wie die Geometrie.

4. Renan als Dichter.

Um seinen philosophischen Ideen eine freiere Form zu geben und eine weitere Verbreitung zu sichern, hat Renan für die Höhergebildeten, nicht für das auf Zerstreuung bedachte Theaterpublikum eine grosse Anzahl Schuldramen geschrieben, in dem er sich Shakespeare zum Muster nahm. Dieser grosse Dichter schildere kein besonderes Land oder Zeitalter, sondern die menschliche Geschichte und sei der Geschichtsschreiber der Ewigkeit.[2]) Die äussere Form dieser 1888 veröffentlichten und im Laufe des vorhergehenden Jahrzehntes entstandenen Dichtungen ist eine lockere und zwanglose, da Renan durch die Bühnenrücksichten, welche schon Victor Hugo als einengendes Corset ansah, nicht behindert war.

Das erste derselben: *Caliban* (1878) ist eine Fortsetzung von Shakespeare's *Tempest*. Prospero herrscht wieder in Mailand und lenkt die Menschen mit seiner Zaubergewalt. Unermüdlich auf das Wohl seiner Unterthanen bedacht und ein Feind der Volksordnung, hält er sich doch von dem Glauben an die abstracten Freiheits- und Gleichheitsideen oder an Rousseau's Volkssouveränetät frei. Auch den Sozialismus bekämpft er. Renan macht ihn zu seinem Sprachrohre. Der böse Caliban stürzt ihn durch eine Revolution der Volksmasse, kann aber sein sozialistisches Gleichheitsideal nicht verwirklichen, muss Kunst und Wissenschaft als berechtigte Culturmächte anerkennen und selbst die positiv-kirchliche Religion schirmen. Doch weigert er sich, den Zauberer Prospero der Inquisition auszuliefern. Auch Prospero sieht ein, dass die Täuschung des Volkes unmöglich sei, denn dieses werde durch einen aufgeklärten Herrscher selbst aufgeklärt und widerstehe den Zauberkünsten, weil es nur an das Alltäglich-Reale glaube. Der gemeine Caliban sei das Abbild des Volkes. Jede Civilisation sei aristocratischen Ursprunges, doch wende sich das civilisirte Volk gegen seine aristocratischen Beglücker.

[1]) Questions contemp., 228.
[2]) Drames philos., Paris 1888.

Darum sei der Glaube an die Vervollkommnung der Menschen doch nicht aufzugeben, selbst ein Caliban dürfe daran nicht irre machen. Der rein idealistische Ariel, Prospero's treuer Genosse, kehrt, mit dem irdischen Leben gänzlich entzweit, in sein Luftreich zurück, Prospero selbst macht der Wirklichkeit und dem Schmutze des Alltagslebens einige nebensächliche Zugeständnisse, um das Wesentliche seiner Humanitätsgedanken zu retten. — Renan giebt hier seiner Abneigung gegen die Volksdemagogie und ihre Unfähigkeit zur Staatsbeherrschung, zugleich aber auch seinem Hasse gegen die Reaction einer volksfeindlichen, kirchlich frommen Aristocratie, wie sie damals unter Mac-Mahon's Führung den Bestand der französischen Republik bedrohte, offenen Ausdruck. Auch der Militarismus und seine Verbindung mit der Religion wird von ihm bekämpft. Seine Antipathie gegen Deutschland offenbart sich darin, dass er den aus Goethe's „Faust" ihm bekannten Wagner als Vertreter des pedantischen Unfehlbarkeitsdünkels deutscher Zunftwissenschaft dem Spotte preisgiebt. Wahrscheinlich schwebte ihm Heinrich v. Treitschke bei der Zeichnung Wagner's vor, denn in diesem entschiedenen Vorkämpfer des Deutsch-Nationalen vermochte Renan nur einen beschränkt-hochmütigen Chauvinisten zu erblicken. Das ganze Stück ist also mit Zeitanspielungen durchtränkt und ein Glaubensbekenntnis des der radicalen Democratie abgeneigten, aber warm für sein Volk empfindenden Dichters.

In der Fortsetzung des *Caliban*, welche den Titel: *L'eau de Jouvence* führt (1880), bekundet Renan seine Abneigung gegen Jesuitismus, Ultramontanismus und Papsttum. Anfangs habe er Prospero's Wiedereinsetzung durch „Jesuiten und päpstliche Zuaven" uns vorführen wollen, aber Caliban's Regiment sei ihm doch besser erschienen, als ein kirchlich reactionäres. Prospero verzichtet auf die Rückkehr nach Mailand und erfindet ein Lebenswasser *(Eau de Jouvence)*, welches nicht nur das menschliche Dasein verlängert, sondern auch Tote aufzuerwecken vermag. Er weiht sein Leben dem Dienste der Menschheit, der er die Illusionen und Zerstreuungen nicht rauben will, obwohl er an dem Glauben, dass Wissenschaft und Moral das Vorrecht weniger Auserwählter sei und die Menge nur materielles Interesse habe, festhält. Die Wohlthäter der Menschheit verbrenne man aber „mit dem Holze ihrer Entdeckungen" und andere hätten statt ihrer Nutzen. Um seines Zauberwassers willen, wird Prospero vom Papste an den verderbten Hof zu Avignon gezogen, auch gegen die Inquisition und die mit ihr verbündeten Mächte (Deutschland und Mailand) thunlichst geschützt. Selbstredend geht der Papst auf Prospero's Vorschlag, mit dem kirchlichen Aberglauben zu brechen, da das Christentum zwar die Masse sichtlich verbesserst, aber der Wissenschaft und Humanität nichts genützt habe, nicht ein. Zuletzt

kommt der aufgeklärte Menschenfreund doch in den Kerker der Inquisition, aus dem er sich durch Abschwörung einzelner Irrtümer zu retten sucht. Caliban hilft seinem ehemaligen Herrn bei diesem Befreiungsversuch. Zu bedauern bleibt, dass Renan auch in diesem Drama Deutschland und die Deutschen als herrschsüchtig, ländergierig und franzosenfeindlich mit sehr gehässigen Farben geschildert hat.

Prospero endet übrigens als schwacher Mensch, nachdem wir ihn als zauberkräftigen, über das Erdenleben erhabenen Herrscher in dem ersten Drama bewundert haben. Er muss sich in eine verworfene Maitresse des Papstes verlieben.

Das dritte Stück: *Le Prêtre de Némi* (1885) schildert uns die Gefährlichkeit und sogar Unmöglichkeit der Volksaufklärung. Renan warnt allerdings in der Vorrede davor, in dem Helden des Dramas, dem wilden, mit dem blutigen Aberglauben brechenden Priester Antistius, nur das Sprachrohr seiner eigenen Meinung zu sehen, wie man Plato um seiner Schriften willen bald als Utopisten, bald als unmoralisch, bald als Sophisten, bald als Heuchler hingestellt habe, aber offenbar giebt er hier seiner weltschmerzlichen Stimmung über das französische Volk, welches der katholischen Ueberlieferung nicht entsagen und der priesterlichen Zuchtrute nicht entbehren wolle, unzweideutigen Ausdruck. Das Zutrauen seines Volkes in die Zukunft will er allerdings ebensowenig entmutigen, wie dessen Pflichtgefühl und „Glaubenseinfachheit". Durch letztere führe die Frau ihre Herrschaft über die Männer, denn sie handle gut ohne theoretische Ueberlegung. Doch verwahrt Renan sich gegen die Beschuldigung, der Religion geschadet zu haben. Seine Kritik habe letzterer mehr genützt, als alle Apologien und jede Wahrheit sei „*bonne à savoir*". Er sei kein Priester, der nur ein engbegrenztes, vorgeschriebenes Interesse wahrnehme, sondern ein Denker, der, wie in diesem Drama, auch gegen seine eigene Sache plaidiere. Nur den mit der Kirche sich verbündenden „Conservatismus" greift er auch hier an; jeder Conservative habe einen Banditen zum Vorfahren.

Antistius, der Vorsteher des albanesischen Heiligtums zu Nemi, weigert sich, seinen Amtsvorgänger nach altem, grauenvollen Herkommen zu töten, schafft die Blutopfer ab, schädigt dadurch das Ansehen und die Einnahmen seines Tempels und wendet sich dem Monotheismus und der Religion der Liebe zu. Humanität ist das Ziel seines Lebens. Um dieses hohen Endzweckes willen, bleibt er unverheiratet, obwohl er alles Grosse in der idealen Weltordnung von dem Zusammenwirken der Frau und des Mannes erhofft. Das abergläubische Volk wendet sich von ihm als Neuerer ab und er fällt in einem von Aristocraten erregten Volksaufstand, nachdem er den Sieg Roms über Alba und des römischen Christentums über den heidnischen Aberglauben vorausgesagt hat. Der Bandit, welcher

ihn getötet hat, tritt dem Gesetze entsprechend, in das Priesteramt seines Vorgängers ein. Der Krieg zwischen Rom und Alba wird nach dem Vorgange des vom Jahre 1870 geschildert. Die nach Ruhm verlangende Democratie stürzt sich in den Krieg, obwohl sie dadurch den ihr verhassten Militärdespotismus fördert, die Aristocratie hetzt aus eigennütziger Absicht. Nur die Liberalen reden vom Kriege ab und suchen Antistius' Hinneigung zu Rom zu rechtfertigen. Ihr französisches Vorbild ist Renan selbst und die „*petit groupe des libéraux*", von der er in dem Briefwechsel mit Strauss als Anhängern der deutschen Einheitsbestrebungen und als Gegnern des unüberlegten Krieges Frankreichs mit Deutschland gesprochen hat. Sonach ist auch dieses Stück im Hinblicke auf das Jahr 1870 geschrieben und vom Hasse gegen die „*Prussiens*" ebenso durchdrungen, wie von der aufrichtigen Anerkennung der Geistesgrösse und geschichtlichen Bedeutung Deutschlands. Mit Hinblick auf die preussischen „Barbaren" sagt Renan in der Vorrede, das barbarische Volk besiege fast immer das in der Kultur vorgerücktere.

Gegen die Schreckensherrschaft der französischen Revolution, in der Renan's ungenügende Geschichtskenntnis nur eine Folge der fremden Einmischung sieht, wendet sich das 1886 geschriebene Drama: *L'abbesse de Jouare.* Eine freidenkende Aebtissin, Julie, trifft mit dem gleichgesinnten Freunde, Marquis v. Arcy, der sie nicht geheiratet hat, um sie ihrem frommen, menschenfreundlichen Berufe nicht zu entreissen, im Kerker der Revolutionsausschüsse zusammen. Da sie beide ihrem Tode durch die Guillotine entgegensehen, schliessen sie einen Liebesbund, doch Julie wird durch einen unbekannten Fürsprecher gerettet. Nachdem sie vergebliche Selbstmordversuche gemacht hat, entschliesst sie sich auf eines Abbé Zureden, von ihrer Hände Arbeit sich und ihr Kind zu ernähren. Zuletzt wird sie die Gattin ihres Befreiers aus dem Gefängnisse und findet bei ihrem Bruder, einem Marquis, der nach dem Ende der Schreckenszeit zurückgekehrt ist, Linderung von der Noth ihres Daseins. Renan erkennt in diesem Drama den Patriotismus der Vaterlandskämpfer von 1792 vollauf an, feiert auch die grossen Ideen der Revolution und verwirft nur den Terrorismus der Volksherrschaft. Auch den Atheismus bekämpft er und giebt selbst die Möglichkeit einer persönlichen Unsterblichkeit zu (p. 435). Gott erscheint ihm hier nicht als blosse Idee des Weltalles, sondern als die „*réalité des choses*".

Anders lautet sein Glaubensbekenntniss in dem Gelegenheitsstücke: *Le Jour de l'an 1886.* Hier werden die Gottesleugner als die wahren Anhänger der sich vor den Menschen verbergenden Gottheit hingestellt, wenngleich Renan vor der „dogmatischen" Gottesleugnung warnt (p. 565). Nebenbei giebt der Dichter seinem Unwillen über Deutschlands Vorherrschaft und über den Dreibund,

seinem Schmerze über Frankreichs politische Zustände lebendigen Ausdruck. Sein Vaterland werde von Menschen regiert, die seit 15 Jahren hätten füsiliert werden müssen; es huldige allzu sehr dem Einflusse der „*femmes trop jolies*". Wenn ein „erster Consul" sich ihm anbiete, solle es ihn genau ansehen, aber nicht im Voraus zurückweisen. Sollte dieser „erste Consul" nicht der damalige französische Kriegsminister Boulanger sein, von dem Alle mit der republikanischen Regierung Unzufriedenen eine Art Diktatur erhofften? Danach hätte auch Renan sich von diesem wortreichen Schauspieler und elenden Werkzeuge niedriger Interessen täuschen lassen.

Litterarhistorisches Interesse haben Renan's (am 26. Febr. 1886, Victor Hugo's Geburtstage, in der *Comédie française* aufgeführten) „*Dialogues des Morts*". Sie verherrlichen Victor Hugo, den kürzlich dahin geschiedenen Liebling der französischen Chauvinisten. Der Vater der französischen romantischen Schule soll Racine's, Corneille's, Boileau's und Voltaire's Ideale vereinen, soll als Dichter und Humanitätsfreund gleich erhaben sein. Man wird sich durch diesen rhetorischen Aufputz nicht über Renan's wahre Ansicht täuschen lassen, thatsächlich aber stellte der Zögling von St. Sulpice, dem Victor Hugo und Lamartine von seinen Lehrern als hauptsächliche litterarische Geistesnahrung dargereicht waren, die Romantik über den Classizismus. Darum lässt er auch in den „Totengesprächen" Chateaubriand's „*Atala*" und das Aufleuchten des neuen Gestirnes der Romantik durch den hierzu wenig berufenen Voltaire anpreisen.

Für einen dramatischen Dichter wird auf Grund dieser Studien-Dichtungen niemand Renan erklären wollen, aber wir finden in diesen nicht auf den Beifall der öffentlichen Meinung berechneten Schöpfungen seiner Mussestunden bisweilen einen viel ungeschminkteren Ausdruck seiner innersten Meinung, besonders seiner politischen Stimmungen und Verstimmungen, als in seinen den gegenwärtigen Verhältnissen sich zuwendenden Essays und Zeitungsartikeln.

5. Renan's litterarische Stellung.

Von Bedeutung ist es, dass Renan's Jugend in die Blüthezeit der französischen Romantik fällt, und dass schon im Seminare ihm eine Vorliebe für die beiden Hauptvertreter dieser Richtung, für Lamartine und Victor Hugo, eingeflösst wurde. So kam es, dass die romantische Dichtung ihm höher stand, als die des französischen Classizismus, dass er am Mittelalter zwar die Inquisition und das intolerante, wie internationale Papsttum hasste, aber sich für Heilige, wie Franz von Assisi, begeisterte und selbst die Herausgeber mittelalterlicher Heiligenleben, die Bollandisten, trotz ihrer kritiklosen Willkür und Streitsucht, warm anerkannte. Aber ein Gegengewicht erhielt diese Neigung für das Romantische in Geschichte und Dichtung

durch seine Studien der classischen Philologie, in das ihn ein berufener Kenner, wie Egger, einführte. Durch ihn wurde er zum Schwärmer für das Hellenentum gemacht, fast wie unsere grossen Dichter im XVIII. Jahrhundert es waren. Die deutsche Wissenschaft und Philosophie haben doch kaum den Einfluss auf seine Geistesentwickelung gehabt, den ihnen Renan selbst zuschreibt. Seine Kenntnis des Deutschen blieb mangelhaft, statt der Originalwerke las er daher meist französische Uebertragungen oder Besprechungen. Die freisinnige Theologie Deutschlands stiess ihn durch ihre kritische Zuversichtlichkeit ebenso sehr ab, wie sie ihm durch Gelehrsamkeit und Gründlichkeit imponierte. Von der Philosophie Deutschlands gab ihm die Hegel'sche Schule ein ungünstiges und Victor Cousin ein gefärbtes Bild. Einen so bahnbrechenden Philosophen, wie Schopenhauer erwähnt er nur kurz und gelegentlich. Der Systemphilosophie setzte er die inductive Methode der Naturwissenschaft oder die historisch-philologische entgegen und erkannte von den neueren philosophischen Richtungen nur Comte's Positivismus als berechtigt an.

Vielfach wurzelt sein Denken noch in der Aufklärung des XVIII. Jahres und nicht zum mindesten ist er ein Schüler des erst spät und ungenügend ihm bekannt gewordenen Voltaire, wenn schon ein undankbarer, den Lehrer meisternder gewesen. Mit dem Patriarchen der Aufklärung theilt er die Abneigung gegen Descartes und Pascal, die Vorliebe für Newton, die Begeisterung für einen rein ethischen, dogmenlosen Theismus, den Hass gegen alle Metaphysik und Dogmatik, die Unterschätzung des Apostel Paulus, die Ansicht von der Toleranz der römischen Cäsaren dem Christentum gegenüber, u. A. Natürlich gaben die kirchenhistorisch-sprachlichen Studien Renan Waffen genug, um Voltaire's Irrtümer zu erkennen und zu bekämpfen. Als Zögling der Aufklärung zeigt ihn auch seine aristocratische Weltanschauung, die sich scheu vor der Volksmasse zurückzog, und die religiöse, wie politische Aufklärung für ein Vorrecht einer Minderzahl ansah. Er war jedoch zu religiös angelegt, um in Voltaire's Spott über die biblische Ueberlehrung und die kirchlichen Dogmen einzustimmen und das *„Ecrasez l'infame“* auf die Fahne zu schreiben. Doch im Hasse gegen Rom und den Jesuitismus kommt Renan Voltaire sehr nahe. In seinem Geiste spricht er auch, wenn er in einer academischen Rede die Zerstörung der feinen gesellschaftlichen Bildung des XVIII. Jahrhunderts durch die französische Revolution beklagt. An einer vollen Sympathie für die Aufklärung und den Patriarchen derselben hinderten ihn aber die Lehren und Eindrücke, welche er auf seinem Seminare empfangen hatte. Zu der nachromantischen Entwickelung der französischen Litteratur stand er in ebenso bestimmten Gegensatze, wie zu der politischen seit 1848.

Renan erzählt in seiner Jugendbiographie, er habe es sich zum Grundsatze genommen, nur für einen Verleger und für eine Zeitschrift zu arbeiten. Seinem ersten Verleger, Michel bezw. Calmann Lévy, ist er sein Leben lang treu geblieben, aber verschiedene Zeitschriften und Zeitungen haben Beiträge von ihm aufzuweisen, die er später in seine Werke aufnahm. Durch diese journalistische Thätigkeit und durch die öffentlichen Vorträge in Paris, im Haag und in London, die er zum Teil für Damen einrichtete, zerstreute er seine litterarischen Studien und verlor an wissenschaftlicher Vertiefung. Unendlich vielseitig sind die Gegenstände seiner kleineren Aufsätze. Das gesamte Gebiet der Litteratur vom ältesten Hellenentum und Judentum bis auf die unmittelbare Gegenwart umfassen sie; Politik, Sozialwissenschaft, Unterrichts- und Kirchenwesen, Sprachvergleichung, classische, orientalische und gelegentlich auch neuere Philologie werden in ihnen neben Reiseskizzen und Volksschilderungen u. A. berücksichtigt. Manches hat nur einen feuilletonistischen Wert oder beschränkt sich auf Referierung französischer und deutscher Werke. Einen festen Mittelpunkt fand er in seinen alt- und neutestamentlichen Studien und in seiner Beschäftigung mit den semitischen Sprachen. Seine „*Origines du Christianisme*“ und seine „*Histoire du peuple d'Israel*“ sind seine beiden „standard works“ inmitten des für die Augenblickswirkung Berechneten oder Unselbständigen und Dilettantischen. Auch die von ihm geleitete semitische Inschriftensammlung beweist, dass der ernste, echtphilologische Sinn auch dem Schönredner und Schönschreiber nicht abhanden gekommen war. Einen festen Halt gab seinen Studien auch der academische Lehrberuf, durch den er, soweit es die von ihm bitter beklagte Oeffentlichkeit der Vorlesungen gestattete, seine Zuhörer zu selbständigem Denken und Forschen anregte.

Ein eigentlicher Volkschriftsteller wollte Renan nicht sein und ist es nie geworden. Zu dem Erfolge seiner „*Vie de Jésus*“ trug der Missbrauch am meisten bei, den die Feinde der römischen Kirche und des ihr verbündeten Bonapartismus mit dem Werke trieben. Die zahlreichen Auflagen mancher anderer Schriften verdankt Renan dem Ruhme seines Namens und dem Glanze seines Stiles. Aber wie meisterhaft klar, wie bezaubernd und selbst den Gegner bestrickend auch die mit Bildern, Vergleichen, Pointen reich belebte Art seiner Darstellung sein mag, populär und effecthaschend kann man sie nicht nennen. Er blieb auch als Schriftsteller ein vornehm auf die Menge herabblickender Aristocrat des Geistes, dem seine Wissenschaft und Ueberzeugung zu hoch standen, um sie marktschreierisch auszubeuten und zu verwerten. Nie hat er nach Ruhm und Geldgewinn gestrebt. Obwohl seine Werke und Vorträge ihm reiche Summen eintrugen, ist er doch in bescheidenen Verhältnissen gestorben.

Aber ihm, der die historische Methode der philosophischen vorzog, fehlte der wahre geschichtliche Sinn — auch darin ist er ein Jünger der französischen Aufklärung und Voltaire's — und dazu die scharfe Kritik des Ueberlieferten, welche die Grundlage aller Forschung ist. Sein lebendiges Anschauungsvermögen, seine fast nervös erregte Phantasie, sein empfänglicher Sinn für das Zeitcolorit und die landschaftlichen Bilder können diesen Mangel nicht ersetzen. Das „*sentir comme une femme*“ blieb ewig der Hauptfehler seiner wissenschaftlichen Forschung und Darstellung.

R. Mahrenholtz.

Ableitung der provenzalisch-französischen Dansa- und der französischen Virelay-Formen.

In seinem Aufsatze „*Des raports de la poésie des trouvères avec celle des troubadours*“ (Romania XIX) kommt Meyer auch auf die formalen Einflüsse, welche die südfranzösische Poesie auf die altfranzösische ausgeübt hat, zu sprechen und sagt darüber unter anderem S. 21: „Il y a un genre de poésie provençale qui a passé en français, non pas toutefois sous son nom original, c'est la dansa qui est, comme je vais le montrer, identique au vireli ou virelai français“. S. 25 fügte er hinzu: „ce genre de poésie . . . est, en somme, une variété de la ballade avec cette différence notable que le refrain a la mesure d'un demi-couplet et reproduit la mesure et les rimes de la seconde partie de chaque couplet“. D. h. also aus der Ballada entwickelte sich die Dansa, aus der Dansa das franz. Virelay. — Nicht ganz so drückt sich Jeanroy, *Origines de la poésie lyr. en France,* Paris 1889, also ziemlich gleichzeitig aus, S. 426: „Le virelai tient à la fois du rondet et de la ballete“. Das Verhältnis von Virelai und Dansa fasst er umgekehrt wie P. Meyer auf. Nach ihm ist die Dansa ein abgeblasstes Virelai, denn in ihr „le refrain tout en laissant une trace de lui-même, disparaît à proprement parler“. -- Ich selbst habe mich, ohne Meyers Auffassung zu kennen, im romanischen Grundriss IIa S. 95 Absch. 207, wie folgt, ausgesprochen: „Aus dem Rondel entwickelten sich bereits frühzeitig . . . die Bergerette, das Virelay, die prov. Dansa u. s. w.“ und S. 96 Abschn. 209: „Durchaus im Rechte ist Jeanroy, wenn er die spätprovenz. Dansa mit dem Virelay zusammenstellt... Dadurch, dass die Übereinstimmung des ersten Strophenteiles mit dem Anfang des Refrains nochmehr gelockert... ist, tritt ... die Dansa gleichzeitig in nahe Beziehung zur provenz. Ballade“. D. h. ich nahm an, aus dem Rondel entstand die Bergerette, diese erweiterte sich zum Virelay und letzteres wurde zur Dansa, welche, sich freilich auch mit der Ballada berührte. Die folgenden Ausführungen sollen feststellen, welche obiger Ansichten und in wie weit bei genauerem Zusehen zutrifft.

In der Ansicht Meyer's erheischt zunächst der Schlusssatz eine Berichtigung. Darin dass in der Dansa wie im Virelay „le refrain a la mesure d'un demi-couplet" kann ich einen Unterschied nur von der späteren französischen Ballade erkennen. Die ältere namentlich provenzalische hatte einen ganz gleichartigen Refrain. Selbst dass der Refrain der Dansas und Virelais „reproduit la mesure et les rimes de la seconde partie de chaque couplet" ist kein Unterscheidungsmoment, wenigstens nicht von der ältesten Form der Balladen. Abschn. 198 meiner Übersicht über die romanische Verslehre glaube ich dargethan zu haben, dass in der ursprünglichen Balladen- und Ballete-Form[1]) gerade so wie in der der Dansas, der Strophenschluss dem Refrain entspricht,[2]) dass er aber später dem Strophenanfang angeglichen wurde, z. B. BB]abbBB wurde in BB] aab BB umgewandelt.

Die Dansa hat diese Angleichung nicht vorgenommen, die ihr selbst allen Balladen gegenüber eigentümlichen Züge sind dagegen folgende: 1. Der auch in ihr dem ganzen Gedichte voraufgeschickte Refrain wird am Schluss der einzelnen Strophen nicht wiederholt. Am Schluss des ganzen Gedichtes findet sich aber, wie in der Canzo, regelrecht eine Tornada,[3]) die in Bau und Reimen mit dem Refrain übereinstimmt. — 2. Die beiden Teile der Dansa-Strophe, oder anders ausgedrückt Refrain- und Strophen-Anfang, werden mehr und mehr differenziert, eine Übereinstimmung beider in den Reimen ist sogar ausdrücklich von den Leys untersagt und von den Dichtern auch streng gemieden. Rhythmisch sind Refrain- und Strophen-Anfang nur in dreien der 13 mir bekannten älteren und in fünf der 14 jüngeren Dansas aus den Joyas del gay saber vollkommen identisch, ausserdem noch in zwei älteren, wo indessen die Reimstellung verschieden ist. — 3. Die 2-Teiligkeit des ersten Strophen-Teiles wird wenigstens in älterer Zeit ziemlich streng durchgeführt. Nur die Dansa *Paulets de Marseilla*, sowie drei der Joyas vernachlässigen sie, der Reimstellung nach allerdings auch Dansa

---

[1]) Meyer scheint hauptsächlich die jüngere Balladenform im Auge gehabt zu haben, da er Peire Vidals No. 11 der Ausg. als solche anführt.

[2]) Warum ich nicht umgekehrt mit Meyer sage: „der Refrain entspricht dem Strophenschluss" geht aus meinen Ausführungen l. c. Abschn. 174ff. hervor. Die Zahl der afr. Balletes in O beträgt übrigens nicht 35, wie ich irrtümlich Abschn. 199ff. angab, sondern nach *Raynaud* Bibl. I, 48ff.: 188. Nur wenige haben die ursprüngliche Form.

[3]) Worauf P. Meyer seine Ansicht l. c. S. 22: „Je suppose qu'on reprenait ce refrain après chaque couplet" gründet, ist mir unerfindlich. Nirgends wird eine solche reprise angedeutet. Die Anfügung einer Tornada kann dafür jedenfalls nicht herangezogen werden, beruht sie doch höchst wahrscheinlich auf einer Angleichung der Dansa an die refrainlose Canzo.

2 der Hs. f. Auffällig ist, dass die Leys diese 2-Teiligkeit mit keinem Worte erwähnen. Sie findet sich in den Balladen weit weniger streng beobachtet. — 4. Reimwechsel von Cobla zu Cobla im ersten Strophenteil ist nahezu Regel, obwohl die Leys S. 342 ihn nur gestatten. Nur drei ältere Dansas und eine jüngere haben vollständigen Durchreim, in einer älteren wird wenigstens einer der beiden Reime beibehalten. Die Balladen bevorzugen dagegen den vollständigen Durchreim. — 5. Für die Balladen der älteren Zeit ist die Wahl der zu verwendenden Versarten völlig freigestellt, für die Dansas dagegen wird die Vorschrift der Leys S. 342 von allen Dichtern streng beobachtet: „E li bordo que son en dansa no devo passar VIII sillabas. Et en cas que aytal bordo passesso VIII sillabas, seria irregulars aytals dansa . . . si donx li rim no seran multiplicatiu“, d. h. wenn die längeren Zeilen nicht durch Binnenreime in kürzere zerlegt werden.

Der grösseren Übersicht halber mögen hier die Schemata der prov. Dansas folgen. Zunächst die der neun *Guiraut d'Espanha* zugeschri ebenen [1]):

No. 1. $B'_7B_7B'_7B_7a'_7a_7a'_7a_7b'_7b_7b'_7b_7$	Durchreim, Doppeltornada, gedr. Appel, Inedita S. 157.
„ 3. $C_7C_7C_7C_7a'_5a'_6b_8a'_5a'_6b_8c_7c_7c_7c_7$	a'b wechseln, c durch Binnenreime: a zerlegt in 3 + 4- oder 4 + 3-Silbner,[2]) gedr. ebenda S. 161.
„ 5. $C'_{10}C_{10}a'_7b_7a'_7b_7c'_{10}c_{10}$	nur b wechselt. c durch Binnenreime: b zerlegt in 4 + 3 + 3-S.,[3]) gedr. B. D. S. 1.
„ 6. $C_5D'_7C_5D'_7a'_7b_7a'_7b_7c_5d'_7c_5d'_7$	a'b wechseln, gedr. M. G. 559.
„ 10. $C_7C'_6C_7C'_6a'_7b'_5a'_7b'_5c_7c'_6c_7c'_6$	a b wechseln, c durch Binnenreime: c zerlegt in 3 + 4-S., Doppeltornada, gedr. B. L. 110.
„ 12. $C'_5D'_6C'_6D'_6a_8b'_6a_8b'_6c'_8d'_6c'_6d'_6$	Durchreim, Tornada fehlt, gedr. B. D. S. 3.
„ 14. $B_8B'_8B_8B'_8a_8a'_8a_8a'_8b_8b'_8b_8b'_8$	aa' wechseln, gedr. M. G. 563.

---

[1]) *Suchier*, Jahrb. XIV, 302 hält auch 244, 2 (gedr. Appel, Ined. 159) für eine Dansa, doch ist es ebenso wie 244, 4 (vgl. Anm. 3) eine Ballada, denn der erste 9-Silbner des Strophenschlusses ist dem Strophengrundstock angeglichen ($B'_9B'_9B_9a_9a_9|a_9b'_9b_9$. Alle Zeilen durch Binnenreime zerlegt in 4 + 5-S.).

[2]) *Appel* druckt irrig statt 7-Silbner mit Binnenreim 4- und 3-Silbner. Vgl. aber Z. 15-6, 35-6, 43, 47-50 und insbesondere 52 die Anfangszeile einer im übrigen verlorenen Tornada.

[3]) Obwohl No. 5 und 12 (ebenso wie 1, 3, 6, 14, 15) sich nur durch ihre Form als Dansas ergeben, sagt *Jeanroy* l. c. S. 431: „plusieurs pièces portent ce nom qui ne se soumettent nullement à ces règles“ und führt dafür auch sie an. Die drei weiteren in B. abgedruckten Lieder, die B. G. 244, 16, 4 und 7 verzeichnet sind, sind allerdings keine Dansas, wiewohl *P. Meyer* (l. c. S. 21) umgekehrt auch sie dafür ausgiebt. 4 bezeichnet sich selbst als baladeta und ist auch seiner Form nach eine solche, 16 ist verderbt und 7 sicher keine Dansa.

No. 15. $B_5C_5B_5C'_5B_5a'_5a_5a'_5a_5a'_5a_5a'_5$ $a_5b_5c_5b_5c'_5b_5$	a a' wechseln, gedr. B. L. 109.
Anon. $C_7D_7D_7C_7a_7a_7b_7a_7a_7b_7c_7d_7d_7c_7$	a b wechseln, dreifache Tornada + Z. 1 des Refrains, nennt sich **dansa**, gedr. Suchier, Denkm., S. 299, eb. S. 551 wird *Guiraut d'Espanha* als Autor vermutet.

Ferner die der 2 in f. anonym überlieferten Dansas:

$C'_7D_7D_7C'_7a_7b_7a_7b_7c'_7d_7d_7c'_7$	a b wechseln, gedr. Dern. Troub. S. 115.
$C_7C_3D_7D_7a_7a_3b_7b_7b_3a_7c_7c_3d_7d_7$	a b wechseln, gedr. eb. S. 116.

Das Musterbeispiel der Leys III, 160 und I, 186 ff.:

$C_8C_5D'_5a_8b_7a_8b_7c_5c_5d'_5$	a b wechseln.

Endlich die der Dansa *Paulets de Marseilla* (B. Gr. 319, 4):

$E_7E_7E'_6E'_6a'_5a'_5b_5b_5c'_5d_5c'_5d_5e_7e_7$ $e'_6e'_6$	Durchreim, gedr. in Levy's Ausgabe S. 18.[1])

Die 9 Formen der 14 in den *Joyas del Gay Saber* enthaltenen Dansas lauten:

S. 16 $C'_7D_7D_7D_3C'_7$ $a'_7b_7b_7b_3a'_7$ $c'_7d_7d_7$ $d_3c'_7$	a b wechseln, Tornada fehlt.
„ 187, 199, 205 CD'CD' a'ba'b cd'cd' 7-S.	„ „
„ 190, 208, 217 C'DC'D a'ba'b c'dc'd 7-S.	„ „ vgl. S. 230.
„ 193, 202 C'DDC' a'bba' c'ddc' 7-S.	„ „
„ 196 C'D'C'D' a'ba'b c'd'c'd 7-S.	Durchreim.
„ 214 C'DC'D a'bba' c'dc'D 7-S.	a b wechseln, letzte Refrainzeile auch Schlusszeile aller Coblen.
„ 224 $C_7D'_7D'_4D'_4C_7D'_7$ $a_7b'_7a_7b'_7$ c_7 d'_7 $d'_4d'_4c_7d'_7$	a b wechseln
„ 227 C'DDC' a'b'b'a' c'ddc' 7-S.	„ „
„ 230 C'DC'D a'ba'b c'dc'D 7-S.	„ „ letzte Refrainzeile auch Schlusszeile aller Coblen.

Die bisherigen Erörterungen lassen unter gleichzeitiger Beachtung des Umstandes, dass in der **Dansa** durchaus die 3-Strophigkeit herrscht, welche sich ja auch in der **Ballada** sehr frühzeitig zur Norm herausbildete, keinen Zweifel darüber, dass die **Dansa** als eine Abart der **Ballada** anzusehen ist und zwar der Hauptsache nach jüngeres Gepräge und gekünsteltere Formen als diese aufweist. Nur in einem Punkte, darin nämlich, dass sie die Angleichung des Strophenabschlusses an den Strophenanfang unterlässt, stellt sie sich als Abkömmling gerade der ältesten Balladenform dar. Interessant ist nun, dass sich letztere gerade wiederholt in den altfranzösischen **Balletes** findet und dass wir unter den 9 (nicht 5, wie ich noch

[1]) Nicht hierher gehört, wie *Jeanroy* l. c. richtig bemerkt hat, die **Danseta** von *Uc de S. Circ*, gedr. M. G. 291. Formel: $a_7b_4a_7b_4a_7b_4C_3C_3C_7C_3C_5C_7$, 4 Coblen, gleiche Reime in 1, 2 und 3, 4.

im Grundriss angab, 4 weitere teilte nämlich *Jeanroy*, Origines etc. S. 491 ff. mit) gedruckten Balletes der Oxforder Lieder-Hs. zwei finden, die geradezu als Dansas gelten können. Es sind No. 23 gedr. in *P. Meyer's* Documents S. 238[1]) und No. 16 der Lieder, welche *Jeanroy* anhangsweise veröffentlicht hat (S. 492f.). Letzteres zeigt jedoch noch den in den Dansas ungewöhnlichen Durchreim. Selbst wenn nun das Virelay direkt aus der Dansa herstammte, läge also seine Ableitung aus nordfranzösischen Danses näher. Dass diese aus der Provence nach Nordfrankreich statt umgekehrt von Nordfrankreich aus nach der Provence gelangt seien, ist auch nicht zu erweisen. *P. Meyer's* Ansicht muss somit jedenfalls der Hauptsache nach als nicht zutreffend gelten.

Es fragt sich nun aber, ob die nordfranzösische Danse als „identique au virelai" anzusehen ist. Gegen diese Annahme Meyer's sprechen folgende Abweichungen, die der Bau des Virelay von dem der Danse zeigt: 1. Der Refrain wird ausnahmslos am Schluss jeder Strophe wiederholt und zwar auch schon bei *Lescurell*, und *Machault*, d. h. bei den ältesten bekannten Virelay-Dichtern. Das Virelay folgt hierin einfach dem Brauch der provenzalisch-französischen Ballada — abgesehen davon, dass manche altfranzösische Ballete, wie bemerkt, als eine Danse anzusehen ist. — 2. Rhythmische Übereinstimmung von Strophen- und Refrain-Anfang ist keine Seltenheit, sogar völlige Gleichheit bis auf die Reime begegnet. Für *Lescurel* ist rhythmische Übereinstimmung zwar nur in dem von P. Meyer mitgeteilten Virelay zu beobachten. Bei *Deschamps* finde ich aber drei 3-strophige (Ausg. der Societé des Anc. Textes fr. IV 172, 223, 233), acht 2-strophige (eb. 18, 19, 75, 160, 162, 163, 174, 181) und sechs 1-strophige (eb. III 382; IV 17, 26, 27, 52 (?), 238 Z. 42ff.[2]), in denen beide Reime in gleicher Stellung im Refrain- und Strophen-Anfang bei auch sonstiger rhythmischer Identität wiederkehren. In umgekehrter Aufeinanderfolge, verbunden mit rhythmischer Umkehr ist diese Erscheinung bei *Deschamps* und *Christine de Pisan* noch viel häufiger, während z. B. *Froissart* stets lauter neue Reime verwendet. — 3. Die 2-Teiligkeit des ersten Strophenteiles wird ausnahmslos durchgeführt, während sie für die Dansa nur die Regel war und in der Ballada oft genug vernachlässigt wurde. — 4. Durchreim ist für beide Strophenteile Vorschrift, während er bei

---

[1]) Den Refrain und die ihm gleichgebauten Strophenschlüsse hat *P. Meyer* 3-zeilig, gedruckt, während sie nur 2-zeilig sind, da reimlose Zeilen ja unzulässig sind.

[2]) Hier wie in so und so vielen anderen Fällen unterlässt *Queux de Saint-Hilaire* die rhythmische Gliederung anzudeuten, ja er betrachtet dies Virelay sogar als Strophe 4 (!) des voraufgehenden. Form: $A'_7A'_3B_7$ $B_7A'_7$ $a'_7a'_3b_7$ $a'_7a'_3b_7$ $a'_7a'_3b_7b_7a'_7$ [A'_7 etc.

der Ballada nur beliebt, bei der Dansa nahezu ausgeschlossen war. — 5. Längere Versarten als die 8-Silbner werden nicht beanstandet, insbesondere findet sich der unzerlegte 10-Silbner, so schon bei *Lescurel* (allerdings nur in einem der drei zweifellosen Virelays), ebenso bei *Deschamps* und *Christine de Pisan.* Ballada und Ballete verwenden bekanntlich ebenfalls längere Versarten neben den kürzeren, während die Dansa sie ausdrücklich verpönt. — 6. Die 3-Strophigkeit wird im Virelay zwar ebenso wenig wie in der Dansa überschritten, wohl aber begnügen sich viele Dichter mit zwei oder gar nur mit einer Strophe, während die Dansa ausnahmslos aus drei Strophen besteht, und die Ballada in ältester Zeit auch diese Strophenzahl überschreitet. Allerdings haben die Virelays von *Lescurel* fast alle,[1] die von *Machault*[2] alle drei Strophen, aber *Deschamps* hat nur noch 17 von dieser Ausdehnung, die grosse Mehrzahl seiner Virelays ist 2-strophig, ebenso wie die *Froissarts* und *Christine's de Pisan.* Die einstrophigen Virelays scheinen noch jüngeren Ursprungs, bei *Deschamps* habe ich nur 10 gefunden. Unter den Namen Bergerette ist die Form dann im 15. Jahrhundert ziemlich beliebt, hat aber das 16. Jahrhundert nicht überlebt. Auch in der catalanischen Storia de Frondino e de Brisona (herausgegeben von *P. Meyer,* Romania XX, 604) aus dem 14—15. Jahrhundert findet sich ein solches Virlay in französischer Sprache eingeschoben.

Die unter 1., 4. und 5. angeführten Abweichungen lassen meiner Ansicht nach eine Identifizierung der Dansas und Virelays nicht zu. Wahrscheinlich sind dagegen beide aus einer alten Balladen-Abart entstanden, welche bereits einige Züge der späteren Dansa angenommen hatte und darum als primitive Dansa bezeichnet werden darf. Dafür sprechen Abweichung 3. und 6., letztere allerdings nur insoweit, als die Strophenzahl die von drei nicht überschreiten durfte, während ich in der weiteren Reduzierung auf zwei und eine Strophe, ebenso wie schon in der Abweichung 2. eine Annäherung an die Rondelform erblicke, welche Abweichung 3. bereits vorbereitete.[3] Von einer Herleitung des Virelay und der Dansa aus dem Rondel durch Vermittelung des 1-strophigen Virelay (oder der Bergerette), welche ich selbst angenommen

[1]) No. IX der Ausgabe ist jedenfalls kein Rondel, sondern ein 1-strophiges Virelay oder eine Bergerette. Seine Form lautet: $C'_3C'_3C'_7$ $a_7a_4b'_7$ $a_7a_4b'_7$ $c'_3c'_3c'_7$ $C'_3C'_3C'_7$. Vielleicht ist auch No. 31 als solches aufzufassen, doch ist sein Text verderbt und unvollständig.

[2]) Für Machault berufe ich mich auf Pfuhl's Dissert., Unters. über Rond. u. Virelay, Königsb. 1887, S. 35 ff., da mir von ihm nur das Rom. XIX, 23, aus dem Voir Dit abgedruckte vorliegt.

[3]) Das Doppelrondel seinerseits (z. B. das von Oton de Granson, gedr. Rom. XIX, 436) ist eine Nachbildung des 2-strophigen Virelay.

hatte, muss abgesehen werden, weil die 3-strophigen Virelays doch wohl die ältesten sind.* Veranlasst wurde ich zu meiner Annahme durch die Definition, welche Fabri von der Bergerette gab. Sie kann aber um so weniger in die Wagschale fallen, als Fabri vom Virelay bereits eine völlig unklare Vorstellung hat. Von einer Herleitung der Dansa aus dem Virelay, die ich mit Jeanroy anzunehmen geneigt war, kann sowohl wegen der teilweise näheren Verwandtschaft der Dansa zu der Ballada, die sich aus Abweichung 2. ergiebt, wie auch wegen des höheren Alters der uns erhaltenen Dansas ebensowenig die Rede sein. Die ältesten Virelays von *Lescurel* stammen wohl noch aus dem Ende des 13. Jahrhunderts (wenn nämlich dieser Dichter identisch ist mit einem *Jehan de Lescureul*, der 1303 in Paris hingerichtet wurde). Die ältesten provenz. Dansas dagegen scheinen in die Mitte des 13. Jahrhunderts hinaufzugehen.

Das aus obigen Ausführungen sich ergebende Verwandtschaftsverhältnis der besprochenen Gedichtformen stellt sich somit wie folgt: Ursprüngliche Ballada in 3-strophiger Form; aus ihr gehen hervor: 1. die gewöhnliche prov. Ballada (afr. Ballete), 2. die primitive Dansa (auch im Altfranzösischen vorhanden, aber wie 1. als Ballete bezeichnet). Aus 2. entwickelt sich a) die gewöhnliche provenz. Dansa, b) unter Anlehnung an die Rondelform das französische Virelay, aus welchem in noch engerem Anschluss an das Rondel schliesslich die französische Bergerette entsteht.

Schliesslich sei hier noch auf fünf Gedichte Lescurels hingewiesen, die ihrem Baue nach als Balladen mit Durchreim, 2-teiligem ersten Strophenteile und 2- oder 3-teiligem Refrain anzusehen und von Dansa und Virelay deutlich durch den im Eingang fehlenden Refrain[1]) unterschieden sind. Der Schlussreim des ersten Strophenteiles stimmt überdies durchweg mit dem Anfangsreim des Schlussteiles und des Refrains überein. Es sind die Gedichte No. 5, 11, 15, 16 und 18 der Ausgabe.[2]) Ihre Formen lauten:

---

[1]) In No. 16 kann der Refrain gar nicht im Eingang stehen.

[2]) Neben ihnen finden sich unter den 33 Gedichten Lescurels noch sechs regelrechte Balladen (mit 1-zeiligem Refrain): No. 2, 3, 4, 6, 21, 22, drei 3-strophige Virelays: No. 19, 20, 28, ein 1-strophiges: No. 9. vier 8-zeilige Rondels (Triolets): No. 8, 17, 23, 24, sechs 11-zeilige (3 + 1. 1 + 3. 3): No. 1, 13, 25, 26, 27, 30, ein 37-zeiliges (9 + 5. 5 + 9. 9), welches von Montaiglon ganz falsch abgeteilt und als Ballade bezeichnet wird: No. 12. Ausserdem drei 1-strophige Gedichtchen, welche Montaiglon sonderbarer Weise für Rondels hält: No. 7, 14, 29, ein 3-strophiges Gedicht ohne Refrain, aber mit Reimwechsel gerade für den Schlussreim: No. 10, ein 1-strophiges, offenbar verderbt überliefertes Gedicht, vielleicht auch ursprünglich ein Virelay (oder vielmehr eine Bergerette): No. 31 und endlich zwei längere von Montaiglon als fatrasies bezeichnete Gedichte: No. 32 und 33.

No. 5. ab'|ab'||b'aB'A 7 S. ait, ée
" 11. $a_5b'_4c_5|a_5b'_4c_5||c_7b_7|C_7B_7$ ent, oie, i, oi
" 15. ab'|ab'||b'ab'B'AB' 7 S. ans, oie
" 16. a'b|a'b||bc'BC' 7 S. ance, aint, oie
" 18. ab|ab||bcBC 7 S. ours, oir, ont.

Demgegenüber finde ich in der Ausgabe Champollion-Figeac's von den Gedichten Karls von Orleans (S. 249ff. u. 270) vier Caroles (eine darunter ist lateinisch), welche ihrem Baue nach vollkommen mit den 2-strophigen Virelays anderer Dichter übereinstimmen, indessen für den 2-teiligen Strophenanfang den Durchreim aufgegeben haben. Bekanntlich kommt auch im Renart le nouvel der Ausdruck rondet de carole vor, welcher indessen bisher einfach als synonym mit rondet (ebenda) angesehen wurde. Übrigens werden die wirklichen Rondels von Karl unterschiedslos chansons und rondels überschrieben.

E. STENGEL.

Beiträge zur französischen Syntax.

I. Zur Adjektivstellung.

Die Bestrebungen unserer Zeit in Bezug auf die Erlernung lebender Sprachen gehen mit Recht dahin, den Lernenden in möglichst kurzer Zeit in den Stand zu setzen, seine Gedanken in der fremden Sprache auszudrücken. Zu diesem Zwecke ist es besonders notwendig, die Sprache richtig auffassen zu lernen, die Richtschnur, von der der Einheimische in der Rede unbewusst sich leiten lässt, aufzufinden, ihr anfangs bewusst zu folgen und durch Gewöhnung dazu zu gelangen, sie unbewusst einzuhalten. Mit letzterem wäre das Höchste erreicht, das Ideal, das wir erstreben müssen. Zur Erreichung dieses Zieles wird man den Lernenden 1) unmittelbar in zusammenhängende Rede einführen und 2) aus dieser zusammenhängenden Rede heraus das sprachliche Verständnis entwickeln. Für das Französische, auf das wir uns in den folgenden Auseinandersetzungen beschränken wollen, sind im letzten Jahrzehnt eine ganze Reihe von Büchern erschienen, welche der ersten Forderung gerecht zu werden suchten. Einige davon herauszugreifen, ist unnötig; die Verfasser bemühen sich alle, Brauchbares zu liefern, die einen, indem sie den nächsten Anschauungskreis verarbeitet vorführen; andere, indem sie kurze Erzählungen aus dem Leben, auch Fabeln, für geeignet halten; wieder andere, indem sie beides verbinden und in den Anschauungsstoff kleinere Erzählungen und Gedichte einflechten.

Wie verhält es sich aber mit der zweiten Forderung, aus der zusammenhängenden Rede die Mittel herauszuschälen, deren man sich bedienen muss, um in der Sprache seine Gedanken richtig und klar auszudrücken? Ich komme damit auf die Behandlung der Syntax in unseren Grammatiken zu sprechen. Wir besitzen eine ganz stattliche Reihe von französischen Grammatiken, recht ausführlichen und weniger ausführlichen. Eine jede glaubt ihren Stoff in richtiger, ich muss annehmen in bester Weise vorzuführen. Dürfen wir behaupten, dass irgend eine derselben vollständig befriedigt? Können wir sagen, dass, nachdem wir irgend eines dieser Bücher durchgearbeitet, wir ein wirkliches Ganze in uns aufgenommen haben? Meines Erachtens, nein! Sie alle sind grösseres oder kleineres Regel-

werk. Aber werden wir mit diesem Regelwerk auch im Stande sein, das Richtige jedesmal zu treffen? Nein. Und warum? Weil man bei der Abfassung nicht von allgemeinen Gesichtspunkten geleitet war. Man hat statistische Beobachtungen gemacht; die sind gesammelt worden, und darüber sind so und so viele Regeln ausgesprochen worden, ohne dass man sich dabei klar gemacht hatte, was im Zusammenhang der Rede ausgesprochen werden sollte, ob objektive Berichterstattung oder subjektive Färbung vorlag. Am deutlichsten wird diese Art der Zusammenstellung gekennzeichnet durch die Auffassung und Behandlung der Modi, des wichtigsten, aber auch interessantesten und fruchtbarsten Kapitels der Syntax; denn was heisst Modus anders als die Art und Weise, wie der Inhalt des Gesagten aufzufassen ist? Man stellt eine Menge von Regeln auf und sagt, nach den und den Verben oder Konjunktionen stehe der Konjunktiv, und findet so eine Unmasse von Konjunktiven. Wo aber wird gefragt, was in allen den Fällen das Gemeinsame sei, und steht, wo es versucht wurde, das Regelwerk im Einklang mit dem angenommenen Gemeinsamen? Der Konjunktiv ist und bleibt doch immer der Konjunktiv. Ja, man findet oft auch in Grammatiken, nach einem gewissen Verb oder Ausdrucke stehe oder finde man ebensowohl den einen Modus als auch den andern. Daher erklärt es sich, wenn man Vertreter (berechtigte?) dieses Faches antrifft, die sagen, in vielen Fällen sei der Indikativ ebensowohl am Platze wie der Konjunktiv. Das ist grundfalsch. Ist nicht vernünftigerweise anzunehmen, dass, wenn wir einen Gedanken aussprechen, wir auch wünschen richtig verstanden zu werden und nur in der einen Weise verstanden zu werden? Nur ein oberflächlich Denkender wird füglich glauben, dass die deutschen Sätze „Ich höre, dass er gekommen ist“ und „ich höre, er sei gekommen“ vollkommen identisch seien; denn im ersten Satze verhält sich der Redende zum Inhalte seiner Aussage doch ganz anders (Aussage einer Wahrnehmung) als im zweiten (Mitteilung einer Wahrnehmung ohne Übernahme einer Gewähr dafür).

Wenn ich diesen Regelapparat in den französischen Grammatiken mir vorführte, da habe ich, gerade bei dem besprochenen Kapitel der Modi, mir immer sagen müssen: „Der Franzose, der seine Sprache richtig spricht, muss ein Genie sein.“ Und doch hatte mich meine Erfahrung gelehrt, dass auch der gewöhnliche Mann die allgemeinen Regeln ganz richtig inne halte. Da wird man vielleicht entgegenhalten, das sei das Sprachgefühl, das den Einheimischen seine Sprache richtig sprechen lasse. Gut! Aber was ist denn Sprachgefühl? Doch nicht ein Wust von Regeln! Doch nicht etwas Compliciertes! Sprachgefühl ist das Einhalten der Richtschnur, oder, linguistisch zu sprechen, der Analogie, die sich durch die Sprache

hindurchzieht und den Redenden sicher leitet; diese aber muss, wenn sie von jedem benutzt werden soll, einfach, sehr einfach sein. Diese allgemeine Richtschnur, dieses Sprachgefühl, diese Analogie, das ist die psychologische Radix einer Ausdrucksform, die der Eingeborene unbewusst in sich trägt, die der Fremde aufzusuchen hat und dadurch finden wird, dass er aus den vielartigen Fällen einer Spracherscheinung das Gemeinsame zu finden sich bemüht. Diese Forderung — wir dürfen es mit Recht sagen — erfüllt keine unserer Grammatiken. Den besseren derselben merkt man das Suchen sich klar zu werden an, man begegnet hie und da Ansätzen dazu, über die aber die Verfasser nicht hinausgekommen sind. Der Fehler liegt darin, dass diese sich von der hergebrachten Auffassung nicht haben frei machen können, dass sie alle mehr oder weniger in den Fussstapfen ihrer Vorgänger wandeln. Es war das Verdienst von Prof. Gröber, in seinem Grundriss I, p. 213 ff. auf die Notwendigkeit hingewiesen zu haben, der psychologischen Radix des Gedankenausdrucks nachzugehen und in Umrissen die Wege dazu angedeutet zu haben. Folgen wir ihm, so werden wir unbedingt zu einem anderen Ergebnis gelangen müssen. Es wird sich herausstellen, dass von unserer heutigen Auffassung der französischen Syntax das Meiste über Bord geworfen werden muss.

Zur Bestätigung der Unzulänglichkeit der bisherigen Behandlung der französischen Syntax wollen wir einen Abschnitt aus derselben herausgreifen und näher beleuchten. Ich wähle ein Kapitel aus der Wortstellung, die Stellung des attributiven Adjektivs, und zwar deshalb zunächst, weil vor kurzem eine Schrift erschienen ist, die dieses Kapitel nach den oben ausgeführten Gesichtspunkten zum ersten Male behandelt hat; es ist die Dissertation von Cron „Über die Stellung des attributiven Adjektivs im Altfranzösichen,“ die auf Anregung Prof. Gröber's in Angriff genommen worden ist. Dieses Kapitel ist aber auch anerkanntermassen eines der schwierigsten und eines von denen, über die die bisherigen Bearbeitungen am wenigsten Klarheit verbreitet hatten.

Die Arbeiten auf diesem Gebiete begnügen sich alle damit, einzelne Fälle zu verzeichnen. Es werden gewisse Klassen von Adjektiven aufgeführt, die nach dem Substantiv stehen; andere, die vor dem Substantiv stehen; andere wieder, die in der Stellung vor dem Substantiv eine andere Bedeutung aufweisen als in der Nachstellung. Nirgends aber werden allgemeine Gesichtspunkte angegeben, die bei der Stellung des attributiven Adjektivs massgebend sind. Es gilt die einzelnen Fälle der Nachstellung und die der Voranstellung genau zu prüfen, um das Massgebende, die allgemeine Richtschnur herauszufinden. Das thut Cron in seiner Schrift.

Zunächst will ich vorausschicken, dass der Titel der Cron'-

schen Arbeit weit weniger besagt, als sie in Wirklichkeit umfasst. Cron stellt die Regel für die Stellung des attributiven Adjektivs im Neufranzösischen fest, erprobt sie dann in ausführlicher Weise am Altfranzösischen und erweist sie zuletzt auch als bereits wirksam im Lateinischen.

Cron beginnt damit, die Stellung seiner Vorgänger zu dieser Frage zu besprechen, sowie dieselbe in Sonderschriften und in Grammatiken zur Behandlung gekommen ist, und weist klar die Unzulänglichkeit jener Schriften nach. Dabei wird immer und immer wieder mit besonderem Nachdruck betont, dass in Fragen der Syntax rein statistische Arbeiten, solche, die die einzelnen Fälle einfach zahlenmässig registrieren, ohne Wert sind, und mit vollem Recht. Denn Syntax ist nicht Wortlehre, sondern Lehre von der Bedeutung der Wörter als Satzglieder. Man hat also den ganzen Satz nach dem Zusammenhang der einzelnen Glieder unter sich und ihren Zusammenhang mit dem Vorausgehenden ins Auge zu fassen; es ist zu fragen, was der Redende ausdrücken will, es ist einzig und allein auf den Inhalt der Rede einzugehen. Das ist die einzig rationelle Behandlung der Syntax, die einzige Art, die zu einem richtigen Ergebnis führen kann, die einzige Art, durch welche erwiesen wird, dass in der Sprache nur einfache, niemals complicierte Verhältnisse bestehen.

Im weiteren behandelt Cron die Stellung des attributiven Adjektivs. Er scheidet zunächst solche Begriffe aus, welche zur Klarstellung nichts beitragen, jene oft gerügten, nichts sagenden Ausdrücke, wie „gewöhnliches Vorkommen“, „Neigung zu dieser und jener Stellung“, u. a. Es sind dies Ausdrücke, die alle beweisen, dass man sich nicht genug vorhält, dass die Sprache, um einen Gedanken klar und eindeutig auszusprechen, es nur in einer Weise thun kann. Sie zeigen ferner, dass man zwischen verstandesgemässer Rede und rhetorisch gefärbter Rede nicht klar geschieden hat, wie die Auskunft, die man beim „Ohr“, „Wohlklang“, „Rhythmus“ etc. sucht, beweist. Aus den Auseinandersetzungen Cron's geht hervor, dass im Neufranzösischen das dem Substantiv nachgestellte Adjektiv logisch unterscheidet, das vorangestellte dagegen entweder a) affektisch attribuiert oder b) solche Bestimmungen giebt, die nachgestellt begrifflich unverbindbar wären und nur in der Voranstellung den übertragenen Sinn des Substantivs oder Adjektivs kennzeichnen. Wenn wir von dem Falle b) der Voranstellung absehen, da er in das Gebiet der Wortbildungslehre gehört und hier seine Begründung in der analogischen Wirkung von unter a) gehörigen Fällen altfranzösischer Rede findet, so reduziert sich die ganze Stellung des Adjektivs auf ein sehr einfaches Verhältnis, nämlich darauf, dass das Adjektiv nur in der logischen Distinktion dem Substantiv nach-

steht, in allen anderen Fällen aber vor das Substantiv tritt. Das ist eine sehr einfache und klare Regel, unter die alle bisher aufgestellten Regeln sich mit Leichtigkeit unterbringen lassen. Es ist die von Gröber im Grundriss I, 214 ausgesprochene Regel.

Cron ist zu Gröber's Ergebnis gelangt zunächst durch die Beobachtung, dass das Adjektiv an keine bestimmte Stelle gebunden ist, weder im Französischen noch in den andern romanischen Sprachen noch im Lateinischen, und ferner dadurch, dass er zwischen objektiver und subjektiver Rede genau unterschied. Zu diesem Zweck ist es erforderlich, die einzelnen Fälle im Zusammenhang der Rede zu prüfen. Das führt zu der Überlegung, in welchem Sinne Substantiv nnd Adjektiv, die zu einander treten, gebraucht sind, ob beide im eigentlichen Sinne oder beide im übertragenen Sinne gesetzt sind, oder ob von beiden das Substantiv oder das Adjektiv im eigentlichen bezw. im übertragenen Sinne erscheinen. Das sind Fragen, die sich aufdrängen müssen, wenn ein Verständnis erzielt werden soll. Und um sie zu lösen, gilt es, die eigentliche Bedeutung von Substantiv und Adjektiv zu kennen, will man beurteilen, welche Stellung das Adjektiv einzunehmen hat. Da lassen uns die Wörterbücher, besonders beim Adjektiv, sehr häufig im Stiche. Diese Erwägungen ergeben vier verschiedene Fälle der Nachstellung und ebenso viele der Voranstellung, wie Cron klar gezeigt hat. Betrachtet man die einzelnen Fälle der Nachstellung, so findet man, dass das Adjektiv in dieser Stellung überall dem Substantiv ein Merkmal beilegt, das den Gegenstand von anderen Gegenständen derselben Gattung unterscheidet, dass das Adjektiv also rein logisch distinguiert; une table ronde, un saut périlleux. Die Fälle der Vorausstellung dagegen zeigen nichts derart; das Adjektiv drückt hier eine subjektive Wertschätzung aus, es wertet, ist affektisch attribuierend: un bel homme, une grande table.

Wir wollen die Richtigkeit obiger Regeln an einigen Beispielen erläutern. Es ist dabei besonders unsere Absicht zu zeigen, dass das nachgestellte Adjektiv nur logisch unterscheidet.

Mit homme brave wird von der Gattung Mann ein solcher bezeichnet, dem das logisch unterscheidende Merkmal des Tapferen zukommt, im Gegensatz zu dem feigen Manne, homme lâche. Wird aber dieses Attribut Substantiven, wie militaire, soldat, officier, denen dieses Merkmal bereits wesentlich anhaftet, beigelegt, so kann hier von einem neuen Artbegriff nicht die Rede sein, sondern dies Merkmal wird dem Gegenstand als ihm in hohem Grade zukommend in subjektiver Wertschätzung d. h. affektisch zuerkannt. Während also im Zusammenhang der Rede mit homme brave ein neuer, zum Verständnis notwendiger Artbegriff eingeführt wird, soll mit brave soldat auf einen bereits bekannten Soldaten, dessen Thaten besprochen

sind, hingewiesen werden; unser Inneres aber treibt uns wegen des Eindrucks, den diese Thaten auf uns gemacht haben und vielleicht auf andere machen sollen, dazu an, dem Manne diese Eigenschaft noch beizulegen, die zum rein sachlichen Verständnis der Rede vollständig überflüssig ist. In allen Fällen übrigens, wo ein zur logischen Unterscheidung geeignetes Adjektiv dem Substantiv vorangestellt wird, wird durch ein Pronomen (also auch Artikel)[1]) auf den mit dem Substantiv bezeichneten Gegenstand zurückgewiesen, gleichsam um zu begründen, warum man dem hinreichend bekannten Gegenstand diese Eigenschaft affektisch beilegt. Unvermittelt wird eine solche Attribuierung nicht möglich sein, wenn sie nicht Staunen erregen soll. Daher wird bei der Einführung eines neuen Artbegriffs in die Rede nur une ville importante gesagt werden können; soll aber auf eine bereits genügend als solche gekennzeichnete Stadt affektisch zurückgewiesen werden, dann wird cette (l') importante ville am Platze sein.

Un homme vrai ist ein wahrer Mensch, ein Mann, der nur Wahres spricht; ebenso ist une histoire vraie eine wahre Geschichte zum Unterschied von einer unwahren. Mit vraie histoire dagegen wird eine Geschichte bezeichnet, die den Namen Geschichte verdient, und mit vrai poète ein Dichter, dem dieser Name zukommt. In den Fällen, wo vrai dem Substantiv nachgestellt ist, wird demnach eine logische Unterscheidung bezweckt, während in den beiden letzteren Fällen der Substantivbegriff in seinem Wesen verstärkt wird, derselbe also nur eine affektische Attribuierung erhält. — Bois blanc und blanc-bois. Wir unterscheiden die Holzarten nach ihrer Farbe, ihrer Härte u. a., und erhalten die Artbezeichnungen bois blanc, bois vert, bois dur, bois mou. Aus der eigentlichen Bedeutung „weiss“ ist im conträren Gegensatze eine neue Bezeichnung „nicht versehen mit etwas“ abgezogen worden; so ist une page blanche eine unbeschriebene Seite, une assiette blanche ein nicht gebrauchter, ein reiner Teller. In der Vorausstellung aber wird mit blanc einem Gegenstand ein Merkmal beigelegt, das ihm bereits wesentlich anhaftet: une blanche neige; es wird also affektisch attribuiert. In dieser Stellung wird jedoch blanc auch im prägnanten Sinne zu Wortzusammensetzungen gebraucht, und es bezeichnet blanc-bois einen seiner Wertschätzung nach schlechten Wald, einen Wald, der nichts einbringt; blanc-bec einen nicht bewachsenen Schnabel, einen bartlosen Mund, einen blutjungen Menschen; blanc-seing ein Blankett. Nachgestellt würde blanc in Verbindung mit diesen Substantiven nur den Begriff „weiss“ bezeichnen. — Auch in plein-pouvoir haben

---

[1]) Es liegt hierin auch die Erklärung für die Stellung der pronominalen Adjektive vor dem Substantiv.

wir eine Wortzusammensetzung vor uns. Plein bedeutet im eigentlichen Sinne „vollgefüllt.“ Als solches kann es zunächst nur nachgestellt mit Substantiven verbunden werden, die eine derartige Artunterscheidung zulassen: un verre plein ein vollgefülltes Glas (Gegensatz verre vide), un homme plein (= un homme soûl) ein Mensch, der in sich alles aufgenommen hat, was er aufnehmen kann. Pouvoir dagegen lässt eine Artunterscheidung mit plein nicht zu; un pouvoir ist ein ganzes Können, nicht ein halbes oder teilweises. Um aber zu zeigen, dass dieses Können in nichts gekürzt, in nichts eingeschränkt ist, wird plein im wertenden Sinne hinzugefügt; plein-pouvoir ist daher die unbeschränkte Macht, in allen Dingen für eine Person einzutreten, eine Vollmacht. Dieselbe Erklärung erledigt Fälle wie plein jour, pleine mer. — Amour-propre und propre amour. Mit amour propre wird die eigene Art der Liebe ausgesprochen, die jemand zu sich hat; es wird demnach eine besondere Art der Gattung Liebe ausgedrückt. In le propre amour dagegen ist propre nicht eine Bestimmung zu dem Substantiv amour, sondern eine Verstärkung des vorhergehenden Pronomens. — Haut bezw. bas bedeuten hoch bezw. niedrig gelegen in Beziehung auf ein gewisses Niveau und geben als solche Artunterscheidungen. Le pays bas ist also das im Verhältnis zu einem Niveau niedrig gelegene Land, das Tiefland, das Niederland; le pays haut bezeichnet im Gegensatz dazu das Oberland. So erhalten wir folgende geographische Bezeichnungen: les Pays-Bas die Niederlande, le pays haut[1]) z. B. das Metzer Gebiet, welches nicht im Moselthale liegt, das westlich gelegene Hochland. Beides sind logisch unterscheidende Benennungen. Ebenso hat fast jede an einem Abhange gelegene Ortschaft eine rue haute (Oberstrasse) und eine rue basse (Niederstrasse). Etwas ganz anderes aber bezeichnen haut und bas in der Voranstellung. Nach der oben angegebenen Bedeutung von haut und bas können diese beiden Adjektive nachgestellt niemals mit einem Flussnamen verbunden werden; denn einen Fluss unterscheiden wir zunächst nur in Hinsicht auf seinen Lauf, und sprechen von seinem unteren oder oberen Lauf wo der Franzose logisch unterscheidend z. B. sagt: le Rhin inférieur, le Rhin supérieur. Was bedeuten nun aber bas Rhin und haut Rhin? Ein in der Niederung gelegener Rhein im Gegensatz zu einem im Gebirge, z. B., gelegenen Rhein kann es nicht sein. Im Deutschen geben wir diese Ausdrücke wieder mit Unterrhein und Oberrhein, bezeichnen damit aber nicht den Rhein selbst in Bezug auf ein Niveau, sondern das am unteren

---

[1]) Ich stelle die geographische Benennung pays haut fest im Gegensatz zu dem Recensenten der Cron'schen Arbeit im Litteraturblatt 1893, Sp. 136, der dieselbe als nicht vorhanden bezeichnete.

Rhein gelegene Gebiet und das am oberen Rhein gelegene, d. h. das Unterland und das Oberland des Rheines. Ebendasselbe besagen auch bas Rhin und haut Rhin, also le pays bas du Rhin und le pays haut du Rhin. Wir haben demnach thatsächlich keine logischen Attribuierungen des Rheines, sondern eine verkürzte Ausdrucksweise, eine eigentliche Wortzusammensetzung. Die geographischen Benennungen Bas-Rhin und Haut-Rhin im Elsass bezeichnen aber auch nichts anderes als das Unterland (le pays bas) und das Oberland (le pays haut) des durch das Elsass fliessenden Teiles des Rheines. Ebenso erklären sich Hautes-Pyrénées, Basses-Pyrénées, Basse-Bretagne, Haute-Saône, u. a. Und es ergiebt sich, dass Fluss-, Gebirgs-, aber auch Ortsnamen, oder allgemein Eigennamen, die ja in sich schon alle den Gegenstand bildenden Merkmale enthalten, niemals in der Nachstellung, sondern nur in der Voranstellung bezw. in appositioneller Stellung mit dem bestimmten Artikel, haut und bas zu sich nehmen können. Denn auch Seppois le Haut (Obersept im Oberelsass) ist nichts anderes als das Dorf Sept, und zwar das im Obergebiet gelegene, im Gegensatz zu Seppois le Bas (Niedersept), das im Niedergebiet gelegene Dorf Sept. — In ähnlicher Weise sind alle Fälle, in denen haut und bas einem Substantiv vorangestellt sind, zu erklären: bas officier, haut-relief, bas-relief, haute mer, basse enceinte, u. a. Es sind teils Wortzusammensetzungen, teils in anderen Fällen subjektive Attribuierungen, niemals aber logische Distinctionen.

Aus dem bisher Gesagten ist leicht ersichtlich, dass Adjektive wie bon, mauvais, beau, joli, grand, petit, menu, dem Substantiv vorangestellt werden; denn sie treffen nur relative Bestimmungen, geben subjektive Wertschätzungen. Es ist damit aber nicht ausgeschlossen, dass das eine oder andere dieser Adjektive nicht auch zur logischen Unterscheidung dem Substantiv nachgestellt werde; in diesem Falle ist ein Bedeutungswechsel zu verzeichnen. Menu ist eines von diesen Adjektiven, das zu Artunterscheidungen niemals verwandt werden kann; denn es bezeichnet immer nur eine relative Wertschätzung, daher auch nur menue monnaie, menu peuple, menus plaisirs, u. a. Anders verhält es sich mit honnête. Dies Adjektiv bezeichnet zunächst ein affektisches Merkmal und bedeutet „ehrenhaft“; deshalb tritt es vor das Substantiv, und un honnête homme bezeichnet einen ehrenhaften Mann, einen Mann von Ehren. Nun wird dies Adjektiv aber auch zur logischen Unterscheidung gebraucht, also dem Substantiv nachgestellt, im Sinne von poli, indem aus der Bedeutung „ehrenhaft“ sich die Bedeutung „anständig, angemessen“ dadurch entwickelt hat, dass man schloss, der Mann von Ehren müsse auch die dem äusseren Sinne auffällige Eigenschaft des Höflichen und Anständigen haben. Sicherlich werden poli und honnête in Verbindung

mit homme nicht unterschiedslos angewandt; letzteres wird auf jeden Fall immer auch den honnête homme in sich schliessen.

Und wenn ein an sich nur subjektiv attribuierendes Adjektiv, im objektiven Sinne gebraucht, nicht hinreichende Klarheit gewährt, dann wird ein zweites diesen Adjektivbegriff erklärendes Adjektiv hinzugefügt. Daher bezeichnet un homme bon et généreux einen guten und zwar grossmütigen Menschen, du pain bon et bien cuit gutes und zwar ordentlich gebackenes Brot, de la viande bonne et tendre gutes und zwar zartes Fleisch, une situation belle et pittoresque eine schöne und zwar malerische Lage. Ihrem Inhalt nach lassen sich diese Fälle genauer folgendermassen erklären. Mit un homme bon et généreux wird gesagt, dass man einem Manne das Attribut „gut“ deshalb beilege, weil er grossmütig ist; oder mit de la viande bonne et tendre, dass das Merkmal „gut“ dem Fleisch deshalb zukomme, weil es zart ist; oder mit situation belle et pittoresque, dass der Lage die Attribuierung „schön“ deshalb zuerkannt werde, weil sie malerisch ist. Und wenn ein zur logischen Distinktion gebrauchtes affektisches Adjektiv durch einen Relativsatz klarer bestimmt wird, so erkennen wir, dass nicht ein weiteres Merkmal dem Substantiv hinzugefügt wird, sondern nur der vorhergehende Adjektivbegriff erläutert wird, am besten daran, dass dieser Relativsatz nicht durch et angeknüpft wird. Bei einer Verbindung des Relativsatzes durch et würde notgedrungen dem Substantiv ein neues distinguierendes Merkmal beigelegt werden. Wenn man also der Klarheit wegen de la viande bonne et tendre sagen wird, so wäre z. B. eine Zusammenstellung de la viande bonne et chère undenkbar, weil sich mit bon der Begriff cher nicht verbinden lässt.

Aus der allgemeinen Regel für die Stellung des attributiven Adjektivs ergiebt sich noch folgendes. Zu einem Substantiv, das keine Artunterscheidung zulässt, das also selbst nur eine Art bezeichnet, ist eine logische Attribuierung nicht möglich; es lässt höchstens eine wertende Bestimmung zu. Demnach kann jedes Substantiv wertende, nicht aber logische Attribuierungen zu sich nehmen. Ferner wird ein Adjektiv, mit dem nicht der Begriff der Wertschätzung sich verbinden lässt, niemals vor einem Substantiv stehen können; es wird folglich auch nicht zu einem Substantiv treten, das nur wertende Bestimmungen zulässt.

Gegen die allgemeine Regel könnte der Fall zu verstossen scheinen, wo Chiasmus vorliegt. Doch nur scheinbar. Zunächst muss hervorgehoben werden, dass der Chiasmus eine rednerische Figur ist, die den einzigen Zweck hat, eine Wirkung auf den Hörer hervorzurufen, bei welcher demnach der Affekt eine Rolle spielt. Betrachten wir die einzelnen Fälle, so finden wir, wo es sich um Substantiv und Adjektiv handelt, fast nur die Stellung Adj. + Subst.

— Subst. + Adj. Dies gilt nicht nur für das Französische, zumeist das Altfranzösische, da diese Figur im Neufranzösischen wohl selten vorkommen dürfte, sondern auch für das Lateinische. Auf diese Stellung von Substantiv und Adjektiv ist zur Erklärung der Erscheinung ganz besonders Gewicht zu legen. Es darf dabei aber auch der Zusammenhang der Rede nicht ausser Acht gelassen werden. Bei der Stelle garantir la publique ruine par une injure privée (Mont. II, 33) ist im vorausgehenden Zusammenhang diese ruine bereits genau gekennzeichnet mit allen ihren Merkmalen, zu denen auch das Merkmal publique, mit welchem eigentlich nur logisch distinguiert wird, gehört. Nun wird dieser Artbegriff ruine in Beziehung zu einem aus Substantiv und Adjektiv bestehenden neuen Artbegriff injure privée gebracht, in dem das Adjektiv privée im Gegensatz zu einem in ruine mitbegriffenen Merkmal publique steht. Dies vom Artbegriff ruine bereits umfasste Merkmal publique wird in affektischer Weise, mit subjectiver Wertschätzung abgezogen und vor das Substantiv gestellt. Ruine allein wäre hinreichend gewesen; durch das Herausziehen des Merkmals publique aber wird der Gegensatz zu injure privée hervorgehoben und dadurch die rednerische Wirkung erzielt. Auch der bei Cron S. 80 angeführte Fall aus dem Lateinischen: homines rusticos, sed fortissimos viros civesque optimos verhält sich nicht anders. Der Artbegriff homines rusticos enthält schon in sich das Merkmal fortissimos, welches in subjektiver Wertschätzung in Verbindung mit dem Substantiv viros in Gegensatz zu cives optimos gebracht wird. Es sind Männer, die trotz ihrer Kraft auch ausgezeichnete Bürger sind; es wird gesagt, dass die Körperkraft die geistige nicht ausschliesse. Aus diesen und anderen Beispielen geht hervor, dass Cron ganz richtig gesprochen hat, wenn er sagt, dass bei der Stellung des Adjektivs der Chiasmus nur dann eintreten könne, wenn er im Einklang zu der von ihm aufgestellten Regel stehe.

Durch obige Auseinandersetzungen dürfte wohl hinreichend erwiesen sein, dass das dem Substantiv nachgestellte Adjektiv immer nur logisch distinguiert. Und wenn wir jeden einzelnen Fall, der in den Grammatiken geboten wird, die ja doch ihre Beispiele zusammenhängender Rede entnommen haben, vornähmen, so würde dasselbe Ergebnis erzielt werden. Dass nicht alle Fälle der Voranstellung als affektische Attribuierungen, sondern einzelne auch als Wortzusammensetzungen anzusehen sind, das haben wir bei unseren Auseinandersetzungen zu zeigen die Gelegenheit gehabt. Immerhin aber steht die einfache und klare Regel fest, dass im französischen Satze das Adjektiv dem Substantiv nur dann nachgestellt wird, wenn mit ihm logisch distinguiert werden soll.

Durch diese Regel wird so manche Ansicht beseitigt, Ansichten

wie die, dass Adjektiv und Substantiv, die in Beziehung zu einander treten sollen, erst gemessen werden müssten, oder aber die unglaubliche Ansicht, dass für die Voranstellung des Adjektivs das Deutsche, das sonst in der französischen Syntax keine Spuren hinterlassen hat, von irgend einem Einfluss gewesen sein sollte. Nicht minder wird aber auch der Hinweis auf „stärksten Accent“ und „höchsten Ton der Sprachmelodie“ aufgegeben werden müssen.[1])

Es ist oben schon aus der Cron'schen Arbeit mitgeteilt worden, dass das neufranzösische Stellungsprincip auch für das Altfranzösische vollständig giltig ist. Und wo von diesem Princip abgewichen zu sein scheint, da dürfte die rhetorische Stilart des Schriftwerkes massgebend sein, und es kann von verstandesgemässer Rede nicht gesprochen werden. Die Anwendung obiger Regel für die Stellung des attributiven Adjektivs wird uns also ein neues, bisher unbekanntes Mittel zur Beurteilung der Stilart eines Literaturwerkes an die Hand geben.

Wie wir hier für die Stellung des Adjektivs statt der bisherigen Behandlung auf eine andere klarere Bahn gewiesen werden, so würden mit Erwägungen, die denselben Gesichtspunkten entspringen, wir auch für alle andern Teile der Syntax, z. B. für die übrigen Kapitel der Wortstellung, besonders Objekt und Adverb, für Zeiten, für Modi u. s. w., auf ein einfaches und klares Verhältnis hinauskommen. In seinem Grundriss I, 214 hat Prof. Gröber auch bereits auf eine solche Regel für einzelne Modi hingewiesen. Eine eingehende Beschäftigung mit diesen Fragen hat mich überzeugt, dass die folgerechte Durchführung des Princips der Aufsuchung der psychologischen Radix für die Rede zu einem ganz einfachen Regelwerk der französischen Syntax führt.[2])

C. This.

---

[1]) Daran glaubt der Recensent der Cron'schen Arbeit im Litteraturblatt 1893, Sp. 137 erinnern zu müssen.

[2]) Verfasser ist mit der Abfassung einer nach diesen Gesichtspunkten bearbeiteten Syntax der französischen Sprache beschäftigt.

Sophonisbebearbeitungen.

Die folgenden Beiträge zur Sophonisbelitteratur[1]) sind mehr das Ergebnis des Zufalls als des ernsten Nachforschens, welches meine Zeit nicht gestattet hat.

Einiges ist mir bei Arbeiten auf anderen Gebieten, anderes beim zufälligen Durchblättern der in den Räumen der Göttinger Bibliothek ausliegenden Zeitschriften und Neuanschaffungen aufgestossen. Wenn trotzdem das auf diesem Wege gewonnene Resultat nicht ganz gering ist, so gebe ich doch betrübt zu, wie manches mir höchst wahrscheinlich entgangen und wie vieles bei erneutem Forschen auf diesem Gebiete noch ans Tageslicht zu ziehen ist. Der alte Tragödienstoff beweist seine Lebensfähigkeit immer wieder aufs neue.

Das so gewonnene Material nun stelle ich wie folgt zusammen:

Was zunächst die französische Litteratur angeht, so kann ich nur bemerken, dass die Sophonisbe Montcretien's (vgl. Abhandlung S. 6 oben) Neudrucke erlebt hat. In Ausg. u. Abhdl. No. 85 hat Fries einen Neudruck der drei bekannten Ausgaben besorgt, sodann sind in Paris sämtliche Stücke des Dichters neu herausgekommen: Les tragédies de Montchrestien. Nouvelle édition d'après l'éd. de 1604, avec notice et commentaire par L. Petit de Julleville, Paris 1891 (librairie Plon). Jedes Stück ist mit einem „savant commentaire" versehen.

Englische Litteratur. Wie ich in meiner Abhandlung S. 92 oben bereits vermutete, ist in das Stück von Nabbes die Sophonisbe-Episode mit verwoben. Ich entnehme die nachstehenden Bemerkungen dem reichhaltigen Werke: Some account of the English Stage, from the restoration in 1660 to 1830. In ten volumes. Vol. X, Bath 1832, S. 57 ff.:

Hannibal and Scipio von Thomas Nabbes wurde 1637 gedruckt und bereits 1635 von den Queen's servants im Drury Lane-Theater aufgeführt. Die Tragödie gehört zu den wenigen Stücken,

[1]) Vgl. meine Abhandlung: Sophonisbe in der französischen Tragödie mit Berücksichtigung der Sophonisbebearbeitungen in anderen Litteraturen. Suppl. VI der Ztsch. f. franz. Spr. u. Litt., Oppeln 1891. Vgl. auch Ebering, Bibliographischer Anzeiger Bd. III, Heft 10, S. 339.

in welchen die Namen der Schauspieler mit abgedruckt sind. Der Inhalt ist folgender: *act 1st* the scene lies at Capua. Hannibal's soldiers are dissolved in luxury. He reproaches them for it, but falls in love himself with a lady of Salapia. He receives an order from the Senate of Carthage to return home. *Act 2d the scene lies at the court of Syphax. Scipio and Hannibal meet there. After the departure of Scipio, Sophonisba arrives. She gives her hand to Syphax on condition that he will join the Carthaginians against the Romans. Act 3d the scene lies at Utica. Massanissa brings in Syphax as a prisoner. Scipio reproaches Massanissa for having married Sophonisba. She poisons herself. Act 4th* the scene lies at Carthage. A Messenger relates the interview between Hannibal aud Scipio and the result of the battle of Zama. Hannibal treats the Senators roughly. Scipio enters. Hannibal had previously left Carthage. *Act 5th* the scene lies at the Court of Prusias, King of Bithynia. Scipio, *Massanissa* &c. enter. Hannibal, suspecting that Prusias meant to betray him to the Romans, poisons himself. Scipio determines to retire to a private life. Der vollständige Titel des Stückes lautet:

Hannibal and Scipio. An historicall Tragedy. Acted in the yeare 1635 by the Queenes Majesties Servants, at their Private house in Drury Lane. The Author Thomas Nabbes. Arma virosque cano. Vignette. London, Printed by Richard Oulton for Charles Greene, and are to be sold at the white Lion in Pauls Church-yard. 1637. (Britisches Museum).[1])

Lee, dessen Tragödie 1676 erschien (vgl. Abhandlung S. 88), scheint nach dieser Inhaltsangabe von Nabbes abhängig zu sein. Lee's Stück hat ausserdem eine deutsche Übersetzung erlebt, welche um das Jahr 1750 in Nürnberg herauskam und folgenden Titel hat:

Sophonisbe oder der überwundene Hannibal ein Trauer Spiel aus dem Englischen Original des Nat. Lee in teutsche Reimen übersezet von J. G. B. Nürnberg, zu finden bey Adam Jonathan Felseckers seel. Erben.

Das Exemplar der Königl. Bibl. zu Berlin, welches mir vorliegt, ist unvollständig. In einem Zwiegespräch zwischen Massinissa und Sophonisbe (vierte Abhandlung, zweyter Auftrit) bricht der Text (Alexandriner) plötzlich ab.

Die Kenntnis vorerwähnter Uebersetzung ist dem kürzlich erschienenen Buche entnommen: Mucedorus, ein englisches Drama aus Shakespeare's Zeit, übersetzt von L. Tieck. Herausgegeben von Joh. Bolte. Berlin 1893, S. XXXVI. —

Erwähnt sei auch, dass die Fielding'sche Parodie der Sopho-

---

[1]) Von Nabbes sind noch: *Microcosmus, The Bride* (1640 gedr.), *Tottenham Court, The Unfortunate Mother, Covent Garden* (1638).

nisbe Thomson's (Abhandlung S. 91) als Oper verarbeitet ist: *Opera of Operas, or Tom Thumb the Great set to music* (vgl. account, vol. III, 408). Über Thomson's Tragödien selbst und insbesondere Sophonisbe siehe noch Herrig's Archiv, Bd. 84, S. 25 und 37.

Die folgende Bemerkung gilt einem seltenen Buche, welches ich in den Registers of Stationers I, 149 und II, 48 erwähnt fand: *John Philipp, Cleomenes and Sophonisba, surnamed Juliet, a rare and strange novel 1577.* Jedenfalls ist diese Erzählung, welche mir nicht zu Gesicht gekommen ist (nicht im Brit. Mus.), mit der histoire Afriquaine de Cleomede et de Sophonisbe von Gerzan (Paris 1627/28), von Zesen ins Deutsche übertragen, und mit dem niederländischen Stück gleichen Namens zusammen zu stellen; vgl. Abhandlung S. 32 und 85.[1])

Italienische Litteratur. Als letzte mir bekannte italienische Sophonisbe-Tragödie erwähnte ich damals Alfieri's Bearbeitung aus dem Jahre 1784 (Abhandlung S. 50). Heute, nach fast hundert Jahren, liegt eine neue vor und zwar:

Sofonisba, dramma storico di Girolamo de Rada, Napoli 1892.

In Herrig's Archiv (Bd. XC, 3. Heft 1893, S. 328), dem ich die Bekanntschaft dieser neuen italienischen Tragödie verdanke, finden sich der genaue Titel, eine genaue Analyse, sowie Notizen über den Verfasser, worauf ich hiermit verweise.

Tschechische Litteratur. Zu den Abhandlung S. 113 kurz erwähnten russischen Bearbeitungen kommen zwei neue slavische hinzu, und zwar zwei tschechische.

Die Bibliotheca philologica, herausgegeben von A. Blau, neue Folge, 7. Jahrgang, 3. Heft, S. 160, verzeichnet ein Programm des Neustädter Gymnasiums in Prag vom Jahre 1890 mit folgender in tschechischer Sprache abgefassten Abhandlung: *Dvě Sofonisby* (zwei Sophonisben) von Jos. Capek. Dem Programm, welches mir zu Gesicht gekommen ist, entnehmen wir, dass der alte Tragödienstoff, wie schon angedeutet, auch in der tschechischen Litteratur Eingang gefunden hat. Da die Abhandlung nicht jedermann bekannt sein dürfte, so mag ihr Inhalt kurz angedeutet werden.

I. Einleitung: Das traurige Geschick der Karthagerin Sophonisbe hat vielen Dichtern Stoff geliefert. Aufzählung von zehn

---

[1]) Zu S. 21, Anmerkung 1, merke noch, dass in dem englischen Stücke: *Scipio Afrikanus* von *Beckingham* (aufgeführt in Lincoln's Inn Fields 1718) die Episode von des Feldherrn Grossmut ebenfalls bearbeitet ist; näheres account vol. II, 629. Dieser Livius (Buch 26, Cap. 49 und 50) entnommene Stoff war schon 1580 dramatisch behandelt unter dem Titel: A history of Alucius shewed at whitehall on St. Johns daie. Vgl. Extracts from the accounts of the revels at court, London 1842, S. 154.

deutschen Bearbeitungen.[1]) Die tschechische Litteratur hat sich den Stoff ebenfalls nicht entgehen lassen und in zwei Stücken bearbeitet, nämlich:

1) *Sofonisba. Tragedie V pateru dějství. Sepsal Bernard Guldener (V Praze, 1875).* = S. T. in 5 Akten. Schrieb B. G.

2) *Karthaginka. Tragoedie V pěti jednánich od Jos. Durdíka (Praha, 1882).* = Die Karthagerin. Tragödie in 5 Aufzügen von J. D.

II. Hauptteil der Abhandlung: Vergleich des Guldener'schen mit dem Geibel'schen Stücke. S. 4—8 oben Inhalt des ersteren, welches weit ausholt und mit einer Scene in Hasdrubal's Palast beginnt. H. und Syphax beim Wein; Syphax geht ein Bündnis um die Hand der Sophonisbe ein, welche dem Massanissa gut ist. Später nimmt sie freiwillig Gift, weil sie das Unglück ihres Vaterlandes nicht überleben kann. S. 8—11 Inhalt der Geibel'schen Tragödie. S. 12—14 Unterschied beider Stücke, an Inhalt und Charakteristik der Hauptpersonen nachgewiesen. Schlussresultat: Guldener ist von Geibel nicht abhängig.[2])

AUG. ANDRAE.

---

[1]) Dedekind's Übersetzung (vgl. Abhandlung S. 86 oben); die Stücke von Lohenstein (S. 94), Hanker (S. 95), Plümicke, Gramberg (S. 99), Hersch (S. 101, gelobt), Horn (S. 103), Prölss (S. 104), Roeber (S. 100), Geibel (S. 106, sehr gelobt).

Am Schluss der Abhandlung erwähnt der Verfasser noch Trissino, Mairet, Lantin (fälschlicherweise; Abhandlung S. 20), Voltaire, Corneille als Bearbeiter des Stoffes.

[2]) Guldener, geb. 1836, gest. als Notar 1877, hat, wie aus der Vorrede zu seinem Stück hervorgeht, dieses seinem Lehrer Hugo Karlik gewidmet, und sich schon als Jüngling mit dem Gedanken, eine Sophonisbe zu dichten, getragen.

Ueber Durdik's Drama erfahren wir weiter nichts.

Neue Erscheinungen bezw. neue Auflagen

aus dem Verlage von

Gerhard Kühtmann in Dresden.

Bibliothèque française.

(Schulausgaben mit Anmerkungen, Fragen u. Wörterbüchern.)

de Saintes, Thérèse ou l'enfant volé. 12. Aufl.	geb. ℳ 1.—.
Sandeau, Madeleine. Extrait de l'ouvrage. 9. Aufl.	geb. ℳ 1.—.
St. Hilaire, Courage et bon coeur. 7. Aufl.	geb. ℳ —.90.
Porchat, Trois mois sous la neige. 9. Aufl.	geb. ℳ 1.30.
Pressensé, Rosa. Histoire de jeune fille. 5. Aufl. 2 Bde.	geb. à ℳ 1.40.
— — La maison blanche. 2. Aufl.	geb. ℳ 1.60.
— — Petite mère. 3. Aufl.	geb. ℳ 1.50.
Malot, Sans famille. 3. Aufl. 2 Bde.	geb. à ℳ 1.50.
Metzsch, Fleurs des champs. Nouvelles pour des jeunes filles.	geb. ℳ 1.40.
Daudet, Le petit chose. 2. Aufl.	geb. ℳ 1.20.
Perles de la prose française rec. p. Damour	geb. ℳ 1.20.
Halévy, L'Abbé Constantin. Von Dr. Nehry.	geb. ℳ 1.20.
Feuillet, Roman d'un jeune homme pauvre. Von Dr. Rahn.	geb. ℳ 1.20.
Daudet, Trente ans de Paris. Von Prof. Dr. Lion. (Im Druck.)	

(Ausführliche Verzeichnisse stehen zu Diensten.)

Textausgaben französischer und englischer Schriftsteller,

herausgegeben unter Redaktion von Prof. Osc. Schmager.

Voltaire, Charles XII. Von Dr. Gröbedünkel.	geb. ℳ —.80.
Girardin, La joie fait peur. Von Dr. Willenberg.	geb. ℳ —.60.
Daudet, Ausgewählte Erzählungen. Von Prof. Dr. Sachs.	geb. ℳ —.80.
Shakespeare, Julius Caesar. Von Dr. Proescholdt.	geb. ℳ —.80.
Michaud, Les croisades de Frédéric-Barberousse et de Richard Coeur-de-Lion. Von Dr. Hummel.	geb. ℳ —.80.
Auswahl englischer Gedichte. Von Dr. Regel.	geb. ℳ —.90.
Scott, Tales of a Grandfather. Von Dr. Schulze.	geb. ℳ —.90.
Dickens, Sketches by „Boz“. Von Prof. Dr. Lion.	geb. ℳ —.80.
Macaulay, Ranke's History of the Popes. Von Dr. Hemme.	geb. ℳ —.80.
Thomas Day, Sandford and Merton. Von Oberl. Bertram.	geb. ℳ —.70.
Souvestre, le chevrier de Lorraine. Von Dr. Erzgraeber.	geb. ℳ —.80.
Celebrated Men of England and Scottland. Von Dr. Schulze.	geb. ℳ —.80.
Auswahl aus Byron. Von Dr. Hengesbach.	geb. ℳ 1.—.
Poésies françaises. Von Prof. Dr. Sarrazin.	geb. ℳ 1.—.
Voltaire, Guerre de la Succession d'Espagne. Von Prof. Dr. Strien.	geb. ℳ 1.—.
Sarcey, Le Siége de Paris. Von Dr. Hengesbach.	geb. ℳ 1.—.
Macaulay, Argyle's and Monmouth's Attempts. Von Prof. Schmager.	geb. ℳ 1.—.
Bernard, La vie d'Oberlin. Von Oberl. Bretschneider.	geb. ℳ —.80.
Thierry, Histoire d'Attila. Von Oberl. Dr. Haellingk. (Im Druck.)	

Druck von Edmund Stein in Potsdam.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XVI, Heft 5.
Der Abhandlungen
drittes Heft.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1894.

Ausgegeben am 14. Juli 1894.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.



Die physikalischen Grundlagen der Phonetik.

Nicht ohne Zagen bin ich auf den Vorschlag des Herausgebers dieser Zeitschrift eingegangen, für deren Leser eine Uebersicht über die neueren Untersuchungen, betreffend die physikalische Natur der Sprachlaute, zu liefern. Denn einmal ist es für den Naturforscher schwer, einen Ueberblick über die Bedürfnisse des Sprachforschers zu gewinnen und zu entscheiden, welche Dinge für ihn mehr, welche weniger Interesse darbieten, und zweitens sind es auch innerhalb des naturwissenschaftlichen Bereichs zwei Disciplinen, welche hier concurrieren, die Physik und die Physiologie, und es wird kaum möglich sein, beiden Seiten der Frage in gleich überlegener Weise gerecht zu werden. Wenn der Verfasser dieser Zeilen den Versuch trotzdem wagt, so bittet er in der erstgenannten Hinsicht von vornherein um Nachsicht und fusst in der anderen Hinsicht auf den Umstand, dass die rein anatomisch-physiologischen Untersuchungen den Sprachforschern grösstenteils in einer ohne weiteres verständlichen Weise zugänglich sind, während dies für die physikalischen Untersuchungen nicht der Fall ist.

Die beiden Arten der Charakterisierung der menschlichen Laute.

Die Laute der Sprache u. s. w. lassen sich auf zwei durchaus verschiedene Weisen charakterisieren, nämlich einmal topographisch, indem ein in allen Teilen vollständiges und treues Bild der bei der Erzeugung beteiligten Körperteile in den betreffenden Lage-, Spannungs- und anderen Verhältnissen — sei es in Wort oder Bild — gegeben wird, oder andererseits akustisch, indem ein wiederum in allen Einzelheiten vollständiges und treues Verzeichnis der bei dem Laute beteiligten Schalle nach ihren sämtlichen Qualitäten (regelmässiger oder unregelmässiger Charakter, Tonhöhe, Tonstärke, Phase, Dauer u. s. w.) — sei es wiederum in Wortsprache, mathematischer Formelsprache oder geometrisch-symbolischem Bild — geliefert wird. Es ist einleuchtend, dass eine direkte Antwort auf die Frage: Wie ist der und der Laut zu definieren? nur auf dem zweiten Wege erteilt wird, dass sie dagegen bei dem ersteren Ver-

fahren umgangen und stillschweigend durch die andere ersetzt wird: Welches sind die Zustandsbedingungen, unter welchen der und der Laut zu stande kommt? Wenn ich jemandem, der mich nach der Natur eines Flötentones fragt, statt jeder anderen Antwort eine Flöte zeige, so wird er höchst verwundert und unbefriedigt sein, und doch entspricht die Antwort genau der ersten der obigen Methoden, hier wie dort wird das lauterzeugende Instrument und nicht der erzeugte Laut beschrieben. Ueber die Ueberlegenheit der akustischen Methode kann daher kein Zweifel bestehen. Ebenso selbstverständlich ist es aber, dass, nachdem die akustische Charakterisierung eines Lautes geleistet ist, die Zusammenstellung dieser Charakterisierung mit der topographischen zur genetischen Vervollständigung der Lösung führt. Schliesslich bleibt dann noch in manchen Fällen eine dritte Aufgabe zu bewältigen, die man als die topographische Analyse der akustischen Charakteristik bezeichnen kann, die darin besteht, zu ermitteln, welche Teile des Lautes mit welchen Teilen des Instrumentes in genetischem Zusammenhang stehen, und die namentlich von französischen Natur- und Sprachforschern in Angriff genommen worden ist.

Topographische Methoden.

Die Methoden, deren sich die topographische Untersuchung bedient, sind meist sehr einfacher Natur und im übrigen so bekannt, dass sie hier nur erwähnt zu werden brauchen. Die Mundhöhle lässt sich ohne Hilfsmittel oder mit solchen (Stomatoskop u. s. w.), der Kehlkopf mit Hilfe des Kehlkopfspiegels beobachten, in manchen Stellungen bequemer und vollkommener als in anderen, in denen Lippen, Zähne, Zunge und Zäpfchen hinderlich sind. Für solche Fälle kann man den Kunstgriff anwenden, dass man die Teile, deren Lage man ermitteln will, insbesondere die Zunge, mit einer geeigneten Flüssigkeit bestreicht, deren Abdrücke man dann an den berührten Stellen, insbesondere am Gaumen und den Zähnen, beobachtet. Weniger einwandsfrei ist die Einführung künstlicher Präparate in den Mund, weil hierdurch topographische und physiologische Veränderungen herbeigeführt werden müssen und können, und mit derselben Vorsicht sind alle Schlüsse aus Versuchen an herausgeschnittenen toten Teilen aufzunehmen. Ueber alle diese Dinge findet man bei Czermak, Grützner, Behnke, Techmer u. A. ausführliche Angaben und zahlreiche Abbildungen.

Akustische Grundlagen.

Für das Verständnis der nunmehr zu betrachtenden akustischen Methoden ist es unerlässlich, die wichtigsten Grundthatsachen kurz ins Gedächtnis zurückzurufen.

Natur des Schalles. Der Schall besteht in Schwingungen, die sich in der Luft in eigentümlicher Weise fortpflanzen. Betrachtet man einen Schallstrahl, d. h. eine von der Schallquelle, z. B. der Mundöffnung, ausgehende gerade Linie, so kann man sich eine sehr anschauliche Vorstellung von der Fortpflanzung des Schalles machen, wenn man sich eine Reihe von Personen denkt, die, je einige Meter von einander entfernt, Gegenstände, die das Werfen nicht vertragen, von Mann zu Mann zu Mann befördern sollen. Jede dieser Personen wird dann sich abwechselnd zum Hinter- und Vordermann begegeben, um den Gegenstand in Empfang zu nehmen resp. abzuliefern; durch die, wie man sagen kann, schwingende Bewegung der Personen kommt also die fortschreitende Bewegung des Gegenstandes zu stande. Beim Schalle sind die schwingenden Körper die Luftteilchen, das Fortgepflanzte ist die kinetische Energie (lebendige Kraft). Schwingungen von dieser Art, wo also die Richtung der Schwingung mit der Richtung der Fortpflanzung übereinstimmt, nennt man longitudinale Schwingungen, im Gegensatz zu den transversalen Schwingungen z. B. eines Seiles.

Die Eigenschaften eines Schalles. Wenn eine Schwingung (aus Hin- und Hergang bestehend) genau so verläuft wie jede andere, so hört man einen Ton, anderenfalls ein Geräusch; die Grenze ist jedoch (s. w. u.) nicht scharf zu ziehen. Je grösser die Excursionen der Luftteilchen nach beiden Seiten sind, desto stärker ist der Ton, je mehr solcher Hin- und Hergänge in der Sekunde erfolgen, desto höher ist der Ton. Erwägt man nun, dass ein z. B. anschwellender Ton immer noch ein Ton ist, obgleich hier nicht mehr eine Schwingung der anderen gleich ist, so sieht man sich genötigt, den obigen Ausdruck zu modifizieren und zu sagen: durch Schwingungen, die alle von gleicher Dauer sind, komme ein Ton, anderenfalls ein Geräusch zu stande. Aber auch hierbei wird man nicht stehen bleiben dürfen, wenn man an die z. B. beim Gesange oder auf der Geige „gezogenen" Töne denkt, bei denen die Tonhöhe allmählich verändert wird; hierauf wird also noch zurückzukommen sein. Ausser der Amplitude (Weite des Hin- und Hergangs) und der Schwingungszahl (pro Sekunde) hat eine Schwingung noch eine weitere Eigenschaft, die in dem Gesetz besteht, nach welchem sich das Teilchen während einer Schwingung bewegt; es kann z. B. die ganze Strecke eines Hin- und Hergangs mit gleich bleibender Geschwindigkeit zurücklegen, oder es kann in den mittleren Teilen der Bahn am schnellsten, in der Nähe der Umkehrpunkte am langsamsten sich bewegen u. s. w. Die hierdurch gegebene dritte unendliche Mannigfaltigkeit nennt man den Klang oder die Klangfarbe der Töne. Zu diesen drei eigentlichen Qualitäten des Tones kommt dann noch als zeitliche Eigenschaft, seine Dauer, hinzu.

Graphische Darstellung. Denkt man sich, zunächst ganz abstrakt, einem schwingenden Punkte gegenüber eine Fläche, die sich in ihrer eigenen Fläche und zwar senkrecht zur Schwingungsrichtung des Punktes fortbewegt — der Deutlichkeit halber werde die Schwingungsrichtung vertikal, die Fortbewegungsrichtung der Fläche horizontal gedacht — so erhält man das auf irgend eine Weise auf der Fläche entworfene Bild des schwingenden Punktes in Gestalt einer Curve, die bei einem Tone aus lauter gleichen, an sich aber je nach der Beschaffenheit des Tones sehr verschiedenartigen Stücken besteht; einem Stimmgabelton entspricht z. B. eine Wellenlinie, einem Geigenton eine Zackenlinie, einem gesungenen Vokal eine Curve, von der jedes Stück ein und derselbe, mehr oder weniger complizierte Wellencomplex ist. Die Höhe dieser Curve, d. h. die vom tiefsten bis zum höchsten Punkt eines Curvenstückes gemessene vertikale Entfernung stellt die Amplitude der Schwingung dar und charakterisiert (wenn auch nicht vollständig, s. w. u.) die Tonstärke, die Zahl der gleichen Curvenstücke, die auf eine bestimmte, nämlich von der Fläche in einer Sekunde zurückgelegte Strecke entfallen, stellt die Schwingungszahl dar und charakterisiert die Tonhöhe, die Gestalt jedes einzelnen Curvenstückes endlich stellt das Geschwindigkeitsgesetz während eines Hin- und Herganges dar und charakterisiert den Klang des Tones. Kurz gesagt: die Tonstärke wird durch die Wellenhöhe, die Tonhöhe durch die Wellenlänge, der Klang durch die Wellenform bestimmt. Wie die drei Qualitäten des Tones empfunden werden, ist eine weitere Frage. Dass ein stärkerer Ton auch eine stärkere Empfindung hervorruft, ist so verständlich, dass es keiner weiteren Erörterung bedarf. Die verschiedene Höhe der Töne empfindet man jedenfalls durch die Erregung entsprechend abgestimmter Teile im Ohr; ob, wie man nach Helmholtz längere Zeit hindurch allgemein annahm, die Corti'schen Fasern diese Funktion ausüben, ist neuerdings wieder zweifelhaft geworden, für unsere Fragen aber irrelevant. Was endlich die Klangfarbe betrifft, so müsste man, wie dies auch neuerdings wieder einige Gelehrte (z. B. L. Hermann) thun, annehmen, dass wir imstande sind, jede Wellenform, jede noch so complizierte Periodik als etwas spezifisches zu empfinden, womit diese Frage sehr einfach aufgefasst, wenn auch nicht erklärt wäre; und man müsste, um einen Klang zu charakterisieren, die Formel seines Geschwindigkeitsgesetzes oder ihr graphisches Curvenbild angeben, was doch nur in beschränktem Masse befriedigen würde. Ich sage, man müsste so verfahren, wenn sich nicht die Möglichkeit darböte, zu einer viel präciseren und einfacheren Darstellung und Auffassung zu gelangen, indem man den Klang einer gewissen Analyse unterwirft — einer Analyse, die, zunächst rein mathematisch ausgeführt, eine erhöhte

Bedeutung dadurch gewinnt, dass das Ohr thatsächlich imstande ist, sie auszuführen.

Zerlegung der Klänge. Die mathematische Untersuchung zeigt nämlich, dass man jede beliebige Welle, welche Gestalt sie auch haben möge (sie kann eckig oder abgerundet, symmetrisch oder asymmetrisch sein, aus mehreren Teilwellen von verschiedener Höhe und Länge bestehen u. s. w.) zerlegen kann in lauter Wellen von ebenfalls verschiedener Höhe und Länge, aber sämtlich gleicher Form. Diese Form ist die sogenannte Sinusform, und die Untersuchung lehrt ferner, dass es nur diese eine Elementar-Welle giebt, in welche man jede beliebige gegebene Welle analysieren, durch die man also auch wiederum jede gewünschte Welle synthetisch bilden kann. Bei einer Sinuswelle besteht zwischen der Ordinate y, d. h. der Höhe irgend eines Curvenpunktes über der horizontalen Grundlinie und der zugehörigen Abscisse, d. h. der Entfernung des eben gedachten Grundlinienpunktes vom Anfangspunkt der Grundlinie die einfache Beziehung $y = a \sin nx$, wo a und n feste Zahlen sind, von denen jene von der Höhe der Welle, diese von ihrer Länge abhängt. Ein solcher Ton ist hiernach ein einfacher Ton, einen zusammengesetzten (wie es fast alle uns bekannten Töne sind) erhält man, wenn man unter a_1, a_2 u. s. w. verschiedene feste Zahlen versteht und eine Welle zeichnet, deren Ordinate y durch die Gleichung

$$y = a_1 \sin x + a_2 \sin 2x + a_3 \sin 3x + \ldots$$

bestimmt ist, sodass also die obige Zahl n im ersten Gliede gleich 1, im zweiten gleich 2 u. s. w. gesetzt wurde. Irgend eine Ordinate dieser Curve ist hiernach gleich der Summe der Ordinaten der jedem einzelnen Gliede entsprechenden Sinuswellen an der betreffenden Stelle, und je nach dem Werte der verschiedenen a kommt durch die Summation (Uebereinanderlagerung) eine andere Curve, mithin ein anderer Klang zu stande. Statt also zu sagen: die Klangfarbe beruht auf dem Gesetze, nach welchem die Geschwindigkeit des schwingenden Teilchens während eines Hin- und Herganges sich ändert, oder graphisch ausgedrückt, die Klangfarbe beruht auf der Form der Schwingungscurve, kann man auf Grund obiger Analyse auch sagen: die Klangfarbe beruht auf der Stärke der einzelnen Partialtöne, oder graphisch: auf der Höhe der einzelnen Sinuswellen, deren Zusammensetzung die Curve des vorliegenden Tones ergiebt. Soweit die mathematische Analyse, die man, weil sie von Fourier (wenn auch auf anderem Gebiete) eingeführt resp. begründet worden ist, Fourier'sche Analyse (entsprechend die obige Reihe Fourier'sche Reihe) nennt. Es ist nun höchst bemerkenswert, dass das Ohr eine derartige Analyse thatsächlich ausführt, also jeden es treffenden Ton in seine Teiltöne zerlegt. Dass man diese letzteren unter

gewöhnlichen Umständen nicht heraushört, liegt daran, dass man die Aufmerksamkeit auf sie nicht richtet, dass man, den gewöhnlichen Zwecken entsprechend, die Aufmerksamkeit, wie ich mich ausdrücken möchte, auf Zusammenfassung einstellt; stellt man sie aber auf Analyse ein und eignet sich hierin eine gewisse Uebung an, so hört man die einigermassen starken Teiltöne deutlich heraus und erhält dann zugleich einen interessanten Beweis dafür, dass die Zusammensetzung aus Teiltönen den Klang bestimmt, indem nämlich die jetzt getrennt gehörten Teiltöne gar keinen ausgeprägten Klang mehr besitzen, sondern so leer wie einfache, z. B. Stimmgabeltöne klingen. Ob mit diesen Thatsachen die oben erwähnte, von Hermann neuerdings vertretene Ansicht, dass das Ohr die Klänge als Ganzes auffasse, vereinbar sei, braucht hier nicht erörtert zu werden.

Harmonische und unharmonische Obertöne. Die Partialtöne, deren ersten man auch Grundton, deren übrige man Obertöne nennt, stehen in obiger Reihe in einer merkwürdigen Beziehung zu einander, indem die Zahlen n für die einzelnen Glieder die Werte 1, 2, 3, 4 . . . haben, woraus folgt, dass die Längen der einzelnen Sinuscurven, also physikalisch gesprochen die Höhen der einzelnen Teiltöne ebenfalls in Verhältnissen zu einander stehen, die ganzen Zahlen entsprechen. Man nennt solche Obertöne, deren Schwingungszahlen die ganzen Vielfachen von der Schwingungszahl des Grundtones sind, harmonische Obertöne. Die ersten harmonischen Obertöne eines Tones sind z. B. seine Oktave, Duodezime, Doppeloktave u. s. w. Man darf aber jenem Ausdruck keine zu grosse Bedeutung beilegen, einmal, weil z. B. der siebente Partialton, mit Rücksicht auf den musikalischen Eindruck gesprochen, nichts weniger als harmonisch zum Grundton ist, und dann, weil die Obertöne für sich meist sehr unharmonisch zu einander stehen, z. B. der 4. und der 9. Partialton im Verhältnis von 4 : 9. Ueberhaupt kann in der obigen Reihe nicht nur jeder der Obertöne fehlen, indem das betreffende $a = 0$ ist, sondern auch der Grundton resp. einige der ersten Töne, und dann tritt an die Stelle der Reihe 1, 2 . . . eine ganz andere, z. B. 4, 5 . . . Kurz gesagt, auch Töne mit unharmonischen Obertönen fallen unter die Formel der Fourier'schen Reihe, ja es kann auf Grund der oben angedeuteten mathematischen Theorie überhaupt keinen Klang geben, der nicht unter dieses Schema fiele. Das ist gegenüber missverständlichen Auffassungen, die mehrfach hervorgetreten sind, festzustellen.

Amplitude und Tonstärke. Objektive und subjektive Tonstärke. Zur Vervollständigung sind noch zwei Bemerkungen zu machen, deren Wichtigkeit sich daraus ergiebt, dass ihre Nichtbeachtung wiederholt zu Irrtümern geführt hat. Erstens sind die Curvenhöhen, also die Grössen a, zwar die graphischen Repräsentanten

der Schwingungsamplituden, und je grösser diese Amplitude ist, desto stärker ist der Ton, aber nicht in gewöhnlichem, sondern in quadratischem Verhältnis, d. h., wenn sich zwei Amplituden wie 1 : 2 verhalten, so verhalten sich die Tonstärken wie 1 : 4. Man kann also die Stärke eines Tones nach Belieben durch die Amplitude oder durch die Tonstärke selbst charakterisieren, muss aber beides streng auseinander halten. Dazu kommt, dass für einen Ton von bestimmter Höhe, der nach einander in verschiedener Stärke hervorgebracht wird, die Amplituden diese Stärken allerdings vollständig charakterisieren, dass dies aber nicht mehr der Fall ist, wenn es sich um die Vergleichung der Stärke verschieden hoher Töne handelt; bei gleicher Amplitude ist nämlich der höhere von zwei Tönen im Verhältnis des Quadrats seiner Schwingungszahl stärker, das vollständige Mass der Tonstärke ist also das Produkt des Quadrats der Schwingungszahl und des Quadrats der Amplitude. Aber auch hierbei ist noch die stillschweigende Annahme gemacht, dass die beiden zu vergleichenden Töne der schwingenden Bewegung gleicher Luftmassen (oder fester Massen) ihre Entstehung verdanken; ist dies nicht der Fall, so kommt auch noch die schwingende Masse als dritter Produktfaktor hinzu, und die Grösse, die nunmehr das vollständige Mass der Tonstärke darstellt, ist, wie es eine einfache Ueberlegung zeigt und auch von vornherein zu erwarten war, die sog. lebendige Kraft, richtiger kinetische Energie der Schallbewegung.

Dies die eine der angekündigten Bemerkungen. Nicht minder wichtig ist die folgende zweite. Die Tonstärke, von der bisher ausschliesslich die Rede war, ist, wie am deutlichsten das Schlussergebnis lehrt, ein rein objektiver, physikalischer Begriff, der im Princip auch existieren würde, wenn es gar kein Gehör gäbe. Hiervon zunächst gänzlich verschieden ist die subjektive oder physiologische Tonstärke, d. h., im Gegensatz zu der Stärke des Tonreizes die Stärke der Tonempfindung. Welche Beziehung zwischen Reizstärke und Empfindungsstärke besteht, würde die Psychophysik lehren, und man könnte dann, wenn man die eine von beiden Grössen kennt, die andere rechnerisch ermitteln. Leider aber ist die in Rede stehende psychophysische Frage noch immer eine offene, man weiss trotz zahlreicher gerade in letzter Zeit hierüber durchgeführten Untersuchungen noch immer nicht, ob die Empfindungsstärke der Reizstärke oder ihrer Quadratwurzel oder ihrem Logarithmus — wie das sogenannte psychophysische Grundgesetz lehrt — proportional ist, und ob überhaupt eines dieser Gesetze allgemein oder jedes von ihnen vielleicht nur unter gewissen Umständen giltig ist. Es besteht infolge dessen hier noch eine unüberbrückte Kluft, und man ist gezwungen, sich mit der objektiven Tonstärke zu begnügen, wenn die experimentelle Untersuchung

diese — und mit der subjektiven, wenn die Untersuchung diese geliefert hat.

Die vom Menschen erzeugten Schalle.

In Bezug auf das menschliche Schallorgan sei nur kurz daran erinnert, dass es von der Art einer Zungenpfeife ist, und zwar einer solchen mit membranöser und durchschlagender Zunge. Es besteht also aus Windrohr (Brust und Luftröhre), Zungenapparat (Kehlkopf) und Ansatzrohr (Mund- und Nasenhöhle mit ihren Annexen); und diese drei Teile teilen sich in die Funktionen derart, dass das Windrohr die Stärke, die Zunge die Höhe, das Ansatzrohr den Klang bestimmt (vgl. jedoch w. u.).

Singen, sprechen, flüstern. Abgesehen von den Schallen untergeordneten Interesses (weinen, schreien, seufzen, husten u. s. w.) pflegt man drei verschiedene Klassen von Schallen zu unterscheiden, die das menschliche Schallorgan hervorbringen kann, oder, besser gesagt, drei Modalitäten, in denen die — im übrigen gleichartigen — menschlichen Laute auftreten können. Es sind dies der Gesang, die Sprache und das Flüstern. Zwischen Singen und Sprechen besteht, wie schon eine vorläufige Prüfung ohne weitere Hilfsmittel erkennen lässt, im wesentlichen ein doppelter Unterschied; beim Singen wird nämlich auf einigen der produzierten Laute Rast gemacht, während deren die Tonhöhe und der Klang, teilweise aber auch die Stärke unverändert bleiben, beim Sprechen dagegen giebt es solche Ruhemomente im allgemeinen nicht, es ändern sich vielmehr sämtliche Qualitäten von Moment zu Moment in stetiger Weise. Zweitens ist der Tonhöhenbereich, innerhalb dessen die Sprache sich abspielt, viel begrenzter als beim Gesange. Indessen sieht man ohne weiteres ein, dass in beiden Hinsichten der Gegensatz zwischen Gesang und Sprache kein schroffer ist, wie denn auch die Sprache zuweilen (bei gewissen Ceremonien, in manchen Dialekten u. s. w.) singenden Charakter annimmt und umgekehrt der Gesang häufig (beim Recitativ, Parlando u. s. w.) dem Sprechen sich nähert. Deshalb dürfte auch die von Helmholtz ausgesprochene Vermutung, dass die Stimmbänder beim Sprechen aufschlagen, beim Singen durchschlagen, keine allgemeine oder wesentliche Giltigkeit beanspruchen. Zwischen Singen und Sprechen einerseits und Flüstern andererseits besteht dagegen ein schroffer Gegensatz, es giebt keine Uebergänge und keinen Fall, in welchem es zweifelhaft würde, ob es sich um das eine oder das andere handelt; eine Thatsache, die sehr einfach verständlich ist, wenn man bedenkt, dass beim Singen und Sprechen die Stimmbänder in Thätigkeit sind, beim Flüstern dagegen nicht, wenigstens nicht in irgendwie aktiver, wesentlicher Thätigkeit. Man hat diesen Sachverhalt neuerdings zu verwischen versucht, indem man

sagte, auch beim Flüstern wären die Stimmbänder in einer gewissen unregelmässigen Thätigkeit, und auch beim Sprechen andererseits wären diese unregelmässigen Schwingungen eine wesentliche Begleiterscheinung; damit wird aber die Hauptsache umgangen, wonach beim Sprechen und Singen die Stimmbänder aktive Arbeit leisten, beim Flüstern dagegen eventuell nur äusseren Einflüssen keinen Widerstand entgegensetzen; und das Gefühl stellt in einer über jeden Zweifel erhabenen Weise fest, dass selbst beim leisesten Singen oder Sprechen jene aktive Thätigkeit noch immer in verhältnismässig kräftigem Masse vorhanden ist, dagegen selbst beim energischsten Flüstern gänzlich fehlt. Das Flüstern kommt hiernach, von der notwendigen Luftzufuhr abgesehen, lediglich im Ansatzrohr zu stande, und dementsprechend hat es auch nur zwei von den drei qualitativen Mannigfaltigkeiten, nämlich die Mannigfaltigkeit der Stärke und die Mannigfaltigkeit des Klanges, während ihm die Mannigfaltigkeit der Tonhöhe (von gewissen Zwangerscheinungen abgesehen) durchaus abgeht.

Resonanz. Bei dieser Gelegenheit wird es erwünscht sein, über die Resonanz einiges zu sagen, da sie die Erscheinung ist, durch welche der — deshalb auch Resonanzraum genannte — Ansatzraum seine Funktion ausübt. Resonanz ist Mitschwingung, d. h. die Erscheinung, dass Schwingungen, die auf einen festen Körper treffen oder in einen mehr oder weniger abgeschlossenen Luftraum gelangen, diesen selbst zu Schwingungen anregen, vorausgesetzt, dass er zu Schwingungen von der betreffenden Tonhöhe überhaupt veranlagt ist. Bei einfachen Körpern, besonders von linearer Dimension (z. B. Saiten) und bei entsprechend geformten Lufträumen (engen Röhren) ist dies nur ausnahmsweise der Fall, nämlich nur, wenn der Ton gerade der ihrer Länge entsprechende Eigenton ist, d. h. der Ton, welchen der Körper oder Luftraum, direkt erregt, liefern würde; oder aber, wenn der Eigenton des Raumes zwar nicht mit dem eintreffenden Tone übereinstimmt, zu diesem aber im Verhältnis eines Obertones zum Grundtone steht (auch wenn in dem eintreffenden Tone dieser Oberton gar nicht enthalten ist). Bei zusammengesetzten Körpern oder Lufträumen, besonders bei solchen, die eine Ausdehnung nach allen drei Dimensionen haben, dabei vielleicht auch noch Annexe verschiedener Gestalt besitzen und überdies mit dem Aussenraum durch mehr oder weniger zahlreiche und weite Oeffnungen communizieren, verhält es sich aber wesentlich anders. Hier werden erstens statt eines einzigen meist mehrere verschiedene Eigentöne existieren, und ausserdem wird der Körper resp. Luftraum die Kraft besitzen, Töne, die ihm nicht genehm sind, bis zu einem gewissen Grade zu modifizieren, sodass er einen selbständigen Einfluss auf die Tonhöhe gewinnt. Man kann

sagen, dass ein derartiger Raum nicht einen oder einige Eigentöne hat, sondern dass er ein oder einige Resonanzgebiete besitzt, von denen ein jedes einige einander benachbarte Töne umfasst, also einen gewissen Spielraum zulässt. Ein Resonanzraum der zuletzt geschilderten Art ist der Resonanzraum des menschlichen Stimmorgans, dank seiner complizierten Zusammensetzung aus Mund-, Nasenhöhle und Annexen, dank seiner Communikation mit der Aussenwelt durch mehrere Oeffnungen, dank endlich, was bisher nicht erwähnt wurde, der Weichheit und der Beweglichkeit seiner Wände und der in ihm schwebenden Körper (Zunge, Zäpfchen), durch deren äusserst mannigfaltige Einstellbarkeit der Resonanzraum ein bei keinem künstlichen Schallinstrument auch nur annähernd in diesem Masse vorhandenes Anpassungsvermögen erhält.

Wahl der zu Untersuchungen geeigneten Schallgattung. Es fragt sich nun, was man, um der Natur der menschlichen Schalllaute nachzuforschen, am besten studiert, gesungene, gesprochene oder geflüsterte Laute, insbesondere Vokale — denn bei den Consonanten ist die Schallgattung entweder gegeben (manche Consonanten werden auch beim Singen und Sprechen geflüstert) oder sie ist doch nicht ganz von so wesentlichem Einflusse, wie bei den Vokalen. Nun ist es einleuchtend, dass man, um die Besonderheiten der Sprachlaute zu ermitteln, gesprochene Laute verwenden muss, und ebenso bei den beiden anderen Klassen. Es handelt sich hier aber zunächst ganz allgemein um die Untersuchung der Natur, insbesondere der Klangfarbe der Laute, eine Untersuchung, die den eben erwähnten speziellen vorangehen muss. Da ist es nun zweifellos, dass man sich an den Gesang halten muss. Das Flüstern kann — trotz der entgegenstehenden in einer kürzlich erschienenen umfassenden Arbeit zu Grunde gelegten Ansicht — nicht ernstlich in Frage kommen, weil es gewissermassen nur eine fragmentarische Erscheinungsform ist und die für die Lösung des Problems unerlässliche willkürliche Veränderung der Tonhöhe gar nicht zulässt; die Ergebnisse einer derartigen Untersuchung müssen naturgemäss verhältnismässig einfache sein, sie würden sich aus diesem Grunde etwa als vorläufige Anhaltspunkte verwerten lassen, wenn man solche nicht in viel zuverlässigerer Weise gewänne, indem man in der Flüsterhöhe des betreffenden Lautes singt. Keinesfalls darf man behaupten, durch eine Untersuchung des Flüsterns das Vokalproblem gelöst zu haben; die Schwierigkeiten beginnen eben erst da, wo die doppelte Mannigfaltigkeit von Tonhöhe und Klang dem Versuche unterworfen wird, und das ist nur beim Sprechen oder Singen möglich. Vor dem Sprechen aber hat das Singen den Vorzug, dass es, um mich so auszudrücken, breiteres, reineres und deutlicheres Material liefert, als die flüchtige Sprache.

Akustische Methoden,
insbesondere zur Analyse der Vokale.

Analytische und synthetische Methode. Die wichtigste und darum mit Recht am meisten studierte Frage ist die nach der Klangfarbe der Vokale, also, dem früher gesagten entsprechend, die Frage nach den Partialtönen, aus denen die verschiedenen Vokale in den verschiedenen Umständen ihres Vorkommens zusammengesetzt sind, nach ihrer Stärke, ihrer Abhängigkeit von der Tonhöhe u. s. w. Hierfür bieten sich verschiedene Wege dar. Zunächst hat man zu unterscheiden zwischen analytischen und synthetischen Methoden; bei jenen wird der auf natürliche Weise erzeugte Klang analysiert, d. h. in seine Bestandteile aufgelöst, bei diesen werden die Bestandteile künstlich hergestellt, und zwar so, dass sie, in geeigneter Weise zusammengesetzt, den gewünschten Klang ergeben. Indessen können die synthetischen Methoden denn doch nicht den Anspruch auf Gleichberechtigung mit den analytischen erheben. Sie haben ein hohes praktisches Interesse, wie es in den Sprechmaschinen, den künstlichen Sprechorganen, dem Phonographen u. s. w. zu Tage tritt, und sie gewähren für die Wissenschaft selbst die Möglichkeit, die sogenannte Probe auf das Exempel anzustellen, d. h. zu prüfen, ob und inwieweit die durch Analyse gewonnenen Ergebnisse richtig sind, wobei jedoch noch immer zu erwägen ist, dass, wenn die Probe nicht stimmt, die Schuld mindestens ebenso wahrscheinlich die Probe wie das Exempel trifft. Für die eigentliche Untersuchung konnte die Synthese nur so lange in Betracht kommen, als man die Analyse aus Mangel an geeigneten Hilfsmitteln nicht ausführen konnte, wie denn in der That die ältesten Vokalstudien, die wegen ihrer Vortrefflichkeit auch heute noch von Interesse sind, synthetischen Charakters waren. Schliesslich sei bemerkt, dass der Ausdruck analytische Methode insofern zu eng gewählt ist, als es z. B. zur Ermittelung der Tonhöhe gar keiner Analyse bedarf, insofern aber schliesslich doch richtig, als die zur Charakterisierung des Klanges notwendige Ermittelung der Partialtöne der umfangreichste und schwierigste Teil der Aufgabe ist.

Subjektive und objektive Analyse. Es fragt sich nun weiter, wie man die Untersuchung anzustellen habe, wie man die vorhandenen Töne festzustellen, oder, da dies doch der kleinste Teil der Aufgabe, der grösste aber von quantitavem, also messendem Charakter ist, wie man die Höhe und Stärke der Töne (des Grundtones wie der Obertöne, wodurch dann zugleich die Klangfarbe ermittelt ist) zu messen habe. Man unterscheidet hier zwischen subjektiven und objektiven Methoden. Bei den subjektiven lässt man die Schalle auf das eigene Ohr mit oder ohne Unterstützung desselben

durch künstliche Apparate wirken, bei den objektiven lässt man sie geeignete Körper in Bewegung setzen und misst diese Bewegung, meist dadurch, dass man sie abbildet oder aufzeichnet und das Bild oder diese Zeichnung ausmisst. Eigentlich sollte man also zwischen akustischen und optischen Methoden unterscheiden, indem man bei jenen miit dem Ohr untersucht, bei diesen mit dem Auge, für welches man die Reize durch geeignete Umwandlung sichtbar gemacht hat. Diese Umwandlung hat den ungeheuren Vorteil, dass das Auge ein zum Messen ganz unvergleichlich geeigneteres Organ ist, als das Ohr, und dass das optische Bild die Charakteristik des Schalles weit greifbarer enthält als dieser selbst. Bei der akustischen Methode muss man direkt die Tonhöhe und -Stärke bestimmen, wovon ersteres zwar ziemlich genau, letzteres aber nur schätzungsweise geschehen kann, bei der optischen Methode kann man dagegen die ursächlichen Correlate dieser Begriffe, nämlich die Wellenlängen und die Wellenhöhen ausmessen. Das sind die Vorzüge der objektiven Methoden, und es wäre thöricht, sie irgendwie herabsetzen zu wollen; was jedoch zu tadeln ist, das ist, dass man vielfach über der Freude, so exakte Methoden zu besitzen, ihre Nachteile richtig zu würdigen unterlassen hat. Diese Nachteile, die zugleich Vorteile der subjektiven Methode sind, sind folgende. Erstens erhält man auf diese Weise die objektiven Tonstärken, aus denen man nach dem früher Gesagten gar keine Schlüsse auf die subjektiven mit irgend welcher Sicherheit ziehen kann, während doch die letzteren für den Eindruck, den die menschlichen Schallaute machen, allein massgebend sind. Zweitens erhält man nicht die wahren Bilder der Schalle, diese Bilder sind vielmehr durch die Mitwirkung der zur Darstellung benutzten Apparate getrübt, und es ist bis zum heutigen Tage nicht gelungen, diesen Einfluss gänzlich zu eliminieren, wenn man ihn auch neuerdings wesentlich herabgemindert hat. Drittens ist die Analyse der Klangfarbe in die Elemente bei der subjektiven Methode verhältnismässig einfach, indem es nur notwendig ist, die Aufmerksamkeit (statt, wie gewöhnlich, synthetisch) „analytisch einzustellen“, d. h. auf die Elemente statt auf das Ganze des Tones zu lenken, eventuell sie durch Hilfsapparate zu unterstützen; dagegen bedarf es bei der objektiven Methode einer höchst mühsamen mathematischen Analyse, es sei denn, dass man eine der in neuester Zeit zu diesem Zwecke construierten Maschinen zur Verfügung hat. Diese rechnerische Analyse ist um so heikler, als, wie sich auch schon mehrfach in unangenehmer Weise fühlbar gemacht hat, kleine Fehler oder Ungenauigkeiten in den Curven ganz beträchtliche Veränderungen des Endergebnisses zur Folge haben.

Die Methoden im Einzelnen.

Zur Erleichterung der Übersicht folgt hier eine Zusammenstellung der sämtlichen bisher benutzten Methoden, soweit sie nicht blos unwesentliche Modifikationen anderer Methoden sind. Nicht angeführt sind die Methoden, welche lediglich zur Bestimmung von Tonhöhen oder Tonstärken dienen; jene sind in allen einschlägigen Büchern dargestellt, diese befinden sich zur Zeit sämtlich noch nicht in dem Stadium, in welchem sie zu irgendwie einwandfreien und zuverlässigen Messungen geeignet wären; ausgenommen hiervon sind nur die objektiven Methoden, die die ganze Schallcharakteristik liefern und im Text zu finden sind.

I. Analytische Methoden.

A) Akustische Methoden.

1) Ohne Hilfsmittel (Grassmann).
2) Resonatoren (Auerbach).

B) Optische Methoden.

3) Seifenblasen, Phoneidoskop, Newton'sche Farbenfiguren auf einer angesprochenen unreinen Quecksilberfläche (Guébhard) u. s. w.
4) Flammenbilder im rotierenden Spiegel (König),
5) Phonoskop (Forchhammer).
6) Lissajou'sche Curven.

C) Graphische Methoden.

7) Phonautograph (Scott), Logograph (Barlow), Marey'sche Trommel, König'scher Vibrograph, Hensen'scher Sprachzeichner u. s. w. (König, Schneebeli, Marey, Rosapelly, Rousselot, Bloch, Féré, Hensen, Pipping, Wendeler, Martens, Schwan und Pringsheim, Wagner, Fick u. s. w.).
8) Phonograph, Graphophon u. s. w. (Jenkin und Ewing, A. M. Mayer, Frazer, Ellis, Cross, Boeke, Hermann, Lahr u. s. w.).

D) Photographische Methoden.

9) Photographie schwingender Körperteile (Demeny).
10) Photographie von Membranschwingungen (Hermann).
11) Photographie König'scher Flammen (Doumer).

II. Synthetische Methoden.

12) Zungenpfeifen (Kratzenstein, Kempelen, Willis u. s. w.).
13) Stimmgabeln (Helmholtz).
14) Vokalsirene (König, Preece und Stroh, Eichhorn, Hermann).

15) Flüsterapparat (Lloyd).
16) Zahnräder, Rollen u. s. w. (Willis, Preece und Stroh u. s. w.).

III. Andere Methoden.

17) Gelegentliche und specielle Beobachtungen und Experimente: Stimmgabeln (Helmholtz), Perkussion des Kehlkopfs (Auerbach), Telephon (Bell, Hermann u. a.), Phonograph (Mayer, Lahr, Hermann u. a.), Ansingen der Klaviersaiten (Helmholtz), Flüstern, Vocalpfeifen.

Bemerkungen hierzu.

ad 1). Um mit unbewaffnetem Ohre Vokalstudien machen zu können, muss man sich, von der erforderlichen Begabung ganz abgesehen, eine beträchtliche Uebung aneignen, ausserdem aber zweckmässig verfahren, wofür schon Grassmann zum Teil Regeln angegeben hat. Nach meinen Erfahrungen wird man wesentlich erfolgreicher operieren, wenn man folgende Punkte beachtet. Erstens kann man das Prinzip des Kontrastes gut benutzen, auf welches schon wiederholt aufmerksam gemacht worden ist, und welches aussagt, dass zahlreiche Vokal-Eigentümlichkeiten, obgleich an sich nicht eben auffällig, durch den Kontrast, also z. B. durch die Aufeinanderfolge von Lauten verschiedener Höhe, Stärke und besonders Klangfarbe höchst beträchtlich werden; ein Prinzip, welches auch bei der Erklärung der Thatsache beteiligt ist, dass die Sprache, bei welcher die Kontraste weit schneller auf einander folgen, viel prägnanter und leichter verständlich ist, als der Gesang. Will man z. B. — wenn mir als Laien ein Beispiel anzuführen gestattet ist — das wienerische a (hab', Abend u. s. w.) dem norddeutschen gegenüber charakterisieren und zu diesem Zwecke ganz ungefähr seine Zusammensetzung studieren, so wird man gut thun, rasch hintereinander beide a zu singen, die Verschiedenheit der Obertöne tritt dann weit stärker hervor. Zweitens haben die Vokale mit künstlichen Musikinstrumenten dies gemeinsam — wenigstens bei Personen, die nicht Kunstsänger sind — dass sie meist nicht sofort gut ansprechen, ein Umstand, der sich hinsichtlich der Erscheinung im Ganzen nicht sehr, höchst deutlich aber dadurch geltend macht, dass die Obertöne oft erst allmählich ansprechen; man darf daher erst nach mehrmaligen Wiederholungen, wenn die Erscheinung stationär geworden ist, Schlüsse ziehen. Endlich ist drittens hervorzuheben, dass es für die deutliche Ermittlung der Obertöne durchaus nicht am vorteilhaftesten ist, sie laut zu singen, vielmehr sondern sich die letzteren, nachdem sie einmal angesprochen haben, gerade bei mässiger Tonstärke am besten ab, was mit der eigentümlichen Natur der Resonanz zusammenhängt. Was die einzelnen Qualitäten betrifft,

so kann man die Tonhöhe des Grundtons, wenn man sie nicht im Gefühl hat, am Klavier oder mit Stimmgabeln konstatieren, diejenige der Obertöne aber besser durch ihr Verhältnis zum Grundtone, wozu allerdings, um zu grösseren Feinheiten zu gelangen, einigermassen musikalische Veranlagung erforderlich ist. Die Tonstärke des Grundtons kann man nur annähernd abschätzen, etwa indem man die Bezeichnungen „eben hörbar, schwach, gut hörbar, stark, sehr stark“ einführt. In derselben Weise mit den Obertönen verfahrend erhält man dann drittens die Charakteristik der Klangfarbe.

ad 2). Die Anwendung von Resonatoren hat natürlich nur Sinn für die Untersuchung der Klangfarbe, also der Obertöne. Am besten verwendet man Resonatoren von der Form einer Kugel mit einer Zuspitzung, die ins Ohr einpasst, einerseits und mit einer kleinen kreisförmigen Öffnung auf der anderen Seite, wie sie von Helmholtz angegeben worden sind. Es darf nicht verschwiegen werden, dass die Anwendung der Resonatoren einige Voraussetzungen macht, welche auch bei diesen kugelförmigen Resonatoren vielleicht nicht streng erfüllt sind. Zwar ist ein von Grassmann gemachter Einwand bei richtiger Handhabung der Versuche nicht verständlich und darum hinfällig, aber es fragt sich doch, ob ein Ton von einem auf ihn abgestimmten Resonator in genau gleichem Masse verstärkt wird, wie ein anderer Ton von dem auf diesen abgestimmten Resonator. Näherungsweise ist dies jedenfalls richtig, und das genügt, um durch Vergleichung zweier Töne in Resonatoren zu folgenden Schlüssen zu gelangen: Dieser Ton ist ebenso stark wie der andere (1 : 1), oder er ist etwas stärker (1* : 1) oder etwas schwächer als der andere (1 : 1*), oder er ist doppelt oder halb so stark wie der andere (2 : 1 resp. 1 : 2), oder er ist weniger als doppelt so stark oder stärker als halb so stark wie der andere (was man etwa durch die Zahlenverhältnisse 5 : 3 und 3 : 5 ausdrücken kann). Man kann nun in verschiedener Weise zu Werke gehen. Entweder man singt den zu untersuchenden Vokal auf einen bestimmten Ton, steckt erst den dem Grundton, dann den dem ersten Oberton entsprechenden Resonator ins Ohr und vergleicht beide, verfährt dann ebenso mit dem ersten und zweiten Oberton, ausserdem aber auch mit dem Grundton und zweiten Oberton (wodurch man offenbar eine Kontrolle erhält) und geht so die ganze Reihe der sich merklich machenden Partialtöne durch. Ganz ebenso verfährt man dann beim Singen desselben Vokales auf einen anderen Grundton, und dann weiter für die übrigen Vokale oder Laute. Noch vorteilhafter ist es natürlich, die zu vergleichenden Töne gleichzeitig statt nacheinander zu prüfen, was man thun kann, indem man gleichzeitig beide Ohren benutzt, und in jedes den einen von beiden Resonatoren steckt; man muss sich aber dann vorher vergewissern, ob beide Ohren gleiche Hör-

stärke besitzen und, wenn das nicht der Fall ist, die an dem Ergebnis anzubringende Korrektion ein für alle Mal ermitteln. Ausser der hier angedeuteten Methode giebt es noch eine zweite, welche indirekter ist, aber aus gewissen Gründen vom Verfasser dieses Aufsatzes bei seinen Vokalstudien vorgezogen wurde. Man behält nicht, wie oben, zunächst denselben Grundton, sondern denselben Resonator bei und vergleicht die Stärke seiner Resonnanz bei verschiedenen Grundtönen, auf die man ein und denselben Vokal singt. Durch eine kleine Umrechnung gelangt man dann zu demselben Ziel wie oben. Schliesslich ist es ein rein rechnerisches Verfahren, aus den geschätzten Stärkeverhältnissen die Verteilung der Gesamt-Klangstärke auf die einzelnen Partialtöne prozentisch auszurechnen.

Zu A) im allgemeinen. Zu den akustischen Methoden kann man noch eine weitere rechnen, welche, weil nur von indirekter Bedeutung, oben nicht mit aufgeführt wurde. Es ist die von Mercadier, Hermann u. A. benutzte telephonische Methode (oben auch unter 17) aufgeführt). Sie besteht darin, dass man aus der Wirkungsweise des Telephons mit Rücksicht auf seine bekannten elektrischen und magnetischen Gesetze indirekte Rückschlüsse auf die Natur der hineingesprochenen Laute zieht. Wie notwendig die gedachte Rücksicht ist, geht daraus hervor, dass in der That bei anfänglicher Hintansetzung derselben fehlerhafte Schlüsse gezogen worden sind. Zugleich ergiebt sich hieraus aber, dass die Methode nur im grossen und ganzen ein Interesse beanspruchen darf, für die Ermittelung der einzelnen Thatsachen oder gar für Messungen aber nicht in Betracht kommt.

Zu 3). Die Seifenblasenmethode wurde bisher nur von Sedley Taylor und vom Verfasser, und auch von ihnen nicht in grösserem Massstabe benutzt. Eine besondere phoneidoskopische Methode rührt von Guébhard her, man spricht oder singt gegen eine unreine Quecksilberoberfläche und beobachtet die entstehenden, für jeden Laut anderen Farbenfiguren (vgl. die unten citierte Schrift von Bergonié, p. 99).

Zu 4). Die König'schen Flammen sind zwar ein höchst geistvolles Demonstrationsmittel, vor ihrer Benutzung zu exakten Untersuchungen oder gar Messungen ohne die äusserste Vorsicht ist aber entschieden zu warnen. Erstens ist der Zusammenhang des Flammenbildes mit dem gesungenen oder gesprochenen Laute zu verwickelt, (vom Mund in den Trichter, durch den Schlauch zur Kapsel, Verdichtung und Verdünnung des Gases, Fortpflanzung dieser Druckwechsel zur Flamme), als dass sich nicht zahlreiche Fehlerquellen einschleichen könnten, insbesondere die Trägheit der beteiligten Körper (Luft, Membran, Gas, Flamme), zweitens ist es unmöglich, die Flamme äusseren Luftströmungen, besonders der durch den

rotierenden Spiegel erzeugten, zu entziehen, und drittens sind die Ergebnisse je nach dem Gasdruck, der Flammenhöhe u. s. w. sehr verschieden, und man weiss nicht, für welche man sich entscheiden soll. Erinnert man sich nun noch dessen, was oben über die heikle Natur der Analyse in einfache Sinuswellen gesagt worden ist, so wird man die ausgesprochene Warnung nicht für überflüssig erklären. Um die Analyse überhaupt zu ermöglichen, hat König übrigens einen besonderen Resonatoren-Apparat konstruiert, den man z. B. bei Techmer, *Int. Z. f. Spr. W.* 1, p. 85, abgebildet findet.

Zu 5). Das hauptsächlich für den Taubstummenunterricht von dem Dänen Forchhammer erfundene Phonoskop, ein höchst geistreicher Apparat, beruht wie der König'sche Apparat, auf der periodischen Erregung einer Flamme, nur tritt an die Stelle der König'schen Kapseln ein einfacherer Apparat. Der rotierende Spiegel König's ist hier durch eine rotierende Papiertrommel ersetzt, die von oben bis unten in 21 ringförmige Felder geteilt ist, von denen jedes abwechselnd aus nebeneinander liegenden schwarzen und weissen Feldern besteht, derart, dass der oberste Ring 64, der nächste darunter liegende 68 u. s. w. und der unterste 128 Felder enthält (entsprechend den Schwingungszahl-Verhältnissen der c-dur Tonleiter). Natürlich kann man auch noch mehr Ringe nach oben und nach unten anbringen. Wird nun, während die Trommel sich dreht, ein Ton in den Flammenapparat hineingesungen, so erscheinen alle Ringe wegen der Dauer des Lichteindrucks gleichmässig grau, nur derjenige, dessen Felderzahl mit der Schwingungszahl des Tons übereinstimmt, lässt die weisse und schwarze Farbe erkennen, und zwar scheinen diese still zu stehen, falls der gesungene Ton genau die richtige Tonhöhe hat, dagegen wandern sie langsam nach rechts oder links, je nachdem jener Ton etwas zu hoch oder zu tief ist. Man sieht, hier hat man einen Apparat, nach dem man Taubstumme zu feinsten Musikern ausbilden kann. Auch für wissenschaftliche Untersuchungen ist der Apparat vielfach geeignet, namentlich zu Tonhöhe-Vergleichung, zum Studium kleiner Veränderungen der Tonhöhe beim Detonieren oder beim Sprechen in verschiedenen Affekten oder Dialekten, zum Studium von Obertönen u. s. w. Da der Apparat ausserdem ziemlich leicht und wohlfeil herzustellen, andererseits aber offenbar sehr wenig bekannt ist, erschien es angezeigt, ihn hier kurz zu beschreiben, obgleich er zu eigentlich phonetischen Studien bisher noch nicht gedient hat.

Zu 6). Bekanntlich entstehen sogenannte Lissajous'sche Kurven, wenn ein Punkt, der in einer gewissen Richtung hin- und herschwingt, in einem Spiegel oder anderen optischen Apparate beobachtet wird, der in einer darauf senkrechten Richtung hin- und herschwingt. Hensen hat dies Prinzip derart angewandt, dass er eine König'sche

Flamme durch Vokale ansprach und in einem Spiegel, der an einer schwingenden Stimmgabel befestigt war, beobachtete. Mit anderen Worten, an die Stelle des rotierenden ist hier der schwingende Spiegel gesetzt. Die sich ergebenden Flammenbilder sind sehr interessant, haben auch gewisse Vorzüge, andererseits aber wesentliche Nachteile gegenüber den König'schen, und es scheint nicht, dass sie sich bisher als fruchtbringend erwiesen haben.

Zu 7). Der älteste Schreibapparat von König bestand aus einer Stimmgabel mit einem Schreibstift einerseits und einer ebenen Schreibplatte andererseits. Nach Duhamel's Vorgange konstruierte dann König einen Vibrographen, der sich von jenem durch die an die Stelle der Schreibebene gesetzte Schreibtrommel unterschied. Aus dem Jahre 1859 stammt alsdann der Scott'sche, bald darauf von König verbesserte Phonautograph, charakteristisch für ihn sind die schwingende Membran mit dem an ihr befestigten Schreibstift und der grosse an sie angesetzte parabolische Reflektor, der die Schallstrahlen möglichst zahlreich auf die Membran wirft. Alle späteren Sprachzeichner sind Modifikationen dieser älteren, konstruiert in der Absicht, die einzelnen Teile des Apparates möglichst zu vervollkommnen; so hat Hensen die Membran, um sie dem Trommelfell ähnlich zu machen, aus Goldschlägerhaut hergestellt und trichterförmig gestaltet und ihre Exkursionen möglichst klein gewählt, was alles zusammenwirkt, um den Hauptfehler aller graphischen Methoden, die Trägheit und die Eigenschwingungen der Membran herabzumindern; auch auf die Befestigung und Gestaltung des Schreibstifts ist viel Mühe aufgewandt worden. Natürlich werden die Apparate, je vollkommener, desto komplizierter, heikler und kostspieliger. Der unter diesen Umständen begreifliche Wunsch der Sprachforscher, einen einfachen und wohlfeilen Sprachzeichner zu erhalten, hat den Apparat von Ph. Wagner (aus der Marey'schen Trommel hervorgegangen, mit der Hürthle'schen Schreibkapsel, Strohhebel und neuartiger Schreibspitze versehen und von dem Tübinger Mechaniker Albrecht zu beziehen), mit dem Wagner selbst schon einige schöne Arbeiten ausgeführt hat, und den Apparat von Schwan und Pringsheim gezeitigt, der sich für die ihm bisher gestellte, relativ einfache Aufgabe als recht brauchbar erwiesen hat, während es für schwierigere Probleme, insbesondere für das Studium der Klangfarbe zweifelhaft erscheint, ob sich die Vereinigung zuverlässiger und exakter Brauchbarkeit mit Einfachheit, Bequemlichkeit und Wohlfeilheit jemals wird erreichen lassen. In einer besonderen Richtung ist der Sprachzeichner schliesslich von französischen Gelehrten ausgebildet worden, nämlich derart, dass durch geeignete Zuführungsapparate die Schwingungen der Stimmbänder, der Lippen. der aus Mund und Nase austretenden Luft einzeln aufgenommen, an besondere Membranen über-

mittelt, hierdurch mehrere Kurven neben resp. über einander erzeugt werden und auf diese Weise die topographische Analyse mit der akustischen verknüpft wird. Die Beschreibung dieser neuerdings von Rousselot besonders sinnreich gestalteten Apparate dürfte sich erübrigen, da der Herausgeber dieser Zeitschrift, ferner Koschwitz u. A. hierüber ausführliche, zum Teil durch die betreffenden Abbildungen erläuterte Mitteilungen gemacht haben. Einige der hierher gehörigen Vorrichtungen, z. B. solche zur Analyse der Lippen- und der Kehlkopfbewegungen bestimmte, enthalten übrigens teilweise elektrische Auslösung, die leicht unvollständige und damit falsche Bilder giebt und deshalb nur mit Vorsicht benutzt werden sollte.

Zu 8). Der Phonograph wurde bald nach seiner Erfindung durch Edison von verschiedenen Seiten zur Analyse von Klängen benutzt, namentlich von Jenkin und Ewing, Frazer, A. M. Mayer, Wolff, Ellis, Cross, Boeke. Der Phonograph unterscheidet sich bekanntlich, seinem Reproductionszwecke entsprechend, von dem Phonautographen dadurch, dass die Aufzeichnung nicht lateral in der Oberfläche der Trommel, sondern vertikal in das Material der Trommeloberfläche, das zu diesem Zwecke hohl liegt oder nachgiebig ist, hinein erfolgt. Man erhält infolgedessen von der Zeichnung nicht wie dort eine volle Breitenansicht, sondern nur den obersten Querschnitt, mit dem natürlich wenig anzufangen ist, und man ist daher gezwungen, entweder die Tiefe der Eindrücke an den einzelnen Stellen zu messen, was bei der Kleinheit dieser Eindrücke höchst mühsam und für feinere Ansprüche gänzlich aussichtslos ist, oder mit Hilfe einer Fühlhebel-Vorrichtung die Eindrücke auf eine Fläche zu übertragen, wie dies denn in der That auch fast stets von Seiten der betreffenden Forscher geschehen ist (besonders fein ausgebildet ist dies Verfahren von Jenkin und Ewing und in einer noch vollkommneren, von einigen Fehlern befreiten Form, von Fick). Damit drängt sich aber auch die Frage auf, warum man dann nicht von vornherein mit dem Phonautographen arbeitet, und auf diese Frage giebt es keine Antwort. Denn dass die Spitze des Schreibstifts beim Phonographen die einfache, beim Phonautographen aber der Seitlichkeit halber eine umgebogene Form haben muss, ist kein irgendwie wesentliches Moment, und die Möglichkeit der Reproduktion der Klänge beim Phonographen ist ebenfalls gänzlich unerheblich Dagegen hat der Phonograph den entschiedenen Nachteil, dass die Eindrücke von einem des Materials wegen notwendig robusten Stift herrühren und schon aus diesem Grunde der exakten Übertragung in ebene Curven gar nicht fähig sind (während die akustische Reproduktion durch solche Stifte eine sehr gute sein kann); die meisten Einzelheiten, namentlich die höheren Obertöne, werden dabei meist verloren gehen. Man hat hier wieder einmal ein Beispiel dafür, dass

infolge einer neuen Erfindung die Begeisterung über die ruhige Überlegung den Sieg davonträgt.

Ausgenommen von diesem Urteil bleibt ein spezieller Versuch, den man als Experimentum crucis für eine gewisse Frage betrachten kann, und der sich mit dem Phonographen ad aures demonstrieren lässt, vorausgesetzt, dass seine Construktion für diesen Zweck hinreichend vollkommen ist, was man bis jetzt, nach den widersprechenden Angaben zu urteilen, noch nicht behaupten kann. Von dieser, namentlich von Lahr und Hermann beantworteten Frage wird weiter unten, bei den Ergebnissen, die Rede sein.

Zu 9). Demeny hat Augenblicksphotographien der Lippen während des Sprechens oder Singens hergestellt, und zwar für sehr zahlreiche, rasch aufeinander folgende Epochen; diese Phasen-Photographien wurden dann mit Hilfe des Zootrops zusammengesetzt. Die Untersuchung ist also mehr topographischen als akustischen Charakters; um daher nicht mehr auf sie zurückkommen zu müssen, sei gleich hier bemerkt, dass ein Taubstummer die Bilder des Zootropen lesen konnte, soweit sie Vokale, Diphtonge oder Labiale betrafen, andere Laute weniger gut und solche, bei denen die Zunge oder das Zäpfchen wesentlich beteiligt ist, gar nicht, ein Ergebnis, das freilich von vorherein zu erwarten war.

Zu 10). Einer der wesentlichsten Übelstände der graphischen Methode ist, wie angeführt wurde, der, dass der an der Membran befestigte Schreibhebel infolge von Reibung, Trägheit und Eigenschwingung fremde Elemente in die Curve bringt. Bei dem zuerst von Hermann benutzten Verfahren, die Schwingungen der Membran zu photographieren, wird dieser Übelstand vermieden, es braucht hier mit der Membran nur ein ganz leichtes Spiegelchen befestigt zu sein, und es kann folglich auch die Membran selbst leichter und freier gewählt werden. Freilich ist zur Erzielung scharfer Curven kräftiges, wenn möglich elektrisches Bogenlicht und sehr empfindliches Papier, am besten Stolze'sches Bromsilberpapier erforderlich. Auch auf die Anbringung desselben auf der rotierenden Trommel, die Handhabung dieser letzteren und andere Einzelheiten ist grosse Sorgfalt zu verwenden, und es ist aus allen diesen Gründen nicht anzunehmen, dass die an sich vortreffliche Methode grössere Verbreitung gewinnen werde, es sei denn, dass sie sich wesentlich vereinfachen liesse.

Zu 11). Statt eines rotierenden Spiegels wird einer angesungenen König'schen Flamme ein rotierender Cylinder gegenübergestellt, der mit empfindlichem Papier bespannt ist.

Zu 12). Kratzenstein und Kempelen waren die Ersten, welche auf Grund der Erkenntnis, dass das menschliche Schallorgan im wesentlichen eine Zungenpfeife ist, sich bemühten, es künstlich nach-

zuahmen, und Kempelen wandte auch schon, um die Weichheit des Klanges zu erreichen, statt der aufschlagenden durchschlagende Zungen an. Aber erst Willis richtete dabei, statt auf die Kuriosität, auf die wissenschaftliche Bedeutung der Frage das Hauptaugenmerk. Er operierte anfangs im Anschluss an Kempelen mit trichterförmigen Ansatzräumen, die er mehr oder weniger verschloss, später aber mit cylindrischen Ansatzröhren, die mehr oder weniger weit ausgezogen werden konnten.

Zu 13). Während die vorige Methode nicht eigentlich synthetisch, sondern in der Hauptsache nur nachahmend war, hat Helmholtz eine wirkliche Synthese von Vokalen aus den Teiltönen unternommen, und zwar mit Stimmgabeln, denen Resonatoren gegenüber gestellt wurden. Der Apparat ist zu bekannt, um noch zu weiteren Bemerkungen Anlass zu geben.

Zu 14). Wenn man eine am Rande gezackte Scheibe in Drehung versetzt und gleichzeitig einen Luftstrom gegen den Rand bläst, so hört man bekanntlich einen Ton von bestimmter, durch die Drehungsgeschwindigkeit und die Zahl der Zacken gegebener Tonhöhe. König in Paris hat die sinnreiche Idee gehabt, dem Rand einer solchen Sirene nicht eine beliebige Zackenform, sondern die Gestalt von periodisch sich wiederholenden Curven zu geben, wie sie bestimmten Tönen oder Toncombinationen entsprechen; giebt man z. B. dem Rand die Form einer Sinuswellen-Linie, so hört man einen einfachen Ton, schneidet man den Rand in Form solcher Curven aus, wie sie die graphische Methode beim Zusammenklang zweier Töne liefert resp. wie man sie durch Zusammensetzung zweier Sinuslinien construieren kann, so hört man beim Drehen und Blasen zwei Töne u. s. w. Preece und Stroh, Eichhorn und bald darauf Hermann haben nun diesen Gedanken weiter verfolgt und den Rändern die Gestalt von Vokalcurven gegeben, um auf diese Weise eine Probe auf die Richtigkeit dieser Curven zu erhalten.

Zu 15). Um die Resonanztöne der Mundhöhle beim Flüstern zu studieren, hat Lloyd neuerdings einen Apparat construiert, welcher der Flüsterstimme ähnliche Schalle erzeugt. Er besteht aus einer anzublasenden Glasröhre, deren Ende mit zahlreichen Glassplittern angefüllt ist. und aus Ansatzräumen, in welche jene Röhre hineinragt, und die verschiedene Form und, mit Hilfe von Korken, auch verschiedene Öffnungen erhalten.

Zu 17). Unter dieser Nummer sind alle Wahrnehmungen, Beobachtungen und Experimente zusammengefasst, welche einen gewissermassen gelegentlichen Aufschluss über die Natur von Stimmlauten geben. Dahin gehören z. B. zahlreiche manometrische, d. h. aus Röhren mit Wasser oder dergleichen bestehende Vorrichtungen, um die Grösse des Expirationsdrucks beim Sprechen und Singen für

die einzelnen Fälle und Laute zu bestimmen; ferner die schon erwähnten Versuche mit dem Telephon, das ebenfalls schon angedeutete Experimentum crucis mit dem Phonographen, dann der von Helmholtz angegebene Versuch, Vokale ins geöffnete Clavier hineinzusingen, wobei dann derselbe Vokalklang aus dem Clavier heraustönt, ein Beweis, dass der Vokalklang auf der Zusammenwirkung verschiedener Teiltöne beruht und der zugleich die auslesende Resonanz erläutert; ferner das Verfahren, Stimmgabeln anzuschlagen und vor den in die Stellung eines bestimmten Vokals gebrachten Mund zu halten, wobei dann der Stimmgabelton im grossen und ganzen eine dem betreffenden Vokal ähnliche Färbung annimmt, ein Versuch, auf den noch zurückzukommen sein wird; die Perkussion des Kehlkopfes bei Einstellung des Mundes auf verschiedene Vokale, auf welche Methode ich aufmerksam gemacht habe; die Bestimmung der Höhen der geflüsterten Vokale auf direktem Wege und zahlreiche andere derartige Beobachtungen.

Zusammenfassung. So gross nach dem obigen Tableau auch die Zahl der verschiedenen Beobachtungs- und Bestimmungsmethoden ist, so braucht man doch nur mit ihnen die in den vorhergehenden Abschnitten gemachten Bemerkungen zusammenzuhalten, um einzusehen, dass keine von diesen Methoden an und für sich einwurfsfrei ist, und dass man höchstens, wenn alle oder einige von ihnen zu übereinstimmenden Ergebnissen führen sollten, sichere Schlüsse würde ziehen können. Die für sich allein vollkommene Methode würde eben ein sehr feines und exakter Tonstärke-Empfindungen fähiges Ohr voraussetzen; da diese Voraussetzung nicht erfüllt ist, müsste man wenigstens versuchen, die Schwingungen des Trommelfells und der übrigen Teile des Gehörorgans zur objektiven Darstellung zu bringen, und auch dieser Methode müsste die Auffindung des psychophysischen Grundgesetzes für Schallempfindungen vorangehen. Namentlich für die erstere Aufgabe ist aber gegenwärtig eine befriedigende Lösung nicht abzusehen.

Die Ergebnisse der Untersuchungen.

Indem wir uns nunmehr zu den gewonnenen Resultaten wenden, wollen wir die wichtigste und schwierigste Frage, nämlich die nach der Natur des Vokalklangs, voranstellen, und dann die einfacheren und spezielleren Fragen, z. B. nach der Tonhöhe und Tonhöhenschwankung bei der Sprache, nach dem Accent, nach der Eigenschaft der Consonanten u. s. w. folgen lassen. Es braucht aber selbstverständlich nicht erst hervorgehoben zu werden, dass eine ausführliche Behandlung dieser Gegenstände weit über den Rahmen dieser Abhandlung hinausführen würde, und dass infolgedessen namentlich diejenigen Punkte ganz kurz erledigt werden müssen, von welchen

der Verfasser annehmen darf, dass sie den Sprachforschern bekannt oder auf Grund eines Hinweises an sich verständlich sein möchten.

Die Natur des Vokalklangs.

Willis. Der Erste, der sich eine systematische Vorstellung vom Wesen der Vokale machte, war der Engländer Willis. Er operierte, wie wir wissen, synthetisch, verwandte durchschlagende Zungen, die an sich gewisse Töne gaben (jede einen anderen) und als Ansatzraum ausziehbare Cylinder. Er kam zu dem Ergebnis, dass dieser Cylinder für einen bestimmten Vokal eine bestimmte und für jeden eine andere Länge haben müsse, nannte diese Länge die Vokallänge und fand, dass sie in der Reihenfolge i, e, a, ao, o, u wächst. Jeder solchen Vokallänge entspricht ein gewisser Pfeifenton, und diese charakteristischen Vokaltöne sind folgende:

i	e	a	ao	o	u
g_5	c_5—d_4	f_3—d_3	g_2—e_2	c_2	?

Dabei ergiebt sich zugleich, dass, wenn der Zungenton höher und höher hinaufrückt, zunächst das U, dann das O u. s. w. nicht mehr gebildet werden kann. Willis untersucht nun den Vorgang näher und gelangt zu einer eigentümlichen Auffassung, die man heutzutage vielleicht am besten charakterisiert, indem man sagt, der Vokalklang sei nach Willis ein Ton höherer Ordnung. Die Luftsäule im Ansatzrohr wird zu den ihrer Länge entsprechenden Schwingungen angeregt, z. B. zu solchen, von denen 512 in der Sekunde erfolgen; diese erlöschen aber sehr bald, vielleicht schon nach der zweiten oder dritten Schwingung, werden nun aber durch einen neuen Impuls der Zunge, die 128 Schwingungen in der Sekunde machen möge, von neuem erregt. Mit anderen Worten: der Vokal besteht aus dem Grundton von 128 Schwingungen und entsprechender Tonhöhe, sowie einem Oberton von 512 Schwingungen und entsprechender Tonhöhe (Doppeloktave des Grundtones), der aber 128 Mal in der Sekunde verstärkt wird, also ebenso oft an- und abschwillt. Dass dieser Oberton, unabhängig von der Höhe des Grundtones für jeden Vokal eine feste Höhe habe, eben die in der obigen Tabelle angegebene, behauptet Willis, beweist es aber nicht in einer irgendwie hinreichenden Art. Willis ist also Begründer derjenigen von den beiden später im Gegensatz zu einander getretenen Theorien, welche man als die der „absolut festen" Obertöne (im Gegensatz zur Theorie der relativ zum Grundton festen Obertöne) bezeichnen kann.

Grassmann. Dieser zugleich als Sprachforscher wie als Naturforscher hervorragende Gelehrte knüpfte schon 1854 an die Arbeit von Willis an, jedoch lediglich an den ersten Teil derselben,

worin die Vokale als eine lineare Mannigfaltigkeit, deren Index die Vokallänge ist, gekennzeichnet werden; 1877 reproducierte er dann seine fast vergessene Theorie in anderer Form. Grassmann erklärte die Auffassung von Willis mit Recht für zu einfach und ersetzte sie durch eine Flächendarstellung der Vokale. Eine lineare Reihe bilden nur die Vokale U—Ü—I mit ihren direkten Übergängen, und diese sind, worin Grassmann mit Willis übereinstimmt, durch einen höher und höher hinaufsteigenden Oberton charakterisiert. Dagegen ist der Vokal A durch eine ganze Reihe von gleich starken Obertönen charakterisiert, das A bildet also die der obigen Grundlinie gegenüberliegende Ecke eines Dreiecks, und die beiden anderen Seiten desselben erhält man, wenn man die Übergänge vom U zum A einerseits, vom I zum A andererseits bildet, wobei in beiden Fällen die Zahl der mitklingenden Obertöne immer grösser wird, und zwar, wie man ergänzend hinzufügen muss, offenbar so, dass bei der U—O—AO—A-Linie sich immer höhere, bei der I—E—Ä—A-Linie sich immer tiefere hinzugesellen. Statt von dem Eckpunkte U resp. I kann man auch von jedem anderen Punkte der Grundlinie zur Spitze gelangen, so dass schliesslich die ganze Dreiecksebene von Vokalklängen erfüllt ist (zu den inneren gehört z. B. das Ö auf der Linie vom Ü zum A). Was ferner die Lage der Obertöne beim Singen auf verschiedene Grundtöne betrifft, so ist Grassmann für die U—I-Reihe ein Anhänger der absoluten Theorie, d. h. der mitklingende Ton ist von der Höhe des Singtons unabhängig (soweit das damit vereinbar ist, dass es ein Oberton desselben sein muss); und zwar ist das dumpfeste U durch den Oberton c charakterisiert, für hellere U-, ebenso dann für die Ü- und I-Klänge rückt der Oberton immer höher hinauf, derart, dass der I-Klang etwa beim e_4 beginnt. Dagegen soll für die Klänge mit zahlreichen Obertönen, also namentlich für das A, die relative Theorie giltig sein, d. h. wenn man das A erst auf einen, dann auf einen höheren Grundton singt, so sollen sämtliche Obertöne mit in die Höhe rücken.

Ich habe bald nach Erscheinen der neueren Grassmann'schen Abhandlung die Grassmann'sche Theorie einer Kritik unterzogen, welche den richtigen in ihr enthaltenen Kern anerkennt, und die ich auch gegenüber den inzwischen von Lahr gemachten, gänzlich missverständlichen Bemerkungen im wesentlichen aufrecht erhalten muss. Grassmann unterscheidet mit Recht nicht den Vokal U, den Vokal Ü und den Vokal I, er unterscheidet vielmehr zahlreiche oder unendlich viele stetig in einander übergehende vokale Klänge der Reihe U—Ü—I. Deshalb sagt er auch nicht: der Vokal U hat den und den charakteristischen Oberton, sondern er hat einen charakteristischen Oberton, der je nach den Umständen, d. h. je nach dem Klange dieses U, zwischen c und b_2 liegt; für ein U von bestimmtem Klange

ist aber dieser Oberton ein ganz bestimmter, und zwar derselbe, gleichviel auf welchen Grundton dieses U gesungen wird, wobei natürlich, wenn dieser feste Oberton unter den harmonischen Obertönen nicht enthalten ist, der nächstgelegene dafür eintritt, sodass hierdurch kleine Schwankungen entstehen, aber eben Hin- und Herschwankungen, die dem Ton den Charakter eines festen Tons nicht im mindesten rauben. Das ist der wesentliche Punkt der Grassmann'schen Lehre, und diesen hat Lahr gar nicht erfasst. Andererseits hat der Vokal A zahlreiche Obertöne, und diese sind nicht fest, sondern sie wandern, wenn das A nach und nach auf immer höhere Grundtöne gesungen wird, mit dem Grundton nach oben. Meine Kritik geht nun dahin, dass der von Grassmann statuierte Gegensatz, wonach für einige Vokale das absolute, für andere das relative Oberton-Princip in Geltung ist, zwar für gewisse ideale Grundtypen von Vokalklängen die Sachlage möglicherweise prägnant charakterisiert, für die wirklichen Vokale aber nur eine erste Annäherung an die Wirklichkeit ist, wie man sie eben erhält, wenn man, wie Grassmann, mit dem unbewaffneten Ohr arbeitet; auch habe ich gezeigt, wieso dann gerade so einfache und typische Ergebnisse zustande kommen, und dass, wenn man die Grassmann'sche Theorie entsprechend modifiziert, sie von der Helmholtz'schen resp. von derjenigen, die ich im Anschlusse an Helmholtz entwickelt habe, nicht mehr wesentlich verschieden bleibt.

Donders. Dieser berühmte holländische Physiologe arbeitete mit dem Scott-König'schen Phonautographen und erhielt Curven, aus denen hervorgeht, dass die charakteristischen Obertöne der Vokale mehr durch ihre absolute als durch ihre relative Lage bestimmt sind. Die Einzelheiten der Arbeit können hier übergangen werden, da sie meist nur noch historisches Interesse haben.

v. Helmholtz. Die Helmholtz'sche Lehre ist in weiten Kreisen so bekannt geworden, dass hier wenige Worte, die für das Folgende notwendig sind, genügen werden. Ohne die Resonanz der Mundhöhle würden die Vokale aus Partialtönen bestehen, die, vom Grundton angefangen, an Stärke immer schwächer werden würden. In der That ist dies ungefähr der Sachverhalt beim Vokal A, weil hier der Mund weit geöffnet ist und folglich wenig Einfluss hat. Je mehr aber der Mund, sei es spaltförmig oder kreisförmig, verengert wird, desto mehr werden diejenigen Partialtöne verstärkt, welche Eigentönen der Mundhöhle entsprechen, und desto mehr die übrigen gedämpft, bis schliesslich beim dumpfen U und beim gepressten I ein einziger Oberton oder deren zwei alle anderen an Stärke weit übertreffen. Bei U, O, A hat die Mundhöhle nur einen einzigen Eigenton (resp. f, b_1, b_2), bei den übrigen aber infolge der komplizierteren Gestaltung deren zwei, die in der Reihenfolge Ö, Ä, E, Ü, I immer weiter aus-

einander treten. Das Endergebnis ist also, dass beim Singen auf verschiedene Grundtöne sowohl die ursprüngliche Stärke der Stimmband-Partialtöne, also das relative Moment, als auch die Eigentöne der Mundhöhle, also das absolute Moment, sich geltend macht, dass beide zusammenwirken, und dass bei einigen Vokalen, besonders beim U, das absolute, bei anderen, besonders beim A, das relative Moment überwiegt. Wie man sieht, ist dies die Grassmann'sche Theorie, aber ohne deren extremen Schematismus.

R. König. Im Jahre 1872 machte König seine vervollkommneten manometrischen Flammen bekannt und gab auch zugleich Zeichnungen der Flammenbilder der Vokale in den beiden Oktaven von C bis zu c_1; sie sind beispielsweise von Techmer *(Int. Z. f. Spr.* 1, p. 83) reproduziert. Man erkennt daselbst eine grosse Mannigfaltigkeit der Bilder sowohl für verschiedene Vokale als auch für verschiedene Tonhöhen. Eine genauere Analyse scheint nicht vorgenommen worden zu sein. Dagegen kann man aus den Bildern, freilich nur für U und O, eine annähernde Bestätigung der charakteristischen Töne entnehmen, welche König früher aus der Resonanz der Mundhöhle gefunden hatte, nämlich etwa b für U und a_1 für O; für die höheren charakteristischen Töne (ungefähr a_2 für A, a_3 für E, a_4 für I) sind die Flammen nicht empfindlich genug. Die Vokale der Flüsterstimme ergaben überhaupt keine brauchbaren Bilder.

von Qvanten. Abgesehen von zahlreichen missverständlichen und zu begrenzten Auffassungen der Helmholtz'schen Theorie ist das Ergebnis, zu welchem dieser schwedische Gelehrte gelangt, dieses, dass weder die absolute noch die relative Höhe eines charakteristischen Tons, noch ihre Zahl, noch die Stärke dieser einzelnen Obertöne das Wesen des Vokals ausmachen, sondern dass alle diese Momente, ausserdem aber noch andere, wie z. B. das Timbre, zusammenwirken. Gegenüber den Ausführungen von Helmholtz ist das offenbar wenig neues.

Auerbach. Auf Veranlassung von Helmholtz habe ich es seinerzeit unternommen, durch quantitative Intensitätsbestimmungen die Vokalfrage dem Verständnis und der Entscheidung näher zu bringen, und zwar indem ich die Resonatorenmethode, unter möglichster Vermeidung ihrer Übelstände und Fehlerquellen, benutzte. Das Ergebnis war, dass in der That, im Einklang mit der Helmholtz'schen Theorie, sowohl das relative als auch das absolute Moment mitwirkt. Ausführlich gesagt: ein bestimmter Vokal besteht aus einer mehr oder weniger grossen Reihe von harmonischen Partialtönen, unter welche die Gesamtintensität in bestimmter, näherungsweise in Zahlen ausdrückbarer Weise verteilt ist; diese Verteilung ist bei einem und demselben Vokale sehr verschiedenartig, je nach der Höhe des Grundtons, auf welchen der Vokal gesungen wird, insbesondere hat der

stärkste Partialton weder stets dieselbe absolute Tonhöhe noch auch stets dieselbe Nummer als Partialton, es findet vielmehr zwischen beiden Principien ein gewisser Wettstreit und Ausgleich statt. Beispielsweise seien die (als Procente der Gesamtintensität ausgedrückten) Zahlen für O (lang) und für I angeführt:

Langes O.

Tonhöhe	Partialtöne										
	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI
c	9	16	**36**	14	12	9	4	1			
g	19	**46**	17	11	6	1					
c_1	25	**42**	21	10	2						
g_1	**42**	38	16	3							

I.

Tonhöhe	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI
c	10	16	12	**21**	14	9	7	5	3	2	1
g	12	17	**28**	18	10	7	4	2	1	1	
c_1	12	16	**22**	21	13	9	5	2	1		
g_1	24	**28**	18	14	9	4	2	1			

Wie man durch graphische Darstellung dieser Zahlen leicht findet, steigt die Tonhöhenlage der grössten Verstärkung (der stärkste Oberton ist oben fett gedruckt) bei höher und höher gewähltem Grundton dort von fis_1 bis c_2, hier von c_2 bis a_2, die Ordnungsnummer des stärksten Partialtons fällt dabei dort von 3 bis 1, hier von 4 bis 2. Dieses Verhalten hat mich auf die Idee geführt, aus den beobachteten Zahlen diejenigen abzuleiten, welche dem Kehlton für sich vermutlich entsprechen, und diesen dann die Resonanzfaktoren, die den Einfluss des Ansatzrohrs repräsentieren, an die Seite zu stellen; mit anderen Worten, jede der obigen Zahlen in zwei Faktoren zu zerlegen, und aus allen Faktoren der einen Art eine, aus allen der anderen Art eine zweite Tabelle zu bilden, von denen dann die erstere das relative Gesetz, die letztere das absolute, also auch die charakteristischen Töne, zum Ausdruck bringt. Liefert eine solche Zerlegung für einen und denselben Vokal ganz dieselben Faktorenreihen, gleichviel auf welchen Grundton der Vokal gesungen wurde, so ist damit zugleich eine wichtige Stütze für die Theorie geliefert. Das ist nun in der That der Fall, die Übereinstimmung ist keine glänzende, aber so gross, wie sie in Anbetracht der Verhältnisse irgend erwartet werden durfte.

Vokale	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	XIII	XIV
1. U, dumpf	27	17	8	12	4	3	1							
2. U, hell	27	19	10	9	4	3	2	1						
3. O, scharf	27	19	14	10	6	5	2	1						
4. Ao	27	14	8	8	6	5	4	3	2	1				
5. A	27	18	17	17	15	7	5	3	2	1				
6. E	27	19	18	12	8	6	5	5	4	3	2	1		
7. I	27	21	15	11	9	7	6	5	5	4	4	3	2	1
8. Ü	27	14	10	11	8	4	2	1						
9. Ö	27	21	22	15	10	6	3	2	1					
10. Ä	27	19	15	10	16	9	6	4	2	1				

Vokale	c	g	c_1	g_1	c_2	g_2	c_3	g_3	c_4	g_4	c_5	g_5	c_6	g_6	c_7
1. U, dumpf	1	1,2	1,5	**1,9**	1,9	1,3	1,0								
2. U, hell	1	1,2	2,2	3,2	**3,3**	1,6	1,1	1,0							
3. O	1	2,1	2,8	7,0	**7,5**	5,5	2,0	1,1	1,1						
4. Ao	1	2,4	3,0	7,9	**18,0**	11,0	9,0	7,0	3,0	1,4	1,0				
5. A	1	1,6	2,2	4,0	6,0	**12,0**	10,0	8,0	6,0	4,0	2,0	1,0			
6. E	1	1,3	2,3	3,9	4,3	**5,5**	2,5	2,0	1,5	1,4	1,3	1,2	1,1	1,0	
7. I	1	1,2	1,4	2,2	4,0	4,4	**5,2**	4,0	3,0	2,5	2,0	1,7	1,4	1,2	1,0
8. Ü	1	1,9	1,5	2,0	1,8	**2,5**	1,6	1,0							
9. Ö	1	2,0	1,7	3,7	3,9	4,0	**4,5**	1,8	1,0						
10. Ä	1	1,3	1,5	3,0	4,0	**6,0**	3,5	1,2	1,0	1,0					

Wie man aus den hier wiedergegebenen Tabellen, in deren erster der Grundton überall gleich 27 gesetzt ist, in deren zweiter der Ton c überall gleich 1 (an Stärke) gesetzt wurde, entnimmt, bestehen sämtliche Vokale, so wie sie aus dem Kehlkopf hervorgehen (ganz wie v. Helmholtz es vermutete) aus Partialtönen, von denen der erste (Grundton) der stärkste ist, während die übrigen fast ausnahmslos mit der Ordnungszahl an Stärke abnehmen; beim dumpfen U nehmen sie am schnellsten, beim I am langsamsten ab, dort ist schon der 8. Partialton, hier erst der 15. unmerklich schwach. Andererseits liegt das Gebiet der stärksten Resonanz des Ansatzrohres beim U am tiefsten (g_1), beim O höher (c_2), beim A und E noch höher (g_2) und beim I am höchsten (c_3), ferner ist die Resonanz überhaupt beim U am schwächsten, beim Ao am mächtigsten, und endlich hat beim U schon das c_3, beim I erst das g_6 wieder nur noch die Resonanzziffer (1) des Tons c. Die hier angegebenen Resonanzlagen habe ich die „reduzierten charakteristischen Tonhöhen" genannt, sie ordnen sich ziemlich ebenso an, wie die noch mit dem Einfluss des relativen Moments behafteten „scheinbaren" charakteristischen Tonhöhen, liegen aber wesentlich näher zusammen als diese. Auf die

mathematische Darstellung und die einzelnen Ergebnisse derselben kann hier nicht eingegangen werden, und es sei nur noch bemerkt, dass darunter auch solche in Bezug auf das „Timbre" und in Bezug auf die Schwierigkeit, das U in hohen, das I in tiefen Lagen zu singen, sich befinden. Dagegen muss noch auf eine Folgerung hingewiesen werden, welche einen gewissermassen als Axiom betrachteten Satz umstösst, der von den Theoretikern allgemein angenommen, von Praktikern aber vielfach, freilich ohne Nachweis, bestritten worden ist, nämlich den Satz, dass der Kehlkopf nichts mit der Klangfarbe zu thun habe, dass er vielmehr lediglich die Tonhöhe bestimme. Die erste der beiden durch Trennung der ursprünglichen Zahlen erhaltenen Tabellen, welche den Klang der reinen Kehlkopftöne darstellt, weist nämlich für die verschiedenen Vokale ganz wesentlich verschiedene Zahlen auf, die Abnahme der Intensität erfolgt mit wachsender Nummer der Partialtöne hier rasch, dort langsam; und da hierdurch die Klangfarbe wesentlich mitbestimmt ist, so sieht man, dass auch schon ohne Mitwirkung des Ansatzrohrs die Vokale sich als Klänge differenzieren. Der Kehlkopf erzeugt also schon gewisse Klangunterschiede, die freilich dann durch das Ansatzrohr viel schärfer ausgebildet werden.

Jenkin und Ewing. Es wurden die Vokale U, O, Ao und A mit dem Phonographen untersucht und in Übereinstimmung mit Auerbach gefunden, dass das relative und absolute Moment zusammenwirken. Beispielsweise habe ich aus den Zahlen der Verfasser durch Mittelbildung und Umrechnung von Amplituden auf die Intensitäten für das lange O folgende Verteilungszahlen der Gesamtintensität 100 auf die ersten 6 Partialtöne (mehr ergab die Fourier'sche Reihenanalyse nicht) berechnet:

Tonhöhe	I	II	III	IV	V	VI
c	1	41	38	20	—	—
g	13	75	8	2	1	1
c_1	18	75	1	2	2	2
e_1	35	60	2	2	1	—

Auf den Ton c ist also der dritte Teilton noch ziemlich ebenso stark wie der zweite, auf g und c_1 dominiert der zweite ausschliesslich, auf e_1 ist der erste auch schon recht kräftig geworden; andererseits ist die am meisten verstärkte absolute Tonhöhe (durch graphische Interpolation) bei c : d_1, bei g : g_1, bei c_1 : h_1, bei e_1 : c_2, sie steigt also beträchtlich an. Die Ordnungzahl des verstärkten Tons nimmt also mit höher steigendem Grundton ab, die absolute Tonhöhe nimmt zu. Auch den Zahlenwerten nach stimmt die obige Tabelle mit der von mir herrührenden wenigstens im grossen und

ganzen, und mehr ist nicht zu erwarten, da Methode und Aussprache in beiden Fällen so verschieden waren und dort die subjektiven, hier die objektiven Tonstärken angegeben sind. Auch ist zu bemerken, dass die obigen Zahlen Mittelwerte aus den entsprechenden Zahlen für verschiedene Stimmen sind, die zum grossen Teil untereinander recht erhebliche Differenzen aufweisen.

Schneebeli. Die Analyse des Phonautogramms lieferte folgende Intensitätszahlen:

Vokal	Ton	Intensität der Partialtöne					
		1	2	3	4	5	6
o	e′	7	81	8	2	1	
	g′	3	93	2	1		
	c″	4	87	1	7		
	e″	3	89	0	8		
u	c″	84	10	6			
a	c″	13	51	12	21	3	
ä	c″	25	72	1	1		
e	c″	16	83	0	0,2	0,2	0,4

Leider ist eine Vergleichung dieser Zahlen mit denen anderer Beobachter nicht mit Sicherheit durchzuführen, weil die Töne, auf welche die Vokale gesungen worden sind, so hohe sind, wie sie sonst nirgends vorkommen, sodass fast der Verdacht entsteht, der Verfasser habe sie falsch, vielleicht um eine Oktave zu hoch, angegeben. Immerhin lässt sich doch soviel erkennen, dass beim U stets der erste, bei den übrigen Vokalen stets der zweite Partialton der bei weitem stärkste ist, dementsprechend unterscheidet sich Schneebeli für die reine Relativ-Theorie, wonach nur die Ordnungsnummer des Partialtons für seine Stärke entscheidend ist. Indessen erstrecken sich die Variationen des Grundtons nur über eine Oktave, ein Spielraum, der nicht als hinreichend erachtet werden kann, um diese Frage zu entscheiden, da auch bei anderen Versuchen sich der Einfluss des absoluten Moments erst bei grösseren Variationen der Tonhöhe geltend macht.

Doumer. Durch Analyse von Photographien König'scher Flammen (s. oben) wird constatiert, dass in der Klangmasse der in verschiedenen Tonhöhen gesungenen Vokale I und O nur ein Oberton vorkommt, dass dieser harmonisch zum Grundton, sonst aber von ziemlich constanter Höhe, dagegen von wechselnder Ordnungszahl ist (ut_6—re_6 bei I, sol_5—si_5 bei U, Ordnungsnummer 10.—7. bei I, 8.—7. bei U). Mit den Ergebnissen Anderer stehen diese, wie man

sieht, z. T. in sehr erheblichem Widerspruch, sodass der Methode zunächst noch mit Misstrauen begegnet werden muss.

Lahr. Über den kritischen Teil dieser Arbeit musste bereits oben ein ungünstiges Urteil gefällt werden; dass dies auch für den experimentellen Teil gilt, haben schon Hensen und Pipping nachgewiesen, indem sie zeigten, dass die Methode der Berechnung der Phonogramme fehlerhaft ist und selbst bei Zulassung dieser Methode die einzelnen Rechnungen grösstenteils ebenfalls fehlerhaft sind; sie hätten noch hinzufügen können, dass auch die Zusammenfassung der Messungsergebnisse in der Schlusstabelle, derart, dass überall die Intensität des Grundtons der Einheit gleichgesetzt wurde, eine unglückliche ist, weil dieser Ton bald der stärkste, bald der schwächste Partialton ist, und weil man nur dann Vergleichungen anstellen kann, wenn man überall gleiche Gesamtintensität hat. Zu der wichtigsten Frage endlich liefern die Versuche gar keinen Beitrag, weil alle Vokale nur auf einen und denselben Grundton gesungen wurden. Trotz dieser Vereinfachung der Verhältnisse bieten die Lahr'schen Zahlen einen so krausen Anblick dar, es wechseln grosse und kleine Partial-Intensitäten in so bunter Folge mit einander ab, dass bei unbefangener Beurteilung am besten gar keine Schlüsse gezogen werden, es sei denn der, dass beim U der Grundton der stärkste und sonst nur noch der erste Oberton einigermassen stark ausgebildet ist.

Hensen. Nur gelegentlich, um seinen Sprachzeichner zu prüfen, hat Hensen einige Vokaluntersuchungen selbst ausgeführt, und nur eine Zahlenreihe hat er veröffentlicht; sie gilt für A und nimmt, auf Intensität und die Gesamtsumme 100 umgerechnet, wobei Bruchteile unberücksichtigt bleiben, folgende Gestalt an (Grundton c):

I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	XIII	XIV	XV	XVI
0	0	1	2	27	7	1	8	8	4	8	1	5	5	20	3

Die Zahl der Partialtöne von einiger Stärke ist also ausserordentlich gross, und es dominieren unter ihnen zwei, nämlich der 5. und der 15., während der Grundton und der erste Oberton fast ganz fehlen, ein Ergebnis, das zu sonderbar ist, um nicht auf die Fehlerhaftigkeit der Analyse geschoben werden zu müssen.

Pipping. Zahlreicher und glaubhafter sind die Ergebnisse, zu denen der Schwede Pipping aus Helsingfors (Finnland) mit Hilfe des Hensen'schen Sprachzeichners unter Hensen's Anleitung gelangt ist. Er selbst fasst sie zunächst allgemein in folgende Sätze zusammen: 1) Gesungene Vokalklänge enthalten lauter harmonische Teiltöne; 2) Die Intensitäten der einzelnen Teiltöne hängen in keinem nennenswerten Grade von ihren bezüglichen Ordnungszahlen ab; 3) Die verschiedenen Vokale unterscheiden sich untereinander durch Verstärkungsgebiete von verschiedener Anzahl, Breite und Lage in

der Tonscala. Von den Zahlen seien die beiden charakteristischsten und anscheinend zuverlässigsten, nämlich für die Vokale U und A angeführt (Intensität):

U.

Tonhöhe	I	II	III	IV	V	VI	VII
133 Schw.	1	77	17	0	1	1	3
188 „	47	45	0	2	4	1	1
266 „	84	0	10	6			
353 „	92	7					

Es ist also in tiefen Lagen der 2., in hohen der 1. Partialton der stärkste, übereinstimmend mit Auerbach und anderen.

A.

Tonhöhe	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	XI	X	XI	XII	XIII
190 Schw.	0	0	0	1	11	53	24	4	1	0	2	0	2
224 „	0	0	0	19	40	27	4	2	3	2	3		
393 „	6	7	83	1	0	3							
557 „	3	95	2										

Der stärkste Ton ist also in der tiefsten Lage der 6., dann der 5., dann der 3., endlich der 2. Partialton; dagegen ist seine absolute Tonhöhe von bemerkenswerter Constanz in den obigen 4 Fällen, indem man die 4 Schwingungszahlen 1140, 1122, 1179, 1114 erhält, sodass man hiernach als charakteristische absolute Tonhöhe des A den Ton d_3 bezeichnen kann. Interessant ist noch der Gegensatz zwischen den beiden oberen und den beiden unteren Zahlenreihen, welche letztere offenbar von einer weiblichen oder kindlichen Stimme herrühren, dort ist nämlich der „Verstärkungsbereich“ ziemlich breit, hier sehr dünn, d. h., dort klingen noch ziemlich viele Töne nicht ganz schwach mit, hier nur sehr wenige.

Hermann. Wir kommen nun zu der sowohl mit Rücksicht auf die Sorgfalt der Methode und der Untersuchung als auch mit Rücksicht auf die eigenartigen Ergebnisse bedeutungsvollen Arbeit von Hermann. Man kann die Ergebnisse in drei Sätze zusammenfassen: 1) Jeder Vokal hat einen charakteristischen Ton von constanter Höhe, d. h., es kommt nur auf das absolute Moment an; 2) Dieser Ton hat eine so selbständige Existenz und Lage, dass er nicht einmal harmonisch zum Grundton zu sein braucht; 3) Andererseits, und das ist das eigentliche Charakteristikum des Vokalklangs, erklingt der charakteristische Ton nicht in constanter Stärke, sondern er schwillt an und ab, und zwar im Tempo des Grundtons.

Im einzelnen ist zu diesen Sätzen noch folgendes hinzuzufügen. Die charakteristischen Töne haben für die einzelnen Vokale folgende Lage und Spielraum:

U	O	A	E	I
c_2 bis d_2	d_2 bis e_2	e_2 bis gis_2	h_3 bis c_4	d_4 bis g_4

Das An- und Abschwellen ist bei A am stärksten, dann kommt O, dann E, am kleinsten ist es bei U und I. Die Stärke, mit welcher der charakteristische Ton erklingt, bestimmt lediglich die Stärke des Vokales, ist aber natürlich — denn andere giebt es ja gar nicht — für seinen Klang irrelevant.

Eine von einem so hervorragenden Forscher wie Hermann aufgestellte Theorie darf gewiss nicht leicht genommen werden; wenn sie aber beim ersten Eindruck Bedenken erweckt, und wenn diese Bedenken bei sorgfältigem Studium sich consolidieren, so müssen sie andererseits auch einem solchen Gelehrten gegenüber mit Entschiedenheit ausgesprochen werden. Dabei sollen die Bedenken gegen die Zuverlässigkeit der phonophotographischen Methode (s. oben), die natürlich auch Hermann selbst nicht für eine über jeden Zweifel erhabene hält, nur vorübergehend erwähnt, der Hauptnachdruck aber auf die aus den Beobachtungen gezogenen Schlüsse gelegt werden.

Was zunächst die Constanz des charakteristischen Tones betrifft, so sprechen schon die Tabellen des Verfassers eher dagegen als dafür. Bei A steigt er allerdings nur ganz langsam von e_2 bis gis_2, bei O ist er aber nur in den tieferen Lagen des Singtones ziemlich constant, steigt dagegen in den höheren Lagen fast so schnell wie diese. Mit demselben Rechte wie Hermann den zweiten könnte man auch den ersten Teil dieser Wahrnehmungen dem Verhalten der schwingenden Membran zuschreiben, insofern sogar noch mit grösserem Rechte, als gerade beim O das unbewaffnete Ohr bei einiger Übung und Concentration das parallele Mitwandern des verstärkten Obertons (der Duodezime) mit dem Sington innerhalb eines gewissen Bereiches mit grosser Leichtigkeit und Deutlichkeit wahrnimmt. Auch bei U und I steigt der charakteristische Ton, dort um eine Terz, hier (Tabelle 11) um eine Quart. Die Abweichungen von der Constanz werden aber noch wesentlich grösser, wenn man, was Hermann unterlassen hat, aus den durch Ausmessung der photographischen Curven sich ergebenden Amplituden der Teiltöne ihre Intensitäten berechnet, indem man sie mit den Ordnungszahlen der Teiltöne multipliziert und dann quadriert. Für A erhält man dann ein allmähliches Ansteigen des Tons um eine Quart, wenn der Sington um etwas mehr als eine Oktave ansteigt, wobei zu beachten ist, dass auch nach meinen Versuchen und meiner Theorie der Einfluss des relativen Moments gerade beim A sehr klein gegen-

über dem absoluten ist, und es muss daher ausserordentlich befriedigen, ihn trotzdem auch aus Hermann's Versuchen herausgefunden zu haben. Leider muss es bei dem Beispiel des A sein Bewenden haben, weil die Analysen der anderen Vokalcurven nicht vorliegen. Auch auf die Bedenken gegen den Umstand, dass jeder Vokal nur einen einzigen charakteristischen Ton haben soll, sowie auf das Kuriosum, dass zwei so verschiedene Laute wie U und O einzig und allein durch die um einen Halb- oder Ganzton verschiedene Lage ihrer charakteristischen Note unterschieden sein sollen (andere Gelehrte haben sehr viel grössere Intervalle gefunden) — sei nur kurz hingewiesen.

Was zweitens die Beziehung des charakteristischen Tones zum Grundton betrifft, so haben selbst die Anhänger der absoluten Theorie ausdrücklich oder stillschweigend zugegeben, dass der erstere, dank dem Spielraum, der ihm gelassen ist, sich dem Grundtone wenigstens in so weit anschmiegt, dass er zu ihm harmonisch wird. Hermann behauptet das Gegenteil, aber nicht auf Grund der Fourier'schen Analyse, die ja überhaupt nur harmonische Töne liefern kann, sondern auf Grund derjenigen Methoden, die er später, nachdem er sich einmal seine theoretische Meinung gebildet hat, an die Stelle der Fourier'schen treten lässt, die aber sicherlich nicht entfernt diejenige minutiöse Genauigkeit haben, welche erforderlich wäre, um eine so heikle und unerwartete Schlussfolgerung zu rechtfertigen. Es ist in der That schwer zu sagen, ob eine solche Thatsache mit unseren physikalischen, physiologischen oder musikalischen Vorstellungen und Wahrnehmungen am schwersten vereinbar sei. In zahllosen Fällen von Beobachtung eigenen oder fremden Vokalgesanges habe ich durch Übung und Concentration zwar die verschiedensten Obertöne mit Leichtigkeit herausgehört, aber niemals einen unharmonischen; ein Zusammenwirken der verschiedenen Teile des Stimmorgans ferner kann ich mir ohne harmonisches Verhältnis nicht zurechtlegen; das Pulsieren des charakteristischen Tons (Satz 3 Hermann's) würde in unharmonischem Verhältnis zur Tonhöhe erfolgen, also das An- und Abschwellen in den verschiedensten Phasen einsetzen; die musikalische Schönheit der Vokale würde in vielen Beziehungen unbegreiflich sein — dies nur einige der nächstliegenden Bedenken. In der That sind bereits zahlreiche Stimmen (z. B. Doumer, Hensen, Pipping) im ablehnenden, meines Wissens aber noch keine einzige in zustimmendem Sinne laut geworden. Insbesondere hat Pipping gezeigt, dass seine Curven durch die Annahme ausschliesslich harmonischer Obertöne sehr gut — bis auf winzige Fehler — befriedigt werden, und das Gewicht dieses Beweises wird durch die Gegenbemerkungen Hermann's nicht wesentlich beeinträchtigt.

Einen Widerspruch anderer Art, aber darum keinen minder

lebhaften, fordert der dritte Satz heraus; es handelt sich nämlich hier nicht um die Thatsachen, sondern um die Auffassung. Den Ausgangspunkt bildet die von Hermann gemachte Wahrnehmung, dass seine Curven „eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Schwebungscurven“ haben. Nun hat es mit den Schwebungen und den Schwebungscurven folgende Bewandtnis. Schwebungen, d. h. ein in seiner Stärke periodisch pulsierender Ton, treten z. B. auf, wenn zwei nahezu gleich hohe Töne gleichzeitig erklingen, die entsprechende graphische Curve besteht aus einer Folge von abwechselnd höher und niedriger werdenden Wellen, der entsprechende Eindruck ist (von besonderen Fällen abgesehen) ein musikalisch unschöner. Liegen die beiden Töne etwas weiter auseinander, so erfolgt das Pulsieren in rascherem Tempo, und bald so rasch, dass man es nicht mehr bewusst wahrnimmt; man nimmt es aber unbewusst wahr, empfindet einen solchen Zusammenklang ebenfalls unangenehm und nennt ihn Dissonanz. Die unschöne Wirkung von Dissonanzen war ein Rätsel bis zu ihrer Zurückführung auf unmerklich rasche Schwebungen, und deshalb ist diese — bekanntlich v. Helmholtz zu verdankende — Zurückführung als ein Fortschritt, und zwar als ein epochemachender Fortschritt in unserer Erkenntnis zu bezeichnen. Schwebungs*curven* entstehen nun aber noch auf eine ganz andere Weise. Erklingen z. B. zwei Töne im Verhältnis einer Oktave gleichzeitig, so erhält man eine Curve, die immer abwechselnd eine grosse und eine kleine Welle enthält. Beim Zusammenklange von zwei oder drei Tönen, deren höchster die Duodezime des tiefsten ist, entsteht eine Curve, bei der jede dritte Welle besonders gross ist u. s. w.; trotzdem ist und bleibt eine solche Erscheinung der Zusammenhang zweier oder mehrerer harmonischer Töne, deren jeder ebenso wenig pulsiert, wie die Gesamtheit der Erscheinung; und wenn jemand sagen wollte: der Zusammenklang eines Tones und seiner Oktave ist in Wahrheit das Erklingen der im Tempo des tiefen Tones pulsierenden Oktave, so würde das kein Fortschritt, sondern ein künstlicher Rückschritt sein, eben weil kein Bedürfnis zu einer anderweitigen Auffassung vorliegt und diese neue Auffassung weit unbefriedigender ist als die vorige. So verhält es sich nun mit den Vokalen; sie bestehen im Zusammenklange einer kleineren oder grösseren Zahl harmonischer Töne (sei es nun, dass deren Lage und Stärke mehr durch das relative oder durch das absolute Moment bedingt wird), einem solchen Zusammenklange entspricht naturgemäss eine Curve vom Schwebungscharakter, aber weder hört man Schwebungen, noch hat man einen unangenehmen Eindruck, und somit lässt sich für die Hermann'sche Auffassung irgend eine Berechtigung nicht erkennen.

Wir kommen nun zu dem angeblichen phonographischen Experimentum crucis, von dem schon oben die Rede war, und das zahl-

reiche Akustiker zur Entscheidung der Vokalfrage herangezogen haben. Singt man in den Phonographen einen Vokal auf einen bestimmten Grundton und bei bestimmter Umdrehungsgeschwindigkeit der Trommel hinein, so kann man ihn dann entweder bei derselben oder bei anderer Umdrehungsgeschwindigkeit reproduzieren. Im ersteren Falle bleibt alles beim Alten, es muss also auch derselbe Vokal zum Vorschein kommen; im zweiten Falle werden alle Schwingungsverhältnisse in relativ gleichem Masse verändert; es kann also nur dann derselbe Vokal resultieren, wenn dessen Charakteristik ausschliesslich in den Schwingungszahl-Verhältnissen beruht, wenn also auch der oder die charakteristischen Töne durch ihr Schwingungszahl-Verhältnis zum Grundton, d. h. durch ihre Ordnungsnummer, als Teiltöne bestimmt sind. Ergiebt der Versuch mit veränderter Geschwindigkeit günstige Resultate, so spricht dies für die relative Theorie, liefert er ungünstige Resultate, so spricht dies nicht, wie vielfach gesagt wurde, für die absolute Theorie, sondern nur gegen die relative Theorie, es bleibt dann immer noch zweifelhaft, ob die absolute Theorie oder die gemischte, absolut-relative Theorie richtig sei, und zwischen diesen beiden Möglichkeiten kann der Phonograph nicht entscheiden. Dass aber auch der bisher zugegebene Schluss keine Beweiskraft hat, ist leicht einzusehen. Die Reproduktion der Klänge im Phonographen ist bekanntlich so unvollkommen, dass man Zusammenstellungen von Klängen, welche keinen Wortsinn haben, fast niemals auch nur annähernd ohne zahlreiche Fehler zu erkennen vermag, und das ist sehr verständlich, da die Treue der Wiedergabe auf der stets nur sehr roh erfüllten Voraussetzung beruht, dass der Stift bei der zweiten Beschreibung seines Weges alle Eindrücke mit ihren Einzelheiten wirklich berührt; thatsächlich wird er über einen grossen Teil dieser Einzelheiten hinweggleiten. Das schadet nicht viel, wenn bei der Reproduktion dieselbe Geschwindigkeit wie bei der Produktion angewandt wird, es findet dann eine exakte Umkehrung des Vorgangs statt, und es resultiert mehr oder weniger genau derselbe Vokal. Bei veränderter Geschwindigkeit aber verändert sich auch der Grad der Anschmiegung des Stifts an die Eindrücke; es muss sich also der Vokalklang erheblich modifizieren. Wieviel hiernach von der gehörten Änderung des Vokalklangs auf den Einfluss der festen charakteristischen Tonhöhe, wieviel auf die veränderten Reproduktionsverhältnisse entfällt, lässt sich gar nicht entscheiden. Dass aber der letztere Einfluss sehr beträchtlich ist, geht aus dem Umstande hervor, dass die bezüglichen Angaben der einzelnen Forscher gar nicht mit einander übereinstimmen. Einige fanden die Reproduktion aller, andere nur die einiger Vokale mehr oder weniger identisch, noch andere fanden, dass sich alle Vokale bei veränderter Geschwindigkeit modifizieren, und hier wiederum

einige Beobachter, dass sie es nur bei erhöhter, andere, dass sie es auch bei verminderter Geschwindigkeit thun. Ich selbst habe bei allen Vokalen Veränderungen gefunden, bei erhöhter Geschwindigkeit grössere als bei verminderter. Das sogenannte Experimentum crucis ist also nicht überzeugend.

Auf die letzte (IV.) der phonophotographischen Untersuchungen Hermann's (photographische Reproduction der Eindrücke des neuen Phonographen) kann hier leider nicht eingegangen werden, es sei aber, unter Aufrechterhaltung des bei Beurteilung der phonographischen Methode oben Gesagten, auf das reiche Details ihres Inhalts und besonders auch auf den Schlusspassus hingewiesen, in welchem der Verfasser den Linguisten seinen Apparat zu Specialforschungen empfiehlt.

Lloyd. Die noch im Gange befindliche Arbeit Lloyd's, von der immerhin schon sieben Fortsetzungen veröffentlicht sind, enthält, wie von anderer Seite ausführlicher gezeigt wurde,[1]) eine grosse Zahl teils wirklich wertvoller, teils interessanter, aber mehr oder weniger anfechtbarer Meinungen, Auffassungen und Gedanken. Was aber ihren wesentlichen Inhalt betrifft, die Untersuchung des Charakteristikums des Vokalklangs, so muss sie als durchaus verfehlt bezeichnet werden, und man müsste jeden Beteiligten vor ihr warnen, wenn es nicht vorzuziehen wäre, sie ihm als eclatantes Beispiel einer modern naturwissenschaftlichen Untersuchung, wie sie nicht sein soll, geradezu zu empfehlen. Die Idee, die Methode, die Art der Schlussfolgerung und die Schlüsse selbst sind in gleicher Weise zu verwerfen. Statt der analytischen wird die synthetische Methode gewählt (vgl. oben über deren Bedeutung), statt gesungener werden geflüsterte Vokale produziert, und der Apparat, mit dem sie produziert werden, hat keine andere als eine Zufallsbedeutung, wie er denn auch erst nach langem Herumprobieren festgestellt wurde. Des Weiteren wird eine vorgefasste, höchst schematische Ansicht, die mit den richtigen Ideen von Helmholtz und Anderen, aus denen sie hervorgegangen zu sein scheint, nichts gemein hat, in den Vordergrund gestellt und lediglich daraufhin gearbeit, sie als durchweg richtig nachzuweisen, die Idee nämlich, dass jedem Vokal zwei charakteristische Töne entsprechen (einer vom ganzen Hohlraum, einer nur vom Ansatzrohr herrührend), dass diese keine feste absolute Tonhöhe, wohl aber ein festes Tonhöhen-Verhältnis haben, und dass jedem Vokal ein anderer Wert dieses „radikalen Verhältnisses" entspricht. Und wie erfolgt der Nachweis? Durch Anwendung theoretischer Formeln, welche die Grundidee bereits als richtig voraussetzen, und die überdies unter unrichtiger Anwendung der Sätze über Resonanz benutzt werden.

---

[1]) S. diese Zeitschrift, Bd. XV², Heft 3/4.

Dass die Frage, ob der oder die charakteristischen Töne festen oder wandernden Charakters sind, mit Flüsterklängen, deren Tonhöhe fest ist, dass die Frage nach der Zahl der charakteristischen Töne, nach ihrer relativen Stärke u. s. w. auf diesem Wege überhaupt nicht beantwortet werden kann, ist einleuchtend, hindert den Verfasser aber nicht, seine Methode den exaktesten analytischen vorzuziehen und seinen Satz vom radikalen Verhältnis als die Lösung des Problems hinzustellen, der gegenüber alle Lösungen der anderen Vokalforscher in den Hintergrund zu treten haben. Natürlich ergiebt sich eine wunderbar gesetzmässige Tabelle für die Werte des Radikalverhältnisses, für das lange I ist es gleich 43 oder 41 (der obere charakteristische Ton also die Kleinigkeit von $5\,^1/_2$ Oktaven höher als der untere), für das kurze I 37, für das kurze englische I 31 oder 29, für einen Zwischenklang zwischen I und E 23, für das lange französische É 19 oder 17, für Ê 13, für das kurze englische A 11, und für die übrigen Vokale folgen dann immer kleinere Zahlen, die aber der Verfasser nicht aus seinen eigenen Versuchen entnommen hat. Das merkwürdigste an dieser Tabelle ist, dass sie, wie der Leser schon bemerkt haben wird, nur Primzahlen, dafür aber auch sämtliche Primzahlen in dem betreffenden Gebiete enthält; welch ein tiefer, geheimnisvoller Zusammenhang zwischen der Theorie des menschlichen Zahlensystems und den selbsttönenden Lauten seiner Sprache!

Eichhorn und Hermann. Die König'sche Wellensirene ist, nachdem schon Preece und Stroh mit ähnlichen Versuchen vorangegangen waren, zuerst von Eichhorn und bald darauf von Hermann zur Synthese von Vokalklängen benutzt worden; jener legte die von Lahr erhaltenen, dieser seine eigenen Curven zu Grunde. Unter idealen Verhältnissen müsste man wie beim Phonographen bei geeigneter Drehungsgeschwindigkeit der Sirene die richtigen, bei veränderter modifizierte Vokalklänge erhalten; thatsächlich ist aber die Methode natürlich noch unvollkommener und die Versuche noch weniger zuverlässig als beim Phonographen, weil hier zwischen die Produktion und die Reproduktion mehrere Zwischenglieder zweifelhaften Charakters eingeschaltet sind, besonders das Ausschneiden der Wellencurve und das Anblasen der Sirene durch den Spalt. Es sei daher nur angeführt, dass Eichhorn für A und Ä gute, für U und O mässige, für I negative Resultate erhielt, und dass bei Hermann, der sich bisher auf A beschränkte, der deutlich reproduzierte Vokal bei verminderter Geschwindigkeit allmählich in O und schliesslich in blökende Laute überging. Für die Richtigkeit einer Analyse ist selbstverständlich die richtige Reproduktion nicht immer beweisend, weil die Probe den Fehler des Exempels wieder aufheben kann; und es zeigt sich das am besten darin, dass die doch zum Teil günstigen

Ergebnisse Eichhorn's auf den nach dem früher Gesagten entschieden fehlerhaften Lahr'schen Analysen basieren.

Zusammenfassung. Werfen wir nunmehr einen Rückblick auf die zahleichen Untersuchungen über die Natur der Vokale, so kommen wir hinsichtlich ihrer Ergebnisse zu einem ebenso mangelhaft befriedigenden Schlusse, wie bei der Zusammenfassung der Methoden als solcher. Abzulehnen sind alle als wirklich neu zu bezeichnenden Ideen, welche seit den Arbeiten von Helmholtz aufgetaucht sind, insbesondere die Hermann'sche Idee der Pulsation und die Lloyd'sche vom radikalen Verhältnisse. Es bleibt also bei der Zusammensetzung eines Vokals aus Partialtönen, deren Verhältnisse zu einander harmonisch sind, und deren Stärke den Klang des Vokales bestimmt. Was ferner die Entscheidung zwischen relativem und absolutem Moment betrifft, also die Frage, ob für einen bestimmten Vokal, gleichviel auf welchen Grundton er gesungen wird, das charakteristische Verstärkungsgebiet eine bestimmte Lage relativ zum Grundton oder eine bestimmte absolute Lage hat, so ist festgestellt, dass die rein relative Theorie nicht richtig ist, was übrigens von vornherein zu erwarten war, zumal da es auch keine künstlichen Musikinstrumente giebt, für die sie streng giltig wäre. Auch darf zugegeben werden, dass das absolute Moment bei den Vokalen weit stärker hervortritt als bei den meisten künstlichen Instrumenten, und stärker als das relative. Andererseits ist aber die Mitwirkung des relativen Moments ebenfalls erwiesen, und es mag mir somit, als dem Urheber der gemischten Theorie, nicht verübelt werden, wenn ich dieselbe auch jetzt noch, nachdem meine unvollkommene Methode durch weit vollkommenere (aber freilich mit den Nachteilen objektiver Methoden behaftete) ersetzt worden ist, aufrecht erhalte. Hiernach findet also beim Singen und Sprechen der Vokale eine Art von Kampf zweier Vorgänge statt, deren einer seinen Ursprung im Kehlkopf hat und das relative Moment einführt, deren anderer im Mundraum selbst sich abspielt und das absolute Moment zur Geltung bringt, sodass das schliessliche Ergebnis ein Compromiss, eine Anpassungserscheinung ist. Dass dem so ist und sein muss, ist auch leicht begreiflich. Es würde hier zu weit führen, dies systematisch auszuführen, es seien daher nur einige der bezüglichen Erwägungen erwähnt. Der oben angegebene Satz, wonach die Stimmbänder die Tonhöhe, die Mundhöhle den Klang bestimmt, ist nur cum grano salis zu verstehen. Thatsächlich findet vielmehr eine Rückwirkung des Klanges auf die Stimmbänder statt, und folglich werden diese selbst mitbestimmend für den Klang. Die Stimmbänder führen ferner, nach Allem, was wir wissen, sicherlich keine einfachen Schwingungen aus, sondern liefern selbst schon Töne von bestimmtem Klange, also bestimmter Zusammensetzung aus Partialtönen, es kann also auch

durch die Resonanz in der Mundhöhle das relative Moment nicht völlig unterdrückt werden. Bei Änderung des Grundtones unter Wahrung des Vokals ändert die Mundhöhle ihre Grösse und Gestalt, und es ist daher überhaupt vielleicht am besten zu leugnen, dass es einen von der Tonhöhe unabhängigen Vokalklang giebt, wie man denn auch beim Singen eines Vokals auf die Tonleiter wahrnimmt, dass es unmöglich ist, den Vokalcharakter genau zu wahren. Auch die Stärke, mit welcher gesungen oder gesprochen wird, muss schon deshalb von Einfluss auf den Klang sein, weil die Resonanz gar nicht proportional mit dem erzeugenden Ton wächst, ein Punkt, der vielfach übersehen wird, obgleich ganz rohe Selbstbeobachtung lehrt, dass ein Oberton durchaus nicht desto besser, eher umgekehrt desto schlechter herausgehört wird, je stärker man den Vokal singt. Schliesslich ist auch noch darauf hinzuweisen, dass für die Ausbildung eines Vokals die vorhergegangenen Stimmbildungen wesentlich sind, weil es besonders auf das „Ansprechen" der Obertöne ankommt. Es kann also z. B. ein und dasselbe A bei gleicher Tonhöhe und Stärke doch noch sehr verschieden klingen, je nachdem es auf ein U oder I folgt. Es ist dies nur einer von vielen Punkten, welche, wie mir als Laien scheint, gerade für Sprachforscher von nicht unwesentlichem Interesse sein dürften. Aber freilich muss hinzugefügt werden, dass auf diesem Gebiete noch viel Arbeit von derartigem Charakter zu thun ist, dass sie besser von Physikern oder Physiologen, von Sprachforschern aber nur unter entsprechenden Vorbedingungen unternommen wird.

Anders verhält es sich mit den übrigen Problemen, welche nach Erledigung der Vokal-Charakteristik noch übrig bleiben; da ist das Feld, wie man sagen kann, für den Sprachforscher schon ziemlich geebnet, und es wird daher, wenn ich jetzt hierzu übergehe, nur einer ganz kurzen Übersicht bedürfen.

Aber auch hier ist die allgemeine Bemerkung vorauszuschicken, dass in jedem einzelnen Falle mit verdoppelter Sorgfalt nach Fehlerquellen zu suchen ist. Zu häufig vorkommenden derartigen Fehlerquellen gehört es, wenn der Apparat eine über das natürliche Mass hinausgehende Intensität des Sprechens oder Singens erfordert, was fast stets ausser quantitativen auch qualitative Veränderungen mit sich bringt, wenn der Sprechende oder Singende von dem Zwecke der Untersuchung unterrichtet und infolgedessen in der Lage ist, bewusst oder unbewusst tendenziös oder schüchtern sich zu verhalten, wenn die Membran des Apparates zu kräftige Eigenschwingungen oder zu grosse Trägheit hat, wenn der Schallbecher, der etwa an dem Apparat vorhanden ist, merkbaren Einfluss besitzt u. s. w. Man

kann eigentlich nur dann ein Ergebnis als den wirklichen Ausdruck der phonetischen Thatsachen betrachten, wenn es nach zwei ganz verschiedenen Methoden übereinstimmend gewonnen worden ist, wofür streng genommen, soweit mir bekannt ist, gegenwärtig noch gar kein Beispiel vorliegt, oder wenn sich aus den Differenzen in den nach verschiedenen Methoden gewonnenen Ergebnissen Schlüsse ziehen lassen darüber, welcher Teil des Resultates den Apparaten und Methoden zuzuschreiben ist und was dann noch als wirkliches Resultat übrig bleibt.

Die übrigen Probleme.

Tonhöhe gesprochener und gesungener Vokale. Von den beiden Hauptunterschieden zwischen Sprechen und Singen, soweit sie sich durch aufmerksame Betrachtung ohne weitere Hilfsmittel angeben lassen, ist schon oben die Rede gewesen. Die Tonhöhe bleibt beim Singen längere Zeit constant, beim Sprechen wechselt sie fortwährend, und der Tonhöhen-Bereich ist beim Sprechen viel enger als beim Singen. Durch die graphischen Methoden werden diese Sätze vollauf bestätigt. Pipping, Rousselot, Schwan und Pringsheim haben neuerdings Worte und ganze Sätze phonographiert und gefunden, dass die Tonhöhe fast von Moment zu Moment wechselt, häufig nur wenig und langsam, zuweilen aber stark und rasch, in beiden Fällen aber im allgemeinen allmählich und nur in besonderen Fällen mit plötzlichen Sprüngen, sodass es sich also in dieser Hinsicht umgekehrt wie beim Gesang verhält, wo die stetige Tonänderung eine nur selten erlaubte Ausnahme ist.

Als instruktive Beispiele für die Tonhöhenlage und Tonhöhenschwankung gesprochener Worte resp. Sätze seien hier folgende angeführt. Die Zahlen bedeuten Normalschwingungen ($a_1 = 435$).

Schwan und Pringsheim.

„Ici", von drei verschiedenen Personen gesprochen:[1]) 100—220, 100—265, 100—270;

„Midi", ebenso: 95—225, 150—270, 130—275;

„Bijou", 100—215; 140—275.

Bei den Worten *attendant, été, passé, joujou* u. s. w. war die Höhenlage ungefähr dieselbe, die Höhenschwankung noch geringer als in den angeführten Fällen.

Martens.

„Vater und Mutter", mehrmals von derselben Person gesprochen: 113—173, 182—242, 165—245, 93—242.

---

[1]) Die Curve Taf. II, Fig. 2, ist durch einen Rechenfehler wesentlich entstellt, der Anfangswert $\frac{13}{1,222}$ ist nämlich nicht $1_{,64}$, sondern $1_{,06}$.

Dasselbe, von anderen männlichen Personen gesprochen: 177—226, 193—273, 138—220.

Dasselbe, von weiblicher resp. Kinderstimme gesprochen: 296—453, 329—518.

„Der Donner rollt": 146—221.

Pipping.

„Pappa talar"	138—271	alle Phrasen von derselben Person gesprochen.
„Svalorna fly"	119—280	
„Maskarna dö"	125—273	
„Sök Maskarna"	119—294	
„Pappa"	130—315	von einer anderen Person gesprochen.
„Faffa far"	241—344	

Wie man sieht, ist der weiteste hier zu Tage tretende Spielraum der Sprache ungefähr eine Undezime (Oktave plus Quart); in den meisten Fällen bleibt aber die Schwankung innerhalb einer Oktave und in vielen sogar innerhalb einer Quint. Diesem Resultat muss man gegenüber halten, dass die menschliche Singstimme im Durchschnitt einen Umfang von zwei bis zweieinhalb Oktaven besitzt. Der Unterschied ist eben der, dass beim Gesang mit allen Mitteln der Kunst der weitest mögliche Umfang erzielt, beim Sprechen dagegen nur der natürliche, gewissermassen unbewusst beherrschte Umfang benutzt wird — eine Auffassung, welche dadurch bestätigt wird, dass einerseits das Volkslied sich fast stets in engeren Grenzen hält, andererseits auch die Sprache unter besonderen Umständen, z. B. im Affekt oder im Munde von Rednern oder Schauspielern eine Erweiterung ihrer Grenzen erfährt. Hiermit stimmt es auch überein, dass nur der Umfang, nicht aber die Mittellage beim Sprechen und Singen verschieden ist; einige der obigen Stimmen weisen die mittlere Lage von ungefähr 160 Schwingungen (etwa e) auf, bei zwei anderen ist sie 200 (etwa g) resp. 250 (etwa h), endlich bei den weiblichen oder kindlichen Stimmen 400 (etwa g_1), und das sind gerade diejenigen Töne, welche man als Mittellagen von Bass-, Bariton-, Tenor- und Sopranstimmen anzunehmen pflegt. Martens kommt zwar in den von ihm untersuchten Fällen zu dem Ergebnis, dass die mittlere Sprechlage zwei bis drei Töne tiefer liegt als die mittlere Singlage, dies sind aber individuelle Fälle, die keine allgemeinere Bedeutung haben, zumal jene Differenz recht geringfügig ist.

Während hiernach der erste der am Eingang betonten Unterschiede zwischen Singen und Sprechen weniger principieller als gradueller Natur ist, verhält es sich mit dem zweiten doch wesentlich anders. Denn beim Singen findet im allgemeinen gar kein, beim Sprechen dagegen, wie die Untersuchungen erhärtet haben, ein fast

unaufhörlicher stetiger Übergang von Tonhöhe zu Tonhöhe statt. Als Beispiel diene der von Pipping gesprochene Satz „Svalorna fly“, den ich ebenso wie zahlreiche andere Sätze nach dieser Richtung hin untersucht habe. In der folgenden Tabelle giebt die erste Spalte die Zeitabschnitte in Sekunden, die zweite die in sie hinein fallenden Schwingungen, die dritte die Anfangs- und End-Schwingungszahl, wobei immer solche Perioden gebildet wurden, dass die Schwingungszahl innerhalb einer entweder nur steigt oder nur fällt, die vierte den ungefähren Betrag, die Richtung (steigend +, fallend —) und den Charakter (allmählich oder plötzlich) dieser Änderung, die fünfte diejenige Zu- oder Abnahme der Schwingungszahl, welche im Durchschnitt auf die von einer Schwingung eingenommene Zeit entfällt, endlich die letzte die den Perioden entsprechenden Silben der Phrase.

I	II	III	IV	V	VI
0,000—0,169	1—41	184—280	+ Quint, allmählich	+ 2,3	Sva
0,169—0,589	42—112	279—161	— gr. Sext, allmählich	— 1,7	alorna
0,589—0,760	(113—142)	161—188	+ kl. Terz, plötzlich	—	—
0,760—0,916	143—175	188—235	+ gr. Terz, allmählich	+ 1,4	fly
0,916—1,129	176—212	233—119	— Oktave, allmählich	— 3,2	

Es findet also bei dieser Phrase nur einmal ein Sprung, sonst aber immer stetiger Übergang statt; in der von einer Schwingung eingenommenen Zeit ändert sich ferner die Schwingungszahl im Durchschnitt etwa um zwei Einheiten, also, da die Schwingungszahl selbst durchschnittlich etwa 200 ist, um rund 1 Prozent ihres Wertes, in der Nähe der Umkehrpunkte der Stimme ist die Veränderung natürlich kleiner, an anderen Stellen, namentlich beim Ausklingen von Silben grösser, z. B. in der letzten der obigen Perioden fast 2 Prozent und in ihrem für sich betrachteten mittleren Drittel sogar fast 3 Prozent. Man kann dies bildlich, indem man an Wegstrecken denkt, so ausdrücken, dass man sagt: die Steigerung resp. das Gefälle der Sprache bewegt sich im allgemeinen zwischen den Grenzen 0 Prozent und 3 Prozent und beträgt im Mittel etwa 1 Prozent.

Ruhepunkte, d. h. Constanzen der Tonhöhe, finden, wie gesagt, meist nur während sehr kurzer Zeiten statt. Nur mit Mühe kann man z. B. als die den vier Silben der obigen Phrase entsprechenden Haupt-Tonhöhen die Schwingungszahlen 280, 180, 178, 232 heraus-

finden (die nicht etwa mit den mittleren Tonhöhen der betreffenden Sylben zu verwechseln sind). Jedenfalls weisen diese Zahlen nicht oder nur, wenn man ihnen starke Gewalt anthut, harmonische Verhältnisse auf, und es folgt also, wenn es nach Erkenntnis der stetigen Tonhöheveränderung dieses Nachweises noch bedurfte, dass es um den schönen Gedanken einer Musik der Sprache, wie man ihn zuweilen gefasst und sogar auszuführen versucht hat, schlecht bestellt ist. Die Sprache ist ebenso — und dass ist schliesslich ein doch weit befriedigenderer Sachverhalt — nicht schlechte, untergeordnete Musik, sondern überhaupt nicht Musik, sie ist vielmehr etwas selbständig Vollkommenes.

Sehr gekünstelt ist auch eine von Bourseul für die französische Sprache aufgestellte Theorie, die in der Idee einer „Harmonisation des Vokals" gipfelt, und nach der es zwei Klassen von Vokalen geben soll, zu deren einer alle die Vokale gehören, deren Mundton im c-dur-Accord enthalten ist (ou : c, ō : e, o : g, ao : c′, a : e′), während die Vokale der anderen Klasse andere Eigentöne haben (u : h, $\overline{\text{eu}}$: f, eu : d′, è : h′, é : f′, i : d″); daraus sollen dann zahlreiche sprachliche Gesetze und Erscheinungen folgen.

Wie bei einem Worte oder einer Phrase die Tonhöhe im einzelnen sich gestaltet, inwieweit sich hierbei der Ansatz und der Abschluss einer Phrase unterscheiden, welche Rolle hierbei der Accent spielt u. s. w., hierüber und insbesondere über die charakteristischen Unterschiede der verschiedenen Sprachen in dieser Hinsicht lässt sich bis jetzt noch nicht viel sagen, weil das vorliegende Material noch viel zu geringfügig ist. Es sei deshalb in dieser Hinsicht lediglich auf die Zahlen, Curven und bezüglichen Bemerkungen der oben genannten Autoren verwiesen.

Noch schwieriger als bei der Tonhöhe liegen die Verhältnisse bei der Tonstärke im gesprochenen Wort, teils weil die Tonstärke nach dem oben Gesagten ein weit weniger leicht zu behandelnder Begriff ist als die Tonhöhe, teils weil sie von den Apparaten in einer nur mit besonderer Vorsicht aufzunehmenden Weise wiedergegeben wird. In dem Pipping'schen Satze „Pappa talar", der als Beispiel dienen möge, wird die relative Amplitudengrösse der Schwingungen durch folgende Anfangs-, Maximal- und Endzahlen angegeben: für die erste Silbe 8—24—4, für die zweite 7—16—3, für die dritte 6—22—7, für die vierte 5—11—2. Man sieht also, dass innerhalb jeder Silbe die Tonstärke zunimmt und abnimmt, bei den betonten Silben natürlich stärker als bei den anderen, und auch hier zeigt sich das Fehlen jeder Constanz, vielmehr eine stetige Änderung der Tonstärke. Übrigens sind das nur die Amplituden, und wir wissen, dass die Umrechnung in wirkliche Tonstärken im allgemeinen ein gänzlich verändertes Zahlenbild liefert, ein Punkt,

der jedenfalls beachtet werden müsste, wenn man den Zusammenhang zwischen Tonhöhe und Tonstärke im gesprochenen Wort und insbesondere die Beziehung zwischen Höhenaccent und Intensitätsaccent exakt untersuchen wollte.

Überhaupt muss nochmals auf die Gefahr derartiger Untersuchungen hingewiesen werden. Was z. B. die Ermittelung der Tonhöhe aus den Wellencurven betrifft, so besteht eine grosse Unsicherheit hierbei darin, dass diese Wellen nicht einfache Sinuswellen, sondern aus Einzelwellen zusammengesetzte Gebilde sind, und man ohne nähere Anhaltspunkte oft nicht weiss, was man bei der Abzählung der Wellen als eine solche zusammenfassen, was dagegen als mehrere auseinander halten soll; je nach dieser Entscheidung wird aber die gefundene Tonhöhe nicht selten wesentlich verschieden ausfallen. Es kommt noch hinzu, dass, wie z. B. bei Schwan und Pringsheim, die Abzählung sich meist nur auf ganze Schwingungen erstreckt, durch die Vernachlässigung der Bruchteile aber ebenfalls nicht unwesentliche Fehler entstehen. Ferner ist immer wieder auf die Eigenschwingungen und die Trägheit der Membran zu verweisen, welche notwendig zur Folge haben muss, dass die Wellencurven ein einigermassen verschobenes und verzerrtes Bild der Worte darstellen, und es wird beispielsweise mancher Leser der Schwan-Pringsheimschen Abhandlung auf den Gedanken kommen, ob nicht der „Schlussaccent“ oder ein Teil desselben der Nachwirkung der Membran zuzuschreiben sei, in welchem Falle dann auch bei dem Vorkommen der betreffenden Worte mitten im Satze eine entstellende Einwirkung auf das nächste Wort zu befürchten wäre; damit würden aber die Schlüsse betreffend die Gleichheit der beiden Sylbenaccente an Sicherheit verlieren. Es ist ja schwer, ohne Kenntnis und eingehendes Studium der Apparate sich ein eigenes Urteil über deren Zuverlässigkeit zu bilden, und die Verfasser der verschiedenen hier in Rede stehenden Arbeiten — die die letzteren übrigens zum Teil selbst nur als vorläufige Mitteilungen betrachten — werden natürlich weit besser in der Lage sein, diese Verhältnisse zu übersehen; aber der Aussenstehende gewinnt, so meine ich, noch nicht den Eindruck, dass es sich durchweg oder auch nur grösstenteils um absolut sichere Dinge handelt.

Am wichtigsten für die Sprachforschung würde jedenfalls die Untersuchung des dritten Elementes, der Klangfarbe der Vokale im gesprochenen Worte, sein. Hierfür liegt nun freilich schon einiges Material vor, indem den verschiedensten Nationen angehörende Gelehrte die Klangfarben ihrer Vokale bestimmt haben. So nenne ich als deutschen Schweizer Schneebeli, als französischen Schweizer seinen Assistenten, als Engländer Jenkin und Ewing, als Schweden Pipping, als Deutsche Lahr, Hensen, Hermann und mich selbst. Aber

diese Untersuchungen wurden nicht zu dem Zwecke unternommen, die sprachlichen Charakteristica und Unterschiede der Klangfarbe festzustellen, sie stellen vielmehr lediglich die Mitwirkung aller Nationen an der Lösung des allgemeinen Vokalproblems dar, und für diese Lösung bereitet sogar die Verschiedenheit der Idiome insofern Schwierigkeiten, insofern man nie recht weiss, was von den sich wiedersprechenden Ergebnissen der Sprachverschiedenheit und was der Verschiedenheit der Methoden zuzuschreiben ist. Es ergiebt sich somit die Aufgabe, mit einem und demselben Apparate, dessen Fehlerquellen vorher zu ermitteln und praktisch oder rechnerisch zu eliminieren sind, charakteristische Bilder von den Vokalen der verschiedenen Sprachen aufzunehmen. Dass diese Aufgabe nicht aussichtslos ist, schliesse ich daraus, dass ich seiner Zeit bei gelegentlichen Analysen von Vokalklängen eines Russen und eines Japaners ganz markant differenzierte Ergebnisse erhielt. Freilich wird es sich auch hier darum handeln, die geeignete Art der Vokalproduktion ausfindig zu machen, welche, indem sie vielleicht zwischen Sprechen und Singen eine gewisse Mitte einhält, einerseits sich von der Natur des gewohnheitsmässigen Sprechens nicht zu weit entfernt, andererseits aber doch eine grössere Regelmässigkeit als das gewöhnliche Sprechen in die Wellencurven hineinbringt.

Länge der Vokale. Ausser ihren drei Qualitäten haben die Vokale bei ihrem Vorkommen in der Sprache noch eine weitere Eigenschaft, nämlich ihre Dauer oder Länge. Für die Sprachforschung ist diese Eigenschaft, insbesondere der Unterschied zwischen langen und kurzen Vokalen, zwischen betonten und unbetonten, zwischen an-, in- und auslautenden Vokalen jedenfalls von grossem Interesse. Ph. Wagner entnimmt seinen Versuchen mit dem Marey'schen Apparat den Satz, dass im schwäbischen Dialekt das Verhältnis der langen zu den kurzen Vokalen wie 3 : 2 sei, ausser zwischen nasalen und vielleicht auch zwischen liquiden Konsonanten; diese bereichern sich auf Kosten der eingeschlossenen Vokale, wodurch freilich, wenn nur diese Bereicherung bei langen und kurzen Vokalen in proportionalem Grade stattfindet, obiges Verhältnis nicht berührt wird — Wagner drückt sich hier nicht ganz deutlich aus. Jedenfalls ist das Verhältnis 3 : 2 nur als ein runder Mittelwert zu betrachten. In einer anderen Arbeit studiert Wagner die Länge der französischen Vokale und findet u. a., dass die Stellung der Silbe, in der der Vokal steht, von grösstem Einfluss ist, dass z. B. Vokale in Schlussilben von Sätzen, vor Reibungslauten stehend, stets lang sind. Reichhaltiger sind die Angaben Pipping's, die sich auf das Schwedisch von Helsingfors beziehen. Die Zeitdauer war hier:

	im Mittel	Extreme
bei allen Vokalen	0,175	0,081—0,369
bei den langen Vokalen	0,285	0,194—0,369
bei den kurzen Vokalen	0,125	0,081—0,247
bei den langen Vokalen in Schlusssilben	0,350	0,332—0,369
bei den übrigen langen Vokalen	0,241	0,194—0,302
bei den kurzen Vokalen in Schlusssilben	0,195	0,142—0,247
bei den übrigen kurzen Vokalen	0,110	0,081—0,139
bei den übrigen kurzen Vokalen, betont	0,122	0,090—0,139
bei den übrigen kurzen Vokalen, nicht betont	0,104	0,081—0,114

Die langen Vokale dauern also mehr als doppelt so lang wie die kurzen, die in den Schlusssilben länger als die übrigen (?), die betonten länger als die unbetonten. Auch aus der Arbeit von Schwan und Pringsheim könnten hierher gehörige Schlüsse gezogen werden; die Curven (Zahlen sind nicht mitgeteilt) lassen aber für den Aussenstehenden eine hinreichend scharfe Abteilung der Vokale von den Konsonanten nicht zu, sodass es vorzuziehen ist, weitere Untersuchungen nach diesem Verfahren abzuwarten, die nach dem frühzeitigen Tode des einen Verfassers vielleicht von anderer Seite unternommen werden.

Diphtonge. Schon Merkel u. a. haben beim Diphtong drei Momente unterschieden, nämlich den Anlaut, den Umlaut und den Auslaut, wobei aber der zweite Moment mehr einen Übergang als eine selbständige Periode darstellt. Diese Auffassung wird durch die von Martens mit dem Sprachzeichner erhaltenen Bilder von Diphtongen im wesentlichen bestätigt. Von den vielen hundert Wellen, welche hierbei im allgemeinen den Diphtong darstellen, kommen nur wenige auf den Übergang, und auch von diesen zeigen die ersten resp. die letzten noch einigermassen den Typus des Anlauts resp. des Auslauts, sodass für den eigentlichen Übergang im Mittel nur etwa zehn Schwingungen übrig bleiben. Die übrigen Martens'schen Befunde: längeres Andauern und stärkere Ausprägung des Anlauts im Vergleich zum Auslaut (wenigstens bei legerer Aussprache), ziemlich gleiche Tonhöhe von Anlaut und Auslaut — scheinen mir bis auf weiteres noch keine allgemeine Bedeutung beanspruchen zu dürfen. Dasselbe dürfte hinsichtlich der von Abbé Rousselot aufgestellten Sätze: 1) Les diphtongues sont plus courtes que les deux voyelles composantes réunies et plus longues que l'une des deux isolée; 2) La diphtongue tonique égale donc en durée les deux voyelles composantes atones — gelten, zumal da es sich hier um einen ganz lokalen Dialekt handelt. Andererseits giebt Ph. Wagner für den schwäbischen Dialekt an, dass die Länge eines Diphtongs der eines langen Vokals entspreche, wobei freilich wieder Ausnahmen zu beachten sind. Eine Untersuchung allgemeineren Charakters ist

mir aus dem Gebiete der fremden Sprachen nicht zu Gesichte gekommen.

Konsonanten. Obgleich die Konsonanten eine noch weit grössere Mannigfaltigkeit als die Vokale darstellen, können wir uns doch hier aus doppeltem Grunde sehr viel kürzer fassen, weil nämlich einerseits die hier naturgemäss in wesentlich höherem Masse zur Mitwirkung berufene topographische Methode mit ihren Ergebnissen den Phonetikern teils schon seit längerer Zeit bekannt, teils ohne erläuternde und kritische Bemerkungen verständlich und ihrem Urteil zugänglich sein dürfte, und weil andererseits die graphische Methode bisher nur von wenigen Forschern mit einigem Erfolge angewandt worden ist.

Grenze zwischen Vokalen und Konsonanten. Es giebt bekanntlich nicht eine einzige solche, sondern mehrere solche Grenzen, darunter aber nur zwei, welche wohl von allen Seiten in gleicher Weise anerkannt werden; die eine liegt zwischen dem von einem Vokal gefolgten griechischen Jota oder dem englischen, stets von einem Vokal gefolgten y einerseits und dem deutschen Jot andererseits, die andere liegt zwischen dem englischen und dem deutschen W. Eine andere Stelle des „Lautfeldes“, wo ein Übergang stattfindet, nehmen die nasalen Liquidae M, N, ng ein, einen weiteren Übergang die Laute L und R, einen letzten endlich, wenn man will, die Laute S und F. Es wird hiervon noch im einzelnen die Rede sein; aber es scheint mir doch weit übers Ziel gegangen zu sein, wenn man, wie dies neuerdings von einigen Seiten geschehen ist, diese Laute geradezu als Vokale bezeichnet. Das Merkmal eines Vokals liegt eben lediglich in der charakteristisch ausgeprägten Klangfarbe, und diese fehlt auch denjenigen Konsonanten, bei denen man, wenn man sie tönend ausspricht oder singt, einen „unbestimmten Vokalklang“ mit einiger Mühe herauszuhören vermag. Ich teile vollkommen die Ansicht Grützner's und anderer Physiologen, dass es einen derartigen von philologischer Seite aufgestellten unbestimmten Vokal in Wahrheit nicht giebt, dass es sich vielmehr dabei stets um den verstümmelten Rest eines ausgeprägten Vokals handelt, der, wo er vokalistisch auftritt, entsprechend einzuordnen ist, hier aber, wo er einem Konsonanten anhaftet, lediglich beweist, dass es eben unmöglich ist, Konsonanten selbständig tönend zu produzieren.

Es mögen nun einige Bemerkungen über die einzelnen Konsonanten resp. Konsonantengruppen folgen, wobei, neben älteren, namentlich die neueren Arbeiten von Rosapelly, Wendeler, Rousselot u. a. herangezogen worden sind.

M, N, ng. Diese Konsonanten werden beim Sprechen stets tönend, d. h. unter schwingender Mitwirkung der Stimmbänder produziert. Die nasale Resonanz ist bei M von geringer, bei N von

grösserer, bei ng von der grössten Bedeutung; M ist ähnlich wie U arm an Obertönen, N etwas obertonreicher, woran man sie, entgegen einer Bemerkung von Grützner, wohl stets wird unterscheiden können. In dem Worte „amma“ hat die Verdoppelung des M für dieses selbst keine andere Bedeutung als die seiner zeitlichen Ausdehnung (Rosapelly), es ist aber zu beachten, dass das Doppel-M in diesem Beispiele zwei Silben mit gleichem Vokale trennt, und in der That fand Wendeler in dem Worte „bemmo“ zwei deutlich verschiedene Wellencurven für das M der ersten und das der zweiten Silbe. Der Übergang zu den eigentlich nasalierten Vokalen der französischen Sprache kann, insbesondere beim ng, ganz allmählich ausgeführt werden, wobei der Klang immer dumpfer, d. h. obertonärmer wird. In sehr einfacher Weise kann man nasale Konsonanten und nasalierte Vokale durch zwei, mit Nase und Mund verbundene Flammen studieren. Ein reiner Vokal macht dann nur die Mundflamme, ein nasaler Konsonant nur die Nasenflamme, ein nasalierter Vokal beide vibrieren (vgl. z. B. den Vortrag Ph. Wagner's). Freilich ist diese Gegenüberstellung, wie mir scheint, nicht ganz sachentsprechend; denn ein nasalierter Vokal muss nicht einem reinen Vokal, auch nicht einem reinen Konsonanten, sondern einer aus reinem Vokal und reinem Konsonanten bestehenden Silbe gegenüber gestellt werden, und dann wird der Unterschied im Experiment der, dass in jenem Falle beide Flammen zugleich, in diesem hingegen nacheinander vibrieren. Rousselot hat übrigens in Übereinstimmung mit dem oben erwähnten allmählichen Übergange beobachtet, dass die Nasalierung der Vokale je nach der Eröffnung der Silbe zu verschiedenen Zeiten einsetzt: in Silben, die ohne Konsonanten oder mit liquiden Konsonanten anlauten, sofort, d. h. gleichzeitig mit der Erregung der Stimmbänder, nach den Explosivkonsonanten dagegen erst einige Zeit später.

R. Über das Wesen dieses Lautes haben die topographischen und die graphischen Untersuchungen bereits einige Sicherheit verschafft. Hiernach besteht das R in der rythmischen Verstärkung und Abschwächung eines vokalähnlichen Klanges, welcher meist einen wenig ausgeprägten Charakter besitzt, in Worten aber einigermassen die Färbung des benachbarten Vokales annimmt. So erhielt z. B. Wendeler für das Wort „ara“ als ersten und letzten Teil je eine Serie von lauter gleichen A-Wellen, jede aus einem grösseren und vier kleineren Wellenbergen bestehend, dazwischen als mittleren Teil, also dem R entsprechend, eine Serie ganz ähnlicher Einzelgebilde, aber mit dem Unterschiede, dass die Höhe (Amplitude) mehrmals zu- und wieder abnimmt. Bei dem Worte „arre“ verhielt es sich ähnlich, nur dass hier auf das A zunächst einige A-ähnliche R-Perioden, dann aus diesen allmählich hervorgehend einige E-ähnliche

R-Perioden und schliesslich die E-Bilder kamen. Die Zahl der beim gewöhnlichen Sprechen auftretenden R-Perioden, deren graphisches Bild man Pseudoschwebungen nennen kann, ist meist nicht sehr gross, es genügen schon zwei bis drei, um das einfache und drei bis fünf, um das doppelte R zu charakterisieren, und selbst bei nur einem einzigen Schlage bleibt noch ein deutlicher Unterschied gegenüber einem einfachen Konsonanten übrig, vermutlich, weil die betreffende Artikulation flüchtiger und rascher erfolgt, als bei jenem Konsonanten. Welcher Konsonant es ist, dem sich das R hierbei nähert, hängt von der Art des gesprochenen R ab, deren es bekanntlich mindestens vier verschiedene giebt, und die sich durch den Ort unterscheiden, an welchem die Ursache der Intensitätspulsationen zu suchen ist. Beim Zungen-R, dem verbreitetsten von allen, ist der erzeugende Vorgang der Anschlag der Zunge an die Zähne und den oberen Alveolarfortsatz. Dieses R ist das kräftigste, weil hier die Intensität in jeder Periode fast bis auf null herabgeht. Der entsprechende einfache Konsonant, von dem sich aber, wie gesagt, selbst ein einziger R-Schlag noch unterscheidet, ist das D. Ein zweites R ist das z. B. von den Franzosen und den Berlinern bevorzugte Zäpfchen- oder Gaumen-R, die Pulsation entsteht hier durch Einlegen des Zäpfchens in eine Rinne des hinteren Zungenendes, die Änderung der Intensität ist hier weniger beträchtlich, bei sehr schwacher Änderung findet der Übergang in das Gaumen-Ch statt, bei Herabminderung der Schläge bis auf einen (was aber spontan kaum gelingt) die Annäherung an das G. Natürlich besteht auch zwischen dem Zungen-R und dem Gaumen-R ein Übergang, aber es scheint doch eine Stelle zu geben, wo ziemlich plötzlich der Charakterwechsel eintritt. Ein drittes R ist das Lippen-R, das nur in vereinzelten Fällen vorkommt und sich dem B nähert; ein viertes das Kehlkopf-R, das beim Sinkenlassen der Stimme zu möglichster Tiefe entsteht, für das also die Stimmbänder selbst die Periodizität erzeugen, und dessen Correlat demgemäss nicht, wie bei den drei anderen R, ein Konsonant, sondern ein (etwa U-ähnlicher) Vokal ist. — Sehr auffallend und eines eingehenden Studiums wert sind beim R die sprachlichen und individuellen Verschiedenheiten (man denke nur z. B. an das italienische und das englische R), die sich durch die graphische Aufzeichnung bis ins einzelne würden verfolgen lassen; einen Anfang hiermit hat Rousselot gemacht, indem er feststellte, wie in dem von ihm untersuchten Dialekt in gewissen Fällen das R infolge allmählicher Verwischung zu verschwinden droht oder schon verschwunden ist.

Die anderen liquiden Konsonanten und Spiranten. Für die übrigen Konsonanten ist bisher das Material sehr dürftig und das Ergebnis nur zum kleinsten Teil befriedigend. So kann

man vom L nur sagen, dass es tönend gesprochen wird und infolge der ziemlich regelmässigen Ausbildung der Grund- und Teilschwingungen, unter denen die höheren Obertöne stark hervortreten, einen ziemlich vokalischen Charakter besitzt (vgl. oben besonderes Interesse würden hier das französische L mouillé und das russische, dem U sich nähernde L beanspruchen, über das erstere vergleiche man übrigens bei Rousselot. Von den Konsonanten S, Ch und F hat Wendeler Curvenbilder zu erhalten versucht, jedoch ohne einheitlichen Erfolg. In den Ch-Curven traten zwar wie beim R Pseudoschwingungen auf, sie waren aber schwach und sehr unregelmässig, und sie sind vielleicht überhaupt nur den im Ch oft enthaltenen R-Spuren zuzuschreiben, sodass sie in einem reinen Ch fehlen würden. Ganz unregelmässig sind die Wellen bei F und S, man kann aus ihnen höchstens entnehmen, dass in diesen Lauten hohe Obertöne enthalten sind; wenn aber Wendeler als obere Grenze dieser Obertöne bei S 1000, bei F 1500 Schwingungen herausfindet, so würde dies, verallgemeinert, mit der Thatsache im Widerspruch stehen, dass die mittlere Flüsterhöhe des S beträchtlich höher als die des F ist. Ich sage: die mittlere Flüsterhöhe, und ich meine damit die bei zwanglosem Flüstern durchschnittlich sich einstellende; während nämlich bei den Vokalen, den Konsonanten M, N, ng, R und den Explosivkonsonanten eine bestimmte Flüsterhöhe existiert, die sich nur mit Anstrengung nach beiden Seiten ein wenig variieren lässt, und während dieser Spielraum auch beim L noch ziemlich beschränkt ist, nimmt er bei F, bei S und namentlich bei Sch einen sehr grossen Umfang an, womit es jedenfalls auch zusammenhängt, dass diese Laute so verwickelte graphische Charakteristiken besitzen. Um so interessantere Objekte versprechen sie aber auch für die weitere Untersuchung zu werden, und ganz besonders scheint mir dies vom S und Sch in ihren verschiedenen Modifikationen und Übergängen zu gelten, wie sie nicht nur die verschiedenen Sprachen und Dialekte in der Natur aufweisen, sondern auch künstlich bei den Versuchen mit dem Telephon und dem Phonographen in so merkwürdiger Weise zu Tage getreten sind. Übrigens repräsentiert das S eigentlich zwei Konsonanten, nämlich das tönende, d. h. unter Mitwirkung der Stimmbänder gesprochene (weiche) und das tonlose (scharfe) S, die freilich nicht selten schon bei geringer Dialektverschiebung in einander übergehen. Dagegen sind F und Ch stets tonlos; die tönenden Correlate sind für F das W, für Ch (z. B. in „ich") das Jot, mit beiden ist wieder die Grenze des Vokalgebietes erreicht; Untersuchungen brauchbarer Art über W und Jot liegen jedoch noch nicht vor.

Explosivkonsonanten. Während bei den Reibungslauten der Unterschied zwischen weicher und scharfer Aussprache (Ss und

S, F und W, Ch und Jot) zweifellos auf der Nichtmitwirkung resp. Mitwirkung der Stimmbänder beruht, liegt die Sache bei den Explosivlauten P und B, T und D, K und G weniger einfach. In der Sprache werden allerdings die sogenannten harten Laute (P, T, K) stets tonlos, die sogenannten weichen (B, D, G) stets tönend hervorgebracht, wie man dies ohne weiteres empfindet und die graphischen Darstellungen Rosapelly's und Rousselot's des genaueren gezeigt haben. Man kann aber sowohl jene auch tönend, wie namentlich diese auch tonlos hervorbringen, ohne dass damit ihr charakteristischer Unterschied verwischt würde, wie dies bei dem geflüsterten F und W, Ch und Jot doch fast gänzlich der Fall ist. Über diesen Punkt nun gehen die Ansichten weit auseinander, meiner Meinung nach jedoch ohne hinreichenden Grund; man kann sich nämlich leicht davon überzeugen, dass man die harten Konsonanten zwar beliebig laut, aber nicht beliebig leise, und dass man umgekehrt die weichen beliebig leise, aber nicht beliebig laut flüstern kann, während bei Überschreitung dieser Grenzen die einen in die anderen übergehen; hieraus folgt aber, dass es auf die Grösse des Luftdrucks ankommt, dass unterhalb eines kritischen Wertes desselben der weiche, oberhalb der harte Konsonant produziert wird — ein Ergebnis, dass sich sehr gut mit der Thatsache der gewohnheitsmässig tonlosen Aussprache der harten und der tönenden der weichen Konsonanten zusammenreimt, insofern die Luft durch die unthätigen Stimmbänder ungehindert, durch die thätigen nur geschwächt hindurchzutreten vermag. Es kann nicht besonders schwierig sein, mit druckmessenden Vorrichtungen (s. oben) die kritischen Grenzdrucke für weiche und harte Konsonanten mit einiger Schärfe zu ermitteln. — Über die Curvenbilder der Muten liegt so gut wie gar kein brauchbares Material vor. Nach König's Angabe erhebt sich seine manometrische Flamme bei P ganz plötzlich und steil zu grosser Höhe, bei T weniger plötzlich und nicht so hoch, bei K nur ganz schwach, sodass eine fast gleichmässig auf- und absteigende Welle entsteht; ich kann indes nicht sagen, dass ich diese Unterschiede durchweg bestätigt gefunden habe; jedenfalls haben andere Umstände, z. B. Tonhöhe, nachfolgender oder vorausgehender Vokal u. s. w. nicht selten mindestens ebenso grossen Einfluss auf das Flammenbild wie der Unterschied des labialen, dentalen oder gutturalen Charakters. Wendeler findet mit dem Hensen'schen Sprachzeichner, dass die Zeit, welche von den Muten ausgefüllt wird, namentlich bei B, T und D sehr klein (bei K etwas grösser) ist, aber im übrigen liefern die Curven hinsichtlich der Zahl und Gestalt der Wellen ein so schwankendes Bild, dass Schlüsse nicht gezogen werden können.

Schliesslich sei erwähnt, dass das Problem des H, also des Spiritus, in seinen verschiedenen Varietäten, also ein Problem, das

sprachwissenschaftlich vielleicht zu den interessantesten gehört, nach meinen Nachforschungen überhaupt noch nicht physikalisch in Angriff genommen worden ist — auch nicht in der Form vorläufiger Orientierungsversuche.

Schluss. Obgleich es noch zahlreiche Probleme giebt, welche teils bereits — wenn auch nur gelegentlich — in Angriff genommen worden sind, teils mit den vorhandenen resp. in geeigneter Richtung zu vervollkommnenden Apparaten in Angriff genommen werden können, halte ich es für angezeigt, hier abzubrechen, da der Zweck dieser Darstellung auch durch die getroffene Auswahl erreicht sein dürfte. Dieser Zweck war die Zusammenstellung der wichtigeren für die Phonetik zur Verfügung stehenden Methoden, verbunden mit einer Kritik derselben und einiger bereits gewonnenen Resultate. Eine solche Kritik ganz unparteiisch zu geben und in der Abwägung von berechtigten und unberechtigten Zweifeln stets das wahre Maas zu halten, wird kaum möglich sein, und ich hege nicht die Erwartung bei allen beteiligten Fachmännern in allen Abschnitten auf Zustimmung zu stossen. Aber im grossen Ganzen wird dem Leser doch wohl das Gewicht der ausgeführten Gründe und Erwägungen zeigen, dass ich das Richtige getroffen habe.

Übersicht der wichtigsten physikalischen Literatur.

(Zusammenstellungen, welche auch die physiologische, pathologische u. s. w. Literatur umfassen, für die neueste Zeit aber, soweit sie sie überhaupt enthalten, lückenhaft sind, findet man z. B. in den unten aufgeführten Schriften von Bergonié und Lermoyez; die bekannten, von Sprachforschern herrührenden Bücher und Abhandlungen sind nicht erst mit aufgenommen worden.)

Auerbach, *Unt. üb. d. Natur d. Vokalklangs.* Poggendorf-Annalen, Erg. Bd. 8, p. 177. 1876.

—„— *Bestimmung d. Resonanztöne d. Mundhöhle durch Percussion.* Wiedemann Annalen 3, p. 152. 1878.

—„— *Zur Grassmann'schen Vokaltheorie.* Ebda. 4, p. 508. 1878.

Barlow, *Articulation of hum. voice* etc. Proc. Dubl. Soc. 1878.

Behnke, *The Mechanism of the human voice.* London 1882.

Bergonié, *Phenomènes physiques de la phonation.* Thèse. Paris 1883.

Boeke, *Mikroskopische Phonogramm-Studien.* Pflüger's Archiv 50, p. 297. 1891.

Bourseul, *Beitrag zur Theorie der Vokale.* J. de Phys. 7, p. 377. 1877.

Brücke, *Grundzüge der Physiologie der Sprachlaute.* Wien 1856.

Cross, *Helmholtz's Vokaltheorie und der Phonograph.* Nature 18, p. 93. 1878.

Czermak, *Zahlreiche Abhandlungen in den Wiener Sitz.-Ber. 1857—1865.*

Demeny, *Analyse d. mouv. d. l. parole p. l. chronophotographie.* Paris, C. R. Ac. Sc. 113, p. 216. 1891.

Donders, *Zahlr. Abh. üb. Vokalklang* im Arch. f. d. holl. Beitr., Bd. 1—3, im Nederl. Arch. voor Geneesk., Bd. 1, in Pogg. Ann. 123 und in Ond. in het physiol. lab. Utrecht, T. 3. 1857—71.

Doumer, *Des voyelles* etc. C. R. Ac. Sc. 105, p. 1247. 1887 (vorher schon 104, p. 340. 1886).
Eichhorn, *D. Vokalsirene.* Wied. Ann. 39, p. 149. 1890.
Engel, G., *Studien z. Th. d. Gesanges.* Arch. An. Phys. Leipzig 1869.
Féré, C. R. Soc. Biol. 1889, p. 518.
Fick, *Verbesserter Potenz-Fühlhebel.* Beitr. zu Ludwig's 70. Geburtstag.
Forchhammer, *Phonoskopet.* Tidskrift for Physik og Chemi 8, p. 97. 1887.
Garcia, *Mém. s. l. voix humaine.* Paris 1847.
—„— *Rech. s. l. voix humaine.* C. R. 1861 (1. sém.), p. 654.
—„— *Beob. üb. d. menschl. Stimme.* Wien 1878.
Gavarret, *Phén. phys. d. l. phonation.* Paris 1877.
Gentilli, *Der Glossograph.* Leipzig 1882.
Grassmann, *Leitfdn. d. Akustik.* Stettiner Progr. 1854.
—„— *Ueb. d. physik. Natur d. Sprachlaute.* Wied. Ann. 1, p. 606. 1877.
Grützner, *Physiol. d. Stimme u. Sprache* in Hermann's Hdb. d. Physiol., Bd. I, 2. Leipzig 1879.
Guébhard, *Nouv. procédé phoneidoscopique.* Congrès de Montpellier. 1879.
Guillemin, *Étude s. l. voix humaine.* Thèse. Lyon 1888.
Hagelin, *Stomatosk. Ond. af franska sprakljut.* Stockholm 1889.
Helmholtz, *Ueb. d. Vokale.* Arch. f. d. holl. Beitr. z. Nat. u. Heilk., Bd. 1, p. 354. 1857.
—„— *Ueb. d. Klangfarbe d. Vokale* Gel. Anz. d. k. bayr. Ak. d. Wiss. 1859, p. 537; auch in Pogg. Ann. 108, p. 280.
—„— *D. Lehre v. d. Tonempfindungen.* Braunschweig 1863. 4. Aufl. 1877.
Hensen, *Üb. d. Schrift v. Schallbewegungen.* Z. f. Biologie 23, p. 291. 1887.
—„— *D. Harmonie in den Vokalen.* Ebda. 28, p. 39. 1891.
Hermann, L., *Phonophotograph. Untersuchungen.* Pflüger's Archiv, Bd. 45, p. 282; Bd. 47, p. 44; Bd. 47, p. 347. 1889—1890,
—„— *Bemerkungen z. Vokalfrage.* Pflüg. Arch. 48, p. 181. 1890.
—„— *Ueb. d. Verhalten d. Vokale am neuen Phonographen.* Pflüg. Arch. 47, p. 42. 1890.
—„— *D. Uebertragung d. Vokale d. Telephon u. Mikrophon.* Pflüg. Arch. 48, p. 543. 1891.
—„— *Ueb. d. Prüf. v. Vokalcurven mittelst der König'schen Wellensirene.* Ebda. p. 574.
—„— *Phonophotograph. Unters., IV.* Pflüger's Archiv, Bd. 53, p. 1. 1892.
Jenkin u. Ewing, *Der Phonograph u. d. Vokalklänge.* Nature 17, p. 482; p. 18, 167, 340, 394, 454. 1878.
—„— *Analyse d. Vokalklänge mittelst des Phonographen.* Trans. R. Soc. of Edinb. 28, p. 745. 1879.
Kempelen, *Mechanismus d. menschl. Sprache* u. s. w. Wien 1791.
Kingsley, *Illustrations of the articulations of the tongue.* Int. Z. f. Spr. 3, p. 226. 1887.
König, R., *Sur l. notes fixes charact. des div. voyelles.* C. R. 70, p. 931. 1870.
—„— *Quelques expériences d'acoustique.* Paris 1882.
Koschwitz, *Experimentalphonetische Studien.* Archiv f. neuere Sprache 88, p. 241. 1892.
Kratzenstein, *Tentamen coronatum de voce.* Petropol. 1780. — *Observ. s. l. physique.* 1782.
Krönig, *Notiz ü. Vokallaute.* Poggend. Ann. 157, p. 339. 1876.
Lahr, *D. Grassmann'sche Vokaltheorie im Lichte des Experimentes.* Wied. Ann. 27, p. 94. 1886.
Lermoyez, *Étude exp. s. l. phonation.* Thèse. Paris 1886.
Lloyd, *Speech sounds, their nature and causation.* Phonet. Studien 3, p. 251; 4, p. 37 u. s. w. 18?0 ff.

Loewenberg, *Akust. Unt. ü. d. Nasenvokale.* Deutsche med. Woch. 1889, p. 518.
Marey, *Physiologie expérimentale.* T. 1 u. 2. Paris 1875—76.
Martens, *Ü. d. Verhalten von Vokalen u. Diphtongen in gesproch. Worten.* Z. f. Biol. 25. 1889; auch In.-Diss. (Kiel). 1888.
Mayer, A. M., *(Phonograph.)* Nature 17, p. 469. 1878.
Meyer, G. H., *Stimm- u. Sprachbildung.* Berlin 1871.
Mercadier, *Reprod. téleph. d. l. parole.* C. R. 113, p. 216. 1891.
Merkel, *Physiologie der menschl. Sprache.* Leipzig 1866.
Michaelis, *Zur Lehre von den Klängen der Konsonanten.* (1879.)
Müller, Joh., *Handbuch d. Physiologie.*
Nuvoli, *Fisiologia ecc. degli organi vocali in relaz. all'arte del canto e della parola.* Milano 1889.
Pipping, *Z. Klangfarbe d. gesungenen Vokale.* Z. f. Biol. 27, p 1. Nachtrag p. 433. 1890.
—„— *Om Hensens Fonautograf som ett hjälpmedel f. språkvetenskapen.* Helsingfors 1890.
—„— *Besprechung der Abhandlungen Lloyd's.* Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt., Bd. XVI², Heft 3—4.
Preece u. Stroh, *On the synth. examination of vowelsounds.* Procced. R. Soc. Lond. 28, p. 358. 1879.
Qvanten, *Z. Helmholtz'schen Vokaltheorie.* Pogg. Ann. 1875, Heft 2 u. 4 (auch schwedisch).
Raps, *Ü. Luftschwingungen.* Wiedemann-Annalen 50, p. 193. 1893.
Diese Arbeit, welche schöne Studien und Photogramme von Vokalen enthält, konete leider nicht benutzt werden.
Rosapelly, *Inscription d. mouv. phonétiques.* Trav. d. lab. de Marey, T. 2, p. 109. Paris 1876.
Rousselot, *Les modifications phonét. du langage étudiés dans le patois d'une famille de Cellefrouin.* Rev. des patois galloromains 1891, p. 65. — *Referat von Behrens.* Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt. XIV².
Savart, *Zahlr. Abh. üb. d. Stimme* in C. R. Ac. Sc. und in Ann. de chim. et de phys. 1825—1829.
Schneebeli, *Sur la théorie du timbre et part. des voyelles.* Arch. de Genève: (2) 64, p. 79 und (3) 1, p. 149. 1878—79.
Schwan u. Pringsheim, *Der französische Accent.* Archiv für neuere Sprachen 85, p. 203. 1890.
Techmer, *Phonetik.* Leipzig 1880.
—„— *Naturwiss. Analyse u. Synthese d. hörbaren Sprache.* Int. Z. f. Sprachwiss. 1, p. 69. 1884.
—„— *Beitr. z. Gesch. d. Phonetik u. Phonographie.* Int. Z. f. Sprachw. 5, p. 145. 1889.
Wagner, Ph., *Ü. d. Verwendung d. Grützner-Marey'schen Apparats u. d. Phonographen zu phonet. Unters.* Phon. Stud. 4, p. 68. 1890.
—„— *Französische Quantität.* Ebda. Bd. 6. 1892.
Wendeler, *E. Versuch, die Schallbewegung einiger Konsonanten graphisch darzustellen.* Z. f. Biol. 13, p. 303. 1887.
Willis, *Ueb. Vokaltöne u. Zungenpfeifen.* Pogg. Ann. 24, p. 397. 1832.
Wolf, *Sprache u. Ohr.* Braunschweig 1871.
v. Zahn, *Akustische Analyse der Vokalklänge.* Leipzig (1882?).

JENA. F. AUERBACH.

Benjamin Constant's „Adolphe".

I. Teil.

Kapitel I.

Überblick über die Litteratur der französischen Schweiz vor Benjamin Constant.

Bis zum 18. Jahrhundert besitzt die französische Schweiz überhaupt keine Litteratur, die in Bezug auf Form oder Inhalt nationale Eigentümlichkeiten aufwiese. Erst nachdem die aus Frankreich vertriebenen Calvinisten ihren dauernden Wohnsitz in Genf, Lausanne und Neuenburg aufgeschlagen hatten, änderte sich die Sachlage. Die französischen Flüchtlinge verpflanzten in ihre neue Heimat nicht nur ihre Industrie, sondern auch neue Ideen, die besonders in Genf einen äusserst günstigen Boden fanden. Trotz aller religiösen und politischen Streitigkeiten herrschte in dieser Stadt ein lebhaftes Interesse für die Wissenschaft, während die Litteratur erst viel später Beachtung fand, sodass in Lausanne und Neuenburg dichterische Erzeugnisse früher als in Genf in den Vordergrund traten. Die litterarische Entwickelung war also in der französischen Schweiz keineswegs eine gleichmässige, und ich kann mich nur Rossels[1]) Urteil anschliessen, wenn er behauptet, dass das geistige Leben der schweizerischen Provinz besonders studiert werden müsse. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahm Genf unter den genannten drei Städten wiederum eine eigentümliche Stellung ein. Es war damals das protestantische Rom, in dem der Kirchenrat (consistoire) streng darüber wachte, dass die Vorschriften Calvins beachtet würden.[2])

Dadurch wird es begreiflich, dass J.-J. Rousseau verbannt wurde, und dass Voltaire nur mühsam und auf Umwegen seine Theaterstücke zur Aufführung bringen konnte. Als Wohnsitz dieser beiden Dichter schien Genf dazu bestimmt zu sein, die Hauptrolle in der

---

[1]) Vgl. Rossel: *Histoire littéraire de la Suisse romande*, Bd. II, S. 72.

[2]) Vgl. Lady Blennerhasset: *Frau von Staël und ihre Freunde*, Bd. I, S. 6 u. 7; Johann. von Müller Sämtliche Werke XVI, S. 42, 45.

neuen litterarischen Bewegung zu spielen. Hätte es damals schon verstanden, den wahren Wert dieser Männer zu schätzen, so hätte es nicht bis zum Anfang unseres Jahrhunderts zu warten brauchen, ehe es Dichter aufweisen konnte, deren Ruf weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinausreichte, und deren Werke sich in jeder Bibliothek vorfinden. Gleichwohl hat Genf mittelbar die litterarische Bewegung jener Zeit geleitet; denn, wenn es auch nicht in ihrem Mittelpunkt stand, wenn es auch in litterarischer Beziehung von Lausanne und Neuenburg weit überflügelt wurde, so überragt es doch die beiden an wissenschaftlicher Bildung. Es besass eine Reihe Gelehrter, die an seiner Hochschule als Professoren wirkten und einer zahlreichen aus aller Herren Ländern herbeiströmenden Jugend die Ergebnisse ihrer Forschungen darboten. Damals las derselbe Gelehrte zugleich Physik, Naturgeschichte und Philosophie, woraus sich der eigentümliche philosophische Charakter der naturwissenschaftlichen Forschungen jener Zeit erklärt. Sie wurden in so vollendeter Form geboten, dass ihr litterarischer Wert selbst von den Encyklopädisten bewundert wurde, und sie wesentlich dazu beigetragen haben, den Einfluss der romanischen Litteratur in weitere Kreise zu tragen.[1])

In Genf bestanden damals zwei Vereine ohne akademischen oder öffentlichen Charakter, die nur dazu bestimmt waren, Gelehrten Gelegenheit zu bieten, sich zwanglos über philosophische Fragen zu unterhalten. Diese Vereine haben zu verschiedenen Malen versucht, wissenschaftlich-litterarische Zeitschriften ins Leben zu rufen, die jedoch wegen Mangel an Stoff sehr bald eingingen. *Le choix littéraire* (24 Bde.) spiegelt am besten die damalige Richtung einer für Rousseau begeisterten Jugend wieder.[2]) Aber die Wirkung dieser Zeitschrift konnte keine bedeutende sein, weil die Genfer Gelehrten mehr über die Grenzen ihres Vaterlandes hinausblickten, anstatt sich um ihre eigenen Verhältnisse zu kümmern.[3]) Auch liess die wissenschaftliche Richtung, die sie vertraten, Voltaires Einfluss nicht aufkommen, und auch Rousseau, wenn er früher als Voltaire Anerkennung fand, hatte es nur der Begeisterung, die er bei der Jugend entfachte, zu verdanken.[4])

---

[1]) Vgl. Sayous: *Le dix-huitième siècle à l'étranger*, Bd. I, S. 159; Rossel, Bd. II, S. 150, 168; Godet, *Hist. lit. de la Suisse fr.*, S. 283; Gaullieur, *Études sur l'histoire lit. de la Suisse fr.*, S. 81, 86.

[2]) Vgl. Sayous, Bd. II, S. 59.

[3]) Vgl. Sayous, Bd. II, S. 60; Gaullieur, S. 67; Rossel, Bd. II, S. 133; Godet, S. 237.

[4]) Vgl. Godet, S. 278: *„Les fils de sa pensée et de son génie"*, sagt Marc. Monnier, *„remplacent avantageusement pour nous les enfants de Thérèse qu'il eut le grand tort d'abandonner"*.

Ganz anders verhält es sich mit der geistigen Entwickelung in Lausanne. Auch hier finden wir zunächst zwei Gesellschaftsgruppen, die als Ausgangspunkte der litterarischen Bewegung anzusehen sind. Die eine bestand aus Aristokraten, die wesentlich politische Interessen verfolgten, die andere aus französischen Professoren und Studenten der theologischen Fakultät, deren Vereinigungen lediglich geselligen Zweck hatten, weshalb auch jungen Damen der Zutritt bereitwillig gewährt wurde.[1]) Ausserdem besass Lausanne eine kleine Colonie ehemaliger Offiziere, die altadligen waadtländischen Familien angehörten und in den verschiedensten Armeen Europas gedient hatten, endlich eine kleine Gruppe von Ausländern, die, weil sie am geselligen Verkehr der Stadt Gefallen fanden, entweder ihren dauernden Wohnsitz in Lausanne aufgeschlagen hatten, oder doch regelmässig zu bestimmten Zeiten wiederzukommen pflegten.

Deshalb fand Voltaire, als er im Jahre 1756 nach Lausanne kam,[2]) für sein Theater nicht nur die geeigneten schauspielerischen Kräfte, sondern auch Zuhörer, die ihrer ganzen Richtung nach für seine Dramen empfänglicher waren als das Genfer Publikum. Aber trotzdem er sich höchst anerkennend über die Einwohner Lausannes äussert,[3]) ist sein Einfluss doch nur ein oberflächlicher geblieben, und er hat eher Schauspieler als Leser der Encyklopädie herangebildet.[4]) Der zwanglose gemütliche Ton, der in Lausanne eingeführt war, begünstigte daher auch die Entwickelung sentimentaler Litteratur.[5]) So erklärt sich der Erfolg des Kränzchens „*Académie des eaux*“, das Susanne Curchod[6]) um sich sammelte, und der bedeutende Einfluss des Vereins „*Société littéraire*“, der von Deyverdun im Jahre 1772 gegründet wurde.[7]) Deyverdun macht sich zuerst durch die Übersetzung des Werther bekannt.[8]) Diese Übersetzung wurde ebenso eifrig gelesen, wie Rousseau's „Héloïse“, und trug nicht wenig zur Entwicklung der sentimentalen Richtung bei, deren Anfänge in diese Zeit fallen. Es wurde förmlich Mode, nach Orten zu pilgern, die den Schauplatz der „*Nouvelle Héloïse*“ bildeten, und die eifrige Lektüre der sentimentalen Romane konnte diese Richtung nur noch bestärken.[9]) Frau von Montolieu[10]) ist die

---

[1]) Vgl. Blennerhasset, Bd. I, S. 15; Gaullieur, S. 96; Vicomte d'Haussonville: *Le salon de Madame Necker*, S. 25.

[2]) Vgl. Rossel, Bd. II, S. 82.

[3]) Vgl. Sayous, Bd. II, S. 82.

[4]) Vgl. Godet, S. 243.

[5]) Vgl. Sayous, Bd. II, S. 82—83.

[6]) Vgl. Godet, S. 308, 313.

[7]) Vgl. Sayous, Bd. II, S. 89; Godet, S. 323.

[8]) Vgl. Appell: *Werther und seine Zeit*, S. 6.

[9]) Vgl. Sayous, Bd. II, S. 92 u. 93.

[10]) Frau von Montolieu (1751—1832), Tochter des Doyen de Bottens, wurde in Lausanne geboren. Sie verlor in ihrem 24. Jahr ihren Mann,

Hauptvertreterin dieser Romangattung gewesen. Sie fand zahlreiche Nachahmer, unter denen ich besonders Samuel de Constant[1]) erwähne.

In Neuenburg kann von einer wissenschaftlichen und litterarischen Bewegung, wie sie in Genf und Lausanne deutlich sichtbar ist, zunächst nicht die Rede sein. Wohl weist die Stadt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervorragende Namen auf, die auch in weiteren Kreisen guten Klang haben: Osterwald (1663—1747) und Bourget (1678—1742)[2]); der eine bekannt durch seine Bibelbearbeitung und seinen grossen Katechismus, der andere durch Begründung des Schweizer Merkur (1732)[3]) *(Mercure suisse)* und durch seinen Briefwechsel mit den grössten Gelehrten seiner Zeit (Leibnitz und Réaumur). Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts sind zwar wiederholt Versuche gemacht worden, ein regeres schöngeistiges Interesse zu bekunden. So wollte man wie in Lausanne Theaterstücke zur Aufführung bringen; sie fanden jedoch, da sie jeglichen Localinteresses bar waren, keine günstige Aufnahme. Selbst Rousseau's vorübergehender Aufenthalt im Jahre 1765 änderte nichts an dieser Sachlage. Ein einziger Mann, Dupeyrou, nimmt sich seiner energisch an und sorgt für die Veröffentlichung des 2. Teiles von Rousseau's *„Bekenntnissen"*. Erst mit diesem Dupeyrou, mit Chaillet und später mit Frau von Charrière nimmt das öffentliche Interesse an litterarischen

---

Benjamin de Crousaz, und heiratete dann den Baron von Montolieu, einen Auswanderer aus Languedoc. Sie schrieb *Caroline de Lichtfield* 1786. Nach dem Tode ihres zweiten Mannes widmete sie sich der Lektüre und Arbeit. Sie schrieb mehr als hundert Romane. Sayous, Bd. II, S. 95—96; Rossel, II, S. 277; Godet, S. 319.

[1]) Samuel Constant de la Rebecque ist der Onkel und nicht der Vater Benj. Constant's. Gaullieur, S. 277; Sayous, Bd. II, S. 96; Blennerhasset, Bd. II, S. 293; Faguet: *Revue des deux Mondes, juin 1888*, S. 599, begehen noch diesen Irrtum. Vgl. Rossel, Bd. II, S. 273; Godet, S. 244; Menos, S. 4: Constant's Handschriften, *Lettre de Rosalie de Constant à son frère Charles*, die in ihrem Brief vom 28. Oktober 1800 folgenden Artikel aus einer Zeitung abgeschrieben hat: *„On écrit de Genève que Samuel de Constant, oncle du Tribun Benjamin de Constant, vient de mourir, âgé de 71 ans. Il est auteur de quelques romans intitulés „Camille ou lettre de deux filles de ce siècle", „Le Mari sentimental", „les Lettres de Laure", de plusieurs comédies et quelques écrits de morale moins connus. On trouve particulièrement dans Camille et dans Laure un esprit observateur, un style agréable et animé, quoiqu'un peu incorrect, et, ce qui est un mérite plus rare, de l'originalité dans les idées. Il s'était allié par un premier mariage à une famille de Genève, depuis longtemps distinguée dans la littérature et les sciences, celle des citoyens Pictet à qui nous devons l'excellent journal de la Bibliothèque Britannique. Samuel Constant est regretté par ceux qui l'ont connu comme bon citoyen. Zélé pour la liberté et la prospérité de son pays et comme homme d'esprit d'une société piquante et d'un caractère élevé."*

[2]) Vgl. Godet, S. 197, S. 176.

[3]) Vgl. Gaullieur, S. 35. Diese Zeitung bestand unter verschiedenen Namen bis zum Jahre 1784.

Dingen in Neuenburg zu. Chaillet war ein Schüler Osterwald's. Seine Schriften zeichnen sich durch zierliche Form und lebhafte Ausdrucksweise vortheilhaft aus. Er war ein beliebter Mitarbeiter des *„Journal Helvétique“*, das im Jahre 1783—84 an die Stelle des *„Mercure suisse“* unter dem Titel *„Nouveau Journal de littérature de l'Europe et surtout de la Suisse“* getreten war. Chaillet's und Dupeyrou's Namen wären jedoch in meiner Arbeit nicht genannt worden, wenn diese Männer nicht die Bekanntschaft der Frau gemacht hätten, durch deren Einfluss das geistige Leben Neuenburgs einen vollständigen Wandel erfuhr.

Agnès Isabelle Elisabeth de Charrière, eine Tochter des Herrn Thuyll van Zuylen, des Gesandten bei den Generalstaaten, wurde im Jahre 1740 in Utrecht geboren. Bereits in ihrer Jugend zeichnete sie sich durch Liebreiz, Geist und Schönheit aus.[1]) Ihre Erziehung wurde einem Fräulein Prévost, einer Genferin, anvertraut. Nachdem sie die Anträge hervorragender Bewerber ausgeschlagen hatte, heiratete sie in ihrem dreissigsten Jahre Herrn von Charrière, den sie als Erzieher ihrer Brüder kennen gelernt hatte, und dessen geistvolles, aber kaltes und methodisches Wesen sie an Saint-Preux erinnern mochte. Im Jahre 1771 kam sie mit ihrem Mann nach Colombier bei Neuenburg, wo Herr von Charrière ein schönes Landhaus besass. Frau von Charrière fand wenig Gefallen an den Bekanntschaften, die sie auf ihrem neuen Wohnsitze machte. Sie hatte in Lausanne und Paris gewohnt und dort Eindrücke empfangen, mit denen sich die von Neuenburg nicht entfernt messen konnten. Sie selbst spricht sich folgendermassen darüber aus: *„En fait de littérature hors du Peyrou, qui dicte presque tous les jours à son valet de chambre un billet pour moi, à qui j'écris presque tous les jours, il n'y a personne que je puisse occuper un quart d'heure de suite de ce qui m'intéresserait le plus vivement . . . . . . Je vous dirai que Colombier est dans ce moment un bien vilain endroit, bien boueux . . . .“*[2]) In ihren Briefen schildert Frau von Charrière wiederholt die Eindrücke, die ihre Umgebung auf sie machte, und später findet sie einen angenehmen Zeitvertreib darin, diese Bemerkungen zu sammeln und in ihren *„Lettres écrites de Lausanne“* und *„Lettres écrites de Neuchâtel“* (1784) zu veröffentlichen. *„Grand orage au bord du Léman et surtout dans les petits bassins d'eau d'à côté“*[3]), sagt Sainte Beuve,

---

[1]) Rossel, Bd. II, S. 257: *„Très primesautière, très spirituelle et très fine, elle devint un petit être rare dont la franchise, la décision, les caprices plaisaient et surprenaient tout ensemble.“*

[2]) Vgl. Gaullieur, S. 126.

[3]) Vgl. Sainte-Beuve: *Portraits de femmes*, Bd. III, S. 389, 391, um das Urteil von Frau von Charrière über ihr eigenes Buch kennen zu lernen.

um die Wirkung dieser Briefe zu schildern. Jedenfalls zeichnen sich beide Sammlungen nicht nur durch die darin niedergelegte tiefe Erkenntnis des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften, sondern auch durch die Sicherheit und Klarheit aus, mit der Frau von Charrière ihre Beobachtungen darstellt. Aber diese unleugbaren Vorzüge erweckten ihr auch zahlreiche Gegner. Es entspann sich ein lebhafter Streit, in dessen Verlauf Frau von Charrière ihren Anfechtern kühn die Stirn bot und einen Kreis von Anhängern um sich scharte.[1]) Sie liess sich durch die Angriffe ihrer Gegner in keiner Weise einschüchtern. Damals schrieb sie den kleinen Roman *Caliste*,[2]) der später das Vorbild wurde für die *Corinne* der Frau von Staël. Das Buch enthält eine geistreiche Beschreibung und tief empfundene Schilderung der Qualen eines weiblichen Gemüts, das den Standesvorurteilen geopfert wird. Insofern als die Heldin einsam und schweigsam duldet, hat sie Ähnlichkeit mit der Verfasserin selbst, die gleichfalls die bittersten Enttäuschungen schweigsam ertrug. Ihre späteren Romane *„Mistriss Henley“* und *„le Mari sentimental“* erregten noch grösseres Aufsehen und erfuhren scharfe satirische Beurtheilungen, auf welche die Verfasserin mit dem *„Portrait de l'auteur des lettres de mistriss Henley fait par elle-même“* antwortete.

Diese Erwiderung ist zur Beurteilung der Frau von Charrière äusserst wichtig; denn obwohl sie nicht mehr als fünf Seiten (Gaullieur 146—152) umfasst, wirft sie doch scharfe Schlaglichter auf den Charakter und die Gesinnung derselben, besonders aber ist das Dokument für die Beurteilung der späteren Beziehungen Benj. Constant's zu Frau von Charrière[3]) wichtig: *Compatissante par tempérament, libérale et généreuse par penchant, Zélinde n'est bonne que par principe ...... Elle a eu de la vanité; mais le mépris et la connaissance des hommes l'ont corrigée ..... Tendre à l'excès et non moins délicate, elle ne peut être heureuse par amour ni sans amour. L'amitié eût-elle jamais un temple plus saint, plus digne d'elle, que le cœur de Zélinde? .... L'imagination*

---

[1]) Gaullieur sagt darüber S. 135: *„Bientôt ce cercle forma école. Pour la hardiesse des pensées, pour la manière d'écrire, il se distingua de tous les alentours. C'est dans ce sens que l'influence de Mme de Charrière a été grande dans la Suisse française. Elle a joué un vrai rôle de réformateur.“* (Vgl. noch Sainte-Beuve, *préface de Caliste* 1845.)

[2]) Vgl. Gaullieur, S. 128: *„Les lettres de Lausanne parurent en 1783 sous la rubrique de Toulouse. Il n'y avait d'abord qu'une première partie et la seconde, l'histoire de Caliste, ne fut publiée que dans une seconde édition, 1788. Lettres neuchâteloises 1784.“* Godet, S. 357, sagt von diesem Buche: *„S'il n'existait pas, il manquerait une perle à la littérature française.“*

[3]) Vgl. Gaullieur, S. 146 ff.

de Zélinde sait être riante, même quand son cœur est affligé. Ses sensations trop vives et trop fortes pour sa machine, une activité excessive qui manquent d'objets satisfaisants, voilà la source de tous ses maux." Vergleicht man Frau von Charrière mit ihren Zeitgenossen, so wird man wohlthuend davon berührt, dass sie sich von dem Einfluss der neuen *Héloïse,* der in den phrasenreichen und deklamatorischen Werken der Frau von Montolieu vorherrscht, ganz freigehalten hat. Frau von Charrière vermeidet durchweg den salbungsvollen Ton Rousseau's; sie bleibt überall einfach und natürlich. Ihre feine Beobachtungsgabe zeigt sich auf Schritt und Tritt, gleichviel ob sie über Politik, über Litteratur, über Rousseau oder sonst etwas spricht.[1]) Man darf sich nicht wundern, dass der Einfluss dieser geistreichen Frau bald ein sehr bedeutender und allgemeiner wurde. Zu den schönsten Stunden in *Colombier* dürften diejenigen zählen, die sie in Benjamin Constant's Gesellschaft verlebte, der in ihr nicht nur eine treue, selbstlose und nachsichtige Freundin, sondern auch eine ebenso geist- und gemütvolle, wie verständnisinnige Zuhörerin und Beraterin fand. Auch auf Frau von Charrière wirkte die Gesellschaft des geistvollen und vielseitigen jungen Mannes sicherlich höchst anregend, und da sich in ihrer Person gründliches Wissen und tiefe Empfindung mit Witz und Verstand verbanden, so konnte der Verkehr mit ihr auch für Benjamin Constant nicht ohne tiefen Einfluss bleiben. Sie hat auf seinen Geist und seine Charakterbildung auch später noch bestimmend eingewirkt, namentlich während seines Aufenthalts am Braunschweiger Hofe.

Ich habe versucht, im Vorstehenden einen kurzen Überblick der Bedingungen zu geben, unter deren unmittelbarem Einfluss die Jugend der beiden Autoren stand, die sich später in hervorragender Weise an der Entwickelung der französischen Litteratur während der Revolutionszeit beteiligen sollten. Wenn Frau von Staël durch ihre persönlichen Verhältnisse den wissenschaftlichen Bestrebungen, wie sie sich in Genf entfalteten, näher stand als Benjamin Constant, so wurden diesem die in der französischen Schweiz herrschenden Ideen durch Frau von Charrière vermittelt. Im weitern Verlaufe meiner Untersuchung werde ich mich bemühen nachzuweisen, wie weit Frau von Staël ihrerseits auf Benj. Constant gewirkt hat.

Kapitel II.

Die Neue Héloïse, Werther, Obermann, René.

Bevor ich über *Adolphe* spreche, möchte ich zur bessern Charakterisierung des Romans kurz seiner Vorgänger Erwähnung thun. Wie bereits im ersten Kapitel ausgeführt worden ist, wurde

[1]) Vgl. Godet, S. 361; Rossel, Bd. II, S. 272.

die sentimentale Richtung in Lausanne hauptsächlich durch die Neue Héloïse und Werther eingeführt. Beide Werke bringen die Geistes- und Geschmacksrichtung ihrer Zeit zum Ausdruck. Das 18. Jahrhundert hatte mit seiner rationalistischen Weltanschauung die Gemüter verhärtet. Die lyrische Muse war fast verstummt. Es gab keinen bedeutenden Vertreter für Ergüsse idealer Liebe. Eine Änderung ist in dieser Beziehung erst durch englische Einflüsse[1]) eingetreten, die einen überaus günstigen Boden fanden, denn alle Herzen schienen von fast krankhafter Sehnsucht nach einem Dichter erfüllt zu sein, der imstande wäre, den nur dunkel empfundenen Regungen des Gemütes entsprechenden Ausdruck zu geben. Unter den Franzosen ist Jean-Jacques Rousseau der erste, der selbständig diesen Drang poetisch befriedigt.[2]) Dem Zwecke dieser Arbeit entsprechend beschränke ich mich darauf nachzuweisen, in welcher Richtung seine neue Héloïse diesen Einfluss übt.[3]) Zunächst durch die kräftig hervortretende Gefühlsrichtung, sodann durch lebhafte Empfindung für die Natur und ihre Schönheiten und endlich durch scharf ausgeprägte Darstellung der eigenen Individualität erwärmte und begeisterte Rousseau zur Liebe zur Natur. Dem kalt berechnenden Verstande stellt er die warme Gefühlsinnigkeit gegenüber und findet auf diese Weise immer neue Quellen der Poesie im menschlichen Herzen und in der menschlichen Phantasie.

Der Held des Romans, Saint-Preux, ist eine durchaus eigentümliche Schöpfung und zugleich ein getreues Spiegelbild des innersten Lebens und Empfindens des Verfassers selbst. Bei Abfassung seines Romans kannte Rousseau weder ideale Liebe noch Freundschaft; sie sind ihm stets Probleme geblieben, denen er träumerisch nachgrübelt[4]), die er aber nie begriffen hat. Daraus erklärt sich die phantastische Art des ganzen Romans und der Mangel an Natürlichkeit im Charakter von Saint-Preux und Claire. Besondere Beachtung verdient in dieser Beziehung der erste Teil des Romanes; die Liebesergüsse von Saint-Preux, seine Verbannung, der Kuss im Wäldchen und seine von Glut erfüllten Briefe sind eigentümlich und unverständlich. Saint-Preux zeigt die innere Zerrissenheit, Empfindlichkeit und Mutlosigkeit eines Mannes, der nicht imstande ist, der Geliebten ein sorgloses Dasein zu bieten; zugleich aber soll er Rousseau's Ideal vom Lehrer verkörpern. Als Julie ihm schreibt, dass sie Herrn von Wolmar geheiratet habe[5]), will er sich voll Verzweiflung das Leben

---

[1]) Vgl. E. Schmidt, *Richardson, Rousseau und Goethe,* S. 79, 80.

[2]) Vgl. Lotheisen, *Litteratur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution,* S. 10; Faguet: *XVIIIe siècle* S. 370.

[3]) Vgl. Pellissier, *Le mouvement littéraire,* S. 18, 19.

[4]) Faguet: *XVIIIe siècle,* S. 363.

[5]) *Nouvelle Héloïse,* Partie III, Lettre XX.

nehmen, aber der tröstende Zuspruch Lord Edouard's genügt, um ihn von diesem Entschluss abzubringen; ein neuer Beweis für seine Unentschlossenheit und seine Charakterlosigkeit. So schwankt er hin und her, ohne jemals zu einem festen Entschluss gelangen zu können, der als Bethätigung seiner Gefühle aufgefasst werden könnte, und wird dadurch der Vorläufer eines Werther, eines Léonce, eines Oswald, eines René, eines Obermann, eines Adolphe. Was ihn von allen diesen unterscheidet, ist seine Abstammung aus ärmlichen Verhältnissen[1]) und die daraus sich ergebende Notwendigkeit, als Hauslehrer seinen Lebensunterhalt zu verdienen; dagegen steht er mit ihnen auf völlig gleicher Stufe in Bezug auf seine Menschenscheu und seine skeptische und pessimistische Lebensanschauung.[2])

Die neue Héloïse ist im Jahre 1761[3]) in Deutschland bekannt geworden. Der Ruf des Romans verbreitete sich sehr schnell. Man kann fast behaupten, dass die wesentlich hervortretenden Charakterzüge von Saint-Preux sich im jungen Werther wiederfinden[4]), aber obgleich Goethe Form und Grundgedanken der neuen Héloïse nachgeahmt hat, ist er doch in der Ausführung seines Werther durchaus selbständig und schöpferisch geblieben. Wenn man bei Saint-Preux den Einfluss des Plutarch fühlt, so ist bei Werther der Einfluss Homers und der ossianischen Lieder unverkennbar. „*Mon maitre et consolateur Plutarque*", sagt Rousseau in einer Zuschrift an Frau von Epinay *(Mémoire II, 179)*[5]), und in der neuen Héloïse wird der Name dieses Schriftstellers von Julie sehr häufig genannt; dagegen ist Goethes Lieblingsschriftsteller in Strassburg Homer (E. Schmidt, S. 222). Er erwähnt ihn wiederholt in seinen Schriften, und sein Werther antwortet auf die Frage, ob man ihm Bücher

---

[1]) *Revue des deux Mondes, Janv 1888;* Brunetière: *Lett. pers., S. 443. Si je voulais définir d'un mot J. J. Rousseau tout entier, je dirais qu'il me représente à lui seul l'invasion du plébéien dans la littérature.* Serge von Abel Hermann (Paris, November 1891) hat seinen Helden aus demselben Kreise wie Saint-Preux genommen.

[2]) Wenn ich den Ausdruck Skepticismus für Rousseaus Theorie anwende, meine ich damit, dass Rousseau, der in seiner Meinung immer verschlossen geblieben ist und sein ganzes Leben lang denselben Ideen nachgegrübelt hat, insofern ein Skeptiker war, als er fortwährend bemüht blieb, allen Gebieten des Denkens und Forschens eine seinem Standpunkt entsprechende Richtung zu geben. Pessimist ist er auch, weil er immer die Gesellschaft für schlechter gehalten hat, als sie wirklich war. Vgl. dazu Faguet: XVIIIe siècle, S. 331, 333, 338, 345.

[3]) Die neue Héloïse erschien in Frankreich im Jahre 1759.

[4]) Vgl. Godet, S. 278: „*Werther, ce fils de Rousseau, eût-il vu le jour sans la Nouvelle Héloïse*". E. Schmidt, S. 122, 123. *Der Triumph der Empfindsamkeit,* erschienen 1778. (Goethes Werke, hergeg. v. H. Kurz, Bd. V, S. 197.)

[5]) Vgl. E. Schmidt, S. 215, 216.

nachschicken solle: „Lieber, ich bitte dich um Gotteswillen, lass mir sie vom Hals! Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert sein, braust dieses Herz doch genug aus sich selbst; ich brauche Wiegengesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer." [1]) Diese Worte; „Braust dieses Herz doch genug aus sich selbst" ..... und Saint-Preux's Ausruf: *„Ah! Julie, notre coeur nous en dit plus qu'eux, et le langage imité des livres est bien froid pour quiconque est passionné lui-même......"* [2]) zeigen deutlich die Übereinstimmung und die Verschiedenheit der Empfindung beider Schriftsteller. Goethes leidenschaftlich erregtes Gemüt findet in den einfachen Natur- und Charakterschilderungen des griechischen Dichters, in dem Zorn des Achilleus, in der Leidenschaft des Paris, in der Treue der Penelope Gefühle, in welchen seine Stimmung sich wiederspiegelt, während Rousseau jedes Buch zu kalt findet, um seiner leidenschaftlichen Erregung zu genügen. Es erhellt daraus, dass Werther weniger Philosoph als Saint-Preux ist, nur für Natur und Liebe schwärmt und viel subjektiver denkt als jener. Seine leidenschaftliche Liebe zu Lotte erscheint menschlicher und natürlicher als die des Saint-Preux zur Julie und ist uns deshalb leichter verständlich. Werther steht allein im Vordergrunde des Romans, mag er dem vertrauten Freunde sein innerstes Gefühl offenbaren, oder es der Geliebten in leidenschaftlichen Worten aussprechen, nie wird sein Verhältnis zu Lotte weder durch eine Antwort derselben, noch sonst in anderer Weise beleuchtet; während in der neuen Héloïse sowohl die Herzensergüsse Saint-Preux's als auch der Gefühlsaustausch zwischen Julie und Claire und die Ratschläge von Lord Édouard wesentlich dazu beitragen, Schritt für Schritt die verschiedenen Phasen dieser Liebe zu schildern und zu erklären. Auch gipfelt die Handlung nicht im Untergange Saint-Preux's, sondern in dem Claires, die bei Rettung ihres Kindes stirbt und dadurch den Fehltritt büsst, den sie vor ihrer Verheiratung begangen hat, während Werther allein schuldig ist und auch allein die Strafe trägt. Es finden sich auch äusserliche Unterschiede in der Liebesleidenschaft beider Helden. Saint-Preuxs Liebe wird erwidert, sein Verhältnis zu Julie nimmt nur infolge des Standesunterschiedes ein tragisches Ende. Werthers Liebe dagegen bleibt fast unerwidert. Bei Saint-Preux kühlt sich die Leidenschaft gegen das Ende des Romans mehr und mehr ab, bei Werther steigert sie sich bis zum Wahnsinn.[3]) Bei Saint-Preux genügen die kühlen Ermahnungen seines Freundes, um seine Absicht, sich zu töten, zu verhindern,

[1]) Werther, Brief vom 13. Mai (Goethes Werke, Bd. VI, S. 9).
[2]) Rousseau: *„Nouvelle Héloïse"*, S. 154. (Ed. Lahure, Paris 1856.)
[3]) Vgl. E. Schmidt, S. 158—159.

während bei Werther immer schärfer und schärfer hervortretende Todesahnungen den Leser gleich einer immer düsterer werdenden, Unheil kündenden Wolke auf den tragischen Ausgang vorbereiten und ihn schliesslich ganz unvermeidlich erscheinen lassen. Aus jeder Zeile des Buches ertönt die leidenschaftliche Klage nach der verlorenen Seelenruhe. Als Werther sicher ist, dass er die Geliebte zum letzten Male gesehen hat, vermag er ein Dasein nicht länger zu ertragen, dessen einziger Inhalt die Geliebte war. Zwar kämpft er mannhaft:[1]) „Und wie sie mich auf dem Wege schalt über den zu warmen Anteil an allem, und dass ich drüber zu Grunde gehen würde! dass ich mich schonen sollte! O der Engel! um deinetwillen muss ich leben." Aber alle seine Standhaftigkeit verlässt ihn, nachdem sein Schicksal entschieden ist.[2]) „Wilhelm! die einsame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labsale, nach denen meine Seele schmachtet. Adieu, ich sehe dieses Elends kein Ende als das Grab." [3])

Durch seine Romane schuf Goethe den Typus des durch unglückliche Liebe zu Grunde gehenden Jünglings und damit das Vorbild für alle späteren Nachahmer Rousseau's. Sie werden in der Schilderung ihrer Leidenschaft nur die Subjektivität behalten. Die Quellen ihrer Seelenschmerzen können andere sein, und bei ihnen wird mehr und mehr ihre traurige Klage in Schwermut wie in René oder in Pessimismus wie in Obermann ausarten. Aber weder René noch Obermann töten sich, sondern versuchen Trost und Linderung zu finden; der eine in der Einsamkeit der unendlichen Prärien Amerikas,[4]) der andere inmitten der gewaltigen Alpenwelt.[5])

Obermann, von Senancourt im Jahre 1804 veröffentlicht, ist gleichfalls eine Art Selbstbiographie in Briefen, die an einen Freund gerichtet sind. Doch spricht aus diesen Briefen weniger enttäuschte Liebe als Schwermut und Pessimismus. Nicht glühende Leidenschaft wie bei Werther, sondern nur Lebensüberdruss spricht aus jedem Worte,

---

[1]) Werther (Goethe Bd. VI, S. 30).

[2]) Werther (Goethe Bd. VI, S. 48).

[3]) Der Leser wolle nicht übersehen, dass es sich für mich nur um die Beziehungen handelt, die zwischen Adolphe und der neuen Héloïse bestehen. Der Tendenz- und Lehrroman gehört nicht in das Bereich meiner Besprechung.

[4]) Vgl. Mager, Bd. II, S. 64.

[5]) Foscolo's Jacopo Ortis, der italienische Werther, zeigt uns die allgemeine Richtung dieser Zeit. *„Il romanzo dell' Ortis offre la storia d'un giovane il quale, mentre anela alla vendetta della patria oppressa, innamora d'una donna obligata ad un altro; e, lasciandosi vincere alla violenza della passione, e subito disperando d'ogni altro conforto, poichè l'ha irrevocabilemente perduta, si uccide".* (Siehe *Intorno alle ultime lettere di Jacopo Ortis*, S. 1.)

nur hie und da deutet eine Stelle darauf hin, dass unglückliche Liebe mit an dieser Grundstimmung schuld sein könnte. Der grösste und dauerndste Werth dieses Buches, besteht in seiner psychologischen Richtung.[1]) Bei Werther haben wir die unterdrückte Leidenschaft, den aussichtslosen Kampf des Mannes gegen die Macht der Thatsachen, bei René das Bewusstsein hoher Bestimmung ohne die nötige Willenskraft, sich zu bethätigen, bei Obermann endlich die hohe geistige Begabung, die aber, da ihrem Besitzer jedes religiöse Bewusstsein fehlt, nur zu Selbstquälerei und innerer Zerrissenheit führt.

Die Briefe Obermanns bilden keinen Roman, sie enthalten keine Handlung, sie haben weder Verwickelung noch Lösung. Sie schildern ein verlorenes Dasein, das in der wilden Einsamkeit nach Ruhe und Frieden ringt. Unmittelbar nach seiner Abreise von Lyon finden wir Obermann als ausgesprochenen Menschenfeind. Trotz seiner Jugend lebt er als Einsiedler und vor der Zeit gealterter Mensch.[2]) Je länger man liest, desto mehr fühlt man, dass dieses zerrissene Gemüt im Verkehr mit der unverfälschten Natur sich erholen kann. In der That wird ihr wohlthätiger Einfluss bald fühlbar. Die Stellen erinnern an J. J. Rousseau, wo er sein neues Heim am Genfer See schildert und sich dem Ackerbau widmet.[3]) Auch stellt Obermann eine Theorie seiner philosophischen und religiösen Überzeugungen auf. Er lebt in einer empfindsamen Stimmung und liebt nur die Natur: *„Je n'aime, il est vrai, que la nature"*.[4]) Dieses lebendige Naturgefühl macht ihm nicht nur die Einsamkeit erträglich, sondern vermindert auch nach und nach seine Menschenscheu, so dass er gegen das Ende des Buches einige Freundschaft für Fonsalbe fühlt, der ebenso wie er empfindet,[5]) und dieses Gefühl beherrscht den Rest seines Lebens. Auf dem Lande will er es zubringen und dort sterben.[6]) *„Si j'arrive à la vieillesse, si un jour, plein de pensées encore, mais renonçant à parler aux hommes, j'ai auprès de moi un ami pour recevoir mes adieux à la terre; qu'on place ma chaise sur l'herbe courte, et que de tranquilles marguerites soient*

---

[1]) Vgl. Obermann, *Préface par George Sand,* S. 2, 4: *Obermann, c'est la rêverie dans l'impuissance, la perpétuité du désir ébauché.*

[2]) Obermann, S. 24: *„Je demandai aux hommes, s'ils sentaient comme moi, je demandai aux choses, si elles étaient selon mes penchants, et je vis qu'il n'y avait point d'accord ni entre moi, ni entre la société, ni entre mes besoins, ni les choses qu'elle a faites. Pourquoi la terre est-elle aussi désenchantée à mes yeux. Je ne connais point la satiété, je trouve partout le vide."*

[3]) Vgl. Obermann, S. 262, 269, 270—320.

[4]) Vgl. Obermann, S. 40.

[5]) Vgl. Obermann, S. 394.

[6]) Vgl. Obermann, S. 425.

là devant moi, sous le soleil, sous le ciel immense, afin que laissant la vie qui passe, je retrouve quelque chose d'illusion infinie."

Vergleicht man den Inhalt der Lebensschicksale Obermanns mit denen des Verfassers, so drängt sich uns unwillkürlich die Überzeugung auf, dass Obermann in der Hauptsache eine Selbstbiographie ist. Unmittelbar nachdem Senancourt die Schule *(Collège de la Marche)* verlassen hat, sollte er nach dem Wunsch seines Vaters in die Jesuitenschule (1789) eintreten. Da er bereits vollkommen Atheist ist, zieht Senancourt vor, aus dem Vaterhause zu fliehen. Er findet eine Zuflucht in der Schweiz und verlebt dort eine freudenlose Jugend. Im Verkehr mit einfachen Naturmenschen weicht sein Trübsinn allmählich, und nach längerem Aufenthalt im Canton Freiburg heiratet er die Tochter seines Wirtes, mehr weil ihre treue Neigung ihn rührt, als weil er selbst solche für sie empfindet. Mit diesem Abschnitt seines Lebens, der in der Episode seines Freundes Fonsalbe geschildert wird, schliesst das Buch und lässt in keiner Weise das traurige Schicksal durchblicken, das dem Verfasser später beschieden ist. In seiner Schilderung der Natur erinnert Senancourt lebhaft an Rousseau, in seiner Menschenscheu an Werther. Ich musste deshalb dieses wenig gelesene Buch mit unter den Vorläufern Adolphes anführen; zu seiner Charakterisierung verweise ich auf Sainte-Beuves Bemerkung.[1])

René hat in Frankreich fast dieselbe Rolle gespielt, wie Werther in Deutschland. Die Schicksale des Helden sind für jedermann verständlich, ihr Grundzug bleibt unglückliche Liebe. Dagegen kränkelt Obermann an einem Lebensüberdruss, der den meisten Lesern unverständlich bleiben muss, wenn er nicht geradezu abstossend wirkt.[2]) Werther endlich muss sowohl durch seine persönliche Gesinnung, als auch durch seine heisse Liebesleidenschaft alle Herzen rühren. Obermann entbehrt jedes Zaubers. René entspricht wesentlich dem Zug seiner Zeit.[3]) Werther hat mit Obermann nur die Form gemeinschaftlich, inhaltlich weichen beide Werke durchaus von einander ab. Auch René unterscheidet sich wesentlich von Werther, sowohl in der Anlage, wie in der Darstellung. René beichtet gewissermassen seinem Pflegevater Chactas, aus welchem Grunde er nach Amerika geflohen ist. Die Handlung vollzieht sich also nicht wie bei Werther vor den Augen des Lesers, sondern das Ganze bildet eine Art Rückwärtsschauen der Betrachtung, und verliert dadurch an Ursprünglichkeit. Auch flieht René, nicht um der eigenen unbezähmbaren Leidenschaft willen, sondern aus Kummer

---

[1]) Vgl. Sainte-Beuve: „*Portraits contemporains.*" Bd. I, S. 174, 177.
[2]) Vgl. Pélissier: „*Le Mouvement littéraire au XIXe siècle*", S. 57.
[3]) Vgl. Nisard: „*Litt. française*", Bd. IV, S. 496; Mager, Bd. II, S. 65.

darüber, dass er die Neigung seiner Schwester verkannt und sie deshalb ungerecht beurteilt hat. Ein solcher Inhalt kann unmöglich so unmittelbar packend sein, wie die von heissester Liebesglut eingegebenen Herzensergüsse Werthers. Trotzdem wecken seine schwermütigen Rückblicke in aller Brust lebhafte Teilnahme, weil sie überaus harmonisch mit Schilderungen der Natur verwoben, und gleichsam mit ihnen verwachsen sind. Man kann in gewissem Sinne sagen, dass Werther sich zu Saint-Preux so verhält, wie René zu Obermann: denn René und Obermann können als Typen der Schwermut und des Lebensüberdrusses gelten, während Werther und Héloïse die Qualen der unglücklichen Liebe schildern. In Adolphe begegnen sich beide Gefühle, denn der unglücklich Liebende ist zugleich ein von allen Genüssen des Daseins übersättigter Mensch. Indem B. Constant sich bemüht, den innern Widerspruch beider Gefühle wahrscheinlich zu machen, schafft er ein Werk,[1]) das in der Darstellung und Zergliederung der Gefühle wesentlich zur Entwickelung des psychologischen Romans beigetragen hat und deshalb an die Spitze der ganzen Richtung zu stellen ist.

II. Teil.

Kapitel I.

Benjamin Constant und Frau von Charrière.

Ein berühmter Kritiker hat behauptet, dass zum wahren Verständnis eines Werkes eine genaue Kenntnis der persönlichen Verhältnisse des Verfassers unerlässlich sei. Dieses Urteil, welches schon im allgemeinen sich als zutreffend erweist, dürfte doppelt richtig sein, sobald es auf den Verfasser eines analytischen Romans angewendet wird, der im wesentlichen Stimmungen und Empfindungen behandelt, die wie bei dem lyrischen Dichter von ihm selbst erlebt und empfunden sein müssen, wenn sie nicht aller Lebenswahrheit und damit alles litterarischen Wertes entbehren sollen. Es bedarf also zum Verständnis des Hauptwerkes von Benj. Constant einer eingehenden Kenntnis seines an Wechselfällen reichen, unstäten Lebens. Offenbar deckt sich in den Grundzügen der Held des Romans mit der Person seines Verfassers. Wenn man zunächst das Buch mit den Bekenntnissen J.-J. Rousseaus vergleicht, wobei die offenbare Tendenz beider Werke uns die Annahme aufdrängt, dass dieselben zu Gunsten des Verfassers veröffentlicht worden sind, so wird man nicht umhin können, Adolphe den Vorzug einzuräumen,

---

[1]) Vgl. Paul Bourget: *„Livre du centenaire du Journal des Débats"*. Godet, S. 424.

nicht nur wegen der grösseren Einheit der Darstellung und des lebhafteren Interesses, das der Geliebte Ellénores einflösst, sondern auch vor allem deshalb, weil Constant uns alles Verletzende erspart und es gleichwohl verstanden hat, in glühenden Farben die Qual und Pein zu schildern, die das Unglück seines Lebens ausmacht.[1])

Rousseau, Werther, Obermann, René schildern uns jeder in seiner Weise die Empfindungen ihres Herzens, aber keiner von ihnen forscht nach den Gründen seiner Leiden, keiner von ihnen zeigt Reue über seine Fehler, jeder schildert seine Qualen, aber keiner spricht von den Kämpfen, die er durchgemacht hat, um seine Leidenschaft zu ersticken, und sich aus seiner unheilvollen Lage zu befreien. Nie fragt Werther danach, ob seine Liebe zu Lotte berechtigt ist oder nicht, nie quält ihn der Gedanke an die Leiden, die er der Geliebten bereitet, nicht einmal in dem Augenblicke, da er zur Pistole greift, gedenkt er des unheimlichen Eindruckes, den sein Selbstmord hervorrufen muss. Wenn bei René und Obermann diese Rücksicht auf die Geliebte durch den Inhalt selbst ausgeschlossen ist, so gleichen sie doch Werther insofern, als keiner von ihnen den Versuch macht, die Gefühle zu zergliedern, unter deren Eindruck er handelt. Indem Adolphe sich nicht damit begnügt, den Leser in seine Gefühle einzuweihen, sondern fortwährend bestrebt ist, sich selbst Rechenschaft über sie abzulegen, unterscheidet er sich also wesentlich von seinen sämtlichen Vorgängern, und wird zum Schöpfer einer neuen Kunstgattung, die seinem Namen für alle Zeiten eine hervorragende Rolle in der Geschichte des französischen Romans sichert.

Aus B. Constants Briefen, die er an seine Familie und an Frau von Charrière richtet, sowie aus einzelnen Stellen seines Tagebuches lässt sich deutlich erkennen, dass zwei verschiedene Einflüsse bestimmend auf sein Leben gewirkt haben. Diese Einflüsse lassen sich auch deutlich in „Adolphe“ nachweisen. Indem man an der Hand der Briefe und des Tagebuches von B. Constant den Wechselfällen seines Lebens nachforscht, begreift man, dass sich so zahlreiche ungelöste Rätsel im Charakter Adolphes finden, dessen Geschichte zu-

---

[1]) Constants Handschriften, (Lettre de Rosalie de Constant à son frère, le 5 juillet 1816): „*Je viens vite de lire à ma tante la préface d'Adolphe qui me rappelle tout à fait l'esprit et la manière de mon père. J'aime autant croire l'histoire qu'il fait de son inconnu que d'y chercher la sienne, quoique je sois bien sûre qu'elle y est. Il faut prendre les choses comme on nous les donne. Connaissant ta sévérité sur les livres en général et sur l'auteur en particulier, je ne porte encore aucun jugement ..... Quand on fait de son histoire un roman, c'est sans doute pour s'expliquer et se justifier. C'est un facteur en sa faveur; je ne dirai pas que j'aime cet appel au public.*“

gleich die Geschichte vieler Menschenherzen ist, wie der Verfasser in seiner Vorrede mit Recht behauptet: *„Tel a été le portrait que j'ai voulu tracer dans Adolphe. Je ne sais si j'ai réussi, ce qui me ferait croire au moins à un certain mérite, c'est que presque tous ceux de mes lecteurs que j'ai rencontrés m'ont parlé d'eux-mêmes comme ayant été dans la position de mon héros."* [1]) Der chronologischen Ordnung folgend werde ich zuerst die Erziehung B. Constants und sodann seinen Verkehr mit Frau von Charrière eingehend behandeln.

B. Constant wurde am 25. October 1767 in Lausanne geboren. Sein Vater Juste Constant de la Rebecque war Oberst eines Schweizerregiments in holländischen Diensten. B. Constants Geburt kostete seiner Mutter das Leben, und die Erziehung des so früh verwaisten Kindes wurde zunächst einem Hauslehrer anvertraut. Der gut beanlagte Knabe scheint schon sehr früh grosse Reisen gemacht und deshalb auch früh am gesellschaftlichen Verkehr teilgenommen zu haben. Hier mag der erste Keim zur Spielsucht, die später so unheilvoll für ihn wurde, in ihn gelegt worden sein. Die Briefe, welche der zehnjährige Constant aus Holland an seine Grossmutter, die Generalin von Chandieu, schreibt, zeugen bereits von dem lebhaften Sinne und der übersprudelnden Zärtlichkeit seines Herzens. Wir wissen von der Frau, an die diese Briefe gerichtet sind, wenig mehr, als dass sie bei Lausanne eine schöne Villa bewohnte und mit zärtlicher Liebe an ihrem Enkel hing.[2])

Die Lebensschicksale des Jünglings lassen sich nicht genau aus seinem Briefwechsel darstellen; soviel ist aber sicher, dass er das Carolinum in Braunschweig besuchte und später an den Universitäten Oxford, Erlangen, Edinburg, Göttingen studierte. „Frühzeitig", sagt Lady Blennerhasset[3]) über diese Periode, „und kaum dem Knaben-

---

[1]) „Adolphe", Vorrede S. 4.

[2]) Vgl. Menos S. 11, S. 81, Brief vom 24. Dec. 1777, S. 83, Brief vom 17. August 1779. Constant's Handschriften (Rosalie à Charles den 29. Dec. 1815). *„Benjamin dès sa première enfance était brillant par les réparties. Il écrivait en vers et en prose à tort et à travers. J'ai des lettres de lui à ma grand' mère à l'âge de 10 à 12 ans qui sont étonnantes, avec une bonne et solide éducation tout cela aurait mieux tourné pour son bonheur. Cela prouve la force d'une bonne éducation, car son esprit lui montre toujours ce qu'il y a de mieux à faire; mais la forme qu'a pris le caractère l'entraîne."*

[3]) Vgl. Lady Blennerhasset, Bd. II, S. 190; „Adolphe", S. 25. Er selbst bekennt sich zu diesem Betragen, wenn er sagt: *„J'avais, dans la maison de mon père, adopté sur les femmes un système assez immoral. Mon père, bien qu'il observât strictement les convenances extérieures, se permettait assez souvent des propos légers sur les liaisons d'amour, il les regardait comme des amusements sinon permis, du moins excusables, et considérait le mariage seul sous un rapport sérieux."*

alter entwachsen, beschäftigen ihn auch schon die Frauen, und von dieser Zeit an blieb er von einem Bedürfnis nach Aufregung erfasst, das alle wahre Empfindung zugleich ersetzte und abnützte und ihn stets in neue, nicht immer gefahrlose und jedes sittliche Gefühl tief schädigende Abenteuer verwickelte." Später, im Jahre 1785, ging er nach Paris und lernte im Hause von Necker Frau von Charrière kennen, die sich um diese Zeit auf Besuch dort aufhielt. Bereits damals beherrschten ihn Zweifel und Vergnügungssucht; er besuchte die Vorlesungen von Laharpe und verkehrte viel mit Philosophen. Der Name der Frau von Charrière war ihm durchaus nicht unbekannt, und als Holländerin hatte auch sie früher die Familie Constant kennen gelernt, so dass der vertrauliche Verkehr, der sich zwischen ihm und ihr herausbildete, schon in dieser Zeit begann. Während dieses Aufenthaltes in Paris fängt B. Constant sein Buch über Religion an, an dem er während seines ganzen Lebens gearbeitet hat. Die Gedanken dazu pflegte er auf der Rückseite von Kartonblättern zu notieren, und sie dann wie beim Spiel zu mischen und wieder zu ordnen. Sein Vater billigte seine Lebensweise nicht und drang darauf, dass er sich eine dauernde Stellung sucht, und, da auch sonst die Gefühle von Vater und Sohn keineswegs übereinstimmten, so entwickelte sich schon in dieser Zeit die tiefe Verstimmung, die er in „Adolphe" schildert.[1])

Im Jahre 1787 beginnt der Briefwechsel mit Frau von Charrière, der 8 Jahre lang, bis 1795, regelmässig fortgesetzt wurde und sich in drei Perioden teilen lässt, je nachdem sich B. Constant in England, in Deutschland oder in der Schweiz aufhält. Der erste Brief ist von Dover vom 26. Juni datiert. Der zwanzigjährige Verfasser befindet sich in der Sturm- und Drangperiode seines Lebens. Aus Kummer über Frau von Charrière's Abreise, und um sich dem Drängen seines Vaters zu entziehen, verliess er am Sonnabend vorher Paris und schiffte sich ohne Geld, ohne Kleider nach England ein. Gleich einem Handwerksburschen wanderte er zu Fuss umher, traurig und niedergeschlagen. Bald war er entschlossen diesem Dasein durch freiwilligen Tod ein schnelles Ende zu bereiten; gleich darauf aber trug er sich mit dem Gedanken nach Amerika auszuwandern. Stets lässt er es bei der Absicht bewenden, aber gerade die daraus sich ergebenden innern Kämpfe bieten Veranlassung zu ebenso interessanten, wie feinfühligen Herzensergüssen an Frau von Charrière. Tagtäglich schreibt er ihr. Alle seine Briefe beginnen mit bitteren Klagen, die meisten endigen mit einem übermütigen Scherz, und sehr

[1]) Vgl. „Adolphe", S. 12: *„Je trouvais dans mon père un observateur froid et caustique qui souriait d'abord de pitié et qui finissait bientôt la conversation avec impatience. Je ne me souviens pas pendant mes dix-huit premières années d'avoir eu jamais un entretien d'une heure avec lui."*

häufig enthalten sie Andeutungen über Liebesabenteuer, für die er auch in den trübsten Lebenslagen noch zugänglich gewesen zu sein scheint.[1]) Eines Tages steigerte sich sein Trübsinn so weit, dass er in Knittelversen seine eigene Grabschrift verfasste, eine sonderbare Mischung von Lebensüberdruss und Spottsucht, die uns B. Constants Vorliebe für Antithesen zeigt.[2]) Am 30. Oktober 1787 langte er müde und krank in Colombier an. Da er mit seiner Familie noch immer zerfallen ist, nimmt er ohne Umstände die ihm von Frau von Charrière angebotene Gastfreundschaft an, und bleibt bis zu seiner Abreise nach Braunschweig als Gast in ihrem Hause. Während dieser Zeit befindet er sich fast ausschliesslich unter dem Einflusse der ebenso schönen, wie geistreichen Frau, und in dieser Zeit knüpfte sich das geistige Band, das ihn gewaltig bis zu dem Augenblicke fesselt, wo er die Bekanntschaft der Frau von Staël macht. Frau von Charrière pflegte ihrem Schützling ihre litterarischen Arbeiten vorzulesen, er selbst arbeitete damals an seinem Werk über *„La Religion considérée dans sa source et ses développements."* Sie hatten die eigentümliche Gewohnheit angenommen, einen regelmässigen schriftlichen Gedankenaustausch einzurichten, und pflegten schon bei Tagesanbruch, während sie noch im Bett lagen, zu schreiben und diese Briefchen durch die Dienerschaft einander zuzusenden. Indessen ist von einem wohlthuenden Einflusse dieses herzlichen Verkehrs auf den Charakter des jungen Mannes wenig zu bemerken; denn seine aus Braunschweig datierten Briefe sind noch härteren und satirischeren Inhalts als die, welche er in England schrieb. Es lässt sich dieser Umstand nur dadurch erklären, dass die Gemütsstimmung der Frau von Charrière selbst keineswegs glücklich und zufrieden war und die natürlichen Neigungen ihres Schützlings durch Cynismus und Spottsucht und durch die Verbitterung der vereinsamten Schriftstellerin eher genährt als gemindert wurden. In dieser Beziehung kann man die Wahlverwandtschaft, die im Grundzuge des Charakters der beiden herrschte, nur beklagen, wie Constant selbst in seinem *„Adolphe"* klagt, wenn er sagt (S. 19): *„J'avais contracté dans mes conversations avec la femme qui la première avait développé mes idées une insurmontable aversion pour toutes les maximes communes, pour toutes les formules dogmatiques."* Zu Anfang des Jahres 1788 verliess Constant das gastfreundliche Haus, in welchem er seine Gesundheit wieder erlangt hatte, und begab sich nach Braunschweig, um dort *gentilhomme ordinaire*, oder wie er sich selbst ausdrückt, *gentilhomme extraordinaire* zu werden. Hier inmitten seiner neuen Umgebung findet er reichen Stoff, seine Satire zu üben, und er schreibt täglich,

[1]) Vgl. *Bibl. univers.* (*Revue Suisse*) IV. Série, Bd. 6, S. 240.

[2]) Vgl. *Revue des Deux Mondes, avril 1844*, S. 207.

und zwar oft dreimal des Tages, lange Briefe nach Colombier, zu denen uns leider die Antworten der Frau von Charrière fast vollständig fehlen. Aus den wenigen Erwiderungen, die erhalten sind, ergiebt sich, dass die 49jährige Frau taub gegen alle glühenden Herzensergüsse des jungen Mannes ist, obgleich sie ihm in herzlicher Freundschaft zugethan bleibt, und obwohl der Ton seiner Briefe eher an einen liebeglühenden Verehrer als an einen ehrerbietigen Freund erinnert.[1]) Aus Constants Briefen geht klar und deutlich hervor, dass Frau von Charrière seinem Ungestüm stets kühle Ruhe entgegengesetzt. Er klagt z. B., ob sie denn glaube, dass er so viele Güte, Sanftmut und Liebreiz vergessen könne, dass sie ihm kein volles Vertrauen entgegenbringe. Selbst aus der an Frau von Charrière gerichteten Widmung einiger Briefe, welche er über Geschichte schreibt, erhellt, dass von Liebesleidenschaft im gewöhnlichen Sinne des Wortes keine Rede sein kann. Wenn man diese Widmung gelesen hat,[2]) ist man der Meinung, dass Frau von Charrière für B. Constant ein ideales Vorbild und zugleich eine warme herzliche Freundin ist, die er dankbar verehrt, der er die geheimsten Regungen seines Herzens beichtet. Diese Auffassung findet auch durch den ganzen Ton des Briefwechsels ihre Bestätigung. Indessen sind die fortwährenden Huldigungen des jungen feurigen Verehrers der schon alternden Frau weniger angenehm als der Schriftstellerin, und als B. Constant in seinem Briefe vom 9. Juni 1788 sich eine unzarte Anspielung mit den Worten: „*Je me suis jeté sur la jeunesse, et quoiqu'on die, je ne parle presque plus à des femmes de trente ans: Virginibus puerisque canto*“[3]) entschlüpfen lässt, fühlt sie sich derartig verletzt, dass von diesem Augenblicke an eine merkliche Verstimmung zwischen beiden eintritt. Zwar ist Constant bemüht, durch verdoppelte Zärtlichkeit die Wolke zu zerstreuen, welche die Sonne ihrer Freundschaft zu verdunkeln droht, aber trotz seiner zur Schau getragenen Reue fühlt Frau von Charrière, dass sein Herz ihr nicht mehr ausschliesslich gehört; denn zärtliche Vorwürfe über seine Unbeständigkeit kehren immer häufiger in ihren Briefen wieder. Später hören zwar diese Vorwürfe auf, aber an ihre Stelle tritt eine Zurückhaltung, die Constant noch mehr verletzt, da sie ein offenbares Misstrauen be-

---

[1]) Vgl. *Revue Suisse*, Série IV, Bd. 6, S. 251: „*Je vous aime autant que jamais homme n'a aimé. Je voudrais vous revoir vous tendant la main. Je voudrais m'être retourné une fois de plus, pour vous voir, une fois de plus en partant. Adieu, ange qui valez bien plus que tous les anges dont on nous parle.*“

[2]) Vgl. *Revue Suisse*, Sér. IV, Bd. 6, S. 252: „*. . . . . à la plus spirituelle et pourtant à la plus simple et à la plus sensible des femmes, à la plus tendre, à la plus vraie, à la plus constante des amies, salut et bonheur . . .*“

[3]) Vgl. *Revue Suisse*, Série IV, Bd. 6, S. 258.

deutet. Er kommt unaufhörlich darauf zurück, ohne jedoch irgend welche Änderung dadurch herbeizuführen. Frau von Charrières Befürchtungen waren nur zu begründet. Einerseits hatte B. Constant die Bekanntschaft von Frau von Mauvillon gemacht. Sie ist die einzige Frau, mit der er am braunschweigischen Hofe auf freundschaftlichem Fusse geblieben ist. Sie hatte ihren Mann verloren und bereits erwachsene Kinder. B. Constant spricht von ihr nur mit Achtung und Bewunderung, als einer geistreichen liebenswürdigen Frau, musterhaften Gattin und Mutter. Er wollte das Leben ihres Mannes schreiben und besuchte sie deshalb sehr häufig.[1]) Andererseits hatte er sich unter dem Einflusse einiger Hofdamen entschlossen, sich zu verheiraten, ein Entschluss, den er im Jahre 1789 ausführte.[2]) Seine erste Gattin Wilhelmine Baronin von Cram begeisterte ihn anfangs zu folgendem Ausspruch gegen Frau von Charrière; „*Si vous voyiez comme Minna me console, me supporte, me plaint, me calme, vous l'aimeriez, vous l'aimez déjà, n'est-ce pas?*"[3]) Aber schon 1791 wünscht er die Ehe wieder aufgelöst zu sehen. Er wirft seiner Frau den Mangel an allen Herzenseigenschaften vor. Nach seiner Rückkehr aus Holland, einer Reise, deren traurige Veranlassung ich ausführlich zu besprechen haben werde, weil sie auch auf das Verhältnis zu Frau von Charrière bedeutenden Einfluss geübt hat, gesellt sich zur Herzlosigkeit noch der Vorwurf der Untreue, der nur zu begründet war.[4]) Im Jahre 1793 wird diese Ehe gelöst, die ihm nicht nur fortwährende Geldverlegenheiten, sondern auch die schwersten Gemütskränkungen bereitet hat. Diese wirken um so peinlicher auf das Denken und Empfinden Constants ein, als gleichzeitig seinen Vater der Vorwurf trifft, er habe sich in der Verwaltung der ihm anvertrauten Gelder Veruntreuungen zu schulden kommen lassen. Diese Vorwürfe scheinen zunächst der Eifersucht zu entstammen, die stets zwischen dem Adel Waadtlands und Berns geherrscht hat. Berner Offiziere, die unter Juste Constants Befehl standen, behaupteten, dass dieser einen Teil des Kriegsschatzes zu

---

[1]) Herr v. Mauvillon, Prof. a. d. militär. Schule in Braunschweig, war der Verfasser vieler Werke und Mitarbeiter Montesquieu's für dessen Buch üb. d. preussische Monarchie. (Vgl. *Revue Suisse*, Sér. IV, Bd. 6, S. 251.)

[2]) Handschriften der Familie Constant im Besitz der Bibl. zu Genf. Unedierte Briefe von Rosalie de Constant an ihren Bruder 1788—93. den 24. Februar 1789: „*Benjamin se marie à Pâques, je n'ai pas grande opinion de son bonheur.*"

[3]) Vgl. *Revue Suisse*, Série IV, Bd. 6, S. 346.

[4]) Vgl. *Revue Suisse*, Série IV, Bd. 6, S. 373. Zu dieser Zeit schreibt er über seine Frau Folgendes: „*Elle a mille bonnes qualités, mais elle ne m'aime plus, elle en aime un autre.... Une foule de chats, de chiens, d'oiseaux, d'amis et un amant, voilà sa société. Qu'ai-je à y faire? Je lui ai ôté une situation aisée et honorable, je dois la lui rendre ou lui rendre l'équivalent.*"

seinem Nutzen verwendet habe. Diese ehrenrührigen Angriffe auf seinen Vater versetzten B. Constant in heftige Verzweiflung. Er reist sofort nach Holland ab,[1]) um ihm bei Widerlegung derselben beizustehen, und einige Monate lang ist er ausschliesslich mit der Ehrenrettung seines Namens beschäftigt. Aus Holland schüttet er der Freundin in Colombier sein Herz aus, aber er vermag nicht, in ihr die Überzeugung von der Unschuld seines Vaters zu erwecken, wie es ihm ein unabweisliches Bedürfnis ist. Im Gegenteil verhält sich Frau von Charrière seinen Unschuldsbeteuerungen gegenüber ziemlich kühl; sie schreibt ihm, dass sie gern etwas Anderes lesen möchte als über diesen ewigen Process, und wenn Constant ihr schreiben wolle, solle er doch in Zukunft ein anderes Thema wählen.[2]) Die Wirkung dieser Worte war um so tiefer, da B. Constant schwere Kämpfe mit seinem Vater zu bestehen hatte, der sich seinen Ratschlägen durchaus nicht fügen wollte. In hellem Zorne antwortete er Frau von Charrière, dass ihre geheimnisvolle Schreibweise ihn ermüde, er könne die Sybillen nicht leiden, und er bitte sie, seine Briefe zu verbrennen, wie er es vor seiner Abreise aus der Schweiz schon mit den ihrigen gethan habe.[3])

Die Behauptung Constants, dass er die Briefe von Frau von Charrière verbrannt habe, findet bei Frau von Charrière keinen Glauben, denn in ihrer Antwort verlangt sie, er möge ihr zunächst schriftlich sein Ehrenwort verpfänden, dass ihre Briefe wirklich vernichtet seien. In diesem Falle sei sie bereit, auch die seinigen dem Feuer zu übergeben. Constant hütet sich, im weiteren Verlaufe ihres Briefwechsels diese Frage nochmals zu berühren, obwohl er nicht unterlässt, sie wegen seiner heftigen Erwiderung um Entschuldigung zu bitten. Von diesem Zeitpunkt an erkalten die alten herzlichen Beziehungen zwischen ihnen mehr und mehr, ohne dass der Briefwechsel deshalb aufhört. Aber der Ton, in dem Constant schreibt, beweist, welchen tiefgehenden Einfluss Voltaires Skepticismus auf ihn gewonnen hat, dazu gesellt sich ein eigentümlicher Cynismus bei der Besprechung seiner persönlichen Angelegenheiten, ein Cynismus, der bei Frau von Charrière Nahrung findet, und den Sainte-Beuve sehr getadelt hat.[4])

---

[1]) Vergl. Constants Msc. Brief von Rosalie de C. an ihren Bruder v. 1. Dec. 1789: „*Marianne* (die 2. Frau von Juste de Constant) *est revenue aujourd'hui et nous apprend que rien n'est fini, ni décidé pour mon oncle qui est à Bruxelles. Benjamin est à la Haye avec sa femme, il s'occupe sans relâche avec tout l'esprit et l'activité possibles de l'affaire de son père, il s'est fait des amis et des partisans .... On ne peut prévoir le dénouement de cette affaire qui dure depuis deux ans.*“

[2]) Vgl. *Rev. Suisse,* Sér. IV, Bd. 6, S. 350—351.

[3]) Vgl. *Rev. Suisse,* Sér. IV, Bd. 6, S. 353.

[4]) Vgl. *Rev. Suisse,* Sér. IV, Bd. 6, S. 357.

Ausser dem vollständig veränderten Verhältnis zu Frau von Charrière zeigt sich auch in anderer Beziehung ein Wandel in Constants Lebensauffassung. Offenbar beschäftigt er sich nach seiner Rückkehr aus Holland mit Voltaire, später jedoch lässt er sich als Tribun durch Rousseaus *„Contrat social“* beeinflussen, wie einzelne Andeutungen in seinen Briefen klar beweisen. Da ich nicht beabsichtige, Constant's Bedeutung als Politiker zu würdigen, so erübrigt mir nur noch, einen allgemeinen Überblick über die wechselvolle Stimmung zu geben, die innerhalb dieser qualvollen Zeit sich zeigt, und die sich am besten in den eigenen Worten Constant's ausspricht, wenn er schreibt: *„Je combats de toutes mes forces cette indifférence pour le vice et la vertu qui a été le résultat de mon étrange éducation et de ma plus étrange vie et la cause de mes maux ... Je suis las d'être égoïste, de persiffler mes propres sentiments, de me persuader à moi-même que je n'ai plus l'amour du bien ni la haine du mal ... Je veux redevenir confiant, crédule, enthousiaste, et faire succéder à ma vieillesse prématurée qui n'a fait que tout décolorer à mes yeux, une nouvelle jeunesse qui embellisse tout et me rende le bonheur.“*[1]) Es ist unzweifelhaft, dass Frau von Charrière auf diese Stimmung einen bedeutenden, und ich wage zu behaupten einen ungünstigen Einfluss geübt hat. Schon der Ton des ganzen Briefwechsels kann nicht mehr als ein würdiger bezeichnet werden; besonders wenn man bedenkt, dass ein zwanzigjähriger Jüngling zu einer doppelt so alten Frau spricht. Es fällt eigentümlich auf, dass Constant sehr häufig englische und deutsche Ausdrücke verwendet und dadurch der Form seiner Briefe sehr schadet. Diese Citate sind keineswegs zufällig und wohl auch nicht ohne weiteres als Nachlässigkeiten zu bezeichnen, denn in *„Adolphe“* (S. 33) findet sich eine Stelle, in der diese Eigentümlichkeit verteidigt wird. *„Ellénore parlait plusieurs langues imparfaitement à la vérité, mais toujours avec vivacité, quelquefois avec grâce. Ses idées semblaient se faire jour à travers les obstacles, et sortir de cette lutte plus agréables, plus naïves et plus neuves, car les idiomes étrangers rajeunissent les pensées et les débarrassent de ces tournures qui les font paraître tour à tour communes et affectées.“* Bedenklicher dagegen sind leichtfertige Wendungen wie; *„J'avais été depuis dix heures du matin en Staat, tout galonné, toujours la tête et les épaules en mouvement, et Barbet de cour*[2]) *était plus fatigué de ses grands tours que jamais Barbet de Colombier ne l'a été,“* und solche kehren sehr oft wieder. Besonders verletzend aber ist die Art, wie er Frau von Charrière

---

[1]) *Revue des deux Mondes. 16 avril 1844*, S. 256 *(17 mai 1792).*

[2]) Vgl. *Rev. des deux mondes, (avril 1844), S. 236.* Barbet de cour ist B. Constant selbst u. Barbet de Colombier ist Frau von Charrière. Barbet ist ein beliebter Kosename in Constants Feder.

seine Liebesabenteuer schildert, eine Art, die oft hart an die Grenze des Erlaubten streift. Für Constants Charakterentwickelung möchte ich noch mehr beklagen, dass seine ohnehin bedeutende Neigung zur Satire und zur Schwermut dadurch, dass Frau von Charrière von ähnlicher Anlage war, fortwährend genährt und ausgebildet wurde. Er selbst giebt in „*Adolphe*“ (S. 16) eine, wie ich glaube, sehr zutreffende Schilderung seines Verhältnisses zu dieser Frau, von der ich nur folgenden Satz anführen möchte: „*Pendant près d'un an, dans nos conversations inépuisables, nous avions envisagé la vie sous toutes les faces et la mort toujours pour terme de tout.*“[1])

In der That ist Constant während seines ganzen Aufenthaltes in Braunschweig den widerspruchsvollsten Stimmungen unterworfen und geradezu bemitleidenswert in seiner Unfähigkeit, sich zu beherrschen. Am grellsten tritt diese innere Zerrissenheit in dem Verhältnisse zu seiner Frau hervor. Trotz ihrer erwiesenen Untreue bricht Constant, als er endlich die langersehnte Ehescheidung erreicht hat, in bittere Klagen darüber aus, dass er nun allein stehe.[2]) Auch in gesellschaftlicher Beziehung fehlt ihm der innere Halt, den nur Selbstachtung zu geben vermag. Er hat seinen eigenen Zeugnissen nach keinen Freund, wohl aber sehr viele Feinde, und wenn er die Schuld davon auch zunächst in dem Widerstreit der politischen Überzeugungen sucht, so ist doch nicht wegzuleugnen, und auch aus seinen eigenen Worten deutlich ersichtlich, dass seine Spottsucht wesentlich zu dieser allgemeinen Missstimmung gegen ihn beigetragen hat.[3]) Aber trotz seiner leichtfertigen Lebensanschauung, sobald es sich um Frauen und Liebe handelt, trotz seiner ungezähmten Spottsucht, fesselt uns Constant nicht nur durch das Mitleid, das seine innere Unzufriedenheit unwillkürlich wachruft, sondern

---

[1]) Vgl. Rossel, Bd. II, S. 256.

[2]) Vgl. *Rev. Suisse*, Sér. IV, Bd. 6, S. 374: „*Hymen, hymen, hymen, quel monstre,*“ und am 25. Mai 1793 (fünf Tage nach seiner Scheidung): „*Ils sont rompus tous mes liens, ceux qui faisaient mon malheur, comme ceux qui faisaient ma consolation, tous, tous! Je soupirais après l'indépendance complète, elle est venue, et je frissonne. Jesu is comme altéré de la solitude qui m'entoure; je suis effrayé de ne tenir à rien, moi qui ai tant gémi de tenir à quelque chose.*“

[3]) Vgl. *Rev. des deux mondes (avril 1844)* S. 257: „*Quant à ma vie ici, elle est insupportable et le devient tous les jours plus. Je perds dix heures de la journée à la cour, où l'on me déteste, tant parce qu'on me sait démocrate que parce que j'ai relevé les ridicules de tout le monde, ce qui les a convaincus que j'étais un homme sans principes.*“ Gleich auf den ersten Seiten seines „*Adolphe*“ S. 20. finden sich ähnliche Klagen. „*Je me donnais bientôt, par cette conduite, une grande réputation de légèreté, de persifflage, de méchanceté. Mes paroles amères furent considérées comme des preuves d'une âme haineuse, mes plaisanteries comme des attentats contre tout ce qu'il y a de plus respectable.*“

durch Fähigkeiten, wie sie nur hervorragenden Schriftstellern gegeben sind. Das ausserordentliche Talent, das sich schon bei dem zehnjährigen Knaben zeigte, befähigt ihn zu Darstellungen und Schilderungen, die Herz und Gemüt des Lesers gefangen nehmen. Dazu kommt eine ausserordentlich scharfe Beobachtungsgabe, allerdings zunächst für die Schwächen und Gebrechen seiner Mitmenschen, und eine grosse Klarheit des Urteils. Die letztere Eigenschaft befähigte ihn besonders zu der politischen Rolle, die er gespielt hat, aber auch in seinen Briefen und besonders in seinem *„Adolphe“* tritt diese Eigenschaft hervor. Das Hauptinteresse, welches dieses Buch erweckt, besteht darin, dass es in Romanform ein getreues Spiegelbild seines Verfassers ist, und, da dieser eben infolge seiner aussergewöhnlichen Empfindlichkeit merkwürdigen Stimmungen unterworfen ist, so bietet dieses Buch eine Mannigfaltigkeit der Eindrücke, wie sie sich in keinem andern Roman jener Zeit findet.

Kapitel II.

Benjamin Constant und Frau von Staël.

Eine zweite Frau hat auf B. Constant einen Einfluss geübt, der ungleich bedeutsamer ist, als der der Frau von Charrière. Als Constant im Jahre 1794 Frau von Staël in Lausanne persönlich kennen lernte, war er 27 Jahre alt. Lady Blennerhasset schildert ihn folgender Weise: „Constant war nach verbrauchter Jugend wie mit dem Fluch beladen, keiner wahren Liebe und keiner wahrhaft glücklichen Empfindung mehr fähig zu sein. Der junge elegante Mann von hohem Wuchs, rotblonden Locken und feinen Zügen, über welchen noch ein Hauch von Unbefangenheit wie ausgegossen lag, der nichts von der innern subtilen Korruption verriet, ein Talent doch kein Charakter, welchen Mallet du Pan *„le plus pervers des hommes avant trente ans“* und Frau von Staël mit kaum geringerem Rechte *„le plus grand des hommes distingués“* nannte.“[1]) Der Gemütszustand der Frau von Staël zu dieser Zeit lässt sich in vieler Beziehung mit demjenigen vergleichen, in dem sich Frau von Charrière befand, als B. Constant in Colombier ihr Gast war. Frau von Staël hatte am 6. Mai 1794[2]) ihre Mutter verloren und stand noch unter den lebhaften Eindrücken dieses Verlustes, der für sie um so schmerzlicher sein musste, als sie weder in ihrer Ehe, noch in dem Verhältnis, welches sie mit Herrn von Narbonne eingegangen war, Glück und Zufriedenheit gefunden hatte. Ihre Verbindung mit Herrn von Staël-Holstein, einem kalt berechnenden Kopf, und der

[1]) Frau von Staël und ihre Freunde, Bd. II, S. 209.

[2]) Vgl. d'Haussonville: *Le salon de Mme Necker*, Bd. II, S. 302.

Verlust seiner Stellung als Ambassadeur,[1]) waren ein Unglück für die junge, heissblütige Frau gewesen; den Trost, den sie in der Freundschaft des Herrn Narbonne suchte, hatte sie nicht gefunden, und das bittere Gefühl, verschmäht zu sein, lastete schwer auf ihr.[2]) Sie hatte sich in die Schweiz zurückgezogen und wohnte mit ihrem Vater in Coppet.[3]) Auf seinen Rat widmete sie sich ausschliesslich der Erziehung ihrer Kinder, und versuchte, die französischen Emigranten um sich zu sammeln, um Zuhörer zu bekommen, die ihren Geist bewundern könnten. Dadurch erklärt sich der lebhafte Eindruck, den B. Constant bei der ersten Bekanntschaft auf sie machte.[4]) B. Constant seinerseits war nicht weniger tief ergriffen von dem persönlichen Zauber, den die junge geistreiche Frau auf alle diejenigen übte, die ihr persönlich nahe traten. Die drei Briefe,[5]) die B. Constant damals an Frau von Charrière schreibt, gestatten ein Urteil darüber, wie das Verhältnis zwischen ihm und Frau von Staël entstanden ist. Zunächst, ein Jahr bevor er sie kennen lernt, spricht er über sie ab, streng bis zur Ungerechtigkeit. Nach persönlicher Begegnung verwandelt sich die Voreingenommenheit gegen die Schriftstellerin schnell in Bewunderung, die sich schon im 3. Briefe in Worten Luft macht.[6]) Seine Vorurteile sind verschwunden, selbst die Spottlust schweigt, und bald finden wir ihn vollständig unter dem Banne seiner neuen Freundin. Dieser äussert sich zunächst dadurch, dass er sich wieder mit politischen Dingen beschäftigt und das Verhältnis zu Frau von Charrière vollständig zu lösen bemüht

---

[1]) Vgl. d'Haussonville: *Le salon de Mme Necker*, Bd. II, S. 25.

[2]) Frau von Staël hatte die Bekanntschaft Narbonnes in Paris gemacht. Als echter Lebemann war er ihrer sehr bald überdrüssig geworden und hatte kurz zuvor das Verhältnis zu ihr vollständig aufgelöst. Sainte-Beuve sagt über ihn *Causeries de Lundi*, Bd. XI, S. 438: „*Mr. de Narbonne c'est très mal conduit avec elle, comme font tous les hommes après le succès.*“

[3]) Vgl. d'Haussonville: „*Le salon de Mme Necker*“, Bd. II, S. 253, 256, 282.

[4]) Vgl. Sorel (Albert): Frau v. Staël, S. 43—52. Lady Blennerhasset, Bd. II, S. 188.

[5]) In dem ersten Brief handelt es sich um das Urteil Constants über die Apologie de Marie-Antoinette (vgl. Gaullieur, *Rev. Suisse*, Sér. IV, Bd. 8, S. 275): *Qu'est-ce que c'est que cette platitude brillante et frivole comme le bonheur et la beauté.... C'est à cracher dessus.*“ Constant schreibt den 2. Brief am 19. Sept. 1794. (Vgl. Gaullieur, *Rev. Suisse*, Sér. IV, Bd. 8, S. 290) und den 3. Brief im Oktober 1794 (Gaullieur, *Rev. Suisse*, Sér. IV, Bd. 8, S. 292).

[6]) *C'est la seconde femme que j'ai trouvée qui m'aurait pu tenir lieu de tout l'univers, qui aurait pu être à elle seule un monde pour moi.... C'est un être à part, un être supérieur, tel qu'il s'en rencontre peut-être un par siècle, et tel que ceux qui l'approchent, le connaissent et sont ses amis, doivent ne pas exiger d'autre bonheur.*“ Gaullieur (*Rev. Suisse*, Série IV, Bd. 8, S. 292).

ist. Wenn auch der Bruch sich nicht ohne innere Kämpfe vollzogen haben mag[1]), so ist es doch erklärlich, dass die alternde Frau von Charrière sehr schnell durch die jugendliche, lebensfreudige Frau von Staël in den Schatten gestellt worden ist; und man darf behaupten, dass die neue Verbindung für Constant geradezu belebend und erlösend gewirkt haben muss. Sainte-Beuve hat diesen wichtigen Punkt in Constants Leben sehr charakteristisch dargestellt, wenn er sagt, dass Frau von Charrière für B. Constant die Personifikation des 18. Jahrhunderts war, während er durch Frau von Staël dem 19. Jahrhundert vollständig gewonnen wurde.[2]) In diesem Sinne ist auch eine Stelle aus Constants Tagebuch zu deuten[3]): *„Il y a 7 ans que je ne l'ai vue, il y a dix ans que toute relation est finie entre nous. Avec quelle facilité je brisais alors toutes ces relations qui me fatiguaient! Comme je me croyais sûr d'en former d'autres à ma volonté! Comme je me sentais en pleine possession de ma vie ....“*

Die Freundschaft zwischen Frau von Staël und B. Constant musste durch den Entwickelungsgang beider wesentlich gefördert werden. Schon die Einflüsse, die sie in der Kindheit empfangen haben, sind die gleichen. Die Mutter der Frau von Staël erinnerte sich immer an Gibbon, ihren früheren Verehrer, und an die schönen Tage ihres Aufenthaltes in Lausanne.[4]) Ihr Vater war ein Schüler der genannten berühmten Gelehrten, die damals in Genf Vorlesungen hielten. In Paris hatte Frau von Staël in ihres Vaters Salon mit den Encyclopädisten verkehrt. Sie hatte die Werke von Rousseau, auch Goethes *„Werther“* gelesen, von welchem sie sagte (Sorel, S. 11): *„Ce livre a fait époque dans ma vie.“* Mit einem Worte, sie war die Frau, von welcher Marc Monnier gesagt hat: *„Une Genevoise épanouie par la France.“*[5]) Indirekt wirkte auch dieser schweizerische Einfluss auf Constant. Als er nach Lausanne kam, blieb er nur kurze Zeit in dieser Stadt, und daher konnte sich dieser Einfluss erst auf fremdem Boden entwickeln. Aber in seinem Briefwechsel und in seinem Verkehr mit Frau von Charrière hat er etwas vom Schweizerlande aufgenommen und es immer behalten. Er war gewissermassen ein Rousseau, welcher in der Luft und in den

[1]) Vgl. Gaullieur, *Rev. Suisse*, Sér. IV, Bd. 8, S. 293. Brief an Frau von Charrière am 26. März 1796: *„Adieu, vous qui avez embelli huit ans de ma vie, vous que je ne puis malgré ma triste expérience imaginer contrainte et dissimulante, vous que je sais apprécier mieux que personne ne vous appréciera jamais. Adieu! Adieu!“* Zu dieser Zeit fährt B. Constant nach Paris. Sein Briefwechsel mit Frau von Charrière dauerte noch, aber doch nicht so regelmässig als früher, bis zu ihrem Tode (1805) fort.

[2]) Vgl. *Rev. des deux mondes (avril 1844)* S. 260. Sayous Bd. II, S. 125.

[3]) Vgl. *Revue internationale (janvier-mars 1887)* S. 235.

[4]) Vgl. Lotheissen: „Litt. und Ges. in Frankr. z. Z. der Rev.“, S. 24.

[5]) Vgl. Godet, S. 415.

Sitten einer gebildeten und sehr oft überfeinerten Gesellschaft erzogen war. Aber es gab andere Berührungspunkte zwischen B. Constant und Frau von Staël, welche in Corinne von ihr folgendermassen geschildert worden sind: *Leurs goûts n'étaient point les mêmes, leurs opinions s'accordaient rarement, et dans le fond de leur âme, néanmoins, il y avait des mystères semblables, des émotions puisées à la même source.*"[1]) Und endlich fühlten sie sich gegenseitig angezogen durch gleichmässige politische Überzeugung. Beide schöpften ihre Ideale in England. Beide fühlten sich dazu berufen in der politischen Entwickelung Frankreichs eine Rolle zu spielen. So rücken Politik und Litteratur diese beiden Naturen an einander und stellen eine unauflösliche Dauer ihrer persönlichen Beziehungen in Aussicht. Aber der Grundzug im Charakter B. Constants sorgt dafür, dass auch Frau von Staël ihn nicht dauernd zu fesseln vermag, zumal es auch an einigen Widersprüchen zwischen beiden nicht fehlt, die Sorel (S. 52) mit den Worten charakterisiert: „*Mme. de Staël avait l'âme virile et supérieure, lui, le caprice, les nerfs, l'âme fragile et féminine. Il le sentit et s'en vengea affectant la lassitude, menaçant de briser.*" Es fehlte B. Constant an Beständigkeit. „*Sola inconstantia constans*" kann als Motto seines ganzen Lebens gelten. Selten widmete er seine Liebe, seine Freundschaft einer Person allein, wie aus den Beziehungen, die er nach und nach mit Frau von Charrière, Frau von Staël, Charlotte, Frau von Récamier unterhielt, deutlich hervorgeht. Umsomehr bewährt sich die Treue von Frau von Staël in allen Verhältnissen, die sie in ihrem wechselvollen Leben eingegangen ist, und man kann mit gutem Gewissen das Urteil unterschreiben, welches Frau Necker de Saussure über sie fällt: „*Elle avait une confiance entière dans ses attachements, jamais elle n'a pu rompre avec personne, jamais elle n'a pu cesser d'aimer. Elle était indulgente par sa nature et par un effet de sa supériorité.*"[2]) Vorläufig befindet sich Constant vollständig in ihrem Banne, und wir sehen, dass er bereits einige Monate, nachdem er sie in Lausanne kennen gelernt hat, zu Beginn des Jahres 1795 der jungen Frau nach Paris folgt, und bald durch seinen sprühenden Geist eine hervorragende Rolle in ihrem Salon spielt. Ein eigentümliches Licht auf das persönliche Verhältnis beider zu dieser Zeit wirft ein kleiner Auftritt, den Constant in seinem Tagebuch erwähnt.

---

[1]) Vgl. Sorel, *l. c.* S. 52. *Corinne* (ed. Didot, Paris 1877) S. 324 u. 54: „*Bien que les goûts d'Oswald fussent à quelques égards différents de ceux de Corinne; ils se comprenaient d'une façon merveilleuse.*" u. S. 193: „*Notre âme et notre esprit n'ont-ils pas la même patrie?*"

[2]) Vgl. *Oeuvres complètes de la baronne de Staël, publiées par son fils, précédées d'une notice sur le caractère et les écrits de Mme de Staël par Mme Necker de Saussure (1820)* T. I, S. CCXXIII.

Frau von Staël gestattete nicht länger als bis Mitternacht bei ihr zu verweilen. Eines Tages ist Constant über diese Beschränkung so aufgebracht, dass er seine Taschenuhr zu Boden wirft, weil sie sich in Widerspruch mit der Stutzuhr im Salon befindet.[1]) Dieselbe Heftigkeit, die die Zerstörung der Uhr herbeiführte, beherrschte ihn gewöhnlich, und mit einer wahrhaften Despotie forderte er, dass Frau von Staël nur für ihn Worte und Blicke habe. Seine Eifersucht überstieg alle Grenzen. Allerdings lebten sie in vollständiger Ideengemeinschaft, und ihre Intimität wird in „Adolphe" in folgender Weise geschildert, S. 49: *„Ellénore fut émue. Elle m'imposa plusieurs conditions. Elle ne consentit à me recevoir que rarement, au milieu d'une société nombreuse, avec l'engagement, que je ne lui parlerais jamais d'amour. Je promis ce qu'elle voulut. Nous étions contents tous les deux: moi d'avoir reconquis le bien que j'avais été menacé de perdre, Ellénore de se trouver à la fois généreuse, sensible et prudente....* S. 50. *Lorsque j'arrivais, j'apercevais dans les regards d'Ellénore une expression de plaisir. Quand elle s'amusait dans la conversation, ses yeux se tournaient naturellement vers moi. L'on ne racontait rien d'intéressant qu'elle ne m'appelât pour l'entendre. Mais elle n'était jamais seule; des soirées entières se passaient sans que je pusse lui dire autre chose en particulier que quelques mots insignifiants ou interrompus. Je ne tardai pas à m'irriter de tant de contrainte. Je devins sombre, taciturne, inégal dans mon humeur, amer dans mes discours. Je me contenais à peine lorsqu'un autre que moi s'entretenait à part avec Ellénore: j'interrompais brusquement ces entretiens."*

Ich habe schon oben gesagt, dass das erste Jahr der persönlichen Beziehungen zwischen B. Constant und Frau von Staël in die Zeit ihres Aufenthaltes in Paris 1794/95 fällt. Als sie zu Anfang des Jahres 1796 in die Schweiz kamen, war ihre leidenschaftliche Zuneigung für einander bereits ein öffentliches Geheimnis, und die Familie Constant beklagte bitter den Einfluss, welchen Frau von Staël übte, wie sich aus verschiedenen Briefen ergiebt.[2]) Andrerseits liefern

---

[1]) Vgl. *Revue internationale (Janv. mars 1887)* S. 87.

[2]) Vgl. Menos, S. 18. 19, 20. Constants Handschriften. Rosalie de Constant à Charles de Constant. (Chaumière, le 6 septembre 1796.) .... *J'aurais mieux aimé passer mon temps à arranger l'appartement que dans la société de Madame de Staël, qui me fatigue beaucoup et m'amuse peu. Quoique je l'aie beaucoup évitée, je m'y suis trouvée quelques fois. Benjamin n'est rien du tout pour nous, et, c'est très triste de voir quelqu'un qui devrait vous être quelque chose ne vous être rien. Ma tante voulait les avoir l'autre fois. Heureusement que nous étions en force avec les Hardy, les Huber, nous laissâmes chuchoter la belle avec son ingrat ex-ministre (Narbonne) son petit renard (Mme de Traly) qui partait la nuit même, et le favorisé Benjamin, qui lançait des sarcasmes que personne de nous ne comprenait. Au milieu de tout cela, une voix me dit dans l'oreille. Votre oncle est là haut.....*

die Briefe der Frau von Staël an Rosalie (vgl. Menos S. 17) einen eklatanten Beweis für die Innigkeit ihres Gefühls für B. Constant. So schreibt sie dieser Freundin in Besorgnis über den Ausgang eines Duells, das B. Constant mit einem Journalisten hat: *„Il y a 48 heures à présent que je tremble et pleure et meurs d'inquiétude. Si vous saviez ce qu'il est pour moi, quelle lettre encore j'ai reçue de lui, quel ange de sensibilité il est pour moi! C'est à lui que tient tout ce que j'ai de vie. Au nom du ciel ne me cachez rien! S'il était blessé; il lui serait si doux de me revoir — mais non; il ne sera pas battu.“*

Wie diese Zärtlichkeit von Constant erwidert wurde, ist schwer festzustellen; wenn man aber die bezügliche Stelle in „Adolphe“ liest, und daraus einen Schluss zu ziehen sich erlauben darf, wozu wenigstens die hingebende Liebe, mit der Ellénore den verwundeten Adolf pflegt, zu berechtigen scheint, so ist aus Constants eigenen Worten in „Adolphe“ zu ersehen, dass die Liebesglut der Frau von Staël in dieser Zeit keineswegs voll und ganz erwidert wurde.[1]) Aus den wenigen Briefen und Dokumenten, die aus jener Zeit erhalten sind, ergiebt sich nur soviel, dass B. Constant und Frau von Staël einen Sommer und einen Winter (1796/97) in Coppet verlebt haben,[2]) und sich im Frühling 1797 wieder in Paris befanden. Da Herr von Staël seiner Stellung wegen sehr oft auf Reisen und weder ein geistreicher, noch ein hervorragender Kopf war, so war seine Gattin bei der Lebhaftigkeit ihres Geistes und Selbständigkeit ihres Charakters naturgemäss geneigt, die Gesellschaft von Männern zu suchen, bei denen sie Verständnis für ihre Auffassungen und Bestrebungen fand. Es liegt im innersten Wesen der menschlichen Natur begründet, dass die Beziehungen, die sie infolgedessen anknüpfte, nicht ausschliesslich nur von dem litterarischen Gesichtspunkte aus beurteilt worden sind. Verschiedene Autoren sind auch bezüglich B. Constants ohne weiteres zu dem Schluss gelangt, er habe Frau von Staël den abwesenden Gatten in jeder Beziehung ersetzt. Dieser Auffassung schliesst sich Brandes an, wenn er sagt: „Die Scheidung von Baron von Staël-Holstein hatte ihr Ansehen geschädigt, das Verhältnis zu B. Constant

---

. . . . Le lendemain, en me réveillant, la première personne que je vis, ce fut notre pauvre oncle. J'eus bien de l'émotion et du plaisir à le revoir, je ne l'avais pas vu depuis 91. Je le trouvais rajeuni et le même exactement pour l'esprit, je fis ce que je pus pour éviter les contradictions, mais c'est trop difficile; ce qu'on veut dire pour adoucir son chagrin l'aigrit, et il ne voulut pas me permettre d'envoyer chercher son fils. Il était fâché de ce qu'il avait passé à Dôle sans le voir, et très mal disposé pour la belle (Mme de Staël), après laquelle il court, et s'afflige de la nouvelle carrière dans laquelle il s'est engagé; enfin c'est pour lui un sujet d'amertume. Il ne sait pas encore où il vivra, ni ce qu'il fera.

[1]) Vgl. „Adolphe“, S. 85.

[2]) Vgl. Menos, S. 146, 147, 148.

war fast eine öffentliche Begebenheit, und er war unzweifelhaft der Vater ihrer im Jahre 1797 geborenen Tochter Albertine, der späteren Herzogin von Broglie."[1]) Ich möchte darauf hinweisen, dass hier ein chronologischer Irrtum vorliegt; denn Albertine von Staël ist im Juni 1797 geboren, und die Scheidung der Frau von Staël fand erst im Sommer 1798 statt.[2])

Aus den Daten, die Frau Blennerhasset in ihrem Werke II, S. 269, 270, 271 giebt, erhellt ausserdem, dass Herr von Staël im Herbst (Nov.) des Jahres 1796 sich lange Zeit bei seiner Gattin in Coppet aufgehalten hat, ferner, dass die Beziehungen der beiden zu einander keineswegs unfreundliche genannt werden können;[3]) denn Herr von Staël verbrachte den ganzen Winter in der Nähe seiner Gattin und begleitete sie auch nach Paris (Apr. 1797), woselbst Albertine geboren wurde. Trotzdem diese Daten zu grösster Vorsicht mahnen, hat Herr Brandes ohne weiteres Frau von Staël als ein von niedriger Sinnlichkeit beherrschtes Wesen hingestellt und in diesem Sinne beurteilt. Ich erlaube mir darauf hinzuweisen, dass eine gegenteilige Auffassung sich nicht nur äussern, sondern auch aus ethischen Gründen verteidigen liesse.[4]) Zugegeben muss freilich

---

[1]) Vgl. Brandes *Litt. d. 19. Jh.* I, S. 124. Brandes scheint sich ohne weiteres auf Strodtmann (*Dichterprofile* B. II, S. 15) berufen zu haben. An dieser Stelle sagt Strodtmann: „Sie durfte mit Recht erwarten, dass der Mann, welcher jahrelang jegliches Opfer ihrer hingebenden Liebe angenommen, welcher sich hatte gefallen lassen, dass sie ihr Vermögen mit ihm teilte, und zu welchem sie von ihrer 1797 geborenen Tochter Albertine stets wie von einem ihm durch die nächsten Blutsbande angehörigen Wesen sprach, nicht anstehen werde, ihr die unverbrüchlichste Treue zu bewahren und sie durch seine Liebe für alles zu entschädigen, was sie um seinetwillen erdultet.

[2]) Vgl. Blennerhasset II, S. 319 und Sorel l. c. S. 96 bezüglich der Scheidung und S. 78 bezüglich der Geburt von Albertine. Sorel und Blennerhasset geben für die Geburt der Tochter von Frau von Staël das Datum October 1797 an. Dagegen finde ich in einem Briefe, den B. Constant von Paris an seinen Onkel schreibt, das Datum: 13. Juni 1797. „*Madame de Staël est accouchée très heureusement d'une fille, il y a quelques jours. Elle se porte très bien et me charge de mille choses pour vous et pour mes cousines*". (Vgl. Menos, S. 149—150). Sorel, S. 78. „*Elle eut en octobre 1797 à Coppet une fille Albertine.* Ich halte das Datum von Constant für das richtige.

[3]) Vgl. Blennerhasset II, S. 270. „*C'est trop cruel, au lieu de l'agitation dans le calme, c'est l'agitation dans le vide. Morte ou vive, je veux passer l'hiver ici, Mons. de Staël y arrivant.*" Frau von Staël an Meister (undatiert, aber hierher gehörend; ungedruckte Briefe im Besitz des Herrn Dr. Th. Reinhart.) Vgl. nach Roederer, *œuvres* VIII, S. 652—653; *Corresp .diplomatique du Bar. de Staël-Holstein;* Constants Handschriften Rosalie à Charles (Chaumière, jeudi 3 nov. 1796): *J'ai vu pour la première fois Mr. de Staël.*

[4]) Solange als die Staël-Handschriften, die sich zu Coppet befinden, für niemand zugänglich sind, wird man zugeben müssen, dass die

werden, dass das Verhältnis zwischen Herrn von Staël und seiner Gattin manche Eigentümlichkeit aufweist, dass die Beziehungen Frau von Staëls zu Narbonne, Schlegel, Jordan, Fauriel, Constant, Gerando unlautere Deutung zulassen, und dass die häufigen Trennungen der beiden Gatten, sowie die übertrieben zärtlichen Ausdrücke, deren Frau von Staël in ihren Briefen an ihre Freunde sich zu bedienen pflegt, nicht geeignet sind, den Argwohn zu zerstreuen.[1])

Die Scheidung einer zwölfjährigen (1786—1798) mit Kindern gesegneten Ehe beweist noch keineswegs, dass nur Untreue einen derartigen Ausgang veranlassen konnte, und trotzdem Frau von Staël in ihrem Briefwechsel häufig angeregt und enthusiastisch ist,[2]) darf man nicht vergessen, dass sie ihrem Vater eine selbstlose, treue Tochter und ihren Kindern eine aufopfernde, hingebende Mutter war. Schon deshalb wird man sich der Meinung verschliessen dürfen, auf sie als Gattin einen Makel zu werfen; es müssten denn unumstössliche Beweise zu dieser Auffassung zwingen. Was man als Beweis angegeben hat, scheint mir keineswegs ausreichend. Zunächst dürfte man wohl annehmen, dass, da der Antrag auf Scheidung der Ehe von Herrn

---

jetzt veröffentlichten Dokumente recht wohl gestatten, das Verhältnis der Frau von Staël zu B. Constant mehr als ein geistiges aufzufassen, und dass das Gegenteil nicht bewiesen werden kann.

[1]) Gerando *Mme de Récamier et Mme de Staël „Adieu, je vous aime à présent bien plus que vous ne m'aimez“*; — S. 25. *„Vous ne m'aimiez pas du tout en écrivant votre dernière lettre, mon cher Gerando, et vous avez eu tort. Je vous avais exprimé un moment de peine sur Matthieu, et vous avez pu croire qu'il était nécessaire de la justifier! Si vous saviez avec quel plaisir je donnerais la moitié de ma vie pour lui, vous auriez compris que mes plaintes étaient de la nature de celles qui prouvent qu'on aime trop vivement.“*

Vgl. noch: Sainte-Beuve, *Caus. du Lundi*, Bd. VIII, S. 356. Mme de Staël à Roederer. Im Jahre 1796: *„Croyez que je vous aime, de haute reconnaissance, d'opinion et d'attrait.“*

Sainte-Beuve, *Portraits contemporains (Fauriel) Lettres de Madame de Staël à Fauriel*, S. 150—155.

Blennerhasset, Bd. II., S. 392.

Gerando, *Mme de Staël à Madame Récamier*, S. 36, 47, 48, 44. Octobre 1801: *„Vous me demandez, si vous me retrouverez plus heureuse; je ne puis vous le promettre, car j'ai fini par croire que la douleur était l'état habituel de l'homme, et je vis avec une souffrance au cœur comme d'autres avec un mal physique. — Ah! croyez-vous que le cœur puisse jamais se relever de ce qui m'est arrivé? Les trois hommes que j'aimais le plus, que j'aimais depuis l'âge de dix-neuf et vingt ans, c'était Narbonne, Talleyrand et Matthieu de Montmorency. Le premier est une forme pleine de grâce, le second n'a plus la même forme, et le troisième est altéré dans tous ses agréments, quoique ses adorables qualités lui restent. J'ai de nouveaux amis qui me sont très chers, mais le passé semble surtout fait pour ébranler l'imagination et le cœur.“*

[2]) Vgl. Strodtmann, l. c. S. 4.

von Staël ausging, er zur Begründung desselben nicht blos die Verschiedenheit ihrer politischen Anschauungen angeführt,[1]) sondern den wahren Grund wenigstens angedeutet haben würde, wenn er ihre Untreue hätte beweisen können. Ferner darf man nicht übersehen, dass die Trennung der beiden Gatten nicht in feindschaftlicher Weise erfolgte. Noch im Jahre 1802, also vier Jahre nach derselben, eilte Frau von Staël an das Krankenbett ihres Gatten und nur sein Tod verhinderte sie, ihn zu pflegen.[2]) Ebensowenig ist es zulässig, Albertine von Staël ohne weiteres als die Tochter B. Constants anzusehen, wie Brandes dies thut. Be igewissenhafter Erwägung aller einschlagenden Verhältnisse lassen sich die vertrauten Beziehungen der beiden geistig hochbedeutenden Menschen recht wohl durch eine auf rein geistiger Interessengemeinschaft beruhenden Zuneigung erklären,[3]) und diese Erklärung scheint mir schon deswegen den Vorzug zu verdienen, weil damit in ganz natürlicher Weise die häufigen Zwistigkeiten und die schliessliche Entfremdung verständlich werden.

---

[1]) Vgl. Sorel, l. c. S. 96; Blennerhasset, Bd. II, S. 319.

[2]) Vgl. J. Schmidt, *Gesch. d. frz. Litt.*, Bd. I, S. 359.

[3]) Vgl. *Rev. Internat. (Journal intime) 1887*, S. 109:

„De quelque manière que sa destinée se fixe, la mienne ne peut être que littéraire et indépendante.“

Vgl. Sainte-Beuve, *Causeries du Lundi*, Bd. XI., S. 440:

„Et de tout temps, les esprits de Benj. Constant et de Madame de Staël s'étaient convenu bien mieux que leurs cœurs, c'est par là qu'ils se reprenaient toujours.“

Revue des deux Mondes, 1 avril 1886 (Souvenirs du duc de Broglie) S. 526:

„Je suis fermement convaincu qu'en y regardant de près, on trouverait au fond de tous les torts réels ou supposés, et supposés pour la plupart, qu'on a bien ou mal à propos imputés à Madame de Staël, cette lutte entre deux qualités éminentes qui la dominait tour à tour, au lieu de se limiter, de se tempérer mutuellement; c'est ce qui rendit son existence orageuse, c'est ce qui rendit son intimité, voire même son intérieur de famille passionné, ardent, tumultueux. Je ne crains pas d'ajouter, que c'est ce qui détruisit sa santé, malgré la vigueur naturelle de son tempérament, et termina prématurément sa vie, dans la force de l'âge et du talent.“ Vgl. S. 47, A. 2 dieser Arbeit. Brief vom 26. Juli 1816.

Vgl. noch Constants Handschriften (Rosalie à Charles, d. 29. Oct. 1796):

„Peut-être si ces deux esprits se conviennent si bien, seraient-ils après heureux ensemble.“

Den 5. August 1804:

„Ils se tiennent par l'esprit. Aucun autre homme ne lui offre les ressources du sien, elle veut absolument le conserver et le retient tantôt par despotisme, tantôt par des services à lui rendre.“

Den 26. Juni 1816:

„Il (Benjamin) a été si malheureux sous son empire (Mme de St.) que je ne puis croire qu'il le regrette, quoiqu'il aimât beaucoup la réunion d'esprit qu'il y avait autour d'elle et que le sien faisait valoir.“

In der That tritt die Entfremdung zwischen beiden um so stärker hervor, je reifer und entwickelter das Urteil der Frau von Staël sich gestaltet, und der männliche Zug in ihrem Charakter musste auf die Dauer einem nervösen und reizbaren Wesen, wie B. Constant es besass, lästig werden. Gegen Brandes Meinung scheint mir ferner zu sprechen, dass, nachdem Frau von Staël ihre Freiheit erlangt hatte, sie sich gleichwohl nicht entschliessen konnte, eine neue Ehe mit Constant einzugehen, auch ist kaum anzunehmen, dass dieser, nachdem er sich im Jahre 1809 mit Charlotte verheiratet hatte, seiner jungen Frau erlaubt haben würde, selbst die ehemalige Geliebte von ihrer Hochzeit zu benachrichtigen.[1]) Der Gedanke an eine Verheiratung mag in den Jahren 1798—1803 öfter aufgetaucht und zwischen ihnen besprochen worden sein. Nach den Briefen, die zwischen Rosalie und ihrem Bruder einerseits und Frau von Staël andrerseits gewechselt worden sind, scheint es sogar, als ob die eheliche Verbindung fast beschlossen gewesen wäre.[2]) Sicher hat B. Constant sich häufig mit dem Gedanken beschäftigt, ihrem der Missdeutung ausgesetzten Verhältnisse auf diese Weise Klärung zu verschaffen und Frau von Staël entsprechende Vorschläge gemacht.[3]) Inwieweit diese Vorschläge bei ihm einem Herzensbedürfnisse entsprangen, ist bei seinem so wandelbaren Charakter sehr schwer zu bestimmen. Ich bin jedoch geneigt anzunehmen, dass die Weigerung, den Ehebund einzugehen, nicht von seiner, sondern von ihrer Seite gekommen ist.[4]) Zunächst legte Frau von Staël einen zu hohen Wert auf den Ruf, den ihr Name als Schriftstellerin sich erworben hatte, als dass es ihr leicht geworden wäre, ihn gegen einen anderen zu vertauschen. Vielleicht wäre sie bereit gewesen Constants Gattin zu werden, wenn derselbe, wie später Herr von Rocca (1811) in die Geheimhaltung ihrer Ehe gewilligt hätte.[5]) Ferner war B. Constant, wenn er auch in geistiger Beziehung ihr lebhaftes Gefallen erweckte,

---

[1]) Vgl. Menos, S. 45.

[2]) Vgl. Menos, S. 27—29.

[3]) *Rev. Internat. (Journal intime)* 1887, S. 233:

„*Quoi! vous ne voulez pas souffrir et vous étendez vos ailes au dehors, vous allez braver les vents, vous heurter contre les arbres, vous briser contre les rochers! Je n'y peux rien, hélas! Tant que vous ne ployerez pas vos voiles, tant que vous ne verrez pas que toute situation fixe vaut mieux que le battement perpétuel, il n'y a rien à espérer! Et tout ce que je vous dis là, s'applique encore plus à une femme qu'à un homme qui a une carrière et s'agite pour un but fixe, tandis que vous vous agitez pour briller dans un salon et pour courir après un genre de succès, qui ne laisse rien après lui, comment dédommagerait-il de ce qu'il coûte.*“

[4]) Vgl. Menos, S. 27.

[5]) Vgl. Sorel, l. c. S. 97; Blennerhasset, Bd. II, S. 393, 394. Sainte-Beuve, *Caus. du Lundi*, Bd. XI, S. 435.

bezüglich seines Charakters keinesfalls fähig, das Ideal, das eine Frau, wie Frau von Staël, träumen mochte, zu verwirklichen. Sie musste fühlen, dass sie in der Ehe mit ihm weder Glück noch Schutz finden würde.[1]) Dass Frau von Staël trotz aller Gründe, die ihr in gesellschaftlicher Beziehung eine Verheiratung mit B. Constant wünschenswert erscheinen lassen konnten, doch eine innere Abneigung gegen die Ehe mit ihm empfand, beweist auch eine Stelle in „Adolphe" (S. 119), der auf die von Baron T. gestellte Frage: *„Ecoutez, il faut dans ce monde savoir ce qu'on veut. Vous n'épouserez pas Ellénore?"* folgendermassen antwortet: *„Non, sans doute, m'écriai-je, elle-même ne l'a jamais désiré."*[2]) Hier spricht Constant selbst durch den Mund der Geliebten klar und deutlich aus, dass die Weigerung, die Ehe einzugehen, nicht von seiner, sondern von ihrer Seite kam. Auch später in seinem Tagebuch bedauert Constant zu wiederholten Malen, den Ehebund mit Frau von Staël nicht eingegangen zu sein. *„Je suis entre deux femmes, dont l'une m'a fait du tort en ne m'épousant pas, et dont l'autre va me nuire en m'épousant."*[3]) *„Au fond, Charlotte ressemble à toutes les femmes. J'en accuse les individus, j'aurais dû m'en prendre à l'espèce. Mais pour mon travail et les bons conseils, je regrette Mme de Staël plus que jamais."*[4]) Wenn aus diesen Stellen auch zunächst nur zu ersehen ist, dass B. Constant in der Ehe mit Charlotte nicht das geträumte Glück gefunden hatte, so darf man doch nicht vergessen, dass Frau von Staël die einzige Frau war, von der er mit diesem wehmütigen Bedauern und dieser Sehnsucht spricht. Aber ungleich deutlicher als die angeführten Stellen seines Tagesbuches, sprechen die Briefe, die er an seine Base Rosalie de Constant von Herbages bei Paris richtet, aus denen ich folgende Stelle hervorheben möchte: *„Je connais, chère Rosalie, votre répugnance à me parler d'une personne qui nous intéresse tous deux, et dont les qualités et les défauts sont quelquefois le charme et d'autres fois le tourment de ma vie.... J'ai de grands moments de tristesse, j'en ai de fréquents d'insouciance. Je sens que ma vie n'est pas fixée, et ce sentiment nuit à l'intérêt. Voilà, je crois, le plus exactement du monde, l'histoire de ma vie actuelle. Vous en conclurez peut-être qu'il faudrait mieux que cela; c'est possible. Mais il ne faut pas risquer plus mal, et surtout ne pas risquer le malheur et l'ennui d'un autre; je ne pourrais pas traiter cet ennui aussi cavalièrement que le mien.*[5])

---

[1]) Vgl. Sorel, S. 97.

[2]) Vgl. *Corinne*, S. 123: *„Il faut que j'épouse Corinne"*, sagt Lord Neevil, *„il faut que je sois son protecteur, afin que personne désormais ne puisse le méconnaître."*

[3]) Vgl. *Revue Internationale 1887*, S. 641.

[4]) Vgl. ib., S. 766.

[5]) Menos, S. 183—184: Brief vom 29. Mai 1803.

Il en est de même de mon autre relation. Vous vous trompez prodigieusement, quand vous soupçonnez de la jalousie dans mes questions. „Je ne veux que me fortifier moi-même par la conviction que ce dont j'ai envie, la raison le conseille et la justice ne le désapprouve pas.“[1]) Und endlich vermag ich die folgende Stelle eines Briefes, den Rosalie an ihre Freundin (Fr. v. Staël) schreibt, nicht anders als in dem angeführten Sinne zu deuten. *„Ah! combien je vous aurais aimée, si vous aviez épousé B. Constant et qu'il y eût trouvé son bonheur.“*[2]) Spricht sich hier nicht deutlich ein Vorwurf aus darüber, dass Frau von Staël das langjährige Verhältnis mit Constant nicht zum Ehebund hat umwandeln wollen? Gegen meine Auffassung scheinen mir weder die Ereignisse der folgenden Jahre, noch die spätere Verheiratung mit Charlotte de Hardenberg, noch endlich die weitere Gestaltung der persönlichen Beziehungen zwischen Constant und Frau von Staël zu sprechen. Kurz nachdem die Heiratspläne sich zerschlagen hatten, verlässt Constant Coppet und begiebt sich nach Herbages bei Paris (1803).[3]) Die Briefe, die er im Mai, Juni und Juli von dort an seine Cousine schreibt, scheinen mir zu beweisen, dass er sich aus Ärger über eine Zurückweisung aus Coppet entfernt hat, und bedauert, dass der Ehebund nicht zustande gekommen ist.[4])

Envoyez-moi quelqu'un qui soit assez riche pour que je ne sois pas plus pauvre, assez gaie pour n'être pas accablée de mes accès de découragement, assez sensible pour aimer mon désir de la rendre heureuse, assez spirituelle pour tout comprendre, assez calme pour supporter une retraite absolue, assez élégante pour n'être en rien ridicule

---

[1]) Vgl. Menos, S. 188 (den 23. Juni 1803).

[2]) Vgl. Menos, S. 29, und Constants Handschriften (Rosalie à Charles): Den 25. Juni 1802. *„Madame de Staël a contracté de grands devoirs envers Benjamin en disposant de son sort comme elle l'a fait. Je trouve que, si elle ne l'épouse pas, elle doit le marier, et ne pas le vouer au rôle de Sigisbée perpétuel.“*

Den 7. Juli 1802. *„Nous avons eu Benjamin quelques jours, il a beaucoup amusé ma tante et nous avons beaucoup ri. Son caractère est celui d'un enfant malin, qui est toujours guidé par le moment, et sur lequel on ne peut jamais compter. Il m'a paru craindre beaucoup le mariage que je croyais ne pouvoir manquer. C'est charmant de se trouver d'accord avec ce qu'on aime.“*

Den 5. August 1804. *„Il me paraissait si naturel d'épouser Benjamin quand elle devint libre que je ne mis pas la chose en doute.“*

[3]) Vgl. Menos, S. 177 und 178.

[4]) Vgl. Sainte-Beuve, *Causeries du Lundi*, Bd. XI, S. 435:
„Il avait voulu, à une certaine heure et quand elle (Mme. de Staël) fut libre, l'épouser, lui donner un nom, et elle s'y refusa absolument: il lui aurait semblé à elle, en y consentant, déroger à quelques égards, faire tort à sa gloire, et, comme elle le disait gaiement, désorienter l'Europe. L'amour propre de Benj. Constant, au contraire, fut blessé de ce refus.“

dans le monde, assez sage pour n'aimer que moi, assez passionnée pour n'avoir ce délire que quand il le faut, et outre cela instruite, douce et jolie, je la prends, ma cousine, sur votre responsabilité.[1])

Une communauté d'intérêt, avec un être dont l'éducation et les idées seraient analogues à ma nature, ferait mon bonheur autant que le bonheur se fait sur la terre.“[2])

Aber sollte die wiederholt geäusserte Absicht, sich mit einer andern Frau zu verheiraten nicht als *dépit amoureux* gedeutet werden können?

„Avez-vous rencontré la demoiselle dont vous m'avez si souvent parlé? Elle était si peu sérieusement occupée de moi, quand j'étais près d'elle, que je parierais qu'elle ne l'est plus du tout, depuis que je suis absent. Cependant je pense à elle avec assez de tendresse, et, parmi les vagues idées qui charment ma retraite, je la mets au premier rang.“[3])

„Je crains bien, quant à l'autre dame, qu'il ne lui manque en effet, comme vous le dites, beaucoup de choses pour rendre heureux. Je lui crois le besoin du grand monde provincial et c'est aussi fâcheux pour le bonheur et l'esprit que celui du grand monde de la capitale. Cependant, si j'avais vu en elle le moindre manque de sensibilité pour moi, je ne sais ce que j'aurais fait.“[4])

Es bedarf voller sechs Jahre, ehe er diese Absicht verwirklicht, nicht weil es ihm an Gelegenheit dazu gefehlt hätte, denn wiederholt spricht er in seinem Tagebuche und seinen Briefen von Frauen, die ihm gefallen haben, und die bereit gewesen wären, ihm ihre Hand zu geben, aber stets fehlt ihm im entscheidenden Augenblicke der Mut.[5]) Stärker als die bisher angeführten Gründe aber scheint mir das freundschaftliche Verhältnis, wie es sich schon ein halbes Jahr ungefähr nach seiner Abreise von Coppet[6]) zwischen ihm und Frau von Staël herausgebildet hat, dafür zu sprechen, dass die Weigerung von ihr ausgegangen ist.[7]) Es ist wohl kaum anzunehmen, dass eine Frau von der Bedeutung und dem Charakter der Frau von Staël, es über sich gebracht hätte, den Mann, der ihre Hand ausgeschlagen hatte, wieder zu sich zu rufen und als Freund in ihrer Nähe zu dulden, wenn er sie so bitter gekränkt hätte.

Bereits im Oktober 1803 begleitet Constant Frau von Staël

---

[1]) Vgl. Menos, S. 185.
[2]) Vgl. Menos, S. 188.
[3]) Vgl. Menos, S. 178 (Brief, den 23. April 1803).
[4]) Vgl. Menos, S. 184.
[5]) Vgl. Blennerhasset, Bd. III, S. 223 (Die Heirat von B. Constant).
[6]) Vgl. Menos, S. 30.
[7]) Vgl. Menos, S. 31.

auf ihrer Reise nach Deutschland[1]) und bleibt bis zu Ende des Jahres 1806 unter ihrem direkten Einfluss. Anfänglich erinnern die neu angeknüpften Beziehungen an die Anfangszeit ihrer ersten Bekanntschaft, und trotzdem fehlt jede Spur von Liebe seitens B. Constants.[2])

Ein schöner Beweis für die Rückkehr gegenseitigen Vertrauens findet sich unter andern in dem Umstand, dass B. Constant während Neckers letzter Krankheit an seinem Lager weilt, und als der Tod eingetreten ist, nach Deutschland zurückkehrt, um Frau von Staël zu trösten. Bei dieser Gelegenheit spricht er deutlich aus, dass nur Grossmut und Mitleid seine Handlungsweise veranlassen, wenn er sagt: „*Il était plus possible de brûler la cervelle à son ami intime que de l'abandonner dans les circonstances de cet hiver. Il y a des choses qu'il est impossible de juger sans les avoir vues: il y a des genres de douleur qu'il est impossible d'apprécier sans avoir une connaissance entière du caractère de celui qui les éprouve.*“[3]) — „*On annonce qu'une espèce de peste se répand dans toute l'Italie. Madame de Staël ne peut plus y aller, et me voilà forcé de rester ici. On dirait vraiment que l'exil, la mort et la peste se donnent le mot pour me tenir enchaîné. Pouvais-je abandonner Mme de Staël, il y a deux ans, quand elle était bannie? Et il y a sept mois lorqu'elle a perdu son père? Et à présent qu'elle ne part plus? Que faire contre le sort?*“[4])

---

[1]) Vgl. *Camille Jordan et Madame de Staël par Sainte-Beuve* (*Revue des deux Mondes, 1 mars 1868*, S. 70); *Lettre de Madame de Staël à Montmorency, 28 octobre 1803.*

[2]) Vgl. Constants Handschriften *(Rosalie à Charles, le 20 décembre 1803):*

„*Ce pauvre Benjamin se laisse traquer bien malgré lui par l'Allemagne. J'ai mal au cœur quand je vois son nom sur les papiers publics, souvent avec quelques quolibets sur la dame. Qu'elle est coupable de commander ainsi son sort et celui des autres; il m'a écrit de Francfort, il allait, disait-il, la laisser continuer son voyage et retourner chez lui. Je n'en crois rien, il demandait de tes nouvelles avec beaucoup d'amitié. Il ne saura jamais rien faire d'heureux pour lui.*“

[3]) Vgl. Menos, S. 196, 198.

[4]) Vgl. *Rev. Internat. (Journal intime) janv., mars 1887*, S. 440, und Constants Handschriften: *Rosalie à Charles, le 13 avril 1804:*

„*Mons. Necker vient de terminer sa carrière. Le pauvre Benjamin, qui était enfin parvenu à quitter sa trop célèbre amie aux portes de Berlin, apprit, à son arrivée ici, que Mr Necker était plus malade et désirait le voir, lui parler. A peine s'arrêta-t-il un jour, mais avant d'arriver à Genève, il rencontra Mme Necker, qui venait au devant de lui pour lui annoncer sa mort et prendre ensemble des mesures nécessaires pour annoncer cet affreux malheur à leur amie. Il n'a pris conseil que de sa pitié et de son humanité, et il est reparti pour refaire tout le voyage qu'il venait de terminer. Cette malheureuse femme peut perdre l'esprit de chagrin, de regret d'avoir quitté son père.*“

Nach Coppet zurückgekehrt, weilt B. Constant bei Frau v. Staël, bis sie Oktober 1804 nach Italien abreist. Gleichzeitig mit ihr verlässt er Coppet und kehrt nach Paris zurück. In den Bemerkungen B. Constants, die sich über die ersten Briefe, die er aus Italien erhalten hat, vorfinden, findet sich volle Übereinstimmung mit den Gefühlen Adolphes beim Lesen der Briefe Ellénores „*Je reçois une lettre de Madame de Staël qui trouve les miennes tristes et me demande ce qu'il me faut pour mon bonheur. Hélas, ce qu'il me faut, c'est ma liberté: précisément ce qu'on ne veut pas m'accorder.*“

„*Je reçois une lettre de Madame de Staël, je n'y répondrai pas, je suis rassasié de ces éternels reproches et de mes éternelles justifications.*“ [1]) Spricht nicht aus diesen Worten dieselbe Gleichgültigkeit, dieselbe unmännliche Schwäche, die sich im „Adolphe“ wiederfindet (S. 87)?

Pendant mon absence, j'écrivis régulièrement à Ellénore. J'étais partagé entre la crainte que mes lettres ne lui fissent de la peine, et le désir de ne lui peindre que le sentiment que j'éprouvais. J'aurais voulu qu'elle me devinât, mais qu'elle me devinât sans s'affliger; je me félicitais quand j'avais pu substituer les mots d'affection, d'amitié, de dévouement à celui d'amour; mais soudain je me représentais la pauvre Ellénore triste et isolée, n'ayant que mes lettres pour consolation; et, à la fin de deux pages froides et compassées, j'ajoutais rapidement quelques phrases ardentes ou tendres, propres à la tromper de nouveau.“

Am Ende des Jahres 1806 begegnet Constant in Paris einer alten Bekannten aus Braunschweig, Charlotte v. Hardenberg. [2]) Er findet soviel Vergnügen an ihrer Gesellschaft, dass sich ihm der Gedanke, sich mit ihr zu verheiraten, sofort aufdrängt. Zwei Jahre lang (1806—1808) bekämpft er diese Neigung mit Rücksicht auf die Verpflichtungen, die er Frau von Staël gegenüber hat oder zu haben glaubt. Am 5. Juni 1808 reicht er Charlotte in Brevans die Hand zum Ehebund. Ein eigentümliches Licht auf die fast unglaubliche Schwäche Constants wirft der Umstand, dass er seine Verheiratung heimlich vornimmt, und es seiner Frau und seinem Vater überlässt, Frau von Staël von der vollzogenen Thatsache in Kenntnis zu setzen. [3]) Während dieser Zeit zeigt sich Frau v. Staël

---

[1]) Vgl. *Revue Internationale (Journal intime)* 1887, S. 444, 624.

[2]) Vgl. Menos, S. 35.

[3]) Vgl. Sainte-Beuve, *Table générale et analytique. Carnet et B. Constant*, S. 36: *5 juin 1808, mariage secret.* Menos, S. 291, giebt das Datum Januar 1809; vgl. noch S. 309.

Der Herausgeber des *Journal intime* (*Rev. Internat., janv., mars 1887* S. 642) giebt für die Ehe Constants das Datum 9. Mai 1807. Ich berufe mich auf das von Sainte-Beuve herausgegebene Notizbuch, nehme also den 5. Juni 1808 als richtig an.

als erbitterte Gegnerin seiner Hochzeitspläne, aber nicht ein einziges Mal zeigte sie ihm den Ausweg, der sicherlich die Lösung des Verhältnisses zu Charlotte zur Folge gehabt hätte, nicht ein einziges Mal verlangt sie, die seine zu werden.[1]) Aber wenn auch Frau von Staël mit ihrer fast männlichen Entschlossenheit, mit ihrem Selbstbewusstsein in dem schwankenden und unentschlossenen Constant nicht den Mann erblicken konnte, den sie als Begleiter für das Leben hätte wünschen können, so widersetzt sie sich doch hartnäckig seiner anderweitigen Verheiratung. — Warum? Weil Constant, der geistreiche, witzige Mann ihr ein gefügiger Freund und Diener geworden war, auf den sie in schwierigen Verhältnissen unbedingt rechnen zu können glaubte, und den zu verlieren und aus der Hand zu geben, sie unmöglich gern sehen konnte. Damit erklärt sich auch, warum sie nach Abschluss der Ehe mit Charlotte im Jahre 1814 wiederum in freundschaftliche Beziehnng zu ihm tritt.

Kapitel III.

Adolphe und Ellénore.

Da „Adolphe“ ein getreues Spiegelbild des Charakters und der Lebenserfahrungen seines Verfassers ist, so bedarf es nach dem bisher Gesagten wohl kaum der Versicherung, dass das Buch bei dem Leser einen betrübenden und niederschlagenden Eindruck hinterlassen muss. Man kann nicht umhin, dem Verfasser wegen seiner fortwährend zu Tage tretenden Schwächen zu grollen, und doch überwiegt das Mitleid mit dem Unglücklichen, mag man sich auch noch so oft sagen, dass er den grössten Teil seines Unglückes selbst verschuldet hat. Diese Sympathie für den Verfasser wird erhöht, weil man ihm aufs Wort glauben darf, dass er aus moralischen Gründen zu der Darlegung seiner innersten Gefühle sich entschlossen habe. In der Vorrede zu „Adolphe“ heisst es (S. 2): *„J'ai voulu peindre le mal que font éprouver même aux cœurs arides les souf-*

---

[1]) Um Frau v. Staëls Abneigung gegen die Ehe mit B. Constant zu verstehen, genügt es, ihren Briefwechsel mit Jourdan zu lesen (Sainte-Beuve, Rev. des 2 Mondes, 1 Mars 1868). Hier spricht sie ihre Meinung klar aus (1806, S. 72): *„Je n'aime pas que mes amis se marient“.*

Vgl. noch Gerando, l. c. S. 47: *„Camille Jourdan (1802, 30 juin) m'a écrit une lettre, qui l'a fait beaucoup aimer de mon père. Pour moi, c'est décidé depuis longtemps; j'ai le plus tendre attrait pour lui, et je pense avec peine que vous le marierez et qu'il aura des affections nouvelles qui me reculeront de plusieurs degrés. Je lui écrirai la première fois contre le mariage; j'ai un beau morceau sur ce sujet, qui vous convaincrait vous-même, si Annette n'était pas là“.*

frances qu'ils causent et cette illusion qui les porte à se croire plus légers ou plus corrompus qu'ils ne sont" und in dem Briefe an seinen Verleger (S. 183): *„L'exemple d'Adolphe ne sera pas moins instructif, si vous ajoutez qu'après avoir repoussé l'être qui l'aimait, il n'a pas été moins inquiet, moins agité, moins mécontent; qu'il n'a fait aucun usage de sa liberté reconquise au prix de tant de douleurs et de tant de larmes; et qu'en se rendant bien digne de blâme, il s'est rendu aussi digne de pitié"* und in seinem Buche selbst (129): *„J'ai répandu du malheur autour de moi pour reconquérir quelques années que le temps viendra bientôt m'arracher"* [1]) und in einem Briefe drückt er denselben Gedanken aus: *„Je serai condamné pour le bien que j'ai voulu faire, et pour la douleur que je n'ai pas voulu causer"*. [2])

Ein Mann, der so offen seine Fehler bedauert, ist schon halb entschuldigt, und keiner seiner Leser hat das Recht zu behaupten, dass er nicht bemüht gewesen sei, diese so offen bekannten und somit von ihm klar erkannten Fehler redlich zu bekämpfen. Seine Darstellung ist eine Art Beichte, die unter den unmittelbaren Eindrücken innerer Kämpfe entstanden ist, die den Verfasser in der Zeit seiner Verheiratung mit Frau v. Hardenberg quälten, als Frau v. Staël gegen diese Einspruch erhob. Dass das Buch in einer Sturm- und Drangperiode entstanden ist, beweist sein Inhalt; dass es keine Streitschrift, kein Pamphlet, wie „Elle et Lui" oder „Lui et Elle" sein soll, beweist der Umstand, dass es erst 10 Jahre später (1816) veröffentlicht wurde. [3])

Das erste Kapitel des „Adolphe" ist eine packende Schilderung der Übersättigung, der Langenweile und der inneren Unzufriedenheit, die Benj. Constant bewegten, als er die Bekanntschaft der Frau v. Charrière machte. Damals hatte er bereits verschiedene Universitäten besucht, aber seine Abneigung gegen ernste und regelmässige Arbeit und sein Widerwille gegen alle Autorität hatten ihn verhindert, den Gewinn daraus zu ziehen, den er bei seiner grossen Befähigung, bei seiner leichten Fassungsgabe leicht hätte ziehen können. Leichtsinn und Spottsucht waren so tief bei ihm eingewurzelt, dass es ihm selten gelang, sie zu überwinden. Von tiefem Lebensüberdruss erfüllt, ohne wahren sittlichen Halt, sogar der Stütze beraubt, die er naturgemäss an seinem Vater, an seiner Familie hätte finden sollen, kommt er in die kleine Stadt D. Hier wird der talentvolle, aber spottsüchtige und hochmütige junge Mann,

---

[1]) Vgl. noch *Adolphe*, S. 187.

[2]) Vgl. Menos, S. 192 (23. Juli 1803) und noch S. 211.

[3]) Bei J. Schmidt: *Gesch. d. frz. Litt.*, Bd. I, S. 384, ist es ein kleiner Irrtum, wenn gesagt wird: „Adolphe ist im Jahre 1820 erschienen".

wenn nicht mit Widerwillen, so doch mit grossem Misstrauen und abstossender Kälte aufgenommen und behandelt. Als Ausnahme davon erwähnt er Beziehungen zu einer älteren Frau, die er als Jüngling geliebt hat, womit die im Jahre 1805 in der Schweiz gestorbene Frau v. Charrière gemeint ist. Ein ganz zufälliger Umstand macht ihn mit der Geliebten des Grafen P., der Polin Ellénore, bekannt. Eifersüchtig auf die Erfolge eines Freundes, überlässt er sich den Gefühlen, die ihn beim Anblick dieser Frau, obgleich 10 Jahre älter als er, beschleichen. Ellénore hat ein sehr bewegtes Leben hinter sich, ehe sie die Geliebte des Grafen P. wird. Gewissensbisse kennt sie nicht, wohl aber ist sie bemüht, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Bei aussergewöhnlicher Begabung besitzt Ellénore ein sehr klares Urteil, ihre Ausdrucksweise ist einfach, aber packend, sie besitzt Innigkeit und Wärme des Gemütes, sie steckt voller Vorurteile und Selbstsucht, ist aber doch auch der Aufopferung fähig. Sie ist sehr fromm, vielleicht weil die Kirche ihren Lebenswandel verurteilen muss. Sie legt grossen Wert auf äusseren Anstand und gute Sitte. Die natürliche Folge davon ist, dass sie sich ununterbrochen im Widerspruch mit ihrer Stellung fühlt, und dass innere Kämpfe ihre Stimmung trüben.[1]) Die Gefühle, die Adolphe beherrschen, ziehen ihn wider seinen Willen zu Ellénore hin. Er besucht häufig den Grafen P. Zu schüchtern, seine Empfindungen auszusprechen, schreibt er an Ellénore. Er berauscht sich an seinen eigenen Worten; am Schluss des Briefes glaubt er, wirklich etwas von der Leidenschaft zu empfinden, die er darin auszudrücken bemüht gewesen ist. Ellénore widersteht zuerst den Anträgen Adolfs und versucht, eine Leidenschaft zu ersticken, die sie ganz gegen ihren Willen in dem Herzen des jungen Mannes entflammt hat. Er empfindet ihre Behandlung als eine Schonung, wie man sie einem kranken Kinde zuteil werden lässt. Seine Eitelkeit ist verletzt, er droht mit Selbstmord, wenn die Geliebte nicht gewähren will, was er von ihr fordert; Ellénore sieht sich gezwungen, ihm zu erklären, dass sie ihn nur noch in Gesellschaft empfangen könne. Bald aber treffen sie sich dennoch von Zeit zu Zeit unter vier Augen. Ellénore, die inzwischen selbst von einer heftigen Leidenschaft für ihn erfasst worden ist, giebt sich ihm hin. Kaum hat Adolf sein Ziel erreicht, so tritt Ermüdung und Teilnahmlosig-

---

[1]) „*On l'examinait avec intérêt et curiosité comme un bel orage.*“ („Adolphe“, S. 32.)

„*Tourmenté d'une émotion vague, je veux être aimé, me disais-je, et je regardais autour de moi; je ne voyais personne qui m'inspirât de l'amour, personne qui me parût susceptible d'en prendre. J'interrogeais mon cœur et mes goûts, je ne me sentais aucun mouvement de préférence. Je m'agitais ainsi, quand je fis la connaissance du comte P.*“ (S. „Adolphe“, S. 27.)

keit an Stelle der früheren Leidenschaft, und so entstehen eine Reihe zuerst zarter, später aber heftiger Auftritte, wie sie sich aus einem solchem Verhältnis ganz naturgemäss ergeben. Adolf fühlt, dass er zwar noch lebhaftes Interesse an Ellénore nimmt, dass sie aber nicht mehr den Inhalt seines Denkens und Fühlens ausmacht, sondern nur noch als Last von ihm empfunden wird. Unter dem Vorwand, die Geliebte nicht in bösen Leumund zu bringen, zieht er sich mehr und mehr zurück, während Ellénores Neigung zu ihm täglich wächst. Je kälter und abweisender er sich zeigt, desto lebhafter und feuriger wird ihre Liebe zu ihm. Niemals hat sie dem Grafen P. eine solche Leidenschaft entgegengebracht. Adolt lohnt ihre angstvollen Bemühungen, ihm zu gefallen, mit immer grösserer Kälte, immer abstossenderer Rücksichtslosigkeit. In selbstsüchtiger Verblendung klagt er über sein verfehltes Dasein, über seine verlorene Unabhängigkeit. Mit Bitterkeit gedenkt er der Stunden, die er in ihrer Gesellschaft nutzlos verschwendet. Der erste stürmische Auftritt zwischen ihnen erfolgt in dem Augenblicke, wo sie ihm das Versprechen abgerungen hat, noch sechs Monate in ihrer Nähe zu verweilen. Sie macht ihm den Vorwurf, sie in dieselbe zweideutige Stellung zurückversetzt zu haben, aus der sich zu befreien, sie ihr ganzes Leben hindurch bemüht gewesen sei. Aber anstatt Mitleid für die beklagenswerte Frau zu zeigen, erblickt Adolf in diesem Vorwurf nur einen Grund mehr, seine Handlungsweise zu entschuldigen. Ellénore leidet so furchtbar unter der Gleichgiltigkeit Adolfs, dass sie alle Vorsicht, alle Rücksichten auf den Grafen P., auf ihre Kinder beiseite setzt. Trotz der energischen Abmahnungen Adolfs lässt sie ihr Haus und ihre Kinder imstiche, und die ganze Unbesonnenheit ihrer Handlungsweise wird ihr nicht eher klar, als bis sie sieht, wie tief sie dadurch in der öffentlichen Meinung gesunken ist. Das unglückliche Weib hat nicht einmal den Trost, Teilnahme für ihr trauriges Schicksal bei dem Manne zu finden, um dessentwillen sie duldet; sie überzeugt sich nur zu bald, dass er die Opfer, die sie ihm gebracht hat, niemals von ihr begehrt haben würde. Angesichts ihrer Qualen regt sich endlich doch in Adolfs Brust das Gefühl des Mitleids, freilich stark vermischt mit dem des Unbehagens. Statt der unwiderruflich verloren gegangenen Liebe, bemüht er sich wenigstens äusserlich ein ritterliches Benehmen zu zeigen; so entsteht der Zweikampf, durch den er eine Kränkung rächen will, die einer der Herren, die im Hause verkehren, Ellénore angethan hat. In diesem Duell wird Adolf schwer verwundet. Ellénore weicht Tag und Nacht nicht von seinem Krankenlager; sie pflegt ihn mit wahrhaft rührender Geduld und Aufopferung. Man sollte meinen, ihre Hingabe müsste das Herz des Treulosen rühren, und Adolfs Liebe zu ihr neu beleben. Aber

dem ist nicht so; er empfindet kaum Dankbarkeit für die Unglückliche.[1])

Endlich neigen sich die sechs Monate, die er bei ihr zu bleiben sich verpflichtet hat, ihrem Ende zu. Kaum sind sie verflossen, so kehrt Adolf ins Elternhaus zurück. Von dort schreibt er an sie aus reinem Mitleid zärtliche Briefe, wohl geeignet, sie über seine wahren Empfindungen zu täuschen. Gleichzeitig aber ist er nur darauf bedacht, die wiedergewonnene Freiheit nach besten Kräften zu geniessen. Er empfindet es als eine schwere Belästigung, als Ellénore plötzlich erscheint, weist ihre Vorwürfe schroff zurück, und das Wiedersehen wird zu einem bitterbösen Auftritt. Zwar macht sich Adolf unmittelbar nachher heftige Vorwürfe über sein Verhalten, und als sein Vater ihm befiehlt, sich von Ellénore zu trennen, verlässt er sogar mit ihr vereint die Vaterstadt. Aber das Gefühl der Liebe hat an dieser Handlungsweise nicht den geringsten Anteil, obwohl er auf der Flucht bemüht ist, sie durch Schmeichelworte und Liebkosungen vom Gegenteil zu überzeugen. Ellénore täuscht sich keinen Augenblick über seine wahren Gesinnungen,[2]) ihr Zusammenleben wird immer trüber und peinlicher. Während seines Aufenthaltes in Cadan fühlt Adolf aufs neue grosse Lust, sich von ihr zu trennen. Aber angesichts des grossen Opfers, das sie ihm dadurch bringt, dass sie die von dem Grafen P. angebotene Verzeihung zurückweist, weil sie dann Adolf verlassen und ungesäumt zum Grafen P. zurückkehren müsste, wagt er es doch nicht, seinem innersten Wunsche zu folgen. Gleichzeitig aber empfindet er seine Nachgiebigkeit als strafwürdige Schwäche, die er selbst verurteilt. Endlich hat er den Mut ihr offen zu gestehen, dass sein Gefühl für sie erstorben sei. Ellénore fällt bei dieser Eröffnung in Ohnmacht. Adolf versucht aufs neue, sie durch unwahre Vorspiegelungen zu täuschen; er bleibt bei ihr, freilich mit bitteren Klagen darüber, dass die beengende Fessel fester als je geknüpft sei. Drei Monate später erfährt Ellénore den Tod ihres Vaters. Adolf folgt ihr in ihre polnische Heimat, wohin sie reist, um die Erbschaftsangelegenheiten zu regeln; denn ihr väterliches Erbteil wird ihr von mehreren Verwandten streitig gemacht.

Nachdem sie den Prozess gewonnen hat, und dadurch in den Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens gelangt ist, bleibt Ellénore in Polen, und bemüht sich, Adolf in ihrer Nähe zu be-

---

[1]) Vgl. „Adolphe“, S. 85: *„Cette vie que je venais d'exposer pour Ellénore, je l'aurais mille fois donnée pour qu'elle fût heureuse sans moi.“*

[2]) *„Adolphe“*, sagt sie ihm, *„vous vous trompez sur vous-même, vous êtes généreux, vous vous dévouez à moi, parce que je suis persécutée; vous croyez avoir de l'amour, et vous n'avez plus que de la pitié“* (S. 96).

halten. An seiner stets wachsenden Traurigkeit sieht sie, dass ihm das Zusammensein mit ihr mehr und mehr zur Last wird. Sie hofft, ihn aufzuheitern, indem sie ihr Haus zahlreichen Gästen öffnet, und übersieht dabei, dass die Stellung Adolfs zu ihr sich schlecht für die Öffentlichkeit eignet. In der That verurteilt man ihn als („Adolphe“ 146) *„un homme profondément égoïste que le monde avait corrompu“*. Als ihm solche Gerüchte zu Ohren kommen, werden seine Klagen heftiger als je, Ellénore fügt sich wie immer seinen Wünschen, und bald steht das Schloss wieder vereinsamt wie zuvor. Um diese Zeit empfängt Adolf eine Einladung seitens eines alten Freundes seines Vaters, des Barons T., der er willig Folge leistet. Der Baron T. hat keine Mühe, ihn von der Misslichkeit seiner Lage und der Notwendigkeit, mit Ellénore zu brechen, zu überzeugen. Um den Bruch zu beschleunigen und um den schwankenden Adolf zu einem schnellen Entschluss zu bringen, schreibt Baron T. selbst an Ellénore. Der Eindruck dieses Briefes auf die Unglückliche ist so gewaltig, dass sie schwer erkrankt und schon nach wenigen Tagen stirbt. Die letzten Stunden der armen Frau, ihr Tod und ihr Begräbnis machen auf Adolf einen tiefen Eindruck, der auf den letzten Seiten des Romans sehr schön geschildert ist.

Am Sterbebett seiner Freundin erfasst ihn tiefe Reue über seine Vergangenheit, und er bricht in bittere Klagen aus („Adolphe“ 171) *„Ma douleur était morne et solitaire, je n'espérais point mourir avec Ellénore; j'allais vivre sans elle, dans ce désert de monde que j'avais souhaité tant de fois de traverser indépendant. J'avais brisé ce cœur, compagnon du mien, qui avait persisté à se dévouer à moi dans sa tendresse infatigable.“* In dem Briefe, mit dem Adolf das Manuscript begleitet, versucht er zu erklären, warum sein Verhältnis zu Ellénore für beide verhängnisvoll werden musste. Er sagt (S. 182): *„Le malheur d'Ellénore prouve que le sentiment le plus passionné ne saurait lutter contre l'ordre des choses. La société est trop puissante, elle se reproduit sous trop de formes, elle mêle trop d'amertume à l'amour qu'elle n'a pas sanctionné; elle favorise ce penchant à l'inconstance et cette fatigue impatiente, maladies de l'âme, qui la saisissent quelquefois subitement au sein de l'intimité . . .“* S. 183: *„Malheur donc à la femme qui se repose sur un sentiment que tout se réunit pour empoisonner, et contre lequel la société, lorsqu'elle n'est pas forcée à le respecter comme légitime, s'arme de tout ce qu'il y a de mauvais dans le cœur de l'homme pour décourager tout ce qu'il y a de bon!“*

Mehr als die angeführte Stelle beweist das Urteil seiner Base Rosalie, welchen moralischen Wert sie Adolf beilegte. *„Je crois qu'il est peu de romans d'une moralité aussi profonde qui montre*

mieux le pouvoir de l'éducation."[1]) Constant selbst hat sicher nur mit Rücksicht auf die Wirkung, die er damit zu erzielen hoffte, in dieser Weise seine innersten Empfindungen zergliedert. Wir dürfen sicher sein, dass er nicht beabsichtigte, die Dinge so wiederzugeben, wie sie sich im Leben zugetragen haben, denn das Bedürfnis, die ungeschminkte Wahrheit zu sagen, empfindet er nicht einmal bei der Abfassung seines Tagebuches, dessen Angaben man nur mit grosser Vorsicht aufnehmen darf. Die Zeit, in welcher „Adolphe" verfasst wurde, lässt sich nicht sicher feststellen. Doch glaube ich behaupten zu können, dass die Abfassung bruchstückweise stattgefunden hat. Seinen eigenen Angaben zufolge wäre „Adolphe" im Jahre 1806 in der kurzen Frist von 14 Tagen[2]) verfasst worden. Erschienen ist das Buch in England im Jahre 1816.[3]) Im Jahre 1811 findet sich eine Stelle in seinem Tagebuch folgenden Inhalts:

„*Je me mets à relire mon roman. Comme les impressions changent! je ne saurais plus l'écrire aujourd'hui.*"[4]) Wenn der Roman im Laufe des Jahres 1806 entstanden ist, hat er jedenfalls später zu verschiedenen Zeiten nicht unwesentliche Änderungen erfahren.

Nach Constants eigenen Angaben ist in Ellénore Frau v. Staël und Charlotte verkörpert. Dem Tagebuche zufolge hat er aber Charlotte erst anfangs 1807 seine Liebe erklärt:[5]) „*Nous revenons à Paris. Journées folles: délices d'amour! Que diable cela veut-il dire? Il y a douze ans que je n'ai rien éprouvé de pareil. C'est par trop fou! Cette femme que j'ai refusée cent fois, qui m'a toujours*

---

[1]) Vgl. Menos, S. 60, und Seite 51, A. 3 dieser Arbeit. Brief vom 19. Juli 1816: Rosalie à Charles.

[2]) Vgl. *Rev. Internat. (Journal intime)* 1887, S. 635:
„*J'ai fini mon roman en quinze jours.*"

[3]) Vgl. Menos *Lettres de B. Constant*, S. 542:
Spa, 17 juillet 1816. Ce que vous me dites sur Adolphe me fait grand plaisir. Je crois qu'il y a quelque vérité dans les détails et les observations. Du reste, j'ai toujours mis bien peu d'importance à cet ouvrage qui est fait depuis dix ans. Je ne l'ai publié que pour me dispenser de le lire en société, ce que j'avais fait cinquante fois en France.

Strodtmann (S. 17) sagt darüber folgendes: „Er schrieb Adolphe in England (1816), aber liess das Buch erst nach dem Tode der Frau v. Staël drucken." Nach dem obengesagten ist das Urteil Strodtmanns falsch.

[4]) Vgl. *Rev. Internat. (Journal intime)* 1887, S. 764.

[5]) *Revue Internationale (Journal intime)* 1887, S. 635:
„*En comparant mes impressions auprès de Madame de Staël et Mme Dutertre, je m'aperçois que le sentiment est plus détruit par la gêne que par la violence. J'ai lu mon roman à M. de Boufflers, qui en a fort bien saisi le sens; il est vrai que ce n'est pas d'imagination que j'ai écrit Non ignora mali. Cette lecture m'a prouvé que je ne devais pas mêler un autre épisode de femme à ce que j'ai déjà fait. Ellénore cesserait d'intéresser, si le héros contractait des devoirs envers une autre et ne les remplissait pas; sa faiblesse deviendrait odieuse.*"

aimé, que j'ai repoussée sans cesse, que j'ai quittée sans regret il y a dix-huit mois, à qui j'ai écrit cent lettres indifférentes, à qui, lundi passé, j'ai repris mes lettres, cette même femme me fait aujourd'hui tourner la tête. Evidemment, c'est la comparaison avec Mme de Staël qui cause tout cela. Le contraste entre son impétuosité, son égoïsme, sa constante occupation d'elle-même et la douceur, le calme, l'humble et modeste manière d'être de Charlotte, me rend celle-ci mille fois plus chère. Je suis las de l'homme femme dont la main de fer m'enchaîne depuis dix ans, quand j'ai une femme vraiment femme qui m'enivre et m'enchante. Si je peux l'épouser, je n'hésite plus".[1])

Auch war, derselben Quelle zufolge, im Jahre 1806 seine Gemütsstimmung eine vollkommen ruhige, und in Bezug auf Frau v. Staël geradezu gleichgiltige, so dass sie schlecht zu dem erregten Tone passt, in welchem „Adolphe" abgefasst ist.[2])

Viel eher entspricht die Stimmung des Buches der Gemütsverfassung, in der sich Constant offenbar gegen das Ende des Jahres 1807 anlässlich der schweren Krankheit, welche Charlotte befallen hat, befand.[3]) „*Je trouve Charlotte très mal. Elle a le délire, elle a frémi à ma voix, et s'est écriée: „C'est l'homme qui me tue." Je me jette aux pieds de la Providence pour lui demander pardon de mes criminelles folies et la force de sortir de cette affreuse position . . .*" „*Après quelques jours de souffrance et d'angoisse Charlotte a repris courage et confiance en moi, mon bonheur est assuré.*"[4])

Endlich findet man eine merkwürdige Uebereinstimmung der Wirkung des Briefes, den Rosalie an Benj. Constant im Jahre 1809 schreibt (vgl. Menos, S. 48), mit derjenigen, die der Brief des Baron T. im „Adolphe" hervorbringt. Aus der Zusammenstellung dieser verschiedenen Daten möchte ich den Schluss ziehen, dass, wenn das

---

[1]) Vgl. *Revue Internationale (Journal intime) 1887*, S. 636.

[2]) Vgl. *Revue Internationale (Journal intime) 1887*, S. 631:

„*Mon père étant tombé malade, je passe par Dôle et j'y suis retenu quelques jours. Mon père est avec moi doux et affectueux; cela me fait du bien. Mais une lettre de Madame de Staël vient m'y chercher. Tous les volcans sont moins flamboyants qu'elle. Qu'y faire? La lutte me fatigue, couchons-nous dans la barque et dormons au milieu de la tempête.*"

Ebendaselbst S. 631: „*Je reçois une lettre de Mme. de Staël. C'est l'éboulement de l'univers entier et le mouvement du chaos. Et cependant, avec ses défauts, elle est pour moi supérieure à tout. Je suis dans l'incertitude sur tout, comme un vaisseau battu par deux tempêtes différentes.*"

[3]) *Revue Internationale (Journal intime) 1887*, S. 641.

[4]) Vgl. „Adolphe", S. 164: „*Je m'approchai d'elle (Ellénore): elle me regarda sans me reconnaître. Je lui parlai: elle tressaillit. Quel est ce bruit s'écria-t-elle; c'est la voix qui m'a fait du mal. Le médecin remarqua que ma présence ajoutait à son délire, et me conjura de m'éloigner. Comment peindre ce que j'éprouvai pendant trois longues heures? Le médecin sortit enfin. Ellénore était tombée dans un profond assoupissement. Il ne désespérait pas de la sauver, si, à son réveil, la fièvre était calmée.*"

Jahr 1806 als Entstehungsjahr für „Adolphe" gelten soll, mindestens zugegeben werden muss, dass der Roman im Jahre 1809 wesentliche Zusätze und Abänderungen erfahren hat.

Dass die Heldin des Romans Ellénore wesentlich ein Phantasiegebilde, allerdings mit realistischem Hintergrunde, ist, geht nicht nur aus ihrem Charakter selbst deutlich hervor, sondern wird auch ausdrücklich von Benj. Constant bestätigt.[1]) Es darf deshalb nicht Wunder nehmen, dass man ausser Frau v. Staël und Frau v. Hardenberg eine Frau Lindsay darin hat erkennen wollen, zu der B. Constant kurze Zeit lang heftige Neigung bekundete. Die letztere Auffassung ist irrtümlich. Rosalie schreibt in einem Briefe an ihren Bruder Charles (12. Juli 1816. Menos, S. 60—61): „*Tu comprends que la fable Lindsay a été inventée à Coppet.*"[2]) Mir scheint, dass schon ein kurzer Vergleich der Lebensschicksale Ellénores mit denjenigen der Frau v. Staël genügt, um darzuthun, dass sie und keine andere das Vorbild zu Ellénore geliefert hat. Gleich Ellénore ist Frau v. Staël Mutter zweier Kinder, die sie innig liebt, und für deren Erziehung sie ängstlich sorgt. Gleich ihr trennt sie sich von dem ungeliebten Manne, um der Wahl ihres Herzens mit Hintansetzung aller persönlichen Vorteile folgen zu können. Auch die Art und Weise, wie Adolf Ellénore kennen lernt, ist eine getreue Wiedergabe der Art, wie sich die Bekanntschaft zwischen Constant und Frau v. Staël entwickelt hat. Die ältere Frau sieht den jüngeren, geistreichen Mann zuerst in ihrem Salon. Das Gefallen, das sie an einander finden, ist rein geistiger Natur. Ferner stimmt die unerbittliche Art, wie sich Adolfs Vater dem Verhältnis zu Ellénore widersetzt, vollständig überein mit den Erfahrungen, die Constant in dieser Beziehung zu machen hatte. Endlich ist der Tod des

---

[1]) Vgl. oben S. 45, A. 5, wo das ganze Citat, auf welches ich mich berufe, angeführt wird.

[2]) Vgl. S. 15 A. 1, dieser Arbeit und noch Constants Handschriften (Charles de Constant à Rosalie, den 1. Juli 1816):

Quand on pense que Benjamin fait un portrait aussi vrai de son père et d'une amie (Mme. de Charrière) dont il devrait respecter la mémoire par décense et le tout pour soutenir sa réputation d'homme d'esprit, célébrité qu'il ambitionne et dont il jouit. Adolphe lui aura fait du chagrin, chère Rose, encore plus qu'à moi dont il a excité l'indignation. Les portraits sont si bien faits qu'il n'y a personne qui ait connu les originaux qui ne les reconnaisse. Il s'est bien gardé dans son cynisme de les flatter. J'apprends qu'on le loue beaucoup à Coppet, sans doute que Madame est fort aise qu'il se dégalonne à plaisir.

Rosalie à Charles, den 26. Juli 1816:

„*Je ne trouve pas mauvais que Benj. ait écarté par quelques louanges l'accusation d'avoir voulu peindre celle qui l'a dominé si longtemps. Sans doute que l'étendue de leur esprit les mettait dans un rapport qu'ils ne trouvent pas avec d'autres.*"

Vaters in beiden Fällen von grosser Bedeutung für die weiteren Erlebnisse der beiden Frauen. Nach alledem lässt sich sicher nicht in Abrede stellen, dass Frau v. Staëls Bild dem Verfasser vorgeschwebt hat, als er „Adolphe" schuf. Die Empfindungen, die ihn selbst beherrschen, spiegeln sich in dem Romane wieder. Mit derselben Wandelbarkeit und Unbeständigkeit, von der sein Verhältnis zu Frau v. Staël so oft Zeugnis ablegt, behandelt Adolf die Geliebte; dieselbe unmännliche, nervöse Schwäche, mit der er sich bald seiner Leidenschaft hingiebt, bald bemüht ist, dieselbe zu beherrschen, kennzeichnet auch das Verhältnis Adolfs Ellénore gegenüber. Freilich empfindet man unwillkürlich, dass Ellénore an Frau v. Staël nur da erinnert, wo gewaltige Leidenschaftlichkeit, hartnäckiges Verfolgen und Festhalten am Geliebten in Frage kommen, während die geduldige, aufopferungsfähige Ellénore, deren Treue um so rührender wirkt, als sie von Adolf fast nur als peinliche Fessel empfunden wird, in uns viel eher die Erinnerung an Frau v. Hardenberg weckt. Auf Frau v. Hardenberg deuten auch die wiederholten Hinweise Adolfs auf den Mangel an geistiger Ueberlegenheit bei Ellénore, ein Mangel, der durch ihren gesunden Verstand und ihre einfache natürliche Herzlichkeit vollkommen aufgewogen wird.[1])

Ausser den Erinnerungen an Frau v. Charrière, die sich auf den ersten Seiten des Buches wiederspiegeln und dem Bilde Frau v. Staëls und Charlotte v. Hardenbergs, deren Charakterzüge in Ellénore geschildert sind, finden sich in „Adolphe" noch eine Menge anderer persönlicher Erlebnisse des Verfassers verzeichnet. Die Art und Weise wie Adolf von seinem Vater spricht, spiegelt genau das Verhältnis wieder, in dem Benj. Constant zu seinem eigenen Vater stand, ein Verhältnis, das sehr häufig der Herzlichkeit entbehrt. Wenn auch Benj. Constant stets bereit ist, seinem Vater beizustehen, sobald dieser sich in Verlegenheit befindet, so scheint er doch niemals vergessen zu können, dass es ihm an richtiger Erziehung gefehlt hat.[2]) Die gleiche Abneigung, die Adolfs Vater der Geliebten

---

[1]) S. „Adolphe", S. 28:

„*Ellénore n'avait qu'un esprit ordinaire, mais ses idées étaient justes, ses expressions toujours simples étaient quelquefois frappantes par la noblesse et l'élévation des sentiments.*"

[2]) Vgl. „Adolphe", S. 13: „*A peine étions-nous en présence l'un de l'autre, qu'il y avait en lui quelque chose de contraint que je ne pouvais ni expliquer, et qui réagissais sur moi d'une manièr epénible*" und weiter S. 26:

„*Mon père avait pour principe, qu'un jeune homme doit éviter avec soin de faire ce qu'on appelle une folie, c'est-à-dire de contracter un engagement durable avec une personne qui ne fût pas parfaitement son égale pour la fortune, la naissance et les avantages extérieurs; mais du reste, toutes les femmes, aussi longtemps qu'il ne s'agissait pas de les épouser, lui paraissaient pouvoir, sans inconvénient, être prises, puis être quittées; et*

seines Sohnes entgegenbringt, findet sich seitens Juste Constants der Frau v. Staël gegenüber thatsächlich vor, und wir finden auf Schritt und Tritt Beweise dafür.[1])

Die Freundin in „Adolphe“ ist niemand anders als Frau v. Récamier,[2]) die im Jahre 1806 in Coppet weilte, um zwischen B. Constant und Frau v. Staël womöglich Frieden zu stiften. Ihre Bemühungen misslangen. Auch hier ist also der Roman das getreue Spiegelbild persönlicher Erlebnisse des Verfassers. Ellénores Tod endlich könnte für eine Schilderung der letzten Augenblicke von Frau v. Talma gelten. In seinem Buche schildert B. Constant, als er Frau v. Talma erwähnt, genau dieselben Gefühle und Empfindungen, die wir in Adolfs Worten lesen.[3])

Aber trotz zahlreicher Anklänge an persönliche Erlebnisse hat B. Constant in Ellénore einen Frauentypus geschaffen, der später anderen Dichtern vielfach zum Vorbild gedient hat. Man darf also die Schicksale Ellénores nicht als einfache Nacherzählung betrachten, sondern muss in ihnen eine Schöpfung dichterischer Phantasie erblicken, zu der verschiedene Frauen charakteristische Hauptzüge geliefert haben. Ellénore ist nicht wie Lotte und Julie das getreue Abbild einer einzelnen Frau, sondern ein Typus, der wesentlich der poetischen Gestaltungskraft des Verfassers sein Dasein verdankt.

Die bahnbrechende Bedeutung „Adolphes“ beruht aber nicht in der typischen Gestaltung dieses Frauencharakters, wohl aber darin, dass B. Constant sich nicht wie Goethe und Rousseau darauf be-

---

je l'avais vu sourire avec une sorte d'approbation à cette parodie d'un mot connu: „Cela leur fait si peu de mal, et à nous tant de plaisir““.

[1]) Vgl. „Adolphe“, S. 67, 93, 115. 118, 119. Briefe Menos, S. 20, 47, 157, 182, 187, 210. 212. 330, 425, 462.

[2]) Vgl. Sismondi: „*Lettre à la comtesse d'Albany, 1816*“. Vorrede Adolfs.

[3]) Vgl. „Adolphe“, S. 173:

„*Je ne rentrai qu'avec tous ses gens pour assister aux dernières et solennelles prières . . . J'étais loin cependant de dédaigner ces pratiques; en est-il une seule dont l'homme, dans son ignorance, ose prononcer l'inutilité? Elles rendaient du calme à Ellénore; elles l'aidaient à franchir ce pas terrible vers lequel nous avançons tous, sans qu'aucun de nous puisse prévoir, ce qu'il doit éprouver alors.*“

„Adolphe“, S. 130: „*L'idée de la mort a toujours eu sur moi beaucoup d'empire. Dans mes affections les plus vives, elle a toujours suffi à me calmer aussitôt*“ und noch S. 175, 176.

Revue Internationale (Journal intime) 1887, S. 629: *Une seule partie de la cérémonie m'a semblé avoir quelque chose de touchant. C'est le salut que font les prêtres en passant devant le corps et l'action de faire bénir le cercueil par chacun des assistants. Ce salut souvent répété est une marque de souvenir et d'adieu, qui m'a laissé une impression douce. J'éprouvais un sentiment de reconnaissance pour ces hommes qui donnaient encore un témoignage de respect à celle qui n'était plus.*

schränkt hat, die einfachen und natürlichen Empfindungen junger Mädchenherzen zu schildern, sondern die Herzenskämpfe einer Frau behandelt, die dies Leben kennt und in einem Alter steht, in dem für gewöhnlich die Stimme der Leidenschaft verstummt. Die schwärmerische Liebe einer Julie lässt sich auf Schritt und Tritt aus dem Inhalt ihrer Briefe verfolgen; bedeutsam ist, dass sie aus Mangel an Energie nie versucht, gegen ihre Leidenschaft anzukämpfen.[1]) Lotte ist das getreue Abbild eines wohl erzogenen, warmherzigen, pflichttreuen Bürgermädchens, das für Werther herzliche Teilnahme empfindet, Ausbrüchen seiner Leidenschaft nach Kräften wehrt und ihn oft durch vernünftiges Zureden zu besänftigen versteht. Ellénore aber ist die Verkörperung der sich selbst marternden, unglücklichen Liebe. Sie erscheint uns deshalb sympathischer und natürlicher als Julie, weil ihr sehr viel von der Innigkeit und Aufopferungsfähigkeit Charlottes innewohnt. Julie und Lotte sind beide jung und ohne Lebenserfahrung, voll blinden Vertrauens in den Geliebten. Sie sind, wie Brandes S. 104 sagt, „treu aus Instinkt, sie begreifen nicht, dass man anders sein könnte. Sie haben keine Moralität, aber alle Tugenden, denn man ist Moralist von Bewusstsein, aber gut von Natur“. Dagegen hat Ellénore schon geliebt, sie ist kein junges unerfahrenes Mädchen mehr, sie ist Weib und Mutter und in dem Alter, in dem eine Leidenschaft viel gefährlicher ist, weil der Zauber der Persönlichkeit bald entflieht. Was Ellénore besonders an Adolf fesselt, ist seine Jugend und die Ueberzeugung, dass durch diese Liebe sie wieder jung werden könnte.[2]) In seiner Emigrantenlitteratur hat Brandes (S. 105, 106) die verschiedenen Züge angeführt, die den Charakter dieser Frau ausmachen. Ich beschränke mich darauf, das anzuführen, wodurch sich ihm zufolge Ellénore von Julie und Charlotte unterscheidet. Ellénore hat erstens Erfahrung (Brandes S. 105), denn Adolf ist nicht ihre erste Liebe, und der Kampf um ihre gesellschaftliche Stellung bereitet ihr viele bittere Stunden.[3]) Ferner ist Ellénore ein sehr energisches Weib, und ihre Willenskraft wird ununterbrochen gestählt durch ihren Wunsch, sich wieder eine ehrenhafte Stellung in der Gesellschaft zu erringen. Beides findet sich im „Adolphe“ in folgenden Worten klar ausgesprochen (S. 74): *„J'ai suivi cet homme dans la proscription, j'ai sauvé sa fortune, je l'ai servi dans tous ses intérêts. L'opinion publique n'a jamais été juste pour moi. J'ai rempli dix ans mes devoirs mieux qu'aucune femme, et cette opinion ne m'a pas moins repoussée du rang que je méritais.“* Endlich ist Ellénores Zuneigung zu Adolf voll-

---

[1]) Brandes: *Emigrantenlitteratur*, S. 104—109.

[2]) Vgl. *Revue des deux Mondes, 1832*, S. 352.

[3]) Vgl. „Adolphe“, S. 30: *„Ellénore en un mot était en lutte constante avec sa destinée.“*

kommen treu und aufrichtig und wächst umsomehr, je kühler und abweisender Adolf sich ihr gegenüber verhält. Ihre Neigung für ihn erinnert nicht nur an das zärtliche Weib, sondern an die treue Fürsorge einer Schwester oder einer Mutter.[1] „Diese ganze potenzierte Leidenschaft,“ sagt Brandes (S. 106), „ist der dritte hervortretende Charakterzug Ellénores.“ Die obengenannten charakteristischen Merkmale Ellénores sind umso trefflicher dargestellt, da der Dichter gerade für sie kein besseres Urbild finden konnte als eben Frau v. Staël, die nicht nur als Schriftstellerin sich bereits mit ähnlichen Problemen beschäftigt hatte, sondern auch ihrer ganzen Natur zufolge das beste Vorbild für einen solchen Charakter abgab, so dass die folgenden Worte, die Ellénore während ihrer Krankheit zu Adolf sagt: „*L'amour est toute ma vie, il ne pouvait être la vôtre*“ (Adolphe S. 166) ausdrücklich für sie geschrieben zu sein scheinen.

Wenn sich in Ellénore verschiedene Frauengestalten, denen Constant auf seinem Lebensweg begegnet ist, zu einem harmonischen Typus verschmolzen finden,[2] und es somit ausgeschlossen bleibt, in der Heldin des „Adolphe“ ein Portrait zu erblicken, so muss andererseits zugegeben werden, dass Adolf selbst das getreue Abbild Benj. Constants ist, und sowohl in seinen Lebenserfahrungen, als auch in seiner Eigentümlichkeit sich mit diesem deckt. Sowohl Adolf, als B. Constant sind das Produkt ihrer Erziehung. Beide haben ihre Mutter nie gekannt; denn Adolf thut derselben mit keiner Silbe Erwähnung, und von B. Constant wissen wir, dass ihr seine Geburt das Leben gekostet hat. Das köstliche Gut des Kindes, das Lächeln einer Mutter, ihre zarte, selbstlose Hingabe, und die daraus notwendiger Weise sich ergebende Einwirkung auf die Bildung des Gemütes hat also beiden gefehlt.[3] Dazu kommt noch, dass auch

---

[1]) Vgl. „Adolphe“, S. 170: „*Un seul sentiment ne varia jamais dans le coeur d'Ellénore, ce fut sa tendresse pour moi.*“

[2]) Constants Handschriften (Rosalie à Charles, den 19. Juli 1816): „*Je crois qu'il y a un mauvais sentiment à chercher des applications à tout ce qu'il contient. Un auteur qui veut écrire un roman doit pour rendre le tableau vrai chercher en lui-même les impressions et les replis du cœur humain; puis, pour le rendre pittoresque, il doit arranger les circonstances et changer ce qui nuirait à l'effet. On ne doit donc y chercher que la vérité idéale et les applications peuvent devenir calomnieuses.*“

Vgl. *Revue Internationale (Journal intime) 1887*, S. 635 (siehe dazu S. 45, A. 5 dieser Arbeit).

[3]) Vgl. Menos, S. 60. Rosalie schreibt darüber:

Que n'aurait-il pas été si son éducation avait été dirigée par un père et une mère chrétiens! Qu'il était facile d'exciter en lui l'enthousiasme du bien, la passion de l'ordre ainsi que des habitudes.

Vgl. noch darüber Sainte-Beuve, *Revue des deux Mondes (1 novembre 1845)*, S. 483, 485, und S. 16, 44 dieser Arbeit; ausserdem Constants Handschriften (Rosalie à Charles, den 19. Juli 1816):

„*Vois ce que m'écrit une personne fort délicate et qui tient de près*

der Vater wenig geeignet erscheint, die gemütliche Seite des heranwachsenden Knaben auszubilden. J. Constant ist offenbar nach allem, was wir über ihn wissen, eine dem Vater Adolfs sehr verwandte Natur in Bezug auf geistreiche Frivolität und leichtfertige, moralische Lebensauffassung. Es ist ein wenig erfreuliches Bild, das sich vor uns aufrollt, wenn wir den sittlichen Wert dieses Mannes an der Hand seiner Handlungsweise prüfen. Seine leichtfertige Auffassung des Verkehrs mit den Frauen zeigt sich nicht nur darin, dass er in intimem Verkehr mit Marianne, seinem Dienstmädchen, steht, sondern auch darin, wie er im allgemeinen denkt und spricht. Dieselben Züge finden sich in Adolfs Vater verkörpert. Wie unheilvoll ein solcher Einfluss für den heranwachsenden Knaben, über den das Mutterauge nie gewacht hat, werden musste, bedarf keiner Worte. Fügt man hinzu, dass Benj. Constant ein von der Natur freigebig ausgestatteter Jüngling war, und dass er sich keineswegs über den Eindruck, den sein physischer und geistiger Mensch hervorzubringen pflegte, im unklaren befand, so begreift man ohne Mühe, dass masslose Eitelkeit, der Grundzug seines Charakters, die Triebfeder seiner Handlungen werden musste. Diese Eitelkeit zeigt sich schon in grellem Lichte in dem Briefwechsel, den er von England aus mit Frau v. Charrière führt; sie verhindert ihn zu begreifen, wie unpassend es ist, wenn er der älteren Freundin seine galanten Abenteuer schildert. Sie tritt noch greller hervor während seines Aufenthaltes in Braunschweig, und die herausfordernde Form, die sie hier annimmt, erklärt sich daraus, dass sein hochtrabender Sinn wenig Gelegenheit findet, sich Genüge zu thun.[1]) Diese Eitelkeit finden wir im Adolf verkörpert;[2]) er hat auch Erfolge davon getragen, als er sich in dem Städtchen D. einschliesst, um die Eroberung Ellénores zu machen. Man kann sogar behaupten, dass hauptsächlich Eitelkeit ihn veranlasste, bei ihr zu bleiben bis zu

---

à Benj. Je crois qu'on admire la profondeur et la justesse des pensées, c'est dans la manière dont elles sont exprimées qu'on reconnaît la moralité qui en résulte. Ah! je le répète; s'il avait été bien élevé, si son éducation si soignée pour le développement de l'esprit avait mis dans son âme ce que l'expérience lui a appris trop tard, il aurait été un homme aussi distingué par ses vertus que par ses talents. Il rend hommage à la générosité et à la bonté de son père tout en faisant bien sentir ses erreurs en éducation. C'est pour moi une nouvelle preuve de ce que j'ai toujours pensé, qu'on ne peut trop répéter aux enfants, ce qui doit faire la règle de leur vie, développer les sentiments religieux qui doivent les soutenir, les retenir enfin, que l'éducation fait au moins la moitié du sort de la vie."

[1]) Vgl. *Revue Suisse,* Série IV, Bd. 8, S. 276. Siehe noch S. 19 dieser Arbeit.

[2]) Vgl. „Adolphe", S. 25: *„Un nouveau besoin se fit sentir au fond de mon cœur. Il y avait dans ce besoin beaucoup de vanité sans doute."* — (S. 31): *„Offerte à mes regards dans un moment où mon cœur avait*

ihrem Tode,[1]) trotzdem jedes wärmere Gefühl für die Unglückliche längst in ihm erstorben ist. Man kann die Empfindung nicht loswerden, dass Adolf hauptsächlich deshalb nicht von Ellénore lassen will, um dem väterlichen Wunsche zu trotzen. So fühlt sich auch B. Constant hauptsächlich wieder zu Frau v. Staël hingezogen, weil sein Vater und seine Familie lebhaft gegen dieses Verhältnis protestierten.[2]) Am meisten aber kettet ihn an diese Frau der Umstand, dass er in ihrem Salon durch seinen Witz glänzt, und man darf wohl behaupten, dass ihre Verbindung ein viel früheres Ende genommen haben würde, wäre Frau v. Staël nur Weib und nicht Schriftstellerin und Politikerin gewesen. Eitelkeit endlich ist es, was im Jahre 1804 den 47jährigen Constant veranlasste, der 37-jährigen Frau v. Récamier[3]) den Hof zu machen. Sie veranlasste ihn plötzlich, seine frühere politische Ueberzeugung aufzugeben, so dass er trotz aller Abweisungen, die er erfährt, sich zum Verteidiger einer Partei aufwirft, die zu verfolgen, bisher seine Lebensaufgabe gewesen ist.[4]) Dieselbe grenzenlose Charakterschwäche, die er in Bezug auf Napoleon in politischer Hinsicht zeigt, kennzeichnet seine Handlungsweise im allgemeinen. Indess vermag Eitelkeit allein die Inconsequenzen Constants und Adolfs nicht zu erklären. Selbstsucht[5]) und hochgradige Empfindsamkeit, die man jetzt als Nervosität bezeichnen würde,[6]) spielen mit Eitelkeit im Bunde eine wesentliche Rolle dabei.

---

besoin d'amour, ma vanité de succès, Ellénore me parut une conquête digne de moi.“

[1]) „Adolphe“, S. 117: *„Tel homme qui pense de bonne foi s'immoler au désespoir qu'il a causé, ne se sacrifie dans le fond qu'aux illusions de sa propre vanité.“*

[2]) „Adolphe“, S. 100: *„J'aurais mieux aimé des reproches, des menaces, j'aurais mis quelque gloire à résister, et j'aurais senti la nécessité de rassembler mes forces pour défendre Ellénore“*, und S. 28 dieser Arbeit.

[3]) Mme de Récamier (Juliette Bernard) 1777 zu Lyon geboren. Vgl. *Souvenirs biographiques de Mme de R. et Mme de Staël,* publiés par le baron de Gerando, S. 91.

[4]) Vgl. Menos, S. 56.

[5]) Vgl. Faguet (*Revue des deux Mondes, 1888,* S. 603): *Il était égoïste, égoïste très distingué, point niaisement, point bassement, comme ceux qui se croient meilleurs que lui . . . personnel si l'on veut plutôt qu'égoïste.*

[6]) In seinem Tagebuch (*Revue Internationale (Journal intime) janvier 1887,* S. 220) erklärt uns Benj. Constant seine Empfindsamkeit folgender Weise: *„On me querelle sur mon peu de sensibilité! Non, je n'ai pas peu de sensibilité, mais elle est susceptible et jamais celle des autres ne lui convient parfaitement. Elle me paraît toujours trop lourde ou trop légère et me heurte. Je n'y trouve rien de juste ni de très profond; je n'y vois qu'un moyen de me débarrasser de ma douleur, qui me paraît ignoble. En un mot ma sensibilité est toujours blessée de la démonstration de celle des autres.“* Vgl. noch S. 109, 211, 430.

In seinen Briefen Menos, S. 375: *„Mais il y a pourtant dans une*

Jedenfalls fehlt Constant wie Adolf der Mut, das für gut und richtig Erkannte zur That zu machen. Beiden fehlt auch die klare Erkenntnis, dass sie durch ihre inconsequente Handlungsweise und durch ihre schwachherzige Nachgiebigkeit ihre Opfer mehr quälen, als es der grausamste Bruch zu thun vermöchte. Beide glauben sich zu ihrer Handlungsweise aus Schonung für die einstige Geliebte verpflichtet, während sie doch in Wirklichkeit sich nur als launenhafte Schwächlinge und rücksichtslose Selbstlinge erweisen.[1] Von dieser Grausamkeit scheint offenbar der egoistische Adolf gar keine Ahnung zu haben, wenn er die Worte ausspricht:

---

liaison de 15 années quelque chose qui creuse dans le cœur, et je n'aurais pas une grande opinion de sensibilité de celui qui pourrait affliger une amie aussi ancienne, eût-il même à s'en plaindre, et qui se consolerait par la convenance de la douleur qu'il causerait," und noch S. 188, 191, 249, **303**, **357**.

Siehe „Adolphe", S. 15: „*Je portais au fond de mon cœur un besoin de sensibilité dont je ne m'apercevais pas, mais qui, ne trouvant point à me satisfaire, me détachait successivement de tous les objets qui tour à tour attiraient ma curiosité."*

S. 124: „*Cette sensibilité que l'on méconnaît, parce qu'elle est souffrante et froissée, cette sensibilité dont on exige impérieusement des témoignages que mon cœur refuse à l'emportement et à la menace, qu'il me serait doux de m'y livrer avec l'être chéri, compagnon d'une vie régulière et respectée" ?*

S. 183: „*S'il vous faut des preuves, Monsieur, lisez ces lettres qui vous instruiront du sort d'Adolphe. Vous le verrez dans bien des circonstances diverses et toujours la victime de ce mélange d'égoïsme et de sensibilité, qui se combinait en lui pour son malheur et celui des autres."*

[1]) Vgl. „Adolphe", S. 70: „*Ah! je voulais être plus doux plus tendre avec elle, pour conserver son amitié."*

S. 77: „*Je n'eus en un mot d'autre pensée que de chasser loin d'elle toute peine, toute crainte, tout regret, toute incertitude sur mon sentiment. Pendant que je lui parlais, je n'envisageais rien au-delà du but, j'étais sincère dans mes promesses."*

Seite 86: „*Il y a dans les liaisons qui se prolongent quelque chose de si profond. Elle deviennent à notre insu une partie si intime de notre existence! Nous formons de loin, avec calme, la résolution de les rompre, nous croyons attendre avec impatience l'époque de l'exécuter; mais quand ce moment arrive, il nous remplit de terreur; et telle est la bizarrerie de notre cœur misérable, que nous quittons avec un déchirement horrible ceux près de qui nous demeurions sans plaisir."*

Vgl. Menos, S. 197: „*De tout ce que je respecte sur la terre c'est la douleur, et je veux mourir sans avoir à me reprocher de l'avoir bravée".*

S. 224: „*Je ne puis ouvrir mon âme à un projet de ce genre, tandis que je suis forcé de faire (par son mariage) du mal à une amie de 13 ans, à une amie pleine de qualités que ses injustices ne me font point méconnaître."*

S. 250: „*Je suis convaincu que la véritable moralité est d'épargner le plus que l'on peut de la douleur, et que c'est un devoir de sacrifier à ce but non seulement son propre bonheur, mais même jusqu'à un certain degré les apparences de l'opinion."*

Vgl. noch *Revue Internationale (Journal intime) 1887*, S. 440.

(„Adolphe" S. 79): *„Je suis convaincu que si j'avais eu de l'amour pour Ellénore, j'aurais ramené l'opinion sur elle et sur moi. Telle est la force d'un sentiment vrai, que, lorsqu'il parle, les interprétations fausses et les convenances factives se taisent. Mais je n'étais qu'un homme faible, reconnaissant et dominé; je n'étais soutenu par aucune impulsion qui partît du cœur."* Auch hatte Benj. Constant dieselben Gefühle, als Frau v. Staël ihren Vater verlor, und hätte er damals mehr Entschlossenheit gezeigt, so hätten die beiden durch seine zweideutige Haltung nicht so viel darunter gelitten.[1]) Erst später versucht Adolf sein Verhalten zu entschuldigen mit den kühlen Worten (S. 152): *„De la sorte et par cela seul que j'avais un sentiment caché, je trompais plus ou moins tout le monde: . . . Cette duplicité était fort éloignée de mon caractère naturel; mais l'homme se déprave dès qu'il a dans le cœur une seule pensée qu'il est constamment forcé de dissimuler"* und Constant schreibt (Menos, 313) an die Gräfin v. Nassau: *„Je me suis mis par ma faiblesse dans une grande perplexité; mais grâce au ciel il y a nécessité d'en sortir."* (S. 251): *„Je sens parfaitement que si l'on connaissait mes doubles relations, on me reprocherait une sorte de duplicité, mais quand la vérité ne fait que du mal, il y a plus d'orgueil que de devoir à la dire."* [2])

Trotz seiner Selbstsucht, trotz seiner Empfindsamkeit,[3]) trotz seiner unmännlichen Schwäche zaudert man, den Stab über Constant zu brechen, weil man aus jeder Zeile seines „Adolphe" und aus vielen Stellen des Tagebuches herausliest, wie tief unglücklich ein Mann sich oft gefühlt haben muss, der durch seine Lebensstellung, durch seine geistige Begabung wohl berufen gewesen wäre, sein Leben zu einem ehrenvollen und glücklichen zu gestalten. Man entschuldigt ihn um so lieber, wenn man bedenkt, wie freudlos seine Jugendjahre gewesen sind, und wie teuer er den Einblick in menschliches Fühlen und Empfinden bezahlen musste. Dass er viel gelitten hat, davon legt sein „Adolphe" ein beredtes Zeugnis ab. *„C'est un*

---

[1]) Vgl. Sorel, S. 115; Menos, S. 197, 198; Constants Handschriften (Rosalie à Charles. le 3 nov. 1807): *„Je regrette beaucoup les expressions de ta colère sur l'affaire de la célèbre, mais je suis fâchée de voir que tu englobes Benjamin au même degré dans ton indignation. Cela est injuste; quoique sa faiblesse mérite le blâme, elle tient en partie à une certaine humanité et de tristesse vis-à-vis d'elle qui l'aveugle sur ce qu'il doit à lui-même. C'est cette générosité de sentiments, cette pureté de motifs que j'ai cru voir en lui qui m'a interessé à lui et qui a fait que je le plains."*

[2]) Vgl. Menos, S. 265, 269, 296, 307, 314, 332, 369, 364, 387, wo Constant versucht, seine Lage zu rechtfertigen.

[3]) Vgl. *Revue des deux Mondes, 1845, le 1er nov.; Revue Internationale (Journal intime) 1887,* S. 109.

martyre que de souffrir ce qu'il faut souffrir pour s'arracher des entrailles Adolphe ou Manon." [1])

Die Verwandtschaft Adolfs mit der neuen Héloïse, Werther, Obermann und René wird bedingt durch die allen diesen Werken gemeinschaftliche Schilderung der Empfindungen eines überreizten Gemüts, das sich gegen allgemeine gesellschaftliche Vorschriften aufbäumt und geneigt ist, in ihnen nichts als Vorurteile zu erblicken und sich deshalb im fortwährenden Kampfe mit ihnen befindet. Was „Adolphe" von den übrigen Romanen unterscheidet, ist der Umstand, dass es Constant gelungen ist, seinen Helden so auszustatten, dass derselbe nicht als Einzelwesen, sondern als Typus einer ganzen Menschenklasse gelten muss. Saint-Preux ist ein Schwärmer, wie er wohl vereinzelt im Leben vorkommen kann, keinesfalls aber als regelmässig oder auch nur zeitweilig wiederkehrende Gestalt erscheint. Wir können die Empfindung nicht loswerden, dass wir in Saint-Preux, wenn nicht ein reines Phantasiegebilde des Dichters, so doch eine im Leben nur äusserst selten vorkommende Erscheinung vor uns haben. Goethes Werther ist weit mehr als Saint-Preux eine Gestalt aus Fleisch und Blut, dafür bürgt schon der ungeheure Einfluss, den er auf seine Zeitgenossen geübt hat; wenn auch die Neigung Werthers zur Schwermut als echt menschliche Empfindung, und somit als typisch gelten kann, so ist doch die Natur seines Verhältnisses zu Lotte, besonders aber das traurige Ende des Helden ein so ungewöhnliches, dass der Leser nicht umhin kann zu empfinden, dass er es hier mit einer Ausnahmeerscheinung zu thun hat.[2]) Noch mehr stehen Obermann und René als Vertreter jener Schwermut und inneren Zerrissenheit da, die die Krankheit ihrer Zeit bildet. In Adolf finden sich Saint-Preux' Unentschlossenheit, Werthers Schwermut, Obermanns Lebensüberdruss, Renés schwärmerisches Empfinden vereinigt. Diese sonderbare Mischung von Gefühlen ist es, was Adolf zum berufenen Vertreter aller derjenigen macht, die schon in früherer Jugend alle menschlichen Leidenschaften durchgekostet haben, die ohne inneren Halt allen Eingebungen des Augenblicks folgen, die, weil sie keine Kraft und keine Selbstbeherrschung besitzen, fortwährend mit sich zerfallen sind, und die Zahl dieser Unglücklichen ist Legion.[3])

Vergleicht man die obengenannten Werke einzeln mit „Adolphe", so ergeben sich sehr wesentliche Unterschiede. Von Saint-Preux

---

[1]) Paul Bourget: „*Mensonges*", S. 515.

[2]) Vgl. *Revue des deux Mondes, 15 août 1855*, S. 336, Montégut sagt darüber mit Recht: „*Werther est bien un type vrai et vivant . . . C'est un type de transition et il ne cessera d'être vrai que lorsque la transition aura cessé*", und noch S. 339.

[3]) Vgl. *Revue des deux Mondes, avril 1834*, S. 347.

unterscheidet sich „Adolphe" nicht nur durch die Form, sondern auch durch den Charakter der Helden und durch die Handlung. Nicht mit Unrecht bezeichnet Brandes den Roman Constants als einen weiblichen Werther.[1]) In Werther ist der Mann krank, elend, verzweifelt, während die geistig und körperlich gleich gesunde Lotte uns anmutig berührt. In Adolphe dagegen ist es Ellénore, die sich aufreibt in vergeblichem Ringen nach einer Liebe, deren Leidenschaftlichkeit unerwidert bleibt. Die Schilderung der Liebesglut Werthers wird vom „Morgenrot der Illusionen"[2]) beleuchtet. Ellénores Liebe dagegen gleicht der scheidenden Sonne, die sich vergeblich abmüht, das finstere Gewölk zu durchbrechen, das immer dichter und dichter sich zusammenzieht. Von Obermann unterscheidet sich Adolphe wesentlich durch die kalte Berechnung, mit der jener die Consequenzen seiner pessimistischen Weltanschauung und seiner Philosophie zieht. Bei René macht sich der wohlthätige Einfluss, den die Einsamkeit einer grossartigen Natur auf ein krankes Gemüt übt, geltend. Halb getröstet, obgleich noch nicht ganz geheilt, kehrt der melancholische René zurück, während bei Adolf der Einfluss der Natur sehr gering ist, und wir verlassen ihn in Verzweifelung und Reue an der Leiche Ellénores.[3])

Erich Schmidt hat in einem Kapitel „Die Natur" seiner Arbeit *Richardson, Rousseau und Goethe* eine tief empfundene Beleuchtung der Eindrücke gegeben, welche die Natur auf Saint-Preux und Werther hervorbringt. An der Hand zahlreicher Citate weist er nach, wie verschiedenartig die Eindrücke derselben auf die beiden gewirkt haben. In ganz ähnlicher Weise liesse sich auch bei Obermann und René nachweisen, dass die inneren Empfindungen der Helden dieser Romane in unmittelbarem Zusammenhang mit den Eindrücken zu stehen pflegen, die sie im Verkehr mit der Natur empfangen, dass aber doch bei jedem die Natur dieser Eindrücke wiederum durchaus eigenartig ist. Wesentlich anders verhält sich in dieser Beziehung Adolf.

Zu den prächtigsten Stellen der neuen Héloïse gehören die beredten Schilderungen, in denen Rousseau die Schönheiten des Genfersees und seiner malerischen Umgebung feiert, und es unterliegt keinem Zweifel, dass ihnen ein wesentlicher Anteil an dem Erfolge des Buches überhaupt zuerkannt werden muss. Wir überzeugen uns auch zu wiederholten Malen, dass das harmonische

---

[1]) Vgl. Brandes: *Emigrantenlitteratur*, S. 98.

[2]) Vgl. Brandes: *Emigrantenlitteratur*, S. 97.

[3]) Vgl. Rossel II, S. 325: „*René est un héros mélancolique de légende sentimentale, un Chateaubriand ossianique admirablement éloquent. Adolphe est une créature de chair et d'os, dont nous voyons couler le sang et les larmes. René est sublime. Adolphe est vrai.*"

Walten der Natur besänftigend und lindernd auf das aufgeregte Gemüt Saint-Preux' wirkt, und dass er am liebsten in tiefer Einsamkeit den nagenden Schmerz im Innern zu übertäuben pflegt.[1]) Wie schön empfunden sind ferner die Worte, in denen er schildert, wie mächtig die äussere Umgebung nach jahrelanger Trennung dazu beigetragen hat, die Erinnerungen an vergangene Zeit wieder aufzufrischen. *En les revoyant moi-même après si longtemps, j'éprouvai combien la présence des objets peut ranimer puissamment les sentiments violents dont on fut agité près d'eux.*[2])

Unbewusster, aber tiefer noch als bei Saint-Preux ist der Einfluss der Natur auf Werther. Mit dem sprossenden Grün, mit dem ersten Vogelgezwitscher bemächtigt sich seiner die leidenschaftliche Liebe, die mit dem fallenden Laub schon zu düsterer Schwermut sich entwickelt hat, und ihm in den rauhen Frosttagen des Winters die Pistole in die Hand drückt. Gleich mildem Frühlingssäuseln muten uns die Worte an, die er unterm 10. Mai niederschreibt (S. 8): „Mein Freund, wenns dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen wie die Gestalt einer Geliebten." Wie heisse Sommerglut weht es uns an, wenn wir, nachdem Werther in gewaltigen Worten die erhabenen Eindrücke geschildert hat, die das glühende Leben der Natur in seiner Seele wachgerufen haben, am Schlusse des Briefes (18. August) die Worte lesen (S. 46): „Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in all der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer." Dagegen erinnert an die Schwermut eines Herbsttages das, was er unterm 7. September (S. 67) über das fallende Laub und die gelb gewordenen Blätter schreibt: „Ja es ist so, wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her." Von unheimlicher Vorbedeutung wird man erfasst bei der Schilderung, die er unterm 12. December (S. 86) macht: „Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Flut in fürchterlich herrlichem Wiederschein rollte und klang, da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach, mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund und atmete hinab, hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu stürmen! dahin zu brausen wie die Wellen!"

---

[1]) *Nouvelle Héloïse,* Ière Partie, Lettre 23, S. 166; IVème Partie, Lettre 11, S. 450; Ière Partie, Lettre 26, S. 175.
Schmidt: *Richardson, Rousseau und Goethe,* S. 177.

[2]) *Nouvelle Héloïse,* IVème Partie, Lettre 27, S. 478.

Aus diesen Citaten ergiebt sich deutlich, dass man bei Saint-Preux vergeblich die Ursprünglichkeit der Empfindung, die innere Wärme des Gefühls suchen würde, die uns aus Werthers Worten entgegenbraust; auch da, wo seine Schilderungen an das Erhabene streifen, verlässt uns keinen Augenblick das Gefühl, dass wir es mit echter unverfälschter Natur zu thun haben. Besonders tief und innig sind die Empfindungen, die das bleiche Licht des Mondes, die tiefe Stille der Nacht in Werthers Herzen wachzurufen pflegt.[1]) In dieser Gefühlsinnigkeit dürfte auch die Erklärung für den gewaltigen Einfluss Werthers zu suchen sein, den Frau v. Staël mit diesen Worten schildert:[2]) „*Werther avait tellement mis en vogue les sentiments exaltés, que presque personne n'eût osé se montrer sec et froid, quand même on aurait eu ce caractère naturellement. De là cet enthousiasme obligé pour la lune, les forêts, la campagne et la solitude!*"

In Obermann verspürt man etwas von dem „*enthousiasme obligé*", von dem Frau v. Staël spricht. Obermann vereinigt gewissermassen die Rhetorik Rousseaus mit der Poesie Werthers, dazu gesellt sich bereits in starken Dosen der Pessimismus, der später im „Adolphe" allein in den Vordergrund tritt. Obermann schildert die Eindrücke, die er beim Anblick der Natur empfindet, mit beredten Worten, aber diese Empfindungen erwecken in seiner Brust Betrachtungen, die wir bei Werther und Saint-Preux vergeblich suchen. Nicht nur die eigene Jugend, sondern auch die Jugend des ganzen Menschengeschlechtes wirft durch seinen Mund die Frage auf: „Was will ich? Wozu lebe ich?" Daran knüpft er Betrachtungen über die Bestimmung und den Endzweck menschlichen Daseins:[3])

„*Temps perdus et qu'on ne saurait oublier! . . . J'avais besoin de bonheur. J'étais né pour souffrir. Vous connaissez ces jours sombres, voisins des frimas, dont l'aurore elle-même, épaisissant les brumes, ne commence la lumière que par des traits sinistres d'une couleur ardente sur les nues amoncelées. Ce voile ténébreux, ces rafales orageuses, ces lueurs pâles, ces sifflements à travers les arbres qui plient et frémissent, voilà le matin de la vie: à midi des tempêtes plus froides et plus continues: le soir des ténèbres plus épaisses et la soirée de l'homme est achevée.*"[4])

Bei René tritt das Gefühl für Naturschönheiten zurück hinter der tiefen Schwermut, die ihn vollständig beherrscht; es bedarf gewaltiger Eindrücke und grossartiger Scenerien, um ihn zu ergreifen.[5])

---

[1]) Vgl. Werther, S. 25, 48, 49, 100, 106.

[2]) Vgl. Erich Schmidt, l. c. S. 190; *Allemagne,* IIIe Partie, S. 494.

[3]) Vgl. Obermann, S. 274.

[4]) Vgl. Obermann, S. 72, und noch S. 84, 100, 272.

[5]) Vgl. René, S. 77: „*Un penchant mélancolique l'entraînait au fond des bois; il passait seul des journées entières, et semblait sauvage parmi les sauvages.* (S. 79): *Le matin de la vie est comme le matin du jour plein de pureté et d'images.*"

Nur selten nimmt er deshalb Gelegenheit, Eindrücke zu schildern, die er flüchtig auf seinen Reisen empfängt. Kaum dass er am Krater des Aetna sich ergriffen fühlt.[1]) Aber mit Werther steht René vollständig unter dem Einflusse der ihn umgebenden Natur, ohne sich dieses Einflusses klar bewusst zu werden. Adolfs skeptische Lebensauffassung dagegen, sein scharf entwickelter Verstand lassen nur wenig Raum übrig für den Einfluss der Natur. Nur ein einziges Mal fühlt er sich ergriffen. Das ist an jenem Abend, wo Baron T. ihm das Versprechen abgenommen hat, seinen Umgang mit Ellénore abzubrechen, weil sie ein unübersteigliches Hindernis für alle seine Zukunftspläne bildet. Unter dem Eindrucke dieser Worte durchwandert er in höchster Aufregung die Gefilde, über die die hereinbrechende Nacht bereits ihren Schleier ausbreitet. Die Gedanken an alle Opfer, die seine Frau ihm gebracht, an den Undank, mit dem er ihr gelohnt hat, quält und peinigt ihn, so dass er angesichts des Schlosses umkehrt und bis zu Tagesanbruch umherirrt, ohne zu einem Entschlusse gelangen zu können. *„Le jour s'affaiblissait; le ciel était serein, la campagne devenait déserte: les travaux des hommes avaient cessé, ils abandonnaient la nature à elle-même. Mes pensées prirent graduellement une teinte plus grave et plus imposante. Les ombres de la nuit qui s'épaisissaient à chaque instant, le vaste silence qui m'environnait, et qui n'était interrompu que par des bruits rares et lointains, firent succéder à mon imagination un sentiment plus calme et plus solennel. Je promenais mes regards sur l'horizon grisâtre, dont je n'apercevais plus les limites, et qui, par là même, me donnait en quelque sorte le sentiment de l'immensité."* [2])

Nicht vergessen sei, dass diese in unmittelbaren Verkehr mit der Natur verbrachte Nacht dem physischen und dem geistigen Menschen gleich sehr Bedürfnis sein mochte. Wollte man Constants Liebe zur Natur ausschliesslich nach Adolf beurteilen, so müsste man zu dem Schluss gelangen, dass ihm dieses Gefühl beinahe ganz gefehlt habe. In seinen Briefen und in seinem Tagebuche finden wir

---

[1]) S. 83: *„Quoi que vous puissiez penser de René, ce tableau vous offre l'image de son caractère et de son existence. C'est ainsi que toute ma vie, j'ai eu devant les yeux une création à la fois immense et imperceptible et un abîme ouvert à mes côtés."*

[2]) „Adolphe", S. 127.

Vgl. noch „Adolphe", S. 168: *„C'était par une de ces journées d'hiver où le soleil semble éclairer tristement la campagne grisâtre, comme s'il regardait en pitié la terre qu'il a cessé de réchauffer, Ellénore me proposa de sortir . . . Le ciel était serein, mais les arbres étaient sans feuilles, aucun souffle n'agitait l'air, aucun oiseau ne le traversait, tout était immobile, et le seul bruit qui se fît entendre était celui de l'herbe glacée qui se brisait sous nos pas. — Comme tout est calme! me dit Ellénore: comme la nature se résigne! le cœur ne doit-il pas apprendre à se résigner."*

aber, dass er einen Teil des Jahres gern auf dem Lande verweilt:[1]) „*Je me lève avec le soleil, je renais à la nature. Tout cela est superbe pour moi que le monde a froissé . . . mais pour une âme jeune qui n'a rien connu, rien senti, il y aurait de quoi périr mille fois d'ennui.*

Je trouve un vrai bonheur dans la solitude et au milieu de la campagne triste et dépouillée avec le vent qui siffle, des nuages noirs qui glissent dans le ciel, le gazon gris et les glaciers. La campagne quand on la recherche pour la solitude, vaut mieux en hiver qu'en été. En été la nature est trop vivante et fait trop société."[2])

Bei Saint-Preux zeigt sich also der Sinn für Natur als lebendiges Gefühl, gepaart mit dem Bedürfnis, das als schön Empfundene auch in schönen Worten auszudrücken. Im Werther mischt sich die lebhafte Empfindsamkeit für Naturschönheiten fast unbewusst mit seinem ganzen Denken und Empfinden. Bei Obermann findet sich bereits die Neigung, das Empfundene zu zergliedern, eine Neigung, die nicht in so verstärktem Grade bei René sich wiederfindet und bei Adolf ausschliesslich vorherrscht. Bei Rousseau erfreuen wir uns an der Schönheit der Sprache, bei Goethe an der Wärme der Empfindung, bei Sénancourt an der philosophischen Nutzanwendung, bei Chateaubriand an der glänzenden Darstellungsgabe, bei Constant an der rücksichtslosen Offenherzigkeit, mit der die geheimsten Regungen des Herzens zergliedert werden. „Adolphe" ist also eine durchaus eigenartige Schöpfung. Ihr besonderer Wert besteht darin, dass der Verfasser es verstanden hat, seine Lebensschicksale mit denjenigen seines Helden aufs innigste zu verschmelzen. Das Buch erhält dadurch eine Unmittelbarkeit der Empfindung, die ungemein packend und ergreifend wirkt, so dass es in dieser Hinsicht über den andern steht, trotzdem die Sprache wenig poetisch und die Tendenz durchaus realistisch ist. Constant will kein Idealist sein, seine Darstellung nimmt keine Rücksicht auf den Leser, aber gerade dadurch, dass er rücksichtslos die geheimsten Regungen seines Herzens zergliedert, wirkt er packend, tritt er uns menschlich näher. Seine Wahrheitsliebe hält ihn fern von Prahlerei und Ruhmredigkeit, sie erweckt deshalb nirgends Widerwillen oder Abscheu, sie verletzt auch nirgends die Formen des Anstandes. Auf der Wahrhaftigkeit seiner Schilderung beruht der sittliche Wert des ganzen Buches. Sie bewahrt den aufmerksamen Leser vor Irrtümern und Missgriffen; denn die packend geschilderten, unheilvollen Folgen seiner Schwäche wirken abschreckend. Ein tiefes Mitleid ergreift uns, wenn wir sehen, wie hart Adolf für die Leichtfertigkeiten und Torheiten seiner

---

[1]) Vgl. Menos (Herbages près Paris), S. 181; vgl. noch S .179, und Sainte-Beuve, *Revue des deux Mondes, nov. 1845*, S. 483.

[2]) *Revue Internationale (Journal intime) 1887*, S. 446.

Jugend büsst, wie er vergeblich dem edelsten Gefühl der menschlichen Brust, der Liebe, nachjagt, wie Sinnenrausch und Ekel sein ganzes Leben vergiften.[1] CHARLES GLAUSER.

Übersicht über die in vorstehender Abhandlung citierte Litteratur.

I. Litteraturdenkmäler.

Constant Benjamin: *Adolphe, anecdote trouvée dans les papiers d'un inconnu, nouvelle édition, suivie de la lettre sur Julie et des réflexions sur le théâtre allemand du même auteur, avec un avant-propos de Monsieur Sainte-Beuve de l'Académie française (Paris, Calman Lévy 1884).*

Chateaubriand, *Atala, nouvelle édition, Garnier frères Paris.*

Gœthe. *Die Leiden des jungen Werthers.* Band 6. Heinrich Kurz' Ausgabe, Leipzig.

Rousseau, J. J. *La Nouvelle Héloïse. Éd. Lahure. Tome III. Paris, 1856.*

de Sênancour, *Obermann, nouvelle édition revue et corrigée avec une préface par George Sand. Paris Charpentier 1882.*

Briefe.

Lettres de Benjamin Constant à Madame de Charrière, *publiées par* Gaullieur. *Bibliothèque universelle. Série IV. Tome 6. 8. 12.*

Lettres de Benj. Constant à sa famille, *publiées par* Menos *2ème édition. Lavine (Paris,* 1888).

Lettres de Benjamin Constant à Madame de Récamier, *publiées par l'auteur des souvenirs de Mme. de Récamier avec une notice sur Benj. Constant par* L. de Loménie *de l'Académie française 2ème édition. Paris (Calman Levy) 1882.*

Journal intime de Benj. Constant, *publié dans la Revue internationale (Janvier à Mars 1887) par Mr.* Adrien Constant de Rebecque.

Manuscrits Constant (Bibliothèque de Genève). *Lettres de Rosalie de Constant à son frère Charles.*

Lettres inédites et souvenirs biographiques de Mme. Récamier et de Mme. de Staël, *publiées par Mr.* le Baron de Gerando. *Paris 1868.*

II. Litteraturgeschichte.

Lady Blennerhasset. *Frau von Staël und ihre Freunde. 3 Bände. Berlin 1888.*

Brandes. *Die Litteratur des XIX. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen.*
I. Band: Die Emigrantenlitteratur. Leipzig 1882.
II. Band: Die romantische Schule in Frankreich. Leipzig 1883.

Démogeot. *Hist. de la littérature française depuis ses origines jusqu'à nos jours. Paris 1878.*

Gaullieur, E. H. *Études sur l'histoire littéraire de la Suisse française particulièrement dans la seconde moitié du XVIIIème siècle. Genève 1856.*

---

[1]) *Revue des deux Mondes, avril 1834,* S. 356: *„Malgré la peinture et l'analyse des sentiments qui peuvent nous paraître exagérés, mais qui ne le sont pas, Adolphe n'en est pas moins un livre plein d'enseignement pour ceux qui aiment et qui souffrent. Quand on est jeune on croit à peine à ses conseils, à mesure que l'on vieillit on aperçoit qu'il en a beaucoup oublié."*

Godet Philippe. *Histoire littéraire de la Suisse française. (Neuchâtel 1890.)*
Lotheissen, F. *Litteratur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution (1789—1794). Wien 1872.*
Mager. *Geschichte der französischen Litteratur neuerer und neuester Zeit (1789—1837). 2 Bände. Berlin 1837—1839.*
Nisard, D. *Histoire de la littérature française. T. IV. Éd. Didot, Paris 1867.*
Pellissier, George. *Le mouvement littéraire au XIXème siècle. Hachette 1889.*
Rossel, W. *Histoire Littéraire de la Suisse Romande. 2 Bände. Genève 1891.*
Sayous, H. *Le dix-huitième siècle à l'étranger. Paris 1861.*
Schmidt, Julian. *Geschichte der französischen Litteratur seit der Revolution. 2 Bände. Leipzig 1858.*

III. Kleinere Abhandlungen.

Appell, J. N. *Werther und seine Zeit. Leipzig, Engelmann, 1865.*
Faguet, Emile. *XVIIIème siècle et XIXème siècle: Etudes littéraires. Paris 1890. 2 Bände.*
Sainte Beuve. *Causeries du Lundi Tome I, III, IV, V, VII, VIII, XI, XIII, XIV. Éd. 1868.*
Sainte Beuve. *Portraits contemporains Éd. Calman Lévy. Paris 1876. Tome I, II, IV, V.*
Sainte Beuve. *Portraits de femmes.*
Schmidt, Erich. *Richardson, Rousseau und Gœthe. Jena 1875.*
Sorel, Albert. *Madame de Staël. Hachette 1890.*
Strodtmann, Adolf. *Dichterprofile, Literaturbilder aus dem XIX. Jahrhundert. Band II. Stuttgart 1879.*

IV. Aus der Revue des deux mondes.

1. fév. 1833. Loeve de Veimar *Étude sur Benj. Constant.*
1. avril 1834. G. Planche. *„Adolphe".*
1. avril 1844. Sainte Beuve. *„Benj. Constant et Madame de Charrière."*
1. novembre 1845. Sainte Beuve. *„Un dernier mot sur Benj. Constant."*
1. mai 1847. Rémusat. *„De l'esprit littéraire sous la Restauration."*
1. avril 1851. Montégut. *„Vie littéraire depuis la fin du XVIIIème siècle."*
1. mai 1855. Montégut. *„Werther, types modernes en littérature."*
1. novembre 1858. Montégut. *„Roman intime et littérature réaliste."*
1868. Sainte Beuve. *„Camille Jordan et madame de Staël."*
1. novembre 1873. Blaze de Bury. *„Les grands courants de la littérature française au XIXème siècle."*
1. décembre 1877 Brunetière. *„Littérature française sous le premier empire."*
15. octobre 1882. Brunetière. *„Le personnage sympathique en littérature."*
1. avril 1886. *„Souvenirs du duc de Broglie."*
1. septembre 1887. Emile Faguet. *„Madame de Staël".*
15. janvier 1888. Brunetière. *„La littératnre personnelle."*
1. juin 1888. Emile Faguet. *„Benj. Constant."*
15. octobre 1889. Brunetière. *„Le Mouvement littéraire au XIXème siècle".*
1. juin 1890. Brunetière. *„Les Romans de Mme. Staël."*
1. juin 1891. Godet Philippe. *„Madame de Charrière; Une jeune fille du XVIIIème siècle."*

Druck von Edmund Stein in Potsdam.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XVI, Heft 7.
Der Abhandlungen
viertes Heft.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1895.

Ausgegeben am 16. Januar 1895.

INHALT.

Beilagen.

1. **Prospekt** von **Wilhelm Gronau, Verlagsbuchhandlung** in **Berlin** über ***Ricken, Lehrbücher der französischen Sprache.***
2. **Prospekt** von **O. R. Reisland** in **Leipzig** über ***romanische Werke.***
3. **Prospekt** von **Aug. Stein** in **Potsdam** über ***Neuere Lehrmittel.***
4. **Prospekt** von **B. G. Teubner** in **Leipzig** über ***Boerner, Französisches Unterrichtswerk.***

5

Das „Farolied“.

§ 1. Wortlaut und Überlieferung. Das sog. Farolied (richtiger das Bruchstück eines Faroliedes) hat nachstehenden lateinischen Wortlaut:

De Chlothario est canere rege Francorum,
Qui ivit pugnare in gentem Saxonum.
Quam graviter provenisset missis Saxonum,
Si non fuisset inclytus Faro de gente Burgundionum!

— — — — — — — — — — — —

Quando veniunt missi Saxonum in terram Francorum,
Faro ubi erat princeps,
Instinctu Dei transeunt per urbem Meldorum,
Ne interficiantur a rege Francorum.

Überliefert sind diese Zeilen in einer Handschrift einer lat. Vita des hl. Faro (vgl. § 4). Diese aus dem Ende des 10. Jahrh.'s stammende Pergamenthds. befand sich im Besitze des Faroklosters zu Meaux (Hauptstadt der Landschaft Brie-Champenoise, Dép. de Seine-et-Marne) und wurde im J. 1669 — unter Weglassung einzelner von dem Herausgeber für unwichtig erachteter Abschnitte (capp. 42 bis mit 48, 50, 84 bis mit 89, vgl. die der Vita vorausgeschickte Inhaltsübersicht) — zum Druck gebracht (vgl. § 2). Seitdem ist diese Hds. verschollen. Unsere Kenntnis von ihr beruht einzig auf Mabillon's Angaben im Vorworte zu seiner Ausgabe.

Da keine andere Hds., bezw. keine andere Bearbeitung der Vita die betr. Zeilen überliefert, so sind handschriftliche Varianten nicht vorhanden.

Der überlieferte Wortlaut bietet, weil er durchaus verständlich ist, irgendwelchen begründeten Anlass zu kritischer Änderung nicht dar.

§ 2. Ausgaben. Den ersten und bis jetzt einzigen im wesentlichen vollständigen Abdruck der Vita des hl. Faro gab (nach der Hds. von Meaux, vgl. § 1) Mabillon in den *„Acta sanctorum ordinis sancti Benedicti in saeculorum classes distributa. Saeculum II“*, Parisiis 1669, p. 607 bis 625, wiederholt Venetiis 1733, p. 580 bis 598.

Der das Farolied enthaltende Abschnitt der Vita ist (nach dem von Mabillon gegebenen Texte) sowohl in Quellensammlungen als auch in litterargeschichtlichen Werken häufig abgedruckt worden. Da diese Wiederholungen nach Lage der Sache einen kritischen Wert nicht besitzen können (vgl. § 1 am Schlusse), so darf von ihrer Aufzählung Abstand genommen werden. Es genüge die Bemerkung, dass die von Rajna und Suchier (s. § 3) gegebenen Abdrücke zuverlässig sind. G. Paris *(Romania* XIII 606, Anm. 5) hat in Vorschlag gebracht, Z. 6 („*Faro ubi erat princeps*“) nach Z. 7 (also auch „*urbem Meldorum*“) zu setzen. Dagegen ist einzuwenden, dass dann der Finalsatz „*ne interficiantur* etc.“ den wünschenswerten engen Anschluss an seinen Hauptsatz verlieren würde.

§ 3. Erläuterungsschriften. Am eingehendsten sind die das Farolied betreffenden litterarischen und geschichtlichen Fragen behandelt worden von Rajna in „*Le Origini dell' epopea francese*“ [Firenze 1884] und von Suchier in der Abhandlung „*Chlothars des II. Sachsenkrieg und die Anfänge des französischen Volksepos*“ *(Ztschr. f. rom. Phil.* XVIII, 175 bis 194). Zu Rajna's Untersuchung sind zu vergleichen die wertvollen Bemerkungen von G. Paris in *Romania* XIII, 606 ff.

Suchier's Arbeit besteht zu einem grossen Teile in der Bestreitung der Ergebnisse, welche Rajna gewonnen zu haben glaubte.

Was vor Rajna über das Farolied geschrieben worden ist, darf jetzt als veraltet gelten, lesenswert sind höchstens nur noch Nyrop's Bemerkungen in „*Den oldfranske Heltedigtning*“ (Kopenhagen 1883, p. 8 ff., ital. Übers. von Gorra [Torino 1888] p. 11 f.).

Nach Rajna haben — abgesehen von G. Paris u. Suchier — über das Farolied in beachtenswerter Weise gehandelt: Kögel in Paul's „*Grundriss der germanischen Philologie*“ II 1, p. 191, Kurth in seiner „*Histoire poétique des Mérovingiens*“ (Paris 1893) p. 433 ff. und Lot in „*Le moyen âge*“ 1893 p. 129 ff., sowie in der *Romania* 1894 (Bd. XXIII) p. 440.[1])

Über die von Kögel und Lot ausgesprochenen Anschauungen wird später gehandelt werden. In Bezug auf Kurth genügt es, zu bemerken, dass er im wesentlichen Rajna's Aufstellungen wiederholt hat.

§ 4. Der hl. Faro. Das Leben des hl. Faro ist im Mittelalter wiederholt Gegenstand biographischer Behandlung geworden (vgl. § 5). Da aber diese Vitae sich ganz vorwiegend auf die Er-

[1]) Dieser Aufsatz Lot's erschien erst, als meine Arbeit bereits in der Druckerei sich befand, ich konnte ihn daher nur bei der Korrektur noch berücksichtigen.

zählung der Wunder beschränken, welche der Heilige gewirkt haben soll, so sind wir über die Lebensverhältnisse des Mannes doch nur sehr ungenügend unterrichtet. Als sichere Thatsachen, d. h. als Thatsachen, welche durch die Vita bei Mabillon ausdrücklich bezeugt sind (was freilich noch durchaus nicht ihre geschichtliche Wahrheit verbürgt), dürfen nur folgende angenommen werden: Faro wurde in Burgund gegen Ende des 6. Jahrh.'s (?) geboren; in seinen jüngeren Jahren führte er ein weltliches Leben, war verheiratet, beteiligte sich an Staatsgeschäften und nahm am Hofe Theodeberts II von Austrasien (reg. 596 bis 613), sowie an dem Chilperichs I von Neustrien (reg. 561 bis 583) und Chlothars II (des Sohnes Chilperichs I, reg. 583 bis 628, seit 613 auch als König von Austrasien) eine einflussreiche Stellung ein, vgl. die Vita b. Mab. cap. 20 bis 30; später trat er in den geistlichen Stand ein und wurde im J. 626 zum Bischof von Meaux erhoben, als welcher er im J. 672 am 28. Oct. starb.

Freilich aber erhebt sich hier ein gewichtiges Bedenken. Nach der Angabe der Vita bei Mab. c. 21 hat Faro den Sohn Chilperichs I, Chlothar II, aus der Taufe gehoben. Das kann nur im J. 583 geschehen sein, dem Jahre der Geburt und zugleich des (nominellen) Regierungsantrittes Chlothars II. Faro soll damals ein *„tiro juvenili pollens aetate"* gewesen sein. Das lässt auf ein Alter von doch mindestens 20 Jahren schliessen. Folglich würde Faro's Geburt ungefähr in das Jahr 563 angesetzt werden müssen, er würde demnach bei seinem Tode (672) im 110. Jahre gestanden haben. Das ist schwer glaublich, zumal da doch zu erwarten wäre, dass der Biograph bei dem Berichte von dem Tode Faro's (c. 109) ein so ungewöhnlich hohes Alter ausdrücklich bemerkt haben würde.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die Legende zwei gleichnamige Persönlichkeiten in eine verschmolzen: einen Krieger und Staatsmann Faro, der vielleicht Graf von Meaux war (vgl. G. Paris, *Rom.* XIII 606, Anm. 5), und einen jüngeren Faro, den Bischof von Meaux.

Hat es zwei Faro gegeben, so frägt sich, welcher von beiden — ob der ältere, der Staatsmann, oder der jüngere, der Bischof — der Held des Faroliedes geworden sei. In sicherer Weise lässt die Frage sich nicht beantworten. Die Wahrscheinlichkeit spricht zu Gunsten des Bischofs, denn man darf doch voraussetzen, dass die Bekehrung der sächsischen Gesandten, welche mindestens einen wenn nicht den einzigen Gegenstand der im Faroliede gegebenen Erzählung bildete, von einem geistlichen und nicht von einem weltlichen Herrn vollzogen worden sei. Aber, wie die legendarische Vita, so kann auch das Lied die beiden Faro in einen zusammengeschweisst haben (vgl. hierzu § 14).

Man sieht, auf welchem schwankenden Boden die Untersuchung des Faroliedes von vornherein sich bewegt.

§ 5. Die Vitae des hl. Faro (vgl. Mabillon, *A. s. o. s. B. saec. II ed. Venet.* p. 580f.; Suchier, *Ztschr. f. r. Ph.* XVIII, 179 und 192ff.). Es sind folgende Vitae des hl. Faro erhalten: A. Die bei Mabillon nach der Hds. von Meaux abgedruckte Vita, deren Verfasser vielleicht der Bischof Hildegar von Meaux ist (vgl. § 6). — B. Eine kürzere Fassung der Vita A, gedruckt in den *Acta Sanctorum* der Bollandisten Oct. XII. — C. Eine in leoninischen Hexametern geschriebene, in mehreren Hds. (vgl. Suchier p. 192) überlieferte Vita, verfasst vor 1082 von dem aus Beauvais gebürtigen Subdiaconus Fulcojus zu Meaux, welcher von dem Abte Gaufridus dazu aufgefordert worden war. Das bis jetzt (mit Ausnahme von 54 Versen, welche Suchier a. a. O. mitgeteilt hat) noch ungedruckte Gedicht ist dem Anscheine nach nur eine unbeholfene und schwülstige Versificierung der Vita A. — D. Eine Bossuet[1]) gewidmete, von einem gewissen Hébert de Rocmont (Priester in der Diöcese Meaux) im J. 1689 verfasste „*Vie ou éloge de saint Faron, évêque et comte de Meaux, tirée des autheurs anciens et modernes qui en ont parlé, avec des réflexions morales*“, also offenbar nur eine Kompilation. Die Schrift ist nicht gedruckt; die einzige bekannte Hds. befindet sich in der Bibliothek zu Beauvais.

Bemerkenswert ist, dass diese Vitae sämtlich in Meaux entstanden sind. Von A, C und D ist dies gewiss, von B mindestens wahrscheinlich. Man darf — und das ist wichtig — daraus folgern, dass der hl. Faro nur innerhalb seiner einstigen Diöcese litterarisch gefeiert wurde, dass nur eben da seine Legende volkstümlich war und also eine rein örtliche Beliebtheit und Verbreitung besass. Der hl. Faro ist, um so zu sagen, nur ein Ortsheiliger, kein Landesheiliger.

Das Bruchstück des Faroliedes findet sich nur in der Vita A, folglich hat auch nur diese für uns unmittelbare Bedeutung.

§ 6. Die bei Mabillon abgedruckte Vita (A). Die im ganzen 131, meist sehr kurze, Kapitel umfassende Vita behandelt nur bis Kap. 109 das Leben des Heiligen. Von da ab bis zum Schlusse werden die Wunder berichtet, welche Faro noch nach seinem Tode gewirkt haben soll. Die Erzählung wird bis zur Einnahme von Meaux durch die Normannen im J. 862[2]) fortgeführt. Es ergiebt

---

[1]) Bossuet war vom 2. Mai 1681 bis 12. April 1704 Bischof von Meaux.

[2]) Vgl. über dieses Ereignis Depping, *Histoire des expéditions maritimes des Normands* (2e éd. Paris 1845) p. 150, und: J. Steenstrup, *Vikingetogene mod vest i det 9de aarhundrede* (Kopenhagen 1878) p. 172f.

sich daraus, dass das Werk nicht **vor** diesem Jahre abgeschlossen worden sein kann.

Auch in dem eigentlich biographischen Teile der Vita überwiegen die Wundererzählungen. Nebenbei finden sich allerlei erbauliche Excurse, welche sich namentlich auf Fara, die (angebliche) Schwester Faro's, und auf den hl. Columban, zuweilen, namentlich im Eingange, auch auf Ereignisse der fränkischen Geschichte beziehen. Von den Lebensverhältnissen des Heiligen erfahren wir im ganzen nur weniges (vgl. § 4). Es trägt eben das Werk überwiegend einen asketischen, nicht einen biographischen Charakter, es giebt die Legende in durchweg panegyrischer und moralisierender Fassung.

Der Verfasser der Vita citiert als Quellen (nach Suchier's [p. 180], von mir nachgeprüfter, Zusammenstellung) „das Leben Columbans (c. 12, 29), die gesta Francorum, d. h. den Liber historiae Francorum (c. 29), das Leben des Eustasius (c. 38, 60, 102), das des Chillenus (c. 70, 79, 103), vielleicht das des Fefrus (c. 98), Beda (c. 65)“, ausserdem ‚annales fastos‘ (c. 65), wobei dahin gestellt bleiben muss, ob darunter wirklich, wie Mabillon glaubte, eine Quellenschrift zu verstehen sei, oder ob man die Angabe nur als „einen ganz allgemeinen Hinweis“ aufzufassen habe, wie dies Suchier zu thun geneigt ist. Mabillon's Meinung dürfte die geringere Wahrscheinlichkeit für sich haben wegen des den *„annales fastos“* nachfolgenden *„seriemque regum terrenorum“*. Übrigens citiert der Verfasser diese Quellen offenbar nur, um damit zu prunken und sich den Anschein eines gewissenhaften Geschichtsschreibers zu geben. Dieser Zweck mag bei den unkritischen Lesern des 9. Jahrh.'s auch wirklich erreicht worden sein. Wir können in den Citaten nur ein Blendwerk erblicken. Einmal (c. 106) beruft der Verf. sich auf die mündliche Überlieferung *(„relatio publica“),* als deren Träger *„antiquissimi viri qui canitie lactea compositi erant“*, also weisshaarige Greise, bezeichnet werden. Auf welche Weise der Verf. Kenntnis von dem Faroliede erlangt haben mag, wird später (§ 8) zu erörtern sein.

Zu beachten ist, dass der Verfasser, obwohl er eine ziemliche Belesenheit bekundet, doch auf keine frühere Vita Faro's sich beruft; es scheint also eine solche nicht vorhanden gewesen zu sein.

Das Latein der Vita ist in geradezu ekelerregender Weise schwülstig und manieriert. Der Verf. liebt es, die einfachsten Begriffe weitschweifig mit unpassend dichterischem Ausdrucke zu umschreiben. So wird z. B. ein Trinkglas als *„calix qui vitreali elemento compositus erat“* bezeichnet (c. 100). Und derartige Geschmacklosigkeiten liessen sich in Menge anführen, namentlich auch Fälle, in denen die einfachsten Vorgänge in umständlichster Weise berichtet werden. So wird z. B. in c. 81 von Chlothar II., als er nach einem

Gespräche mit Faro sich in den Wald zur Jagd begab, erzählt: *„Haec dicens subtraxit se a culmine patulo coeli concitus et umbraculis frondium silvarum sese immiscens condidit. Tunc cornu curvo plenis buccis anhelitu adspirato latratus canum argutos acuit, per lustra silvarum errabundos componit, quae late circumquaque reboantibus vocibus echo longe responderunt.“* Diese eine Stylprobe möge genügen.

Aus diesem Schwulst des Ausdrucks lässt sich schliessen, dass der Verfasser seinen Styl an der Lekture lateinischer Dichter gebildet oder vielmehr verbildet hat. Anlehnung an die Sprache eines bestimmten Dichters ist jedoch nicht erweislich.

Der Verfasser nennt sich nicht. Aus dem Umstande aber, dass der Verf. den zu seiner Zeit regierenden Bischof von Meaux als „Hildegarius *humilis* episcopus“ bezeichnet (c. 64), hat Mabillon den Schluss gezogen, dass der Verfasser selbst jener Bischof gewesen sei, da er sonst diesem schwerlich das Epitheton ‚*humilis*‘ beigelegt hätte. Es wäre demnach die Vita das Werk des Bischofs Hildegar von Meaux, welcher, nachdem er, wie die Vita selbst (c. 64) angiebt, Mönch von St. Denis gewesen war, im J. 854 den bischöflichen Thron bestieg und denselben bis etwa 875 inne hatte. Da die Vita, wie oben (§ 6) hervorgehoben wurde, erst nach dem Jahre 862 vollendet worden sein kann, so liegt ein chronologisches Bedenken gegen Mabillon's Annahme nicht vor. Diese letztere ist auch um deswillen recht glaubhaft, weil es gerade einem Nachfolger des hl. Faro auf dem Bischofsstuhle besonders nahe liegen musste, das Leben seines Amtsvorgängers zu erzählen. Immerhin aber ist die Verfasserschaft Hildegars eben nur wahrscheinlich, keineswegs jedoch erwiesen.

Über dieses Hildegar's Lebensgang und Persönlichkeit ist nichts näheres bekannt.

Wer aber auch immer der Verfasser der Vita gewesen sein mag, in Meaux war er jedenfalls heimisch, denn er nennt diese Stadt *„hanc civitatem Meldis“* (c. 127) und preist (c. 10) ihre Vorzüge mit einer Wärme, wie sie nur durch die Liebe zur Heimat eingegeben zu werden pflegt. Selbst den Namen „Meldis“ findet er überaus lieblich klingend, *„quasi a melle et dite deductum, eo quod sit mellita omni abundantia dignitatis atque ditata“.*

§ 7. Die Stellung des Faroliedbruchstückes innerhalb der Vita s. Faronis. Nachdem der Verfasser der Vita sich von Capitel 18 bis Cap. 67 im wesentlichen mit den Schicksalen der Fara beschäftigt hat, wendet er sich in Cap. 68 endlich seinem eigentlichen Gegenstande, der Lebensbeschreibung Faro's, zu und hebt da zunächst hervor, wie sehr der Heilige bemüht gewesen sei, durch klugen Rat dafür Sorge zu tragen, dass der Staat nicht etwa

durch irgend eine Rechtsverletzung aus dem Zustande des Gedeihens und der Macht, in welchem er damals sich befand, in verderbliches Schwanken gerate.[1]) Zum Beweise dafür wird folgender Vorfall erzählt. Der Sachsenkönig Berthold hatte Gesandte mit beleidigender Botschaft an Chlothar II. geschickt. Chlothar, über die freche Rede der Gesandten erzürnt, verurteilte dieselben zum Tode. Vergebens versuchen die fränkischen Edeln ihren König von diesem Entschlusse abzubringen und den Bruch des Völkerrechtes zu verhüten. Faro, der in der Versammlung ebenfalls anwesend war, vermag wenigstens das eine zu erreichen, dass die Vollstreckung des Urteils um einen Tag hinausgeschoben wird. Die Sachsen werden also zunächst in das Gefängnis abgeführt. In der Nacht kommt Faro zu ihnen und bekehrt sie zum christlichen Glauben. Dies hat selbstverständlich zur Folge, dass der König, als er die Sache erfährt, die nunmehr zu seinen Glaubensgenossen gewordenen sächsischen Gesandten nicht nur begnadigt, sondern auch sie reich beschenkt und in ihre Heimat entlässt. Später aber unternimmt Chlothar einen siegreichen Rachekrieg gegen die Sachsen, verwüstet ihr Land und lässt alle Männer töten, welche die Höhe seines Schwertes überragen.

Und in unmittelbarem Anschlusse an diese Erzählung berichtet der Biograph nun weiter:

„Ex qua victoria carmen publicum juxta rusticitatem per omnium paene volitabat ora ita canentium, feminaeque choros inde plaudendo componebant:

(folgen die vier ersten Zeilen des Bruchstücks) *Et in fine hujus carminis:*

(folgen die vier letzten Zeilen des Bruchstücks). *Hoc enim rustico carmine placuit ostendere, quantum ab omnibus celeberrimus habebatur.*“

Durch die Anführung der dem Faroliede entnommenen Zeilen soll also dargethan werden, wie hoch angesehen bei dem Volke der hl. Faro bereits damals war.

§ 8. Woher kannte der Verfasser der Vita das Farolied? Nach der Angabe des Biographen scheint das Farolied unmittelbar nach dem (angeblichen) Siege Chlothars II. über die Sachsen entstanden zu sein *(„ex qua victoria . . . . . . carmen . . . . volitabat“)*, d. h. mindestens vor dem J. 628, dem Todesjahre Chlotars II.; das hätte auch durchaus die innere Wahrscheinlichkeit für sich: nur das jüngst Geschehene pflegt die erzählende Volksdichtung zum Schaffen

[1]) „— *ne respublica regni a statu suo magnificentiae atque potentiae aliqua violatione juris vacillaretur tali arte consilii astute curavit providere. Nam* etc.“ (c. 70).

anzuregen; was einer weiter zurückliegenden Vergangenheit angehört, wird vom Volke zumeist vergessen, falls es eben nicht rechtzeitig in der Form eines Liedes die Fähigkeit zum Fortleben in der Erinnerung gewonnen hat. Ist aber einmal ein Ereignis Gegenstand des Volksgesanges geworden, so kann das betreffende Lied viele Jahrhunderte überdauern, indem seine Fassung stets auf's neue dem sich wandelnden Zeitgeschmacke angepasst wird.

Die Angabe des Biographen kann jedoch freilich für uns nicht massgebend sein, da Chlothar II. keinen Sieg über die Sachsen errungen hat. Selbstverständlich wird es dadurch unmöglich, auf Grund jener Angabe die Abfassungszeit bestimmen zu wollen. Wir werden dies vielmehr auf einem anderen Wege zu thun versuchen (vgl. § 14) und werden dabei zu dem Ergebnisse gelangen, dass diejenige Fassung des Liedes, welcher die uns erhaltenen Bruchstücke angehörten, wahrscheinlich am Ende des 7. Jahrh.'s entstanden ist.

Es ist nun sehr wohl denkbar, dass dieses am Ende des 7. Jahrh.'s entstandene Lied zur Zeit der Abfassung der Vita (nach 862) im Munde des Volkes von Meaux noch lebendig war, freilich in einer von der ursprünglichen Fassung mehr oder weniger abweichenden Gestalt. Es ist dies um so glaublicher, wenn zu jener Zeit die Erinnerung an den hl. Faro noch volkstümlich gewesen sein sollte, und das ist doch wahrscheinlich: das Vorhandensein eines von Faro begründeten Klosters und einer von ihm erbauten Kirche mussten das Andenken an den Heiligen wach erhalten, mindestens während der ersten Jahrhunderte nach seinem Tode.

Wir sind folglich vollberechtigt zu der Annahme, dass der Verfasser der Vita den Text des Faroliedes noch aus dem Volksmunde selbst kannte, dass er also nicht nötig hatte, diese Kenntnis aus einer schriftlichen Quelle zu schöpfen. Der Umstand, dass der Verfasser das Imperfekt (und nicht das Praesens) in seiner Erzählung braucht (*„volitabat“*, *„componebant“*), spricht keineswegs dagegen, denn die Anwendung dieser Zeitform war durch den Zusammenhang mit dem Vorangegangenen geradezu geboten: das Praesens in dem mit *„ex qua victoria“* eingeleiteten Satze würde widersinnig gewesen sein. Das von Rajna (p. 120) bezüglich dieser Imperfecta geäusserte Bedenken ist also unbegründet. Auffällig mag es vielleicht erscheinen, dass, falls der Biograph das von ihm citierte Bruchstück des Liedes wirklich unmittelbar dem Volksmunde entnahm, er diese Thatsache nicht ausdrücklich bemerkt hat. Aber gerade wenn das Farolied damals noch volkstümlich war, durfte dem Biographen die Hervorhebung dieses Umstandes als höchst überflüssig erscheinen: allgemein bekannte Dinge pflegt man nicht für erwähnenswert zu halten.

Gleichwohl scheint der Verfasser der Vita sein Citat aus einer älteren schriftlichen Quelle übernommen zu haben. Der Hinweis darauf wird dem Scharfsinne Rajna's verdankt. Was Suchier dagegen einwendet (p. 179f.), muss als unzutreffend erachtet werden, wie weiter unten kurz begründet werden soll.

Zur Bekräftigung der Angabe, dass Faro durch klugen Rat für die Wohlfahrt und die Ehre des Staates gesorgt habe (vgl. § 7), beruft sich der Biograph auf das Zeugnis einer Vita des hl. Chillenus. Der Wortlaut der Stelle (*„intantum ut in descriptionibus B. Chilleni viri Scotticae gentis exaratum videatur habere“*) ist freilich zweifellos arg verderbt und kann auch durch Rajna's Conjectur *„haberi“* für *„habere“* keineswegs gebessert werden. Das hat Suchier ganz richtig bemerkt, und sein Vorschlag, zur Aufhellung des Textes in Vita A den einwandsfreien Text der Vita B heranzuziehen, verdient alle Anerkennung.

Der Sinn der Stelle aber kann nicht zweifelhaft sein, um so weniger, als der seltsame Ausdruck *„in descriptionibus B. Chilleni“* durch spätere Berufungen auf eine *„vita B. Chilleni“* (c. 79) und auf *„denotationes vitae B. Chilleni“* (c. 103) klar gestellt wird.

Unmittelbar an den Satz in c. 70, welcher die Berufung auf die *„descriptiones B. Ch.“* enthält, schliesst sich (c. 71), mit *„Nam“* beginnend, die Erzählung von der sächsischen Gesandtschaft etc. an, welche dann zu dem Citate aus dem Faroliede Veranlassung giebt. Diese Erzählung und der ihr vorausgehende allgemein gehaltene Satz sind eben durch dies *„Nam“* stylistisch eng verbunden. Man muss daher oder man darf wenigstens annehmen, dass die Berufung auf die Vita Chilleni nicht nur auf den allgemeinen Satz, sondern auch, und sogar vorzugsweise, auf die gleich darauf folgende Erzählung sich bezieht, durch welche die Wahrheit jenes Satzes bewiesen werden soll. Auch das „tali“ vor *„arte consilii“* am Schlusse des cap. 70 hat nur als Hindeutung auf die darauf folgende Erzählung einen Sinn.

Unmittelbar nach den Citaten aus dem Faroliede, welche die Erzählung von dem Sachsenkriege abschliessen, wird dann unter abermaliger Berufung auf die Vita B. Chilleni berichtet, wie Faro durch seine Selbstaufopferung einen Angeklagten vor schwerer Strafe schützte. Das betr. Capitel (79) beginnt mit den Worten *„Est et aliud non silentio de eo tegendum, ut in vita B. Chilleni iam dicti invenimus“*. Suchier meint nun, dass der Biograph Faro's hier hinter *„ut“* ein *„etiam“* oder *„iterum“* eingeschoben haben oder auch gesagt haben würde, *„Invenimus et aliud de eo in Vita B. Chilleni, quod non silentio tegendum est“*, wenn er die Erzählung vom Sachsenkriege aus derselben Quelle (d. h. der Vita B. Ch.) entlehnt hätte. Aber das *„et“* nach *„Est“* macht doch ein *„etiam“* oder *„iterum“*

16*

nach „*ut*“ völlig entbehrlich. Dies „*et*“ deutet doch klar genug an, dass die nachfolgende und die vorangegangene Erzählung auf dieselbe Quelle, eben die Vita B. Ch., zurückgehen.

Suchier macht gegen Rajna ferner geltend, „dass Chillenus keinerlei Beziehung zu dem Sachsenkriege hat, [und] dass Hildegar, der in Meaux lebte, eine auf diese Stadt bezügliche Chanson schwerlich aus einer fremden Quelle zu entlehnen brauchte“. Aber woher weiss Suchier, dass Chillenus keinerlei Beziehungen zu dem Sachsenkriege hatte? Mittelbar mindestens kann er sie sehr wohl gehabt haben, da er in nahen Beziehungen zu Faro stand, wie des letzteren Biograph selbst berichtet (c. 100). Der zweite Einwand Suchier's aber ist doch nur unter der Voraussetzung berechtigt, dass zu Hildegar's Zeit das Farolied in Meaux noch bekannt war. Wie vermag Suchier diese — an sich freilich sehr naheliegende — Voraussetzung zu beweisen? Übrigens würde ja die Thatsache, dass Hildegar die Citate aus dem Faroliede der Vita Chilleni entnahm, durchaus nicht ausschliessen, dass dieses Lied damals im Volksmunde noch lebendig war. Hildegar fand in der Vita Ch. die Citate jedenfalls bereits in lateinischer Form vor, und das konnte Grund genug für ihn sein, sie einfach auszuschreiben, um sich dadurch die Mühe einer eigenen Übersetzung zu sparen.

Suchier bemerkt endlich, dass „auch der Inhalt der Chanson und ihre sprachliche Form eine so frühe Abfassung nicht befürworten, wie sie von Rajna angenommen wird“. Aber erstlich sind der Inhalt und die Form der Chanson nur auf Grund von Vermutungen zu ermitteln, also rein hypothetisch, wie weiter unten erörtert werden wird, und Folgerungen kategorischer Form aus Hypothesen zu ziehen, ist mindestens sehr gewagt. Zweitens kann man sehr wohl glauben, dass das Farolied bereits dem Verfasser der Vita Chilleni bekannt gewesen sei, und doch Rajna's Annahme bezüglich der Entstehung des Liedes für irrig erachten, denn nichts hindert uns, die Vita Chilleni für nur wenig älter, als die Vita Faronis zu halten. Und weil dem so ist, so ist die Annahme, dass das Bruchstück des Faroliedes in der Vita Faronis aus der Vita Chilleni stamme, an sich ganz vereinbar mit Suchier's Anschauung, wonach das Lied „kaum vor 700 entstanden sein“ kann (p. 191).

Der Streit um die ganze Frage ist übrigens im Grunde gegenstandslos, denn auch dann, wenn mit vollster Sicherheit nachgewiesen werden könnte, dass Hildegar, oder wer sonst die ihm von Mabillon beigelegte Vita geschrieben hat, das Farolied nur durch die Vita Chilleni kannte, würde daraus doch ein Schluss auf die Abfassungszeit des Liedes sich gar nicht ziehen lassen.

Der hier in Rede stehende hl. Chillenus (Kilian) war ein, vermutlich etwas jüngerer, Zeitgenosse des hl. Faro. Die Vita Faronis

erzählt von ihm, dass Faro ihn als Glaubensboten nach Artois sandte („*Ipse namque egregius Faro virum gratia dei plenum nomine Chillenum ex genere Scottorum ortum ad provinciam Atrebatensem misit, quam doctrina sana Christo acquisivit.*“ *c. 100).* Näher auf die Biographie des Heiligen einzugehen, ist hier nicht erforderlich. Auch die Frage, ob der heilige Kilian von Artois identisch sei mit dem heiligen Kilian von Würzburg, darf hier ganz unerörtert bleiben.

Die Vita B. Chilleni, auf welche der Verfasser der Vita Faronis sich beruft, ist verloren — „*scomperso*“, wie Rajna (p. 122) sich ausdrückt —, Angaben über ihre Abfassungszeit sind nicht überliefert. Wir können folglich nur das Eine mit Sicherheit sagen, dass sie vor der Vita Faronis, also vor 862, entstanden sein muss. Wie gross aber der zeitliche Abstand zwischen den beiden Vitae war, das müssen wir ganz dahingestellt sein lassen. Die Vita Chilleni kann sehr erheblich, sie kann aber auch nur sehr unerheblich früher geschrieben worden sein, als die Vita Faronis. Beides ist möglich.

Rajna setzt (p. 123) die Abfassungszeit der Vita Chilleni in das Ende des 7. oder in den Anfang des 8. Jahrhunderts, so dass sie also über 150 Jahre älter sein würde, als die nach 862 beendete Vita Faronis. Rajna begründet seine Ansicht damit, dass Heiligenleben in der Regel von unmittelbaren oder doch mittelbaren Schülern der betreffenden Heiligen, also bald nach deren Tode, geschrieben worden seien. Das mag im allgemeinen richtig sein. Ausnahmen von der Regel sind aber doch gewiss anzuerkennen. So ist eben die Vita Faronis erst etwa zwei Jahrhunderte nach Faro's Tode entstanden (jedenfalls nach 862), und dabei ist wichtig, hervorzuheben, dass diese Vita allem Anscheine nach überhaupt die erste gewesen ist, welche dem hl. Faro gewidmet wurde, dass sie also keine Vorläuferin gehabt hat. Wenn aber die Vita Faronis erst so spät entstand, so kann Ähnliches auch bezüglich der Vita Chilleni geschehen sein. Es ist z. B. denkbar, dass die Vita Chilleni von einem Klostergenossen oder Amtsbruder Hildegar's (oder wer sonst der Verfasser der Vita Faronis war) geschrieben wurde, und dass Hildegar eben dadurch die Anregung erhielt, nun auch Faro's Leben zu erzählen. Darf man annehmen, dass die Episode vom Sachsenkriege in der Vita F. ungefähr wörtlich aus der Vita Ch. übernommen worden sei, so würde die Stylgleichheit, welche zwischen diesem Abschnitte und den übrigen der Vita F. besteht, darauf hindeuten, dass die Verfasser beider Vitae durch dieselbe lateinische Schule hindurchgegangen waren.

Jedenfalls lässt die von Rajna angenommene Abfassungszeit der Vita Chilleni sich nicht erweisen. Aber auch wenn dies geschehen könnte, so wäre damit die Sache noch keineswegs erledigt.

Denn dann müsste immer noch mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass dem Verfasser der Vita Faronis die Vita Chilleni nicht in ihrer ursprünglichen Fassung, sondern in einer späteren Bearbeitung vorgelegen habe, in welcher mancherlei abgeändert und hinzugesetzt worden sein konnte, auch die Citate aus dem Faroliede.

Mag man also glauben oder mag man leugnen, dass der Verfasser der Vita Faronis die Erzählung vom Sachsenkriege samt den Citaten aus dem Faroliede der Vita Chilleni entnommen habe, in dem einen wie in dem anderen Falle wird dadurch kein Anhaltspunkt gewonnen, um die Abfassungszeit und die ursprüngliche Beschaffenheit des Faroliedes zu bestimmen.

§ 9. Die Sprache des Faroliedes. Das in der Vita Faronis überlieferte Bruchstück des Faroliedes ist lateinisch abgefasst, die nächstliegende Annahme ist also, dass das ganze Gedicht lateinisch gewesen sei, zumal da der Verfasser der Vita F. nicht erwähnt, dass er die von ihm citierten Zeilen aus einer anderen Sprache übersetzt habe. So ist denn auch in der That von einigen Gelehrten die ursprünglich lateinische Fassung behauptet worden. Namentlich ist dies von Kögel (in Paul's Grundriss der german. Phil. II 1, p. 191) gethan worden mit dem an sich berechtigten Hinweise darauf, dass der eigentliche Held des Gedichtes ein Geistlicher sei, was den Gebrauch der latein. Sprache von vornherein vermuten lasse. Kögel hat nicht bedacht, dass gar mancher frühmittelalterliche Heilige in französischer Sprache gefeiert worden ist (Eulalia, Leodegar, Alexius u. a.).

Die Annahme ursprünglich lateinischer Fassung ist unbedingt zurückzuweisen.

Das Farolied wird in der Vita F. ganz ausdrücklich als ein „*carmen publicum juxta rusticitatem*“ und dann noch einmal als ein „*rusticum carmen*“ bezeichnet. Das deutet mit aller Bestimmtheit auf ein in einer Volkssprache abgefasstes Lied hin. Nun aber ist das Farolied (in der Fassung, auf welche die erhaltenen Bruchstücke zurückdeuten) frühestens um Mitte des 7. Jahrhunderts, wahrscheinlich sogar erst am Ende des 7. Jahrhunderts entstanden (vgl. § 14), zu einer Zeit also, in welcher das Latein nicht mehr die Volkssprache des nördlichen Galliens war. Folglich kann das Farolied nur in einer der Volkssprachen abgefasst worden sein, welche zur Zeit seiner Entstehung im nördlichen Gallien, beziehentlich in der Stadt Meaux, gesprochen wurden. Diese Volkssprachen aber waren, entsprechend den damaligen politischen Verhältnissen, einerseits das Fränkische (Altniederfränkische) und das Burgundische, also germanische Sprachen, andrerseits dasjenige Romanisch, welches aus dem nordgallischen Volkslatein sich herausgebildet hatte und allgemach zu dem Französischen sich entwickelte.

Die Frage, welche dieser beiden Volkssprachen von dem Dichter des Faroliedes gebraucht worden sei, entzieht sich aus naheliegendem Grunde sicherer Beantwortung. Nur Vermutungen lassen sich aussprechen. Es scheint eine ältere und eine jüngere Abfassung des Gedichtes unterschieden werden zu müssen (vgl. § 14). Die erstere kann in fränkischer, vielleicht auch in burgundischer Sprache stattgefunden haben, zumal da der ursprüngliche Held des Liedes nicht der Bischof Faro v. Meaux, sondern ein gleichnamiger burgundischer Edler, der das Grafenamt von Meaux bekleidete, gewesen zu sein scheint.

Wenn aber auch vielleicht die ursprüngliche Fassung des Faroliedes fränkisch oder burgundisch gewesen ist, so hat doch das Lied ganz sicherlich späterhin — vorausgesetzt, dass es im Volksmund lebendig blieb — das germanische Sprachgewand mit dem romanischen vertauscht. Zur Zeit der Entstehung der Vita Faronis war dieser Wandel ohne Zweifel längst vollzogen, so dass also der Verfasser der Vita, falls er das Lied aus mündlicher Überlieferung kannte und dieser seine Citate entnahm, einen französischen Text in das Lateinische übertragen hat. Darüber kann wohl eine Meinungsverschiedenheit gar nicht bestehen.[1])

So haben denn auch alle Gelehrte, welche mit dem Faroliede sich beschäftigten — mit Ausnahme der Wenigen, welche die ursprüngliche Latinität des Gedichtes behaupteten oder doch vermuteten (Wattenbach, Kögel) — der Anschauung gehuldigt, dass die in der Vita Faronis gegebenen Citate aus dem Französischen übersetzt worden seien. Mehrere haben sogar versucht, den französischen Wortlaut des Textes wiederherzustellen. Ein solcher Versuch ist freilich immer nur eine wissenschaftliche Spielerei, welche, selbst im günstigsten Falle, ein blosses Phantasiegebilde zu schaffen vermag. Denn da wir das Französische des 9. Jahrhunderts (um von dem des

---

[1]) Man beachte auch, dass in der Vita das Lied als *„carmen rusticum"* und nicht als *„carmen barbarum"* bezeichnet wird, wie jedenfalls geschehen sein würde, wenn der Verf. der Vita Faronis (bezw. der Verf. der Vita Chilleni) auf ein deutsches (fränkisches oder burg.) Lied hätte hindeuten wollen. Denn die deutsche Sprache konnte, wo es um Frankreich sich handelte, ganz gewiss nicht als eine *„lingua rustica"* betrachtet werden: sie war ja nicht die Sprache der Besiegten, sondern der Sieger, namentlich auch die Sprache des fränkischen Herrscherhauses und des fränkischen Adels. Dagegen hätte ein lateinisch schreibender Schriftsteller jener Zeit in Nachahmung antiken Sprachgebrauches das Deutsche wohl „barbarisch" nennen können. In Kap. 118 der Vita Faronis wird die Pfalz von Frankfurt erwähnt mit den Worten *„palatium quod vulgo dicitur Franghenevurt"*, also *„vulgo"*, nicht *„rustice"* („barbare" würde in diesen Zusammenhang nicht gepasst haben). Aus der Stelle übrigens folgern zu wollen, dass der Verf. der Vita des Deutschen kundig gewesen sei, ist wohl statthaft, aber jedenfalls kühn.

7. Jahrhunderts gar nicht zu reden!) lediglich aus den Strassburger Eidschwüren, also nur höchst unvollkommen, kennen, so vermögen wir nicht, auch nur eine Zeile in der Sprache jener Zeit zu schreiben, ohne Gefahr zu laufen, arger Anachronismen und willkürlicher Wortkonstruktionen uns schuldig zu machen. Gleichwohl ist nicht zu leugnen, dass ein derartiges Übersetzungsspiel eigenartigen Reiz besitzt und, als philologische Übung betrachtet, durchaus berechtigt ist.

Der bestgelungene Übertragungsversuch ist unstreitig derjenige Suchier's (p. 183). Einwandsfrei ist aber auch er nicht. Befremden muss es zunächst, dass Suchier einen Text, der nach seiner Annahme um das Jahr 700 entstanden ist, in die Sprache des 11. Jahrhunderts überträgt. Auch im einzelnen ist manches zu beanstanden. Namentlich fällt der zweimal gebrauchte Casus rectus Sing. *Farons* statt *Fer* sehr unangenehm auf. Der Hinweis auf gleiche hässliche Analogiebildungen bei Wace ist keine ausreichende Rechtfertigung. Die Ergänzung des Verses 6 „*e des maiors*“ macht einen höchst matten Eindruck. Dass dem unpersönlichen „*est canere*“ ein persönliches „*vois chanter*“ entsprochen haben sollte, ist schwer glaublich. Und so könnte man noch manchen anderen Zweifel äussern.

Die Richtigkeit jeder Rückübersetzung wird übrigens von vornherein durch den Umstand fragwürdig gemacht, dass wir nicht wissen können, in welchen Versen der französische Text abgefasst war.

§ 10. Die rhythmische Form des Faroliedes. Als selbstverständlich darf angenommen werden, dass das Farolied in Versen abgefasst war, denn es wird in der Vita Faronis als „*carmen*“ bezeichnet, einem „*carmen*“ aber kommt rhythmische Form zu. Als sicher darf auch gelten, dass die Verse nach Massgabe des Worthochtones (nicht der Sylbenquantität) und zwar ungleichtaktig und sylbenzählend gebaut und durch Assonanz verbunden waren. Denn da die ältesten uns erhaltenen frz. Dichtungen (Leodegarlied, Alexiuslied etc.) solchen Versbau zeigen, so sind wir zu dem Schlusse berechtigt, dass auch in noch früherer Zeit die gleichen rhythmischen Normen in Kraft waren. Die in der Vita Faronis gegebenen Citate aus dem Faroliede sind in Mabillon's Druck in acht Zeilen abgeteilt, von denen die 1. bis 6. (einschliesslich) und dann auch die 8. ungefähr gleich lang sind, während die 7. auffällig kürzer ist, so dass man an eine verstümmelnde Textverderbnis zu glauben versucht ist. Ob Mabillon's Zeilenabteilung auf der handschriftlichen Überlieferung beruht, können wir, da der Codex Meldensis verschollen ist, nicht wissen.

Die Vermutung liegt nahe, dass jede lateinische Zeile einem Verse des französischen Urtextes entspricht. Man darf das wohl sogar als sicher annehmen. Beweisen aber lässt es sich freilich nicht.

Die lateinischen Zeilen sollen offenbar nicht Verse darstellen.

Mag man die Sylben hinsichtlich ihrer Quantität oder hinsichtlich ihrer Betonung betrachten, ein Metrum oder ein Rhythmus wird nicht herausgefunden.

Wenn man sich gestattet, *Saxonum* statt *Sáxŏnum* zu betonen, so gehen alle Zeilen (mit Ausnahme der 7.) auf Worte aus, deren Hochtonvocal ein *ō* ist. Die Zeilen würden demnach assonieren, und man dürfte wohl glauben, dass diese Assonanz bereits in der französischen Vorlage bestand. Aber haben wir das Recht, *Saxonum* zu betonen?

Die lateinischen Zeilen scheinen (wieder mit Ausnahme der 7.) darauf hinzudeuten, dass der französische Urtext in zehnsylbigen, vielleicht auch in zwölfsylbigen, Versen abgefasst war, indessen beweisen lässt auch das sich nicht, zumal da, wenn man *Sáxŏnum* liest, die Stütze der Assonanz hinweggenommen wird. Überdies wissen wir ja gar nicht, in welcher Weise der Verfasser, sei es der Vita Faronis oder der Vita Chilleni, den französischen Wortlaut wiedergegeben hat, ob er ihn in der Übersetzung verbreitert oder gekürzt hat. Das Eine wie das Andere ist möglich.

Die lateinischen Zeilen berechtigen folglich **nicht** zu irgend welchem sicheren Schlusse auf die Beschaffenheit der französischen Verse.

Wir müssen darauf verzichten, den rhythmischen Bau des Faroliedes erkennen zu wollen. Nur Vermutungen darüber sind erlaubt. War das Lied, wie man gewöhnlich annimmt, eine *Chanson de geste*, so ist es wahrscheinlich in Zehnsylblern abgefasst gewesen.[1]) Dann haben also auch Gautier, Böhmer und Suchier ganz Recht gehabt, ihrer Rückübersetzung die Form von Zehnsylblern zu geben. Schwer begreiflich aber ist, warum Böhmer cäsurlose Verse gebaut hat. Zweifelhaft kann auch scheinen, ob Suchier das Richtige traf, wenn er die Cäsur nach der 6., und nicht nach der 4. Silbe verlegte. Zweifelhaft besonders deshalb, weil Suchier seiner Rückübertragung die Sprachform des 11. Jahrhunderts geben wollte. Denn im 11. Jahrhundert bediente die *Chanson-de-geste*-Dichtung sich doch wohl ganz vorwiegend des Zehnsylblers mit der Cäsur nach der 4. Silbe. Zwar macht Suchier mit Recht geltend, dass die lateinischen Zeilen sich sehr bequem in eben diese rhythmische Form französisch umsetzen lassen, aber auch Paulin Paris und Léon Gautier scheinen nicht eben sonderliche Schwierigkeiten gefunden zu haben, als der erstere den lateinischen Text in Achtsylbler, der letztere ihn in Zehnsylbler mit der Cäsur nach der 4. Silbe umwandelte. Jedenfalls will die Leichtigkeit der rhythmischen Übersetzung nicht viel beweisen, zumal da der

[1]) Eben nur „wahrscheinlich“, denn „Gormunt et Isambart“ ist in Achtsylblern geschrieben.

zur Anwendung kommende Rhythmus immer nur ein sehr einfacher ist und da bloss acht Zeilen zu übersetzen sind.

War aber das Farolied nicht eine *Chanson de geste*, sondern ein volkstümliches Lied im eigentlichen Sinne des Wortes, so war es auch schwerlich in Zehnsylblern abgefasst. Welche Form es in diesem Falle gehabt haben mag, darüber lässt nicht einmal eine durch Analogie gestützte Vermutung sich aussprechen, da wir ein derartiges Gedicht aus ältester Zeit nicht besitzen. Das Eulalialied kann selbstverständlich nicht verglichen werden.

§ 11. Das Verhältnis der Bruchstücke des Faroliedes zu dem Gesamtgedichte. Der Verfasser der Vita Faronis giebt aus dem Faroliede zwei Citate von je vier Zeilen, von denen das erste zweifellos nach dem Zeugnis seines Inhaltes den Anfang, das zweite aber, dem die Bemerkung *„et in fine hujus carminis"* vorangeht, den Schluss des Gedichtes darstellt. Welchen Umfang der dazwischen liegende Hauptteil des Gedichtes besass, entzieht sich jeder Berechnung. Vermuten aber darf man, dass nicht eben sehr viele Verse zwischen Anfang und Schluss gestanden haben, denn die Schlussverse wiederholen nur das, was in V. 3 u. 4 bereits angedeutet worden war. Diese Vermutung erscheint als um so mehr berechtigt, wenn man glaubt, dass die Endworte der lateinischen Zeilen (mit Ausnahme der 7.) die Assonanz der Verse des französischen Urtextes bewahrt haben (vgl. § 10). Die Anzahl der durch eine Assonanz zusammengefassten Verse kann immer nur eine beschränkte, wenn auch, namentlich bei einer Assonanz auf geschlossenes *ó*, verhältnismässig grosse sein. Aber da die Thatsache, dass die lateinischen Zeilenausgänge assonieren, nicht bewiesen werden kann *(Sáxŏnum!)*, so ist bezüglich der Assonanz auch die Annahme möglich, dass das Gedicht aus mehreren, vielleicht sogar aus vielen Strophen mit wechselnder Assonanz bestanden habe, wobei ja auch die Möglichkeit denkbar ist, dass die Assonanz der letzten Strophe dieselbe gewesen sei, wie die der ersten.

Suchier hat denn auch in der That ausdrücklich behauptet, dass das Lied den Umfang einer kürzeren *Chanson de geste* gehabt habe und dass die in der Vita angeführten Zeilen den Anfang und den Schluss nicht des ganzen Gedichtes, sondern nur der ersten Laisse (oder Tirade) desselben darstellen.[1])

Der Behauptung Suchier's muss mit aller Entschiedenheit widersprochen, sie muss als schlechterdings unrichtig bezeichnet werden.

Der Verfasser der Vita schickt, wie schon bemerkt, dem zweiten

---

[1]) Suchier bemerkt dabei (p. 184 Anm.): „Auch dies ist auffallender Weise bis in die neueste Zeit immer wieder verkannt worden, wie sich durch Citate leicht zeigen liesse".

Citate die Angabe voran: *„et in fine hujus carminis"*. Da er nun aber wenige Zeilen sowohl vorher als auch nachher das ganze Lied als *„carmen" („carmen publicum juxta rusticitatem"*, bezw. als *„rusticum carmen")* bezeichnet hat, so darf nicht nur, sondern es muss geradezu angenommen werden, dass er auch in den Worten *„et in fine hujus carminis"* den Ausdruck *„carmen"* in dem Sinne von „Lied, Gedicht", nicht aber, wie Suchier will, in der Bedeutung von „Strophe, Laisse, Tirade" gebraucht habe. Kein vernünftiger Mensch — und ein solcher war der Verfasser der Vita doch wohl — wird sich erlauben, in derartig willkürlicher Weise mit der Bedeutung eines Wortes umzuspringen. Es ist demnach sehr begreiflich, dass vor Suchier Niemand auf den Einfall geraten ist, *„in fine hujus carminis"* solle bedeuten „am Ende dieser Laisse". Schwer begreiflich dagegen ist, wie Suchier zu einer so handgreiflich irrigen Annahme hat gelangen können.

Übrigens bedeutet *‚carmen'* nie „Strophe", sondern bezeichnet, angewandt auf die Hervorbringungen dichterischen Schaffens, immer nur ein in sich abgeschlossenes Ganze, also ein einzelnes Lied, ein einzelnes Gedicht, auch ein einzelnes „Buch" oder einen einzelnen „Gesang" einer mehrteiligen Dichtung grösseren Umfangs (so nennt z. B. Lucrez VI 937 das erste Buch seines Gedichtes *„primum carmen")*, endlich eine aus einer Dichtnng, z. B. aus einem Drama, herausgehobene einzelne Stelle, ein Citat (vgl. Cic. Tusc. 1, 16, 37). Der letztere Gebrauch des Wortes könnte allenfalls berechtigen, zu glauben, dass es auch eine einzelne Strophe bezeichnen könne, welche aus einem mehrstrophigen Gedichte als Citat entnommen wird. Gleichwohl dürfte in der ganzen lateinischen Litteratur, diejenige des Mittelalters mit eingeschlossen, kein einziges Beispiel für solche Anwendung sich finden. Aber auch wenn derartige Beispiele in Fülle vorhanden wären, würde dies für die vorliegende Frage gar nichts ausmachen. Der ganze Zusammenhang, in welchem die Worte *„et in fine hujus carminis"* sich befinden, beweist klar und deutlich, dass unter *„hujus carminis"* nichts Anderes verstanden werden kann, als das wenige Zeilen vorher und wenige Zeilen nachher erwähnte *„carmen publicum juxta rusticitatem"* oder *„rusticum carmen"*.

Man muss also daran festhalten, dass der Verfasser der Vita uns den Anfang und den Schluss des ganzen Faroliedes (und nicht den Anfang und den Schluss nur der ersten Laisse desselben) überliefert hat.

Wenn aber dies richtig ist, so kann das Gesamtlied keinen grossen Umfang besessen haben, denn die Schlusszeilen sprechen denselben Gedanken aus, wie die Anfangszeilen, den Gedanken nämlich, dass die sächsischen Gesandten durch den hl. Faro aus Todesgefahr errettet wurden.

§ 12. **Beschaffenheit und Inhalt des Faroliedes.** Aus dem Texte der Vita Faronis lassen sich bezüglich des Faroliedes folgende Thatsachen mit Sicherheit erschliessen: 1. Das Lied war ein Volkslied (*„carmen publicum juxta rusticitatem“*, *„rusticum carmen“*) — 2. Das Lied war als Volkslied in einer der beiden während des früheren Mittelalters in Nordgallien üblichen Volkssprachen, d. h. entweder in einer germanischen oder in der französischen, abgefasst, wahrscheinlich in der französischen (vgl. § 9). — 3. Das Lied war singbar und wurde (nicht oder doch nicht nur von berufsmässigen Sängern, sondern) von nahezu dem ganzen Volke gesungen, denn *„per omnium paene volitabat ora ita canentium“*. Die durch *„paene“* angedeutete Einschränkung soll wohl nur besagen, dass es doch einzelne Leute gab, welche das Lied nicht sangen, sei es weil sie sich für zu vornehm dazu hielten oder weil sie der Sprache des Liedes unkundig waren. — 4. An dem Vortrage des Liedes beteiligten sich auch die Frauen, denn *„feminaeque choros inde plaudendo componebant“*. Die Art der Beteiligung der Frauen ist freilich leider aus diesen Worten nicht recht deutlich zu erkennen, es scheint aber gesagt werden zu sollen, dass die Frauen den Gesang des Liedes mit Reigentänzen begleiteten und dabei an bestimmten Stellen in die Hände klatschten. — 5. Die Vita Faronis überliefert uns die Anfangs- und die Schlusszeilen des ganzen Liedes (und nicht diejenigen einer einzelnen Strophe), vgl. § 11. — Als sicher dürfen wir ferner annehmen: 6. Das Gedicht war in assonierenden Versen abgefasst, denn nach unserer ganzen Kenntnis von der Entwickelung der französischen Dichtung hat die letztere von frühester Zeit an sich der Assonanz zur rhythmischen Bindung der Verse bedient. Ob freilich die lateinischen Zeilen die Assonanz des französischen Textes bewahrt haben, ist wegen des *‚Saxŏnum‘* sehr zweifelhaft, vgl. § 10. — 7. Das Gedicht ist in Meaux entstanden. Dieser Umstand wird freilich durch die Vita nicht unmittelbar bezeugt, darf aber wohl als selbstverständlich angenommen werden auf Grund der Thatsachen, dass der heilige Faro Bischof von Meaux war und dass auch der Verfasser der Vita zweifellos in Meaux heimisch war. Übrigens ist die Sache von geringer Bedeutung.

Aus den unter No. 1, 3, 4 und 5 hervorgehobenen Thatsachen darf mit aller Bestimmtheit die Folgerung abgeleitet werden, dass das Lied eine *Chanson de geste* nicht gewesen sein kann. Denn mit dem Wesen einer *Chanson de geste* stehen in schroffem Widerspruche erstlich die lyrische Beschaffenheit, welche dem Liede eigen gewesen sein muss, da sein Vortrag durch eine Art Tanz (oder vielleicht Gesticulation) der Frauen begleitet wurde, und sodann der geringe Umfang, den das Gedicht besessen hat, vgl. No. 5 und § 10.

Ist aber das Lied eine *Chanson de geste* nicht gewesen, so

kann es auch nicht die Erzählung irgend eines sagenhaften Krieges (vgl. § 13) zum Inhalte gehabt haben, sondern es muss lediglich der Verherrlichung des hl. Faro gewidmet gewesen sein mit besonderer Bezugnahme auf die von Faro bewirkte Bekehrung und Rettung der sächsischen Gesandten. Durch diese Bezugnahme wurde das Gedicht dem Epos allerdings genähert, blieb aber doch in seinem Grundwesen lyrisch, denn sonst wäre es eben nicht allgemein singbar und die Mitwirkung der Frauen am Vortrage nicht möglich gewesen.

Gegen diese Auffassung von der Beschaffenheit und von dem Wesen des Faroliedes lassen freilich zwei Bedenken mit gutem Grunde sich erheben.

Erstlich kann man geltend machen, dass durch die Worte „*Ex qua victoria*“[1]) die ihnen nachfolgende Anführung der Citate aus dem Faroliede in unmittelbare Verbindung mit der vorausgegangenen Erzählung des Sachsenkrieges gebracht werde, und dass daraus gefolgert werden müsse oder doch gefolgert werden dürfe, es sei der Sachsenkrieg Hauptgegenstand des Liedes gewesen.

Es ist bereitwillig zuzugestehen, dass diese Folgerung durchaus statthaft ist. Aber um desswillen ist sie doch noch nicht eine Notwendigkeit. Es lassen vielmehr die Worte „*Ex qua victoria*“ sich ganz einfach in temporalem Sinne „seit diesem Siege (Chlothars über die Sachsen)“ auffassen. Thut man dies, so ergiebt sich etwa folgender Gedankenzusammenhang (vgl. § 7): Faro hatte die sächsischen Gesandten zum christlichen Glauben bekehrt. König Chlothar schenkte ihnen daher Leben und Freiheit. Aber wenn er also den Gesandten ihr freches Benehmen verzieh, so wollte er sich doch an dem Fürsten rächen, der so übermütige Botschaft ihm hatte entbieten lassen. Er zog mit einem Heere in das Sachsenland und errang dort einen vollständigen, blutig ausgenutzten Sieg. Seit diesem Siege (oder auch: infolge dieses Sieges) nun[2]) wurde allenthalben ein Lied gesungen, aus welchem man recht deutlich ersehen kann, wie sehr der hl. Faro von Allen gefeiert wurde („*quantum ab omnibus celeberrimus habebatur*“). Darf man einen derartigen Gedankengang annehmen — und was könnte dem entgegenstehen? —, so hat der Biograph (sei es nun der des hl. Faro oder der des hl. Chillenus) eben hervorheben wollen, dass erst durch Chlothars Sieg über die Sachsen das (schon früher gedichtete) Lied auf den hl. Faro

---

[1]) Man beachte übrigens Folgendes: wollte der Verf. der *Vita Chilleni* oder *Faronis* hervorheben, dass das Farolied von dem Sachsenkriege handelte, so hätte er sagen können und sagen müssen: „*De qua victoria*“. Und gewiss hätte er diese für ihn jedenfalls wichtige und interessante Thatsache hervorgehoben, wenn sie ihm vorgelegen hätte. Aus dem „*Ex qua victoria*“ kann man also folgern, dass sie ihm nicht vorlag.

[2]) Dieses „nun“ wird durch das lateinische Relativ gerechtfertigt.

wirklich volkstümlich gemacht wurde, indem nunmehr die Bekehrung der sächsischen Abgesandten, auf welche das Lied Bezug nahm, als der Ausgangspunkt einer Reihe wichtiger Ereignisse erschien und folglich ein Interesse gewann, welches vorher nicht vorhanden gewesen war. Der Biograph würde also angedeutet haben, dass das Lied durch die Gunst geschichtlicher Umstände eine Beliebtheit und Verbreitung erlangte, deren es sonst sich nicht zu erfreuen gehabt hätte.[1])

Sollte die Annahme, dass die Bezugnahme auf den Sachsenkrieg dem Faroliede erhöhte Volkstümlichkeit verlieh, sagengeschichtlich zutreffend sein[2]) — von wirklicher Geschichtlichkeit lässt sich ja hier nicht reden —, so darf man wohl glauben, dass der Wortlaut des Liedes nach jenem Kriege der dadurch geschaffenen Sachlage angepasst wurde. Und dies führt uns zur Besprechung eines Umstandes, welcher neben dem bereits erörterten „*Ex qua victoria*“ zu Gunsten der *Chanson-de-geste*-Theorie gedeutet werden kann.

Die Eingangsworte des Liedes „*De Chlothario est canere rege Francorum, qui ivit pugnare in gentem Saxonum*“ legen unstreitig die Vermutung nahe, dass der Held des Liedes eben Chlothar, der Hauptgegenstand aber der Sachsenkrieg gewesen sei, dass also die Erzählung von der Errettung der sächsischen Gesandten durch Faro nur eine einleitende Episode gebildet habe. Aber möglich ist es doch auch, dass diesen Eingangsworten nur die Bedeutung eines schmückenden Beiwerkes, einer reklamehaften Ankündigung zukommt, und dass sie dem Liede erst vorgefügt wurden, als die Sage von einem Sachsenkriege Chlothars II. sich ausgebildet hatte. Da in dem Liede ohnehin aller Wahrscheinlichkeit nach von Anfang an neben Faro auch Chlothar eine Rolle spielte, indem die Bekehrung und Errettung der sächsischen Gesandten die Verurteilung der letzteren durch Chlothar zur Voraussetzung hat, so konnte es einem Überarbeiter oder Erneuerer des Liedes sehr passend erscheinen, den Namen des Königs, der gegen die Sachsen gezogen war, gleich im Eingange zu nennen und dadurch der Dichtung ein stattlicheres Aussehen zu geben. In der ursprünglichen Fassung kann das Gedicht sehr wohl mit den Worten angehoben haben, welche der dritten und vierten Zeile des lateinischen Textes („*quam graviter provenisset etc.*“) entsprachen. Ein solcher Eingang war einem Gedichte lyrischen Charakters durchaus angemessen. Für eine *Chanson de geste* wäre ein solches unvermitteltes Eingehen oder vielmehr Einspringen *in mediam rem* höchst ungeschickt und unpassend. Auf

---

[1]) Wenn der Biograph diese Umstände für geschichtlich erachtete, so beweist das selbstverständlich noch gar nichts für ihre Geschichtlichkeit.

[2]) Man sehe das Nähere unten in § 13, auf welchen hier überhaupt recht nachdrücklich verwiesen sein möge.

den Eingang des Beowulfsliedes darf man sich nicht berufen, denn der ist doch wesentlich anders.

Wie man aber auch einerseits über die Worte „*Ex qua victoria*", andrerseits über die Eingangszeilen „*De Chlothario etc.*" urteilen möge, weder aus den ersteren noch aus den letzteren kann der überzeugende Beweis erbracht werden, dass das Lied eine *Chanson de geste* gewesen sei. Es bleiben vielmehr die gegen diese Annahme vorgebrachten Gründe in voller Kraft. Verstärkt wird ihr Gewicht noch, wenn man den Inhalt der Worte gebührend würdigt, mit denen die das Farolied betreffende Stelle der Vita abschliesst: „*Hoc enim rustico carmine placuit*[1]) *ostendere, quantum ab omnibus celeberrimus habebatur*", d. h. „durch dieses Lied sollte dargethan werden, wie sehr Faro von Allen hochgehalten wurde". Damit wird doch wohl klar angedeutet, dass eben das ganze Lied, nicht nur ein Teil oder gar nur eine Laisse desselben, der Verherrlichung Faro's gewidmet war.

Wir wiederholen also: das Farolied war keine *Chanson de geste*, sondern ein Lied lyrischen Charakters, ein Lied, in welchem Faro gepriesen wurde unter besonderer Hervorhebung dessen, was er für die sächsischen Gesandten gethan hatte.

Ein geistliches Gedicht aber im eigentlichen Sinne des Wortes, eine eigentlich religiös-erbauliche Dichtung, wie etwa das Leodegarlied, ist das Farolied sicherlich nicht gewesen. Dagegen zeugt zu nachdrücklich das, was über die Beteiligung der Frauen am Vortrage berichtet wird. Auch die Eingangszeilen machen, da sie gar keine religiöse Formel (Anrufung Gottes u. dergl.) enthalten, einen durchaus profanen Eindruck. Endlich ist zu beachten, worauf schon Suchier (p. 185) sehr richtig hingewiesen hat, dass in den Bruchstücken des Liedes Faro gar nicht als Heiliger bezeichnet, sondern „*inclytus*" und „*princeps*" genannt wird (vergl. unten § 14). Am richtigsten dürfte man das Lied als einen panegyrischen Hymnus bezeichnen. Nicht erzählt wurde in ihm der Vorfall, der sich zwischen Faro und den Sachsen abgespielt haben soll, sondern es wurde nur darauf hingedeutet, die Sache selbst aber als bekannt vorausgesetzt. Daher erklärt es sich, dass die Zeilen des zweiten Bruchstücks ungefähr das in einer etwas genaueren Fassung wiederholen, was in Zeile 3 und 4 des ersten bereits gesagt war. Nicht eine Begebenheit wollte der Dichter erzählen, sondern durch Hinweis

[1]) Man vermisst zu „*placuit*" ein indirektes Objekt. Am nächsten liegt es, als solches „*mihi*" zu ergänzen („mir, dem Biographen, schien es gut, durch dieses Volkslied zu zeigen etc."). Es ist aber auch möglich, dass der Biograph sagen wollte: „Schon den Landsleuten und Zeitgenossen Faro's schien es angemessen, durch dieses Volkslied zu bezeugen, wie hoch sie ihn verehrten."

auf eine Begebenheit einem Gefühle Ausdruck geben. Als Lyriker, nicht als Epiker sang er.

Welchen ästhetischen Wert das Lied etwa gehabt haben mag, das entzieht sich jeder Beurteilung. Auf Grund der uns überlieferten acht Zeilen darf man um so weniger ein Urteil abgeben, als diese Zeilen uns nur in einer Übersetzung vorliegen, deren Verhältnis zum Urtexte völlig unklar ist.

§ 13. Der geschichtliche Hintergrund des Faroliedes. Rajna und Suchier haben, weil von der Annahme ausgehend, dass das Farolied eine *Chanson de geste* gewesen sei, ganz folgerichtig auch angenommen, dass das Lied einen bedeutsamen Hintergrund gehabt, dass es auf Ereignissen beruht haben müsse, welche einen geeigneten Gegenstand für den epischen Volksgesang abgaben. Da nun in der Vita Faronis die Erzählung von einem Sachsenkriege Chlothars II. den Citaten aus dem Faroliede vorangeht, so lag es unstreitig nahe, jenen Hintergrund in eben diesem Sachsenkriege zu finden. Nun aber weiss die geschichtliche Überlieferung nichts davon, dass Chlothar II. jemals gegen die Sachsen zu Felde gezogen sei. Rajna vermutete daher, dass auf Chlothar II. die Thaten Chlothars I. übertragen worden seien, welcher zweimal, im J. 554 (oder 555) und im J. 555 (oder 556), gegen die Sachsen gekämpft hat.

Suchier hat Rajna's Vermutung bestritten und verworfen und hat seinerseits, eine Andeutung, welche F. Lot in der Zeitschrift „*Le moyen âge*“ 1893 p. 129ff. gegeben hatte, weiter verfolgend, die Ansicht ausgesprochen, dass der Inhalt des Faroliedes auf innere Kämpfe, welche unter Chlothar's II. Regierung, und zwar im J. 600, stattfanden, zurückgehe.

Ist nun meine Annahme richtig, dass das Farolied eine *Chanson de geste* nicht gewesen sein könne, so wird dadurch sowohl Rajna's als auch Suchier's Hypothese gegenstandslos. Ich bin daher der Pflicht überhoben, dieselben einer Prüfung zu unterziehen, und darf mich damit begnügen, sie von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus zu betrachten.

Sowohl nach Rajna's als auch nach Suchier's Anschauung war das Gedicht, aus welchem in der Vita Faronis zwei Bruchstücke überliefert werden, eine *Chanson de geste*, welche ihrem Hauptinhalte nach mit der Persönlichkeit Faro's gar nichts zu schaffen hatte, sondern Ereignisse behandelte, die entweder (nach Rajna) lange vor Faro's Geburt oder aber (nach Suchier) wenigstens vor Faro's Erhebung zur Bischofswürde (626) sich abgespielt hatten. In dem einen wie in dem anderen Falle ist es geradezu unbegreiflich, wie es geschehen konnte, dass in die epische Erzählung dieser Begebenheiten die Gestalt des Faro hineingewoben wurde, und zwar offenbar erst nachträglich, denn da die *Chanson* nach Rajna Begebenheiten

der Jahre 554—556, nach Suchier solche des Jahres 600 behandelte, so dürfte — wenigstens wenn Rajna Recht haben sollte — die *Chanson* doch wohl schon längst fertig gewesen sein, ehe Faro (oder doch wenigstens der Bischof Faro) eine Volkstümlichkeit erlangt hatte, vermöge deren er befähigt wurde, der Held einer eingeschobenen epischen Episode zu werden. Die ganze Sache erscheint um so befremdlicher, als die, sei es geschichtlichen, sei es sagenhaften Ereignisse, welche nach Rajna und Suchier der *Chanson* zu Grunde lagen, allem Anscheine nach mit der Stadt Meaux gar nichts zu thun hatten, während doch nur eben da die Einbeziehung Faro's in die *Chanson* hat erfolgen können, denn ausserhalb der Diöcese von Meaux dürfte Faro ein dem Volke (und auf dieses kommt es ja hier an!) unbekannter Heiliger gewesen sein. In den *Chansons de geste* werden in Ausrufen, Beteuerungen und Schwurformeln gar viele Heilige genannt, nie aber, soviel ich wenigstens weiss, der hl. Faro, woraus man doch schliessen darf, dass er nicht zu den in einem weiteren Gebiete bekannten Heiligen gehört hat.

Weder Rajna noch Suchier hat die Lösung dieses Rätsels auch nur angedeutet, und das beeinträchtigt von vornherein die Glaubhaftigkeit ihrer Annahmen gar sehr. Dieselben sind also schon aus diesem Grunde abzulehnen. —

Der geschichtliche Hintergrund des Faroliedes wird lediglich durch das Leben Faro's selbst gebildet. Leider beruht unsere Kenntnis von Faro's Lebensgang ausschliesslich auf den sehr dürftigen Angaben der erst etwa 200 Jahre nach des Heiligen Tode abgefassten und noch dazu durch und durch tendenziösen Vita, in welcher überdies zwei Persönlichkeiten des Namens Faro zu einer zusammengeschmolzen worden zu sein scheinen (vgl. § 4 und § 14).

Für uns kommt indessen nur das in Betracht, was die Vita von der Bekehrung der sächsischen Gesandten durch Faro erzählt, denn dass das Farolied auf andere Thaten Faro's Bezug genommen habe, ist bei dem vorauszusetzenden geringen Umfange des Gedichtes unwahrscheinlich, jedenfalls aber unbekannt. Überdies deuten die — nach unserer Ansicht in dem zweiten Citate *(„Quando veniunt etc.“)* erhaltenen — Schlusszeilen des Gedichtes darauf hin, dass die Bekehrung der Sachsen das einzige geschichtliche Ereignis war, dessen im Gedichte Erwähnung geschah.

Die geschichtliche Überlieferung weiss, wie von Rajna und Suchier überzeugend dargelegt worden ist, nichts davon, dass Chlothar II. jemals Anlass gehabt habe, sächsische Gesandte zum Tode zu verurteilen und dann, weil sie zum Christentume sich bekehrt hatten, zu begnadigen. Dies beweist indessen noch gar nicht, dass die Erzählung der Vita schlechtweg erdichtet sei, um so weniger,

als diese Erzählung nichts enthält, was innerlich unglaubwürdig wäre. Ein Vorfall, wie der in der Vita berichtete, ist mit den politischen und sittlichen Zuständen des merovingischen Reiches im 7. Jahrhunderte sehr wohl vereinbar. Das Schweigen der Geschichtsquellen aber ist keineswegs verwunderlich, denn diese nur spärlich und trüb fliessenden Quellen verschweigen zweifellos viele Dinge von weit grösserer Wichtigkeit, als sie dem in Rede stehenden, im Grunde doch nur anekdotenhaften Vorfalle zukommt. Wir haben demnach keine Ursache, die Erzählung der Vita einfach zu verwerfen. Nur dürfen wir uns nicht ängstlich an die Namen „Chlothar II." und „Sachsen" anklammern. Denn in Chlothars II. Regierungszeit gehört der Vorfall jedenfalls nicht. In der Vita wird Faro's Erhebung zum Bischof erheblich früher berichtet (c. 64), als die von ihm bewirkte Bekehrung der Sachsen (c. 72ff.). Man muss folglich annehmen, dass, wenigstens nach Annahme des Biographen, Faro bereits Bischof war, als er jene Bekehrung vollzog. Und diese Annahme hat auch an sich die Wahrscheinlichkeit für sich: gerade als Bischof war Faro besonders in der Lage, einerseits auf die Entschliessung der Sachsen, andrerseits auch auf die des Königs bestimmend einzuwirken, einem Geistlichen niederen Ranges wäre das nicht so leicht gewesen, vermutlich würde auch ein solcher dem Bischof, seinem Vorgesetzten, nicht haben vorgreifen wollen. Nun aber wurde Faro erst im Jahre 626 Bischof, und bereits im Jahre 628 starb Chlothar II. Es müsste demnach die Gesandtenbekehrung, wenn sie unter Chlothar II. stattfand, zwischen 626 und 628 erfolgt sein. Möglich ist das ja, aber nicht recht wahrscheinlich, namentlich da der Biograph gar nicht hervorhebt, dass damals Faro noch neu in seinem Bischofsamte gewesen sei, und dieses Umstandes zu gedenken, das hätte doch, so scheint es, recht nahe gelegen. Man wird also wohl glauben müssen, dass nicht Chlothar II., sondern einer seiner Nachfolger der König war, welcher freche Gesandte hinrichten lassen wollte. An Chlothar III. (geb. 652, gest. 670 oder 671) freilich darf man nicht denken, denn dieser ist zu selbständiger Regierung gar nicht gelangt.

Die Gesandten, welche Faro bekehrte, werden in der Vita als Sachsen und als Heiden bezeichnet. Weder das Eine noch das Andere braucht richtig zu sein. Den Sachsennamen kann der Volksmund auf irgend ein anderes, den Franken feindliches Volk übertragen haben. Das wäre, wo es sich um die Merovingerzeit handelt, ebenso begreiflich, wie die bekannte Thatsache, dass in späterer Zeit der Sarrazenenname gelegentlich auf alle Feinde der Franken, selbst auch auf die Normannen, angewandt wurde. Hat eine solche Namensübertragung stattgefunden, so würde man auch verstehen, wie von der Volkssage die Rettung der Gefangenen mit einem Sachsenkriege in Verbindung gebracht werden konnte, und warum der in der Sage

von den Gefangenen auftretende König den Namen des Sachsensiegers Chlothar (I) erhielt.

Unter den Heiden aber, als welche die „Sachsen“ in der Vita erscheinen, sind möglicherweise Arianer zu verstehen. Die Zusammenwerfung solcher Ketzer mit den Heiden von Seiten der gutkatholischen Franken des 7. Jahrhunderts würde gar nicht befremden.

Und vielleicht lässt der Inhalt der Sage sich noch weiter, ja so weit herabmindern, dass nur eine geschichtlich sehr gleichgültige Thatsache davon übrig bleibt. Vielleicht nämlich waren jene sächsischen Gesandten nicht nur keine Sachsen und keine Heiden, sondern auch nicht einmal Gesandte.

In Kapitel 104 der Vita wird Folgendes berichtet. Der Bischof Faro kam eines Tages auf einem Gange durch die Stadt an dem Gefängnisse vorüber. Die darin befindlichen gefesselten Gefangenen erblickten und erkannten ihn und flehten ihn unter Beteuerungen ihrer Reumütigkeit an, dass er sie befreien möchte. Der Heilige aber erbarmte sich ihrer und rief ihnen zu: „Da ihr reumütig seid, so gehet gerechtfertigt *(absoluti)* hinaus!“ Und bei diesen Worten lösten sich durch ein Wunder die Fesseln der Eingekerkerten.

Dies Geschichtchen klingt nicht nur recht naiv, sondern vor allen Dingen auch recht unwahrscheinlich. Die Anarchie im fränkischen Merovingerreiche ist gewiss ganz grauenhaft gewesen. Aber dass ein Bischof Gefangene auf die blosse Versicherung ihrer Reumütigkeit hin so ohne weiteres in Freiheit gesetzt und sich dadurch sträflichsten Leichtsinns schuldig gemacht habe, das kann man doch nimmermehr glauben. Nein, man hat es hier augenscheinlich mit der legendarischen Ausschmückung der Thatsache zu thun, dass Faro irgend einmal Gefangene, von deren, wenigstens verhältnismässiger, Unschuld und Würdigkeit er sich überzeugt haben mochte und die er vielleicht auch durch seine eigene geistliche Bemühung bussfertig gestimmt hatte, begnadigte oder doch ihre Begnadigung vom Könige erwirkte. Dieser Vorfall mag aus irgend welchem Grunde die Gemüter der Einwohner von Meaux lebhaft erregt und den Anstoss zur Bildung sowohl einer volkstümlichen Legende wie einer volkstümlichen Sage gegeben haben. Die Legende gestaltete die That des Heiligen zu einem Wunder um. Die Sage aber machte aus den Gefangenen (die vielleicht Ausländer waren) Abgesandte eines feindlichen Volkes und brachte schliesslich den Vorfall in Verbindung mit der grossen nationalen Sage von Chlothars I. Sachsenkriege.

Selbstverständlich soll hier nur behauptet werden, dass die angedeutete Entwickelung stattgefunden haben kann, nicht aber, dass sie wirklich stattgefunden hat.

Jedenfalls lässt die Entstehung des Faroliedes sich begreifen, ohne dass man nötig hat, in ihm eine *Chanson de geste* zu erblicken.

Oder vielmehr erst dann wird die Entstehung des Liedes begreiflich, wenn man annimmt, es sei keine *Chanson de geste* gewesen. Denn das kann man allenfalls verstehen, wie eine an sich ziemlich belanglose That Faro's von der geschäftigen Volksphantasie in das Sagenhafte gesteigert und mit der nationalen Volkssage in Verbindung gebracht wurde. Schwer zu fassen würde dagegen sein, wie es zu geschehen vermochte, dass ein Heiliger von bloss örtlicher Bedeutung in die nationale Volkssage einbezogen wurde. Mindestens muss, wer diese Annahme vertreten will, die Sache erst einigermassen glaubhaft machen.

Den geschichtlichen Hintergrund des Faroliedes bildet also, wenn die vorstehende Erörterung gutgeheissen werden kann, die Befreiung irgend welcher Gefangenen durch Faro. Angelehnt aber wurde dieser geschichtliche Vorgang, nachdem er zunächst an sich sagenhaft ausgeschmückt worden war, an die grosse Volkssage vom Sachsenkriege Chlothars I. Der Verfasser der Vita Faronis, wenn nicht schon der Verfasser der Vita Chilleni, verwandelte Chlothar I. in Chlothar II., um den Sachsenkrieg in die Lebenszeit Faro's verlegen und dadurch der Erzählung den Anschein geschichtlicher Wahrheit verleihen zu können. Übrigens kann der Verfasser der Vita Faronis (oder Chilleni) auch ganz gutgläubig den Chlothar der Sage mit dem zweiten Chlothar, dem Zeitgenossen Faro's, verwechselt haben. Dabei ist immerhin möglich, dass die Sage vom Sachsenkriege in ihrem Kerne auf (im J. 600 erfolgte) Ereignisse der fränkischen Geschichte zurückgeht, wie dies Suchier annimmt.

Diese ganze Entwickelung lässt sich etwa so veranschaulichen:

Geschichtliche Begebenheit: Faro befreit irgend welche Gefangenen.

A. Legendenbildung. Die Befreiung der Gefangenen wird als ein Wunder aufgefasst (Vita F. c. 104).	B. Sagenbildung. (Stufe 1.) Die Localsage von Meaux macht die Gefangenen zu Abgesandten eines feindlichen Volksstammes, sodann (Stufe 2) zu Sachsen und Heiden, und endlich (Stufe 3) bringt sie die Begebenheit in äussere Verbindung mit Chlothars I. Sachsenkriege.
Der Verfasser der Vita Faronis fasst die Legende als geschichtliche Thatsache auf.	Der Verfasser der Vita Faronis (oder der V. Chilleni) fasst die Erzählung der Sage als geschichtliche Thatsache auf und vertauscht oder verwechselt Chlothar I. mit Chlothar II.

§ 14. Die Abfassungszeit des Faroliedes. Nach Rajna's Annahme hat der Verfasser der Vita Faronis die Erzählung vom Sachsenkriege samt den Citaten aus dem Faroliede der Vita Chilleni entnommen. Das Farolied muss also zur Zeit der Abfassung der

Vita Chilleni, d. h. (nach Rajna's Meinung) am Ende des 7. oder am Anfange des 8. Jahrhunderts, bereits vorhanden gewesen sein. Da aber Rajna die von ihm angenommene Abfassungszeit der Vita Chilleni nicht bewiesen hat und gar nicht beweisen konnte, so bleibt seine Vermutung ganz ungestützt. Einfacher wäre es gewesen, wenn Rajna gefolgert hätte: weil das Lied die Sachsenkriege der Jahre 554 bis 556 behandelte, so muss es bald nach dieser Zeit entstanden sein. Er hätte auf diese Weise die Entstehung des Liedes noch um etwa ein Jahrhundert früher ansetzen können.

Nach Suchier's Ansicht „dürfte das Lied kaum vor 700 entstanden sein“. Das klingt sehr unwahrscheinlich, da Suchier die geschichtlichen Ereignisse, auf denen er das Gedicht beruhen lässt, in das Jahr 600 verlegt. Denn es ist wenig glaublich, dass die Sage hundert Jahre gebraucht haben sollte, um diejenige Gestaltung zu gewinnen, welche sie (nach Suchier) in dem Gedichte besessen hat.

Mir erscheint nur folgende Beweisführung statthaft.

Das Farolied nimmt Bezug 1. auf die Bekehrung und 2. auf die Befreiung sächsischer Gesandter durch Faro. Dieses rein sagenhafte Ereignis dürfte den geschichtlichen Kern haben, dass Faro irgend einmal irgend welche Gefangenen befreit hat. Wann das geschah, lässt sich nicht bestimmen, indessen ist es wahrscheinlich, dass Faro damals bereits Bischof war (vgl. § 13). Folglich ist der Vorfall zwischen 626 und 672 anzusetzen. Da wir nun über das Jahr, in welchem der Vorfall stattfand, völlig im Ungewissen sind, so muss es uns erlaubt sein, das zwischen 626 und 672 etwa in der Mitte liegende Jahr 650 als das Jahr der Gefangenenbefreiung anzunehmen. Wir dürfen ferner glauben, dass die Sage einiger Jahrzehnte bedurfte, um ihr umbildendes Werk zu vollziehen, durch welches die Gefangenen zu sächsischen Gesandten umgewandelt wurden, so dass nunmehr die Verbindung der Localsage von Meaux mit der nationalen Sage vom Sachsenkriege sich herstellen liess. Es würde demnach sich ergeben, dass das Farolied etwa am Ende des 7. Jahrhunderts diejenige Fassung erhalten hat, welche wir aus den uns überlieferten Bruchstücken mutmassen dürfen.

Zu demselben Ergebnisse werden wir auch gelangen, wenn wir eine andere Möglichkeit erwägen.

Der hl. Faro starb am 28. Oct. 672. Das Jahr seiner Geburt lässt sich nicht bestimmen. Ungefähr berechnen aber können wir es aus der Angabe der Vita (cap. 21), dass Faro zur Zeit, als er König Chilperich's Sohn (Chlothar II.) aus der Taufe hob, d. h. im J. 583 (oder 584), ein *„tiro juvenili pollens aetate“* gewesen sei. Das lässt auf ein Alter von etwa 20 Jahren schliessen. Es würde demnach Faro im Jahr 563 oder 564 geboren worden sein und also bei seinem Tode das ganz ungewöhnlich hohe Alter von 110 Jahren er-

reicht haben. Das aber ist im höchsten Grade unglaubhaft, wie wir schon oben (§ 4) hervorhoben. Dazu kommt, dass man bei dem Lesen der Vita Faronis den Eindruck gewinnt, als ob das, was von des Heiligen Schicksalen und Thaten erzählt wird, so verschiedenartig sei, dass es nicht wohl auf nur eine Persönlichkeit bezogen werden könne.

Es scheint, dass man zwei Faro annehmen muss: einen älteren, der an dem Hofe Theodebert's, Chilperich's und Chlothar's II. eine hervorragende Rolle spielte, und einen jüngeren, den Bischof von Meaux[1]). Dass Sage und Legende die beiden gleichnamigen, ungefähr gleichzeitigen und vielleicht auch sonstige Berührung (Verwandtschaft etc.) mit einander habenden Männer in eine Person zusammenschmolzen und zwar so, dass die Legende den Staatsmann in dem Bischof aufgehen liess und die Sage vielleicht den Bischof in dem Staatsmann, das wäre ein durchaus verständlicher Vorgang, zu welchem zahlreiche Analogieen beigebracht werden könnten. Befördert konnte die Verschmelzung dadurch werden, dass auch der ältere Faro, wie es scheint, in naher Beziehung zu Meaux stand, nämlich der Graf dieser Stadt war.

Hat es nun zwei Faro gegeben, so ist fraglich, welcher von beiden der ursprüngliche Held des Liedes gewesen sei. Der Umstand, dass in den uns erhaltenen Bruchstücken Faro nicht als „*sanctus*", sondern als „*inclytus*" und als „*princeps*" bezeichnet wird, dass ihm also nichtgeistliche Epitheta gegeben werden, scheint zu Gunsten des Staatsmannes, d. h. des älteren Faro, zu sprechen. Gleichwohl wird man sich schwerlich für diese Annahme entscheiden dürfen, wenigstens nicht unbedingt.

In den Bruchstücken des Liedes wird Bezug genommen auf die Rettung der sächsischen Gesandten durch Faro. In welcher Weise Faro diese Rettung bewirkt haben soll, darüber geben die Bruchstücke keine Auskunft. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat aber der Dichter des Liedes doch wohl angenommen, dass Faro die Gesandten zunächst bekehrt und infolge dessen dann auch gerettet habe, dass also die Sache eben so verlaufen sei, wie in der Vita erzählt wird.

Gefangene befreien kann auch ein weltlicher Herr, eine Bekehrung aber pflegt das Werk eines Geistlichen zu sein. War also im Faroliede die Rede von der Bekehrung (nicht nur von der

---

[1]) Zur näheren Begründung dieser Annahme fehlt mir hier der Raum. Es würde ja zu diesem Zwecke eine eingehende historische Untersuchung erforderlich sein. Eine solche vorzunehmen, überlasse ich, wie Suchier (p. 185), einem „jungen Historiker", der übrigens nicht gerade schwere Arbeit finden wird, denn die ursprüngliche Zweiheit des Faro tritt in der Vita deutlich erkennbar hervor.

Rettung) der Gesandten, so ist unter dem Faro des Liedes der Bischof von Meaux zu verstehen.

Denkbar aber ist freilich, dass der Bischof der Nachfolger des Staatsmannes in der Heldenrolle des Liedes geworden ist, d. h. dass die ursprüngliche Fassung nur die Befreiung von Gefangenen durch einen *„princeps“* Faro berichtete und erst eine spätere Fassung der Befreiung eine Bekehrung vorausgehen liess, durch welche Ausschmückung dann der *„princeps“* zugleich zu einem Bischof gemacht, der ältere Faro mit dem jüngeren vereinigt wurde.

Wenn diese Entwickelung stattgefunden hat — und ich bin geneigt es zu glauben —, so kann sie zum Abschluss erst gelangt sein, als der Bischof Faro bereits eine so volkstümliche Gestalt geworden war, dass die Sagenbildung sich seiner zu bemächtigen und ihn mit dem älteren Faro zusammenzuschweissen vermochte. Dies aber kann vor Ende des 7. Jahrhunderts nicht geschehen sein. In diese Zeit also dürfte die Entstehung derjenigen Fassung des Faroliedes fallen, welche auf den Bischof Faro sich bezieht.

§ 15. Die Bedeutung des Faroliedes für die französische Litteraturgeschichte. Die Ergebnisse der vorstehenden Untersuchung lassen in folgenden Sätzen sich kurz zum Ausdruck bringen:

1. Es sind (wenigstens wahrscheinlich) zwei Faro zu unterscheiden: ein älterer (der Staatsmann) und ein jüngerer (der Bischof). Beide Persönlichkeiten sind von der Legende und von der Sage in der Weise in eine verschmolzen worden, dass die Thaten des Staatsmanns auf den Bischof übertragen wurden. Vgl. § 4 und § 14.

2. Das Farolied war ein (hymnisches) Loblied auf Faro, und zwar — vorausgesetzt, dass zwei Faro anzunehmen seien (vergl. No. 1) — in der ursprünglichen Fassung auf den älteren Faro (den Staatsmann, den *„princeps“*), in der späteren Fassung auf den (mit dem Staatsmann sagenhaft verschmolzenen) Bischof Faro.

Das Farolied war also keine *Chanson de geste.* Vergl. § 12.

3. Das Farolied ist (in seiner späteren, auf den Bischof Faro bezüglichen, Fassung) am Ende des 7. Jahrh.'s entstanden, die frühere Fassung gehört auch schon dem 7. Jahrh. an. Vgl. § 14.

4. Das Farolied war eine lyrische Dichtung, an deren Vortrag sich auch Frauen zu beteiligen pflegten. Vgl. § 12.

5. Das Farolied war ein volkstümliches Lied und als solches (nicht in lateinischer Sprache, sondern) in einer der beiden Volkssprachen abgefasst, welche im 7. Jahrhundert im nördlichen Gallien geredet wurden, nämlich entweder in der germanischen (fränkischen oder burg.) oder in der nordgallisch-romanischen (französischen).

Die (vorauszusetzende) ältere Fassung des Liedes war möglicherweise fränkisch oder burg., diejenige (jüngere, aus dem Ende des

7. Jahrhunderts stammende) Fassung dagegen, von welcher uns zwei Bruchstücke erhalten sind, war aller Wahrscheinlichkeit nach französisch. Vgl. § 9.

6. Bezüglich der rhythmischen Form des Liedes lässt sich als sicher nur annehmen, dass es in (ungleichtaktigen) accentuierenden und assonierenden Versen abgefasst war. Welchen Umfang die Verse hatten und welche Gliederung, muss dahingestellt bleiben. Vgl. § 10.

7. Das Farolied nimmt Bezug auf eine Begebenheit (Befreiung von Gefangenen), welche in ihrem Kerne geschichtlich ist und durch sagenhafte Ausschmückung an die nationale Sage von dem Sachsenkriege Chlothars I. angelehnt worden ist. Vgl. § 13.

8. Die uns in lateinischer Übersetzung erhaltenen beiden Bruchstücke des Gedichtes geben den Eingang und den Schluss des ganzen Liedes (nicht einer einzelnen, also auch nicht der ersten Strophe oder Laisse) wieder. Der Umfang des nicht erhaltenen Teiles lässt sich nicht bestimmen, wahrscheinlich aber besass das Lied eine nicht sehr erhebliche Ausdehnung. Vgl. § 11.

9. Der Verfasser der Vita Faronis hat die Citate aus dem Faroliede, und zwar bereits in lateinischer Übersetzung, wahrscheinlich der Vita Chilleni (deren Abfassungszeit unbekannt ist) entnommen. Das schliesst aber keineswegs die an sich sehr glaubhafte Annahme aus, dass das Lied noch zur Zeit der Abfassung der Vita Faronis (nach 862) zu Meaux im Volksmunde lebendig war. Vgl. § 8.

Ist das Farolied eine *Chanson de geste* nicht gewesen, so besitzt es auch keine unmittelbare Bedeutung für die Geschichte der altfranzösischen Epik, und man darf aus Inhalt und Beschaffenheit der uns erhaltenen Bruchstücke keine Rückschlüsse ziehen auf das Wesen und die Form der volkstümlichen Heldendichtung des merovingischen Zeitalters. Aber mittelbar wenigstens legt das Lied erwünschtes Zeugnis dafür ab, dass im 7. Jahrhunderte eine nationale Sage von Chlothars Sachsenkrieg in Frankreich vorhanden war. Freilich können wir diese Thatsache auch auf anderem Wege erschliessen, aber jede Bestätigung muss doch willkommen sein.

So besitzt das Farolied immerhin eine gewisse, sei es auch noch so geringe, Bedeutung für die Geschichte der französischen Litteratur.

Und erhöht wird diese Bedeutung, wenn die Annahme richtig ist, dass das Lied ein lyrisches Gedicht, eine Art von volkstümlichem (weltlichem) Hymnus gewesen sei.

G. Körting.

Die französische Litteratur zur Zeit Ludwig's XII.

(Ein Kapitel aus einem Kompendium der französischen Litteraturgeschichte.)

Noch wesentlich mittelalterlich war die Litteratur, welche das XV. Jahrhundert dem XVI. hinterliess: die mächtig aufgeblühte bürgerliche Dramatik; die in Prosaversionen vegetierende feudale Epik; die in der Vision und lehrhaften Allegorie des Rosenromans befangene, in Reimspielereien und Kalauern sich bewegende didaktische Lyrik der *Rhétoriqueurs*, welche die Gedichte Charles d'Orléans plagierten, indem sie dieselben mit ihren Reimkünsteleien verbrämten. Aber in dieser zum Teil kräftigen, zum Teil mit der Erschöpfung ringenden mittelalterlichen Litteratur lagen mancherlei Keime der Opposition.

Aus der satirischen Dichtung sprach ein Zug der Skepsis, eine wenig wohlwollende Kritik der Zeitläufte, eine maliziöse Beobachtung des Lebens und Treibens der friedenslosen christlichen Gesellschaft, welche die pessimistische Stimmung, aus der sie hervorgegangen waren, im Volke nährten. Es blühte die Poesie der scharfblickenden „Narrheit“ im Stile von S. Brand's *Narrenschiff*, das seit 1497 in französischer Übersetzung zahlreiche Auflagen erlebte. In den Dichtungen *Villon's und Octovien's de Saint-Gelais* vernehmen wir den kecken Ausdruck persönlicher Empfindung. Der Kultus der *muse latiale* führt in die Dichtung der *Rhétoriqueurs* immer mehr Darstellungsmittel der antiken Litteratur über: neben dem Bombast lateinisch aufgeputzter Wörter und Sätze den ganzen Apparat der klassischen Mythologie. Die Götter des Olymp zogen zu mehrhundertjähriger Herrschaft in die französische Litteratur ein.

Die italienischen Feldzüge, die mit Karl VIII. (1494) begannen, erschlossen Frankreich das Italien der Renaissance, aus welchem bislang nur sehr spärliche Anregungen herübergedrungen waren. Ein Strom neuer Ideen ergoss sich über das Land. Sie quollen hauptsächlich aus dem Born des Hellenentums. Sie stärkten und klärten zugleich die Neigung zur Nachahmung der antiken Litteratur, die schon in Frankreich bestand. Sie wiesen dem Streben nach Besserung der unbefriedigenden Lebenszustände den Weg und ermutigten zum Ausdruck persönlichen Meinens und Empfindens.

Die kirchlichen Wirren und Übelstände, die einem förmlichen Verfalle des immer noch anspruchsvollen mittelalterlichen Gottesstaates gleich kamen und die das Basler Konzil nicht zu heben vermocht hatte, waren recht eigentlich der Boden, welchen diese neuen Ideen zur üppigen Entfaltung bedurften.

Und eben war auch die Erfindung der Buchdruckerkunst zur rechten Zeit gekommen — 1469 war sie von Professoren der Sorbonne nach Paris gebracht worden — um den neuen Bedürfnissen des menschlichen Gedankens ein neues Vehikel zu schaffen. Das gedruckte Buch erst hat der Renaissance ihre volle Macht gegeben, und zu spät erkannten die Vertreter der mittelalterlichen Weltanschauung die Gefährlichkeit der Erfindung.

Auf Karl VIII. folgte Ludwig XII. (1498—1515), durch dessen Heirat mit Anne de Bretagne Frankreichs Krone auch die Bretagne zufiel. Man darf sich das damalige Frankreich weder politisch noch litterarisch so einheitlich und zentralisiert vorstellen, wie es dann im XVII. Jahrhundert sich zeigt. Ernstlich rivalisierten mit Paris an litterarischer Bedeutung Provinzstädte wie Rouen, Poitiers oder kleinere Residenzen, wie Nérac, die Stadt des Königs von Navarra. Und das reiche Lyon stellte lange Zeit die Haupstadt Paris geradezu in Schatten.

Obwohl unter Ludwig XII., der auf den Spuren seines Vorgängers zweimal zu wechselvollem Kriege nach Italien zog, Frankreichs Blicke sich noch nachdrücklicher auf das Renaissanceland jenseits der Berge richteten, so blieb seine Litteratur doch wesentlich die alte. Sie spiegelt sich in einer Poetik, einer Art Gesetzbuch des *Puy* zu Rouen, welche, 1521 gedruckt, aber seit einiger Zeit bereits vollendet, die litterarischen Theorien der Epoche Ludwig's XII. zusammenfasst in *Le grand et vrai art de pleine rhétorique* von P. Fabri.

Die Brüderschaft *(confrérie)* der unbefleckten Empfängnis zu Rouen hatte 1486 eine Art Akademie *(Puy de l'immaculée conception)* gebildet, welche Preise für Dichtungen zu Ehren der Mutter Gottes aussetzte und allmählich zu einem Centrum des rhetorischen Meistergesanges wurde. Es war üblich, dass der Puy den Bewerbern das nähere Thema ihrer Gedichte in Form eines Zehnsilblers stellte, der dann als Refrain *(palinod)* des Gedichts seine Verwendung fand. Daher die Akademie auch *Puy du palinod* oder einfach *les Palinods* hiess.

In Fabri's Poetik der Palinods ist Schriftstellerei in Prosa und in Versen noch unter dem gemeinsamen Namen der Rhetorik zusammengefasst und in den grösseren Werken dieser Dichter mischt sich oft genug Vers und Prosa. Die Schriftsteller heissen noch *orateurs* oder *facteurs*. In ihren Schöpfungen ist kein belebender Einfluss des Altertums zu spüren. Sie begnügen sich damit, die lateinischen Autoren für die poetische Phraseologie auszubeuten,

und ihr Theoretiker Fabri protestiert gelegentlich angesichts des grossen Unfugs, den sie dabei treiben, gegen die Lateinschinderei *(les termes écorchés et pris du latin)*. Es fehlt bei Fabri noch jegliches Streben, den Geist und die Formen der antiken Dichtung — er kennt auch die *ars poetica* des Horaz nicht — oder italienische Muster nachzuahmen. Er hält sich ausschliesslich an nationale Vorbilder; die von ihm kodifizierte Dichtung ist hermetisch gegen jeden Luftzug von aussen abgeschlossen. Er spricht auch weder vom Epos, das zu seiner Zeit verschwunden war, noch vom Drama. Er behandelt ausschliesslich die in Strophen gebaute lyrisch-didaktische Dichtung, deren Formen Rondeau, Ballade, Chant royal, Lay, Virelay etc. damals alles beherrschten, in welcher alle Gattungen der Poesie aufgegangen waren und welche, nach mittelalterlicher Tradition, auch noch für historiographische Arbeiten Verwendung fand. Die Anfertigung dieser Gedichte — *faire* ist der hier übliche Ausdruck für dichten — erforderte die sorgfältige Wahl ungewöhnlicher Ausdrücke, kunstvoll stilisierter, schwerer und langer Sätze und die Anwendung kompliziertester Reimvorschriften. Schwierige, mehrere Silben umfassende, Mitte und Ende des Verses verbindende Reime, deren schnörkelhafte Arabesken den Sinn der Worte verdunkelten, Wortspielereien, Alliterationen bildeten den Gipfel der Kunst, welche Fabri vertritt und machten zusammen mit der die Darstellung beherrschenden Traumeinkleidungs-Allegorie aus der Dichtung dieser Zeit eine Poesie des mit Worten klingelnden Symbolismus. Der herrschende Vers ist der Zehnsilbler. Es ist charakteristisch für das ausgehende Mittelalter, dass der einst so mächtige Alexandriner mit dem Epos fast in Vergessenheit geraten ist: altmodisch nennt ihn Fabri. Erst die Renaissancedichter haben diesen Hexameter der Franzosen, dem noch ein so stolzes Geschick vorbehalten war, wieder zu Ehren gezogen. Für rhythmische Bewegtheit der Strophe haben die *Rhétoriqueurs* wenig Sinn gehabt. Zwar haben sie durch ihre Binnenreime die Eintönigkeit der Zehnsilblerreihen gemildert, und so ihre festen Strophen bescheiden variiert, aber das Verlangen nach bewegten heterometrischen (ungleichversigen) Gebilden war ihnen fremd. Solche Strophen sind in den lyrischen Einlagen der gleichzeitigen Dramen zu finden, wo sie teilweise auf volksthümlichen Weisen beruhen. Auch sie wird erst die Renaissance zu Ehren ziehen. — Manche metrische Vorschrift der spätern Zeit ist Fabri noch unbekannt: er weiss nichts vom regelmässigen Wechsel männlicher und weiblicher Reime; obschon er am Versende eine Sinnespause verlangt, verwehrt er damit nicht das Enjambement. Doch verbietet er, als der erste Theoretiker, die Verwendung sogenannter lyrischer und epischer Cäsuren, die denn auch seit jener Zeit in Abgang kamen.

Fabri nennt als die Meister der von ihm beschriebenen Dichtkunst Meschinot, Molinet, Crétin.

Der kurz vor 1526 verstorbene Kantor und Kanonikus Guillaume Crétin (mit der Devise: *Mieux que pis)* aus Paris, repräsentiert den Höhepunkt der Gunst rhetorischer Dichtkunst in Frankreich. Er ist Historiograph des Königs und bringt die fabelhafte Geschichte seines Landes in Verse, die noch jetzt in wundervollen Handschriften der Pariser Bibliothek schlummern. G. Tory setzt diese Chronik über Homer und *souverain poète français* nennt Clément Marot, dem allgemeinen Urteile folgend, Crétin in der Widmung seiner Epigramme. Doch hat gerade Marot Crétin's Souveränität vernichtet, den er ein ander mal nicht ohne gutmütigen Spott: *le bon Crétin au vers équivoqué* heisst. Der Spott der spätern Zeit ist schärfer: Rabelais verhöhnt Crétin als *Raminagrobis, vieux poète français* und Pasquier sagt von Crétin's Werken, dass er darin viel Reimgeklingel, aber wenig Verstand gefunden habe.

Crétin's *Opera minora* sind nach seinem Tode von Freundeshand zum Druck befördert worden: Chants royaux für den Puy zu Rouen, Balladen, Rondeaux, Totenklagen, Huldigungsgedichte etc. Sie zeigen jene Verrenkungen der Form, in welchen ein unbestreitbares Talent einen verzweifelten Erstickungskampf kämpft. Obschon sie zum Teil aus dem Walde *(bois)* von Vincennes datiert sind — daher sein Beiname *Dubois* — so geht kein frischer Lufthauch durch dieselben. Einen natürlichen Ton findet Crétin etwa in seinen derberen Satiren gegen die Mönche, Weiber, Soldaten und in seinen Bettelbriefen:

Espoir me paît de promesses et vœux —
Et ne me croît que la barbe et cheveux.

Wo er aber höhern Anforderungen genügen zu müssen glaubt, da ist er von vollendeter Geschmacklosigkeit. Jede Seite seiner Dichtungen giebt dafür Belege, z. B. seine Totenklage auf G. de Bissipat, in welcher er jammernd ausruft:

O Bissipat,
Qui eût pensé que Mort anticipât
Ainsi ta vie et si tôt dissipât!

Das kann eine Ahnung seiner Kunst geben. Weiteres Eingehen mag mit Crétin's eigenen *vers équivoqués* abgelehnt sein:

Pour le savoir suffissamment décrire
Trop suis perplexe et affligé d'aigre ire.

Wenn Fabri denjenigen, den wir heute für den bedeutendsten Poeten der ganzen Schule halten, Jean Lemaire, geboren um 1473 zu Bavay (latinisiert: Belges, im Hennegau), nicht anführt, so erklärt sich dies wohl durch den verhältnismässig geringen Umfang der gereimten Werke des früh (seit 1514) Verschollenen. Auch

Rabelais (II, cap. 20) gedenkt seiner nur als Verfasser des kecken, gegen die streitsüchtigen, Kirchenspaltungen schaffenden Päpste gerichteten Traktats *De la différence des schismes et des conciles* (1511), während freilich Clément Marot und die Schule Ronsard's Lemaire den Dichter preisen.

Jean Lemaire ist wahrscheinlich im Hause seines Verwandten, des burgundischen Hofhistoriographen *(Indiciaire)* Molinet, den er nach Rhetorikerart gelehrig scherzend

Mon Molinet, moulant fleur et verdure

heisst, zu Valenciennes aufgewachsen und Molinet erkannte wohl in dem Pflegling, der seine geistlichen Studien dann in Paris fortsetzte, seinen zukünftigen Nachfolger. Nach Molinet's Tod (1507) erhielt Lemaire denn auch dessen Amt. Vorher finden wir ihn, den Hennegauer, seit 1498 in Verwaltungs- oder Erzieherstellen in Frankreich, meist in der Nähe des anregungsreichen Lyon. Der Besuch Crétin's regt ihn zu litterarischer Thätigkeit an: jetzt ergab ich mich mit einem mal der Dichtkunst *(l'art oratoire)* sagt er selbst und wählt dabei die Devise: *De peu assez.* Seit 1504 sehen wir ihn in der Gunst Margareta's von Österreich und Burgund, der Tochter Kaiser Maximilians. In allen diesen Stellungen begleitete er, auf den Spuren seines Lehrers Molinet wandelnd, die Todesfälle in den Familien seiner Gönner mit poetischen Leichenreden, in welchen die traditionelle Allegorie und Bukolik den dichterischen Ausdruck warmer Empfindung nicht völlig erstickt hat und in welchen er sich allmählich frei macht von der üblichen Verwendung des Traumes. Als liebenswürdiger Poet zeigt er sich in den beiden *Epîtres de l'Amant vert à Madame Marguerite* (1503—1509). Der grüne Liebhaber ist Margaretens grüner Sittich, der während ihrer Abwesenheit das Zeitliche gesegnet hatte und den Lemaire nun angesichts des Todes und dann aus der Unterwelt an seine geliebte Herrin je eine farbenreiche, humorvolle Epistel schreiben lässt. Virgil'sche Inspiration und die Nachahmung der Episteln Ovid's ist augenscheinlich. Lemaire hat hier die lateinische Epistel, zunächst in der Form der Heroide, in die französische Litteratur eingeführt und ihr die einfache metrische Form gegeben (paarweise gereimte Zehnsilbler), welche zehn Jahre zuvor Octovien de Saint-Gelais für seine Übersetzung der Heroiden mit glücklicher Hand gewählt hatte.

Italien sah Lemaire zwei mal. Er ist der erste, der die italienische Terzine im Französischen nachahmt (1503) und er rühmt sich dessen. So ist seine 1511 verfasste *Concorde des deux langages* zum Teil in *vers tiercets* geschrieben. Die aus Vers und Prosa schlecht zusammengefügte Dichtung behandelt übrigens die in der Einleitung aufgeworfene Streitfrage von der Vorzüglichkeit des Französischen oder des Italienischen nicht ernstlich, sondern spielt sie auf das

politische Gebiet hinüber. Dabei findet der allegorisierende Dichter Gelegenheit, die Tempel der Venus und der Minerva zum Teil wirklich poetisch zu schildern und dem alten Jehan de Meun altmodische Alexandriner in den Mund zu legen. Zum Schluss sieht er prophetisch Italien mit Frankreich unter einer Lilienherrschaft in friedlicher Arbeit vereinigt. Als dichterische Komposition dieser *Concorde* weit überlegen sind die beiden teilweise ebenfalls in Terzinen geschriebenen *Contes de Cupido et d'Atropos*, welche Lemaire zugeschrieben werden dürfen. Sie behandeln das der Renaissancezeit so vertraute Thema von den vergifteten Pfeilen des Liebesgottes, der damit schreckliche Krankheit und jammervollen Tod unter die Menschen gebracht hat und bilden ein Gedicht, das trotz der Peinlichkeit des Gegenstandes in anmutiger Weise antike Erfindung mit italianisierender Form vereinigt.

Nachdem Lemaire's Verhältnis zum Hause Österreich und Burgund nicht ohne Trübung acht Jahre gedauert, trat er 1512 als Historiograph in den Dienst Frankreichs, dessen italienische und antipäpstliche Politik er schon seit einiger Zeit mit gewandter Feder verteidigt hatte. So versinnbildlicht Lemaire's Lebensgang die äussere Geschichte der rhetorischen Dichtung, die ebenfalls von Flandern, wo sie entstanden, nach Frankreich übergesiedelt und dort zu kräftiger Blüte gekommen war. Damals stand er mitten in der Arbeit an seinem 1500 in Angriff genommenen grossen Prosawerk *Les illustrations de Gaule et singularités de Troie*, dessen erstes Buch 1510 gedruckt worden war und von welchem jetzt der zweite (1512) und dritte (1513) Teil erschienen.

In diesem Werke, das zugleich eine litterarische Legitimation der von den Italienern als barbarisch bezeichneten französischen Sprache sein sollte, wollte er die dem Mittelalter so teure Lehre von der trojanischen Abkunft der fränkischen Fürstenhäuser, ihre Niederlassung in Europa und ihre Kämpfe um das kleinasiatische Stammland auf Grund der besten Quellen neu und ausführlich darstellen. In letzter Absicht war diese seine Arbeit die Erfüllung eines Gelübdes, das er am Hochaltar der Peterskirche zu Rom sich abgelegt hatte: sein Werk sollte seinen Zeitgenossen eine Fackel sein für den damals geplanten Kreuzzug gegen die das trojanische Erbland besitzenden, den Occident bedrohenden Türken, einen Kreuzzug, an welchem auch die Deutschen teilnehmen sollen, „die wir Lansquenets nennen und welche in Wahrheit die östlichen Franzosen sind.“

Im ersten Buch folgt auf eine trockene, den Fabeleien des Annius von Viterbo entlehnte Genealogie, die Priamus mit Noah verbindet, die Erzählung von der Geburt und der Kindheit des Paris, seiner Liebe zur Nymphe Oenone, der Hochzeit des Peleus und der Thetis auf den Höhen des Olymp mit dem anschliessenden Schönheits-

wettstreit der drei Göttinnen. Das zweite Buch führt den Roman des Paris weiter: es folgt der Raub der Helena, die Verzweiflung der Oenone, der Kampf um Troja, Paris Tod und der Fall der Stadt. Lemaire erzählt nach den dem Mittelalter geläufigen apokryphen Quellen; doch haben ihm die von italienischen Humanisten gelieferten lateinischen Übersetzungen aus dem Griechischen auch griechische Überlieferungen erschlossen, die seinen Vorgängern fremd waren, insbesondere kennt und benutzt er L. Valla's Prosaübersetzung der Ilias (1502). So schliesst er denn sein zweites Buch in der Überzeugung, die geschichtliche Wahrheit gegenüber den Irrtümern seiner Vorgänger wiederhergestellt zu haben. Bei seiner Darstellung leitete ihn auch die Absicht, der zeitgenössischen Malerei und Stickerei die berühmten troischen Vorwürfe in geschichtlicher Ächtheit darzubieten. Lemaire hat viel küntlerisches Interesse. Er verkehrt in Malerkreisen. Margareta betraute ihn mit der Oberleitung des Baues einer prunkvollen Familiengruft und die Stadt Lyon mit den Vorbereitungen zum glänzenden Empfang des aus Italien zurückkehrenden Königs (1509). Lemaire ist auch musikverständig und ein enthusiastischer Anhänger der neuen Musik Okeghem's.

Im dritten Buch der Illustrations, dem formlosen Resultate emsigster aber kritikloser Arbeit, stellt er die Folge der nach Europa verpflanzten troischen Geschlechter bis auf Pipin den Kurzen herab dar. Das vierte Buch, welches von der Abstammung und den Thaten der Türken handeln sollte, blieb unausgeführt.

Diese ganze, aus gelehrten Erörterungen, breiten Erzählungen, eingehenden Schilderungen mit allegorisierender Deutung und moralischer Nutzanwendung zusammengesetzte Darstellung ist in ein reiches rhetorisches Gewand gehüllt, wie es die Würde des Gegenstandes und der Ernst der Absicht zu verlangen schien. Sobald Lemaire seine Stimme etwas erhebt und nachdrücklich, feierlich sprechen will *(style soutenu)*, so wird er schwülstig; er verfällt dem Latinismus und bewegt sich in Metaphern, um welche die Preziösen des XVII. Jahrhunderts ihn beneiden dürfen: *Séjourne les pupilles de ta circonspection discrète au miroir de ma spéciosité céleste* sagt Athene, und: *Equipe le gracieux navire de ton franc arbitre selon la démonstration de ma carte propice* sagt Venus zum Schönheitsrichter Paris.

Aber wo Lemaire sich gehen lässt, wie in der Erzählung vom Hirten Paris und seiner Liebe zu Oenone, da weiss er die Sprache wirklicher Poesie zu sprechen. Dieser kleine Schäferroman ist das Werk eines Dichters, der zwar nicht alle schlechten Gewohnheiten seiner Gelehrtthuerei abgelegt hat, der aber oft genug wahrer und zarter Empfindung glücklich Ausdruck zu geben weiss und lebendigen Sinn für die Schönheiten der Natur hat, die er stimmungsvoll zu

schildern versteht. Seine Beschreibung des Lebens auf dem Olymp ist farbenreich. Lemaire führt hier seine Phantasie in liebenswürdiger mittelalterlicher Nonchalance spazieren. Er verkehrt mit den Göttern, unter die er die Figuren des Rosenromans mischt, in jener Familiarität, welche aus dem Altertum eine oft so reizvolle mittelalterliche Travestie machte. —

Lemaire schrieb sein Buch vorzüglich als Damenlektüre. Von unanfechtbarer Dezenz, steht es an der Spitze eines Jahrhunderts, dessen Litteratur wesentlich indezent ist.

Man hat Jean Lemaire de Belges den ersten humanistischen Dichter Frankreichs genannt. Aber seine Kunst ist doch noch wesentlich diejenige der rhetorischen Schule. Er ist der hervorragendste Poet unter den Rhétoriqueurs.

Gewiss verraten einzelne Züge seines Schaffens das Nahen der neuen Zeit. Die streng nationale Dichtung der *Facteurs* erfährt in seiner Hand belebenden italienischen Einfluss. Er schreibt im Metrum Dante's und ahmt gerne denjenigen nach, den er

Le bon Pétrarque, en amour le vrai maître

nennt. Ihn beschäftigt die augenscheinliche Überlegenheit der italienischen Sprache. Sie spornt ihn zur Nacheiferung an. Er zieht aus dem Altertum mehr dichterischen Gewinn als seine Vorgänger, er ahmt Ovids Heroiden nach und schöpft aus der dem Mittelalter unbekannten Ilias, die ihm — was für die Renaissance vorbildlich ist — ein italienischer Humanist erschliesst. In die kirchlichen Streitigkeiten wirft er scharfe Worte wider die Hierarchie. Sein grosses Werk schreibt er zwar zur Erfüllung eines kirchlichen Gelübdes — aber für den Kreuzzug wider die Türken setzt er das homerische Troja als Preis. Von universeller Begabung, wie viele Humanisten, schildert er als Poet dieses Troja für Maler, begeistert er sich für neue Musik, leitet er Prachtbauten, schmückt er eine Stadt zum Fest.

Mit Wehmut sehen wir ein so reiches Leben früh gebrochen. Vielleicht wäre es Lemaire noch vergönnt gewesen, die Fesseln der Rhetorik völlig zu sprengen. Aber auch so bleibt er der modernste Dichter aus der Zeit Ludwigs XII. und wir wundern uns nicht, im Manifest der Plejade (1549) das Urteil zu lesen, dass Lemaire viel zum Glanze der französischen Sprache beigetragen habe, indem er sie mit poetischen Ausdrücken und Wendungen bereicherte, welche die besten Renaissancedichter sich zu Nutze machten.

Am Hofe der Königin Anna traf Lemaire die Marot, Vater und Sohn. Die Marot stammten aus der Nähe von Caen. Der Vater Jean Marot (geb. um 1450) hatte sich in Cahors niedergelassen, kam dann mit seinem Knaben Clément nach Paris (1507) und fand hier als „Dichter der Königin“ und Kammerherr des Königs eine Existenz.

Lemaire beteiligte sich an der litterarischen Erziehung des jugendlichen Clément, der sich in poetischen Übertragungen aus dem Latein versuchte; er verwies ihm, wie dieser selbst erzählt, den Gebrauch der epischen Zäsur.

Jean Marot dient seiner gebildeten Gönnerin, „der ersten Königin Frankreichs, die sich mit einem Hofstaat edler Damen umgab", wie Brantôme sagt, als Vertreter der litterarischen Interessen dieses Damenkreises. Er liefert demselben galante Verse. Er schreibt für ihn eine Anstandslehre *(Doctrinal)* in 24 wackeren Rondeaux. Er verfasst eine poetische Verteidigungsschrift der Frauen *(La vraidisant avocate des dames)*, in welcher die Männer als Verläumder und Verführer dargestellt werden, in deren Händen man den Rosenroman, den Matheolus aber nicht den *Champion des dames* oder die Verse Alain Chartier's finde. Sein „Schreiben der Pariser Damen an Franz I.", den Sieger von Marignano, zeigt, wie schon jetzt (1515) die poetische Epistel Lemaire'schen Musters den Heroidencharakter ablegt. Die „Epistel der Pariser Damen an die französischen Höflinge in Mailand" ist das muntere aber unfeine Pendant dazu. Den siegreichen Feldzug des Königs Ludwig gegen Genua (1507) feiert Marot unter dem Titel: *Le voyage de Gênes* in einer Komposition, in welcher Prosa und Verse und zwar meist paarweise gereimte oder strophisch zusammengefügte Zehnsilbler, von einigen Rondeaux unterbrochen, abwechseln. Die Einkleidung des Ganzen ist natürlich allegorisch; die Erzählung selbst ist kräftig und anschaulich und Marot's Verse, so ungelenk sie sind, erscheinen als wahre Erlösung gegenüber seiner Prosa, in welcher er sich, ein *écolier limousin,* in der geschmacklosesten latinisierenden Ziererei und in hohler Gelehrtthuerei ergeht. Die Königin hatte solchen Gefallen an dem Werk, dass sie 1509, als Ludwig gegen Venedig auszog, den Dichter an Ort und Stelle mitgehen liess. Als poetischer Kriegsberichterstatter schrieb Marot sein Hauptwerk, *Le voyage de Venise,* in etwa 4000 Versen. Die Allegorie tritt hier mehr zurück als im Genueserkrieg, der Wechsel im Vermass ist bunter; die Erzählung, in welcher die Schilderung von Märschen, Schlachten und Triumphzügen den Hauptplatz einnimmt und in welcher mit genauen Angaben eine Reihe historischer Persönlichkeiten bis herab auf den Hofnarren Triboulet mit der Schellenkappe,

fol du roy, de la tête écorné,

auftreten, wird unter dem Eindruck des Selbstgeschauten lebendiger und plastischer. Marot's patriotisches Selbstgefühl findet kräftige Worte. Man liest das Werk heute noch mit Vergnügen, trotz der mittelalterlichen Verbindung von prosaisch wirkender peinlicher Geschichtlichkeit und poetischer Ausschmückung. Der Dichter, der wiederholt von seiner „bäurischen Art" spricht, liebt den frischen

Ausdruck, das natürliche Wort und mischt Sprichwörter und mundartliche Rede in seine Verse. Das pomphafte Wesen der Rhetorik ist seiner Anlage zuwider. Selten findet sich eine jener faden Wortspielereien oder Reimkünsteleien; dafür bisweilen statt des Reimes, die blosse Assonanz, welche, wie Fabri sagt, „nur von bäurischen und unwissenden Leuten angenommen wird". Für behaglichere Schilderung braucht er gelegentlich den Alexandriner in augenscheinlicher Anlehnung an die alten Chansons de geste:

Or marchent en bataille, les enseignes au vent,
Venus sont à Rivalte, le siège ont mis devant . . .

Eine ähnliche Darstellung des ersten italienischen Feldzugs Franz' I. für die Königin Claudia förderte Marot nicht über die 200 ersten Verse hinaus. —

Während die französische Dichtung in dieser Verherrlichung der Kriegsthaten des Monarchen einen ernsten Rivalen in der lateinischen Hofpoesie, z. B. eines Andrelini, hatte, stand allein sie dem König zur Verfügung, wenn es galt, weite Kreise des Laienpublikums politisch zu beeinflussen. Da wird der französische Dichter Hofpublizist; seine gereimten und ungereimten Leitartikel fliegen auf tausenden von Blättern in's Publikum. Auch Jean Marot leistete solche Dienste und verteidigte in schwerfälliger Allegorie des Königs Franz drückende Steuerpolitik gegen „aufrührerische Schriftsteller" (1523).

Die Kennzeichen der rhetorischen Poesie sind schärfer ausgeprägt bei Pierre Gringore. Sein Leben ist uns wenig bekannt; V. Hugo hat in *Notre-Dame de Paris* und nach ihm Th. de Banville in seinem Einakter eine anachronistische Legende daraus gemacht. Gringore scheint um 1470 zu Caen geboren zu sein. Wir finden ihn als hervorragendes Mitglied *(mère sotte)* der Pariser Narrengesellschaft, als welches er die Devise *tout par raison — raison partout — partout raison* führt. Wir sehen ihn 1501—17 im Dienste der Stadt Paris beim feierlichen Einzug von Fürstlichkeiten Mysterien verfassen und aufführen, wobei ihn die Akten als *compositeur* oder *historien et facteur* bezeichnen. Seit 1517 scheint diese seine Thätigkeit wie abgebrochen. Er verlässt Paris und findet am lothringischen Hof das Amt eines Wappenherolds, das ihm zu weiterer schriftstellerischer Arbeit Zeit und Gelegenheit gab. Er starb um 1539.

In seinen Dichtungen ist er der Vertreter des die Zeitläufte misstrauisch und spöttisch betrachtenden konservativen Bürgertums, das bei all den lärmenden Zänkereien der grossen weltlichen und geistlichen Herren sich als das Opfer fühlt, das schliesslich für alle die Zeche bezahlen muss und das ein lebhaftes Gefühl dafür hat, dass in dieser christlichen Welt alles ganz anders, gerechter, gleicher sein sollte. Wir sind eigentlich alle gleich:

Riches, pauvres sont faits tous d'un aloi

ist ein stehender Gedanke seiner Verse. Er ist in kirchlichen Dingen sehr konservativ, hasst alle Reformen, für die er gleich den Namen der Ketzerei hat. Aber nachdrücklich greift er die Hierarchie an.

Die Erschütterung der alten Lebensanschauungen verrät sich in den heftigen Worten, mit welchen er sich gegen die Neuerungslust auf allen Gebieten wendet:

Des vieux docteurs on laisse la pratique,
On se raille de vieux musiciens,
On déprise toute vieille physique,
On déchasse vieux géometriens . . .

Es ist ein Zeichen der zunehmenden religiösen Unruhe, dass Gringore Veranlassung hat, bitter darüber Klage zu führen, dass auch die Weiber sich mit theologischer Diskussion beschäftigen.

Als Muster dieser seiner zahlreichen Dichtungen mögen seine *Folles entreprises* (1505) gelten, denen die vorstehenden Proben entnommen sind: 2500 meist acht- oder zehnsilbige, strophisch verbundene Verse, in mittelalterlicher Pedanterie von lateinischen Belegstellen begleitet, als deren oft sehr dunkle Glossen sie erscheinen. Allegorie, Latinismus, Wortspiel herrschen darin. Es wiederholen sich immer dieselben moralischen Betrachtungen. Dabei liebt es der Dichter, dem letzten Verse der einzelnen Strophen einen sententiösen Inhalt zu geben, womit er oft glückliche Wirkung erreicht. Wo er etwas Erzählendes einschiebt, oder wo sein Zorn hell aufflammt, da weiss er zu fesseln. Es ist kein erkennbares, künstlerisches Streben und wenig Poesie in dieser Gallerie menschlicher Narrheit.

In andern Dichtungen begleitet er moralisierend einzelne Vorgänge des öffentlichen Lebens, sei es der Krieg gegen Venedig und den Papst, oder die Influenzaepidemie von 1510 *(La coqueluche).* Er liebt es, wie Lemaire, bei Behandlung politischer Fragen seine historische Gelehrsamkeit zu zeigen, was in Versen sich pedantisch genug ausnimmt, so besonders im *Blason des hérétiques* (1524), einem seiner letzten, gegen die Reformation gerichteten Gedichte, zu welchem der Bauernkrieg in Lothringen ihn veranlasst hatte.

Erfreulicher ist er in seinen Dramen, wo er, den Ansprüchen eines lebhaften Dialogs glücklich nachgebend, Natürlichkeit und Einfachheit des Ausdrucks pflegt. Zwei dramatische Werke Gringore's sind uns mit Sicherheit erhalten geblieben: Ein *Mysterium des heiligen Ludwig* und eine jener Trilogien *(Sotie, Mistère* oder *Moralité* und *Farce)*, wie sie damals eine öffentliche Aufführung bildeten.

Das *Mysterium* behandelt in neun „Büchern“ mit 7000 paarweise gereimten Achtsilblern die ganze Lebensgeschichte Ludwig's nach den Grandes Chroniques de Saint-Denis. Gringore schrieb die einzelnen „Bücher“ für das Jahresfest der reichen Pariser Innung der Maurer und Zimmerer.

Die *Trilogie* erlebte zu Fastnacht 1512 in den Pariser Markthallen ihre Aufführung, zu welcher der übliche *Cry* alle Narren der Welt einlud. Die *Farce* ist eine gut geschriebene Unflätherei, welche das Mass giebt für das, was damals auf der Bühne erlaubt war; *Moralité* und *Sotie* sind politisch. Es wird in beiden der Grundgedanke ausgeführt, dass Ludwig's XII. Krieg gegen den Papst ein gerechter sei, weil die Kirche sich skandalöse Übergriffe auf das weltliche Gebiet erlaube und den ihr befohlenen Frieden der Welt gewaltthätig störe. Frankreichs Adel, Geistlichkeit und Volk müssten, allen Verlockungen Roms zum Trotz, zum König stehen. Der Dichter zeigt seinen Zuhörern, dass ein Anderes die Kirche und ein Anderes ihr unwürdiger, treuloser, ausschweifender Vertreter Julius II. sei. Derselbe erscheint in der *Moralité* als *l'homme obstiné* in Begleitung von *Simonie* und *Hypocrisie* und führt sich mit den Worten ein:

Je ne me puis de mal faire abstenir,
Ma promesse ne veux entretenir;
Ainsi qu'un Grec suis menteur détestable,
Comme la mer inconstant, variable.

Peuple français und *Peuple italique* bilden mit ihren Klagen und Beschuldigungen den Chor. *Punition divine* brandmarkt schliesslich den *homme obstiné*, hält aber auch den andern eine Strafpredigt. In der *Sotie* erscheint die oberste kirchliche Gewalt in der Person der *Mère sotte*, über deren Narrenkleid ein priesterliches Gewand geworfen ist. Der *Prince des sots* stellt den König dar. Derselbe hält Heerschau über seine Leute: Adelige und Prälaten mit grotesken Narrennamen und das Volk *(la sotte commune)*, als eben der Papst *(Mère sotte)* aufzieht, begleitet von *Sotte Fiance* und *Sotte Occasion*, sich seiner Schlechtigkeiten rühmend, nachdem er seine frühere Begleiterin, die Treue, verstossen hat:

La Bonne-Foi, c'est le vieux jeu.

Der Papst versucht, die Unterthanen des *Prince* zum Abfall zu verleiten. Die Prälaten zu verlocken gelingt ihm; die Adeligen aber halten stand und es kommt zwischen beiden Parteien zum lächerlichen Kampfe, während die Sympathien der jammernden *Sotte commune* völlig dem *Prince* zufallen, nachdem dem Papste das priesterliche Gewand heruntergerissen und er im Narrenkleide der *Mère sotte* zum Vorschein gekommen ist:

Ce n'est pas Mère Sainte-Eglise
Qui nous fait guerre; sans faintise:
Ce n'est que notre Mère Sotte.

ruft das Volk am Schluss beifällig und erleichtert aus.

Diese kecken politischen Stücke sind freilich nicht eben dramatisch. *Sotie* und *Moralité* sind ihrer Natur nach handlungsarm. In Gringore's

Sotie ist freilich einige szenische Bewegung. Seine *Moralité* aber ist reiner Dialog. Dafür ist sie durchsichtiger als die *Sotie*, bei welcher der Dichter eben nicht ohne Künstlichkeit die überlieferten grotesken Narrenfiguren mit dem tieferen Inhalt und den mannigfachen Beziehungen politischer Persönlichkeiten ausgestattet hat. Ist die *Sotie* das lustigere, bewegtere Stück, so ist die *Moralité* das eindrucksvollere; er erhebt sich da zu wirklicher Beredsamkeit.

Gringore ist der erste, der die Narrenfreiheit der *Sotie* aus dem Gebiet der allgemein moralischen Satire und des blossen Klatsches zielbewusst in den Dienst der Politik überführte. Es ist geradezu seine Originalität als Narrenspieldichter, die schellentragenden Narren zur politischen Personifikation erhoben und die *Sotie* aus einem blossen Prolog, aus dem *Lever de rideau* der Triologie, zu einem kleinen Drama ausgedehnt zu haben. Er hat darin wenig und nicht ebenbürtige Nachfolge gefunden.

In dieser Gestaltung näherte sich die *Sotie* sehr der *Moralité* und verschmolz sich vielfach mit ihr. Der allegorische Apparat der *Moralité* selbst war für die durchsichtige Darstellung politischer Vorgänge längst als geeignet benutzt worden und das französische Publikum war seit den Tagen des Basler Konzils gewohnt, gerade die kirchenpolitischen Fragen in polemischen *Moralités* vor sich erörtern zu sehen. So blieb denn auch die über eine völlig unbeschränkte Wahl von Figuren verfügende *Moralité* und nicht die etwas enge und künstliche Narrenwelt der *Sotie*, die herrschende dramatische Form der (kirchen)politischen Satire. Die Namen *Farce* (oder *Farce morale)*, die man für politische Stücke gelegentlich findet, ändern bei der schwankenden Natur dieser generellen Bezeichnung nichts an ihrem Moralité-Charakter.

König Ludwig XII. war der dramatischen Satire günstig gesinnt. Ihre Kritik sollte sich an alle Verhältnisse und Personen des Reichs mit Ausnahme der Königin wagen dürfen. Er hoffte auf diese Weise vieles zu erfahren, was ihm sonst verborgen geblieben wäre. Er sieht in den Narren der Bühne eine Art politischer Wachtposten und nachdrücklich lässt Gringore in seiner *Sotie* einen seiner Zunftgenossen, den nachher so berühmt gewordenen Jean du Pont-Alletz sagen:

Si on fait au Prince quelque tort,
Je lui en ferai le rapport;
L'un suis de ses vrais sottelets.

Andrerseits bediente sich der König des Theaters gewiss zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung, und der politische Teil von Gringore's *Trilogie* ist wohl geradezu in seinem Auftrag geschrieben worden, ebenso wie die politischen Stücke des Hofdichters und

Bazochiens André de la Vigne, dessen Reimkünsteleien uns den Wert von des Dramatikers Gringore einfacher Art erst recht zum Bewusstsein bringen.

Von einzelnen dieser Dramen sind uns Prachtausgaben des königlichen Druckers jener Zeit erhalten, welche zeigen, welchen Wert der Hof dieser Form der politischen Publizistik beilegte.

Aus dieser erfolgreichen Bühnenthätigkeit schied Gringore unter Franz I. als ein Grollender. Ihn vertrieb die Konkurrenz der nach Paris gekommenen italienischen Theaterunternehmer. —

Die Zeit Ludwigs XII. ist eine Blütezeit didaktischer Dichtung: es gilt im Reiche der *Rhétorique* gleichsam als die eigentliche Aufgabe des Dichters, den Fürsten und Bürgern Lehren zu geben.

Dabei folgen die Einen der mehr gelehrten Art Gringore's. Auf dessen Autorität beruft sich z. B. der Geistliche Laurent Desmoulins aus Chartres, dessen Gedicht *Le cimetière des malheureux* (1512) über einen Traum berichtet, der ihn zur „Kapelle des Schmerzes" im „Kirchhof der Unglücklichen" führte, wo ihm denn nächtlicherweile die unglücklichen Gefangenen dieses Ortes erschienen und er die Gespräche belauschte, in welchen sie ihr selbstverschuldetes Elend berichten.

Toutes les folles entreprises
Qui furent onc, furent pour femmes

singt, in augenscheinlicher Anlehnung an Gringore der Arzt Jean Divry, mit der anagrammatischen Devise: *Riand je vy* (1472—1539), und enthüllt in Strophen, in welchen frische Munterkeit durch das Streben nach reichem Reim nicht ertötet ist, die Geheimnisse der Ehe von der Verlobung und dem Glück der ersten Tage bis zum Wochenbett, zu Streit und Prügeln und predigt dann gegen den Ehebruch das *aimer de bonne amour* (*Les secrets et lois de mariage*, um 1510).

Andere befolgen, unberührt von der Kunst der Schulpoesie, die alte Tradition der volkstümlichen Unterweisung, welche in einfachen Versen, paarweise gereimten Achtsilbern, den polternden Ernst mit der derbsten Komik mischt. So bringt der Pfarrer von Béthune, Eloy d'Amerval in seinem von zwei Doktoren der Sorbonne geprüften *Livre de la diablerie* (1508) die Kunst, mit welcher der Teufel die Menschen zu Fall bringt, in Verse. Es ist die Kapuzinerpredigt eines Geistlichen, der zur Soutane eine Schellenkappe trägt und bei welchem die Freude an der gesalzenen Teufelsgeschichte oft den Gedanken der moralischen Erbauung überwiegt.

Die politische Dichtung, welche die kriegerischen Zeitläufte begleitete, giebt dem Hasse gegen Italiener, Schweizer, Engländer oft sehr kräftigen, glücklichen Ausdruck. Zwar die umständlich lehrhaften Dichter, wie Gringore, haben auf diesem Gebiete kein Glück, und selten findet man in ihren gereimten Zeitungsartikeln ein Stück packender Poesie. Auch an Pierre Vachot's allegorischer Ballade (1513) ist ausser dem kraftvollen Refrain

Car France est cimetière aux Anglais

wenig eindrucksvoll. Aber im anonymen volkstümlichen Lied pulsiert, trotz der rauhen kunstlosen Form, frisches, fesselndes Leben.

Zu den politischen Dichtern Frankreichs gehört auch ein Italiener, der Arzt oder Notar G. G. Alione, aus Asti. Sein Leben ist wenig bekannt, doch muss als Fabel gelten, was über seine Haft in den Kerkern der Inquisition berichtet wird. In einem Französisch, das die Einwirkung des Italienischen verrät, und in einer poetischen Form, welche ebenfalls den Einfluss beider Länder zeigt (mit rhetorischen Reimkünsten verbrämte Octaven), feiert er die Eroberungen der französischen Könige. Auch hat er, vielleicht vor Lemaire, französische Terzinen gedichtet. Besonders sind ihm einige leichte Liederchen gelungen. — Den Italienern vermittelte er die französische Form der Farce. Er schrieb ungefähr ein Dutzend Farcen in oberitalienischem Dialekt, das französische Schema erweiternd und mit neuem Leben erfüllend.

Die Poesie des kecken Lebensgenusses hat einen Vertreter in dem Pariser Klerikus Roger de Collerye († gegen 1536), der in Auxerre als Sekretär des Bischofs lebte. Er war Mitglied der dortigen Narrengesellschaft. Von seinen dramatischen Werken sind uns eine *Sotie* und mehrere zum Teil ausgelassene Monologe *(Sermons joyeux)* erhalten. Aber der lustige Kumpan, der so muntere Lieder zu dichten versteht, rang mit der Not des Lebens. Das aus Rabelais bekannte

Faute d'argent, c'est douleur nonpareille

bildet den Refrain eines seiner Rondeaux und das Thema vieler Andern. Auch die ergreifende Klage steht ihm zu Gebote; doch kleidet sie sich, der Mode gemäss, von selbst ins rhetorische Prunkgewand. Als er später, fromm geworden, seine unfrommen Dichtungen gesammelt herausgab, bezeichnete er sie auf dem Titel entschuldigend als Jugendarbeiten.

Er legte sich als Dichter den Namen Roger Bontemps bei, der damals längst gebräuchlich war zur Bezeichnung einer Theaterfigur, die den behäbigen Frohsinn glücklicher Zeiten darstellte. In Roger Bontemps hatte sich das Volk eine schöne Vergangenheit

oder eine rosige Zukunft verkörpert; er war der Schutzpatron fröhlicher Gesellschaften, so der *Enfants de Bontemps* zu Genf, als Roger de Collerye ihm sein eigenes Jubeln und Klagen in den Mund legte und der Figur dadurch neuen, klangreichen Inhalt gab.

Mit Karl VIII. war das Bedürfnis erwacht, die neulateinische Beredsamkeit der italienischen Schriftsteller auch in den Dienst des französischen Hofes zu ziehen. Der Historiker Paulus Emilius aus Verona († 1525), der gekrönte Dichter Faustus Andrelinus aus Forli († 1518) und Andere kamen nach Paris. Ludwig XII. ererbte sie gleichsam von seinem Vorgänger; er selbst hat dieses Patrimonium nicht besonders gemehrt. Er hatte wenig litterarisches Interesse. Doch war er, wie die Sitte es mit sich brachte, von Chroniqueurs, Historiographen, Orateurs umgeben, deren Augen indessen mehr auf die Königin Anna gerichtet waren. Sie war die Protektorin der beginnenden humanistischen Studien. Sie leitete insbesondere die Geschicke der Universität. Den *poeta regius* Andrelinus nennt Erasmus einmal scherzhaft den königinlichen Dichter *(regineus)* und deutet damit auf die wahre Quelle seiner Gunst hin.

P. Emilius schrieb eine Geschichte Frankreichs *(De rebus gestis Francorum)* nicht in üblicher Chronikenart, sondern, den Spuren Machiavell's und Guicciardini's folgend, in Auffassung und Stil der grossen antiken Historiker. Andrelinus besang des Königs Kriegsthaten in pompösen Hexametern, welche Crétin und Divry ins Französische übersetzten.

Trotz des Schutzes der Königin waren die Zeiten den humanistischen Studien nicht eben günstig. Die Kenntnis des Griechischen war in Frankreich noch sehr wenig verbreitet. Erst zwanzig Jahre nach der Eroberung Konstantinopels liess sich der erste griechische Gelehrte im Lande nieder (Hermonymos, 1476). Nur spärlich folgten ihm Andere. Lascaris kam 1495 zu mehrjährigem Aufenthalt nach Paris. Erst 1507 wurde hier ein griechisches Buch gedruckt und erst 1508 — ein gutes Jahrhundert nach dem Vorgange Italiens — begann für einige Jahre der Universitätsunterricht im Griechischen. Aber 1517 klagt Glarean von neuem, dass in Paris kein öffentlicher oder privater Lehrer die griechischen Autoren erkläre. Wenn der im Dienste der französischen Könige stehende Savoyarde Claude de Seyssel (1450—1520) Thukydides, Appian, Xenophon übersetzt, so legt er die lateinischen Übertragungen der Italiener zu Grunde. „Haltet zu gute, allerchristlichster König, heisst es in der Widmung der *Anabasis,* wenn mein Werk nicht ist, wie es sein sollte:

Pourtant que je suis Savoisien
S'il tient un peu de mon patois,
Prenez en gré.

Le conte est plaisant et ancien,
Lascaris l'a mis de grégeois
En latin, puis moi en françois."

Seyssel erklärt an anderer Stelle seine Übersetzungen als Arbeiten im Dienste der französischen Eroberungspolitik, um welche sich unter Ludwig XII. alles dreht. In der denkwürdigen Vorrede der Justinübersetzung (1509) setzt er dem König auseinander, wie das Beispiel der eroberungskräftigen Römer auch in der Behandlung der Muttersprache nachzuahmen sei. Die Römer hätten ihr einst armseliges Idiom durch Zuführung des ganzen Inhalts der griechischen Litteratur gehoben und in der auf diese Weise vervollkommneten Sprache ein treffliches Mittel ihrer Weltherrschaft geschaffen. Übersetzen wir also, heisst es fast wörtlich, aus dem Lateinischen und schaffen wir so eine tüchtige französische „*licterature*" mit antikem Inhalt, wodurch die schädlichen Phantastereien eines Lanzelot und Tristan verdrängt werden. Lasst uns die französische Sprache, *amplier, exhausser et illustrer* — um ein Werkzeug aus ihr zu machen, das unserer Grossmachtspolitik dienen wird!

Der humanistische Gedanke geht hier noch an der Krücke der Politik und dem Plan einer *Illustration de la langue française* dienen als Vehikel staatsmännische Absichten. —

An der Spitze der bescheiden fortschreitenden humanistischen Bewegung steht ruhmreich Guillaume Budé (1467—1540), ein Mann von enzyklopädischer Gelehrsamkeit und von Ludwig XII. und seinem Nachfolger zu hohen Staatsämtern berufen. Er ist Frankreichs erster grosser Humanist.

Im ersten Buche seines Werkes über das römische Münzwesen *(De asse,* 1514) klagt er über Frankreichs Zurückstehen. Die einst in Gallien heimische Litteratur sei verschwunden und obschon sie im benachbarten Italien längst wieder aufgeblüht, sei sie bislang nicht nach Frankreich zurückgekehrt. Und doch greife sonst dieses Frankreich nach italienischen Dingen gieriger als billig und nützlich sei *(Gallia transalpinarum ipsa rerum plus quam et par et utile cupida).* Dieser unselige Hang führe dazu, dass die Geschicke Frankreichs bald ganz italienischen Einflüssen verfallen: *Quando suæ tutelæ Francia restituenda dicetur? O tempora, o mores! Francia quæ olim sibi aliisque et summæ rei christianæ supperesse visa est, nunc, degener et infans, ne suis quidem rebus satis est vel agendis vel eloquendis.* Es gebe Leute, und zwar Franzosen *(homines germana in Francia nati, in sinu Franciæ aliti et educati),* welche behaupteten, dass die Franzosen für Litteratur und Gelehrsamkeit keine Anlagen besitzen: *solis Italis hæc studia capessere iure ac moribus licet.* An diesem grossen Irrtum sei der französische Adel schuld, welcher

vornehme Abstammung und litterarische Bildung für unvereinbar, ja die letztere geradezu für standeswidrig erachte *(nobilium natio indecoram esse litterarum cognitionem claris penatibus ortis semper existimavit)*. Wohl überrage Italien Frankreich an geistiger Bildung, nicht aber an Fähigkeit, solche Bildung zu erwerben. Wie es den Italienern gelungen sei, in hundertjähriger Arbeit ihre Litteratur nach dem Muster der Alten auszubilden,

sic nostris obvium est, ut omnibus, et antiquos et recentiores scribendo auctores æmulari.

Damit hat er das Programm der litterarischen Arbeit der nächsten Generationen ausgesprochen.

H. Morf.

Druck von Edmund Stein in Potsdam.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

Professor a. d. Universität z. Kiel Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,

Professor an der Universität zu Giessen.

Band XVI.

Zweite Hälfte: Referate und Rezensionen.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Gronau.

1894.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XVI, Heft 2.
Der Referate und Rezensionen
erstes Heft.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1894.

Ausgegeben am 25. April 1894.

INHALT.

Referate und Rezensionen.

Beilagen.

Referate und Rezensionen.

Tisseur, Clair. *Modestes observations sur l'art de versifier.* Lyon, Bernoux et Cumin. 1893. 8⁰ IV und 355 S.[1])

Der Verfasser dieses eigenartigen Werkes lässt sich S. 229 ganz gelegentlich M. Puitspelu anreden, ist also identisch mit dem des wertvollen „*Dictionnaire étymologique du patois lyonnais*", Lyon 1886. Der Titel „*Modestes observations*" erinnert gleichfalls an den „*Très humble essai de phonétique lyonnaise*" desselben Gelehrten (Vgl. D. Behrens, *Bibliographie des patois Gallo-Romans, 2. éd.* S. 118). Einen streng wissenschaftlichen Massstab darf man an die neue Schrift aber nicht legen. Sie will kein „*Traité de versification*" hergebrachter Art sein, sondern giebt vielmehr eine zum Teil recht ins einzelne gehende Kritik derartiger Lehrbücher, insbesondere des „*Petit traité de poésie française*" von Th. de Banville (Paris, Charpentier, 1881), sowie überhaupt der metrischen Technik der Romantiker, Parnassiens und Décadents. Gegenüber der Regellosigkeit der neueren und neuesten französischen Verskunst will T. versuchen, „*de formuler modestement le code de la République libérale du vers*" (S. 2).

Er verfolgt also weniger wissenschaftliche als praktische Zwecke, indem er mehr auf die künftige Gestaltung des französischen Versbaues einzuwirken, als seinen thatsächlichen Zustand auseinanderzusetzen und genetisch zu erklären bemüht ist. Gleichwohl verschmäht er es nicht, gelegentlich auch historische Er-

[1]) Unter dem 19. Febr. 1893 bat der Verfasser den Herausgeber dieser Zs., mich auf einige Druckfehler aufmerksam zu machen, „*qui n'ont pu être*", fügte er entschuldigend hinzu, „*corrigées à l'errata, l'état de ma santé ne m'ayant permis que de revoir très superficiellement les épreuves et encore moins de relire les bonnes feuilles en vue d'un errata.*" Ich teile seine diesbezüglichen Angaben hier mit: S. 8 l.: *récubans*, st. *recúbans* — S. 16, Anm. 2.: *sur la sixième*, st.: *après la s.* — S. 86, Vers 3: *Et la tunique au tissu clair*, st.: *Et ta t. au t. d'air (D'air serait une felix culpa, si le mot air n'était repété au vers suivant).* — S. 107, 6: *dans de la nuit*, st.: *d'ans la n.* — S. 135, 6: „*Il faut une virgule après Vieillards, pour accentuer le repos.*" — S. 188, 6: *différences phoniques*, st.: *d. graphiques.*

örterungen einfliessen zu lassen, geht aber dabei leider jeder regelrechten und alle Einzelheiten berücksichtigenden Untersuchung ängstlich aus dem Wege. Offenbar fürchtete er, dadurch die Geduld seiner dichterisch veranlagten Leser auf zu harte Proben zu stellen und von dem Studium und der Beherzigung seiner Lehren abzuschrecken. Um ihr Interesse für seine Ausführungen möglichst zu beleben, streut er deshalb in reichlicher Zahl auch noch humoristische oder spitze Wendungen und veraltete dialektische oder gesuchte Ausdrucksweisen ein, die sich mit dem Gegenstand selbst häufig gar nicht recht im Einklang befinden. Schlimmer ist es, dass er sich auch peinlich vor exakten Definitionen oder genauen Quellennachweisen hütet. Die meisten seiner recht zahlreichen Citate sind dadurch leider völlig unkontrollierbar. Mag auch den gebildeten Franzosen selbst ihr Corneille, Racine, Chénier, Béranger, Victor Hugo u. s. w. so geläufig sein, dass sie sofort eine beliebige Einzelzeile der Dichtung und Stelle nach, welcher sie entnommen ist, zu identifizieren im stande sind; daran möchte ich doch zweifeln, dass viele die Dichtungen von Boisrobert, Maynard, Mottin, Rotrou, Voiture, geschweige denn die englischer Dichter wie Pope oder Byron (S. 283), italienischer und auch zahlreicher heutiger Poeten Frankreichs in gleicher Weise sich zu eigen gemacht haben sollten. Es werden also auch die französischen Leser in Verlegenheit geraten, wenn sie sich über die Quelle derartiger Citate genauere Rechenschaft geben wollen. Solche Rechenschaftgebung ist aber für jeden kritischen Leser umso mehr erforderlich, als unser Verfasser in naiver Selbsterkenntnis dem *„favorable lecteur“* selbst eingesteht: *„Je suis si excellent en l'inattention, qu'un jour il m'est advenu d'attribuer à Cicéron une sentence qui était de M. Paul de Kock“.* Auch verschiedene sonstige Schriften, auf welche T. sich beruft, werden so ungenau angegeben, dass man sie nicht identifizieren kann. Z. B. S. 82: *„Le regretté Guyau, qui a écrit sur l'art des vers des choses charmantes, ne croyait pas“* etc.

Die Aufstellungen Tisseur's zeugen nun zwar meist von verständigem und überlegtem Urteil, entbehren aber leider fast immer tieferer Begründung und erscheinen daher oft völlig willkürlich und lediglich von seinem subjektiven Dafürhalten eingegeben. Zur Einführung in das Studium der französischen Verslehre kann also dieses Buch keineswegs empfohlen werden, gleichwohl wird der Fortgeschrittene aus ihm mancherlei Belehrung, mancherlei Anregung schöpfen können, besonders deshalb, weil der Verfasser statt die ausgetretenen Bahnen seiner Vorgänger einzuhalten, sich nicht scheut, scharf und freimütig gegen seit Jahrhunderten eingewurzelte Vorurteile wie gegen neuerdings wieder überhandnehmende Modethorheiten im Bau französischer Verse zu Felde zu ziehen. Der Kenner

wird auch einzelne gelegentliche Angaben als schätzbares Material für sprachwissenschaftliche Zwecke verwerten können, selbst da, wo er den Schlussfolgerungen Tisseurs nicht zuzustimmen vermag.

An Fleiss hat es Verfasser wahrlich nicht fehlen lassen, insbesondere ist die zeitgenössische französische Poesie sorgfältig durchmustert und sogar der germanische Versbau vergleichsweise herangezogen. Umso sonderbarer nimmt sich allerdings bei ihm, der doch offenbar etwas von deutscher Poesie kennt, folgende wunderliche Phantasterei aus, die man eher geneigt wäre, für einen schlechten Scherz als für eine allen Ernstes vertretene Ansicht zu halten. Es handelt sich um die *Makame*, dabei heisst es S. 146: „*C'est proprement ce qu'en Allemagne on nomme de la* ***Makame****. Nos voisins sont ingénieux. Pour former les apprentis poètes (en Allemagne on enseigne l'art de faire des vers, comme chez nous celui de faire du taffetas), on leur donne* *comme stoff, un morceau de prose quelconque, qu'ils doivent translater ou imiter, ou simplement faire servir de sujet à une composition, en intercalant, au cours de la phrase, des mots qui riment entre eux. Cet exercice constitue la Makame.*" Dazu gehört folgende Anmerkung: „*Voici un exemple de makame, où le conte des Grimm, le Pont du Diable, a servi de* stoff: ‚An einem heiteren Frühlings**morgen,** — zu scheuchen berufliche **Sorgen,** — rüsteten wir uns zu fröhlichem **Lauf,** — und machten nach dem Zauberberg uns **auf.**' *Ce concours de sons est haïssable; mais, assurent les Allemands, le jeune homme qui a le courage de s'astreindre à faire de la makame en toute circonstance, à table, à la promenade, au temple, à la brasserie, au café chantant, et ailleurs, est sûr et certain de devenir un poète de premier ordre.*" Solche Dummheiten ist man zwar gewohnt in Pariser Boulevard-Blättern zu lesen, aber dass Monsieur Chauvin (vgl. auch S. 3: *définition à la berlinoise)* auch Vorspann leisten muss, um den künftigen Dichtern Frankreichs leichter über ein ungeebnetes Gebiet der Verskunst hinwegzuhelfen, das lässt tief blicken.

Alle Aufstellungen unseres Verfassers hier einzeln vorzuführen und nachzuprüfen, erscheint nach dem oben Gesagten nicht angezeigt, nur einzelne mögen hier angeführt und besprochen werden.

S. 7 wird der „*accent rythmique*" vom „*accent toniqe*" unterschieden und anmerkungsweise auch der „*accent oratoire*" erwähnt, welcher indessen „*dans tout vers bien fait . . . doit se confondre avec un accent rythmique*". Für den „*acc. ryth.*" wird dann im Anschluss an unseren Ausdruck „Hebung" das den Lyonern aus der Seidenweberei her geläufige Wort *lève* vorgeschlagen und für das Gegenteil gleichzeitig *baisse*. Nur für „*accents principaux*" will T. den Namen *lève* verwenden. Gleichwohl unterscheidet er dann doch zwischen *lèves ordinaires, lèves très accentués* (d. h.

solchen, die sich am Reihen- und Versschluss klassischer Alexandriner finden) und *accents secondaires* (d. h. in vortonigen Silben). Statt der letzteren hätte er jedenfalls besser von *lèves secondaires* sprechen sollen.

S. 8. Unter sinngemässer Anwendung antiker Bezeichnungen sagt T. von den aus einer anapästischen Dipodie und einer jambischen Tripodie zusammengesetzten Alexandrinern: „*C'est en général, la forme la plus agréable du vers français.*" Indessen ergiebt sich, dass die Zahl korrekt gebauter derartiger Verse keineswegs die Mehrheit bildet. Ich habe zu dem Behufe die ersten 100 Verse von Racine's *Athalie* einer Prüfung unterzogen. Sie hat ergeben:

1. jambisch-anapästische Verse, 16:

7 *Du temple, orné | partout || de festons | magnifiques,*
8 *Le peup|le sain|te en foule || inondait | les portiques,*
9 *Et tous | devant | l'autel || avec or|dre introduits*
11 *Au Dieu | de l'u|nivers || consacraient | ces prémices*
13 *L'auda|ce d'u|ne femme || arrêtant | ce concours*
18 *Ou mê|me s'em|pressant || aux autels | de Baal*
23 *N'achè|ve enfin | sur vous || ses vengean|ces funestes,*
24 *Et d'un | respect | forcé || ne dépou|ille les restes*
47 *Tantôt | à ce|tte reine || il vous peint redoutable*
51 *Enfin, | depuis | deux jours, || la super|be Athalie*
67 *Je vois | que l'in|justice || en secret | vous irrite*
74 *Se bai|gne impu|nément || dans le sang | de nos rois*
79 *Qui sous | son fils | Joram || commandiez | nos armées*
92 *Et vous | viendrez | alors || m'immoler | vos victimes*
99 *Il voit | sans in|térêt || leur grandeur | terrassée;*
100 *Et sa | misé|ricorde || à la fin | s'est lassée.*

2. Anapästisch-jambische Verse, 9:

20 *Et blasphè|me le nom || qu'ont in|voqué | leurs pères*
25 *D'où vous vient | aujourd'hui || ce noir | pressen|timent?*
28 *Qui rehau|sse en Joad || l'éclat | de la | tiare*
38 *Et de tou|te vertu || zélé | persé|cuteur*
52 *Dans un som|bre chagrin || paraît | ense|velie*
65 *Cependant | je rends grâce || au zè|le offi|cieux*
66 *Qui sur tous | mes périls || vous fait | ouvrir | les yeux*
91 *Du milieu | de mon peuple || exter|minez | les crimes*
96 *Eteignit | tout le feu || de leur | anti|que audace.*

Das sind im ganzen 25 oder nur der vierte Teil. Daneben begegnen:

3. rein jambische Verse, 18:

2 *Je viens | selon | l'usage || anti|que et so|lennel*
4 *Où sur | le mont | Sina || la loi | nous fut | donnée*
17 *Le re|ste pour | son Dieu || montre un | oubli | fatal*

19 *Se fait | ini|tier || à ses | honteux | mystères*
26 *Pensez|-vous ê|tre saint || et ju|ste impu|nément*
35 *Mathan, | d'ailleurs, | Mathan, || ce prê|tre sa|crilège*
37 *Mathan, | de nos | autels || infâ|me dé|serteur*
41 *Ce tem|ple l'importune, || et son | impi|été*
42 *Voudrait | ané|antir || le Dieu | qu'il a | quitté*
53 *Je l'ob|servais | hier || et je | voyais | ses yeux*
59 *Et que | de Jé|zabel || la fi|lle san|guinaire*
61 *Celui | qui met || un frein || à la | fureur | des flots*
68 *Que vous | avez | encore || le cœur | isra|élite.*
69 *Le ciel | en soit | béni! || Mais ce | secret | courroux*
77 *Et vous, | l'un des | soutiens || de ce | tremblant | état*
80 *Qui ra|ssurâ|tes seul || nos vi|lles a|larmées*
90 *Rompez, | rompez, | tout pacte || avec | l'impi|été*
97 *Dieu-mê|me di|sent-ils, || s'est re|tiré | de nous.*

4. rein anapästische Verse, 12:

3 *Célébrer | avec vous, || la fameu|se journée*
6 *La trompe|tte sacrée || annoncait | le retour*
14 *En des jours | ténébreux || a changé | ces beaux jours*
36 *Plus méchant | qu'Athalie || à toute heu|re l'assiège*
43 *Pour vous per|dre il n'est point || de ressorts | qu'il n'invente*
46 *Et, par là | de son fiel || colorant | la noirceur*
49 *Il lui feint | qu'en un lieu || que vous seul | connaissez*
50 *Vous cachez | des trésors || par David | amassés*
75 *Des enfants | de son fils || détesta|ble homicide*
82 *Dispersa | tout son camp || à l'aspect | de Jéhu*
94 *Benjamin | est sans force, || et Juda | sans vertu*
98 *De l'honneur | des Hébreux || autrefois si jaloux.*

Das sind 30 oder nahezu 1/3. Die übrigen 45 Verse lassen sich überhaupt nicht glatt in Jamben und Anapästen zerlegen, so a) insbesondere nicht folgende 7 Halbzeilen, in welchen bei Annahme von jambischem Rythmus ein betonter Vokal in der Senkung, ein darauf folgendes tonsoses *e* aber in der Hebung stehen müsste:

32 *votre [fidèle épouse*
40 *prête [son ministère*
76 *lève [son bras perfide*
81 *Lorsque [d'Ochazias*
84 *Voici] comme [ce Dieu*
88 *Ai-je [besoin du sang*
95 *Le jour] qui de [leur rois.*

Dazu kommen b) 7 auch sonst gegen jambischen Tonfall verstossende Halbverse:

15 *a pei]ne un petit nombre*
16 *Ose des premiers temps*
27 *cette fermeté rare*
33 *Si du [grand prêtre Aaron*
34 *De no]tre dernier roi*
39 *C'est peu] que le front ceint*
54 *Lancer] sur le lieu saint.*

Weniger auffällig sind c) 7 Halbverse, in welchen dem die Hebung tragenden *e muet* ein tonloser Vokal vorhergeht oder folgt:

5 *sitôt] que de ce jour*	22 *Vous mê]me de l'autel*
12 *Les prê]tres ne pouvaient*	73 *Du scep]tre de David*
16 *nous retracer] quelque ombre*	86 *Par de stéri[les vœux.*
21 *à ne vous rien [cacher*	

Gegen anapästischen Tonfall verstossen a) 12 Halbverse, welche mit — ⌣ — beginnen:

1 *Oui je viens | dans son temple*	56 *Dieu cachait | un vengeur*
29 *Dès longtemps | votre amour*	62 *Sait aussi | des méchants*
31 *Cette rei|ne jalouse*	70 *Cette oisi|ve vertu*
39 *d'une mi|tre étrangère*	72 *une impi|e étrangère*
45 *une fau|sse douceur*	78 *Vous, nourri | dans les camps*
55 *Comme si | dans le fonds*	93 *Hé que puis- | je au milieu*

b) 1 Halbvers welcher mit — ⌣ — endet:

83 *Je crains Dieu | dites vous.*

Eine betonte Silbe unmittelbar vor einer andern findet sich sowohl a) bei anapästischem Tonfall in 6 Halbversen:

44 *souvent même [il vous vante*	64 *Je crains Dieu [cher Abner*
57 *Croyez-moi [plus j'y pense*	83 *Je crains Dieu [dites vous*
58 *ne soit prêt [d'éclater*	89 *et n'est point [écouté*

wie b) bei jambischem Tonfall in 9 Halbversen, in welchen dann die vortonige Silbe in die Hebung tritt:

10 *portant] les nouveaux fruits*	70 *vous en] contentez-vous*
34 *De no]tre dernier roi*	71 *La foi] qui n'agit point*
39 *C'est peu] que le front ceint*	87 *Quel fruit] me revient-il*
60 *Ne vie]nne attaquer Dieu*	89 *Le sang] de vos rois crie.*
63 *à sa] volonté sainte*	

Wie lässt sich nun mit diesem Thatbestande Tisseur's Behauptung (S. 9) *„Il n'y a peut-être pas dans Racine trente vers qui ne se décomposent pas en ïambes et en anapestes“* in Einklang bringen?

Ebenso haltlos ist die Theorie Tisseur's *„que ce sont les accents principaux ou lèves qui constituent l'harmonie fondamentale“*, denn leider ist gar oft eine sichere Entscheidung darüber, auf welche Silben des Verses diese *lèves* zu verlegen sind, nicht möglich und Tisseur scheint mir in der Anmerkung zu S. 9 nur auf Grund seiner subjektiven Skansion hin dem Verse Verlaine's *Ĕt lēur crī | rāuquĕ grīn‖ ce ă trăvērs | lēs ĕspāces* Mangel an Harmonie vorzuwerfen; denn warum soll man ihn nicht: *Ĕt lēur | crī rāu|quĕ grīn‖ce* etc. skandieren dürfen? Aber selbst nach der ersten Skansion kann sich Verlaine auf Z. 83 in Racines *Athalie* berufen: *Je crain Dieu | dites vous.*

Sehr nichtssagend und wenig greifbar ist auch die Polemik gegen die derzeit herrschende, also nicht nur von Koschwitz vertretene Auffassung des Versbaus der alten Eulalia-Sequenz. *„Celle-ci“*,

bemerkt T. S. 15, *„serait une œuvre hybride, semi-latine, semi-française, absolument isolée en son genre. Supposition médiocrement vraisemblable. Il est plus naturel d'y voir un ouvrage analogue aux poésies françaises qui suivirent, mais d'un art hésitant et qui se cherche encore.“* Das ist recht vag und kann weder die Ansicht von einer offenbar beabsichtigten Nachbildung der lateinischen Verse der erhaltenen Vorlage seitens des französischen Dichters widerlegen noch auch die ebenso sicher vorhandenen und zum Teil wohl ebenfalls beabsichtigten Abweichungen der Kopie von dem Originale erklären. Des weiteren verweise ich auf meine Ausführungen hierüber in Gröber's *Grundriss* IIa, S. 7. Wie ich, nimmt übrigens T. an der Verwendung des Ausdrucks weibliche Cäsur (Koschwitz spricht sogar von einer weiblichen lyrischen Cäsur in Bezug auf die Reihenschlüsse der Eulalia-Verse) Anstoss. Gegen seinen eigenen Namensvorschlag *„césure enjambante“* lässt sich aber auch einwenden, dass dieser eher für den syntaktisch schwach behandelten Reihenschluss am Platze ist, also auch auf eine Anzahl Fälle männlicher oder gewöhnlicher Reihenschlüsse Anwendung finden müsste. Den Ausdruck Caesur behält auch Tisseur bei. Er unterscheidet zwar S. 44 mit Recht zwischen *lève* und Pause oder Cäsur und nennt es einen französischen Irrtum, beide fortwährend zu identifizieren, über den Grund aber für das Auftreten von Pausen in längeren französischen Versen ist er noch vollkommen im Unklaren oder hegt vielmehr ganz die herkömmliche rohe Vorstellung, als seien dieselben lediglich zur schärferen Markierung der Silbenzahl *(„que l'oreille puisse instinctivement reconnaître le nombre de syllabe composant le vers“)* eingelegt. *„Bien se rappeler que la césure“* fügt er S. 82 hinzu *„n'a pas été inventée pour autre chose que cela“*. Warum ich den Ausdruck „Cäsur“ vermeide und statt dessen „Reihenschluss“ verwende, habe ich im Grundriss IIa, S. 48f. näher auseinandergesetzt. Ich halte daher an der von mir a. o. O. vorgeschlagenen Bezeichnung „verwischter“ oder „schwacher“ Reihenschluss fest. — Mehr geistreich als richtig ist T.'s Erklärung, warum der Name „weibliche Cäsur“ mehr und mehr abkomme (S. 48, Anm.). *„Nos savants modernes ont préféré le nom de césure épique peut-être parce que cela se comprend moins.“* Dass diese Art Reihenschluss in den *Chansons de geste* am üblichsten war, ist nur ein Grund für den von Diez vorgeschlagenen Namen, der zweite ist, dass die entgegengesetzte Art (Hebung auf unbetonter aber wortschliessender Silbe), welche ebenso als „weiblich“ gelten könnte, am passendsten „lyrische“ benannt wird. Dem lyrischen Reihenschluss analoge Reime kommen bekanntlich nur ganz ausnahmsweise vor *(Grundriss* IIa, S. 12, Abschn. 19). T. lässt wohl deshalb die Wahl zwischen *Césure lyrique* und *atonique*.

S. 28, Anm. 2 wendet sich Verfasser zum ersten Mal gegen

die Theorie G. Psichari's (nach S. 22, Anm. aufgestellt in einem Aufsatz der *Revue bleue* vom 6. Juni 1891), wonach *„les e muets ne doivent pas compter dans le vers"*. In Prosa dürfe man zwar mit Recht sagen: *„Ma fill', va donc fair' ta prière"*, der Victor Hugo'sche Vers lasse sich aber nicht skandieren: *„Ma fill' va prier, vois, la nuit est v'nu"*; denn *„chez nous, comme partout, il y a deux prononciations, deux syntaxes, deux vocabulaires, selon qu'il s'agit de prose ou de vers."* S. 49 ff. kommt unser Verfasser von neuem auf diese Theorie zu sprechen, indem er andeutet, dass der epische Reihenschluss wohl schon zur Zeit Lemaire's für das Ohr nicht mehr in Betracht kam, dass also das Verbot des ersteren *„fût dicté déjà par le besoin de satisfaire l'oeil"*. Diese Annahme erledigt sich aber durch die längst bekannte Thatsache, dass ein Gedicht des 14. Jahrhunderts Brun de la Montagne den epischen Reihenschluss bereits grundsätzlich vermeidet und dass andererseits das *e muet* zu Lemaire's Zeit sicherlich am Reihen- und Versschluss noch deutlich lautete. T. behauptet weiter *que l'e muet à la fin d'un vers se fait infiniment moins sentir dans la prononciation qu'un e muet dans le courant du vers"*. Gleichwohl soll nach S. 282 auch am Versschluss *„une différence marquée entre enfer et enferre"* bestehen, ja, selbst in der Prosa soll ein Unterschied vorhanden sein, *„pour peu qu'il s'agisse d'une prononciation un peu soignée: par exemple, si l'on parle en public."* *„A mon humble estime"*, fährt T. fort, *„c'est bien à tort que, dans son dictionnaire, Littré a écrit la prononciation des mots terminés en* e *muet en substituant à cet* e *une virgule en l'air: flamm'. Ceci est la prononciation tout à fait familière... Si l'on entrait dans les vues de Littré, il n'y aurait aucun motif valable pour ne pas faire rimer un mot à désinence masculine avec un mot à désinence feminine.... Nous n'en sommes pas encore là"*. Wenn Banville ein ganzes Gedicht hindurch grundsätzlich männliche und weibliche Worte reime *(confus: touffues; rochers: cachées* etc.), so wusste er sehr wohl, dass *„il y a, au prononcer honnête, une différence sensible entre fus et fues, chers et chées"*. Diese Bindung desselben Lautes *„sous la forme explosive, et sous la forme continue.... donne à l'oreille une impression confuse, sans charme. Aussi la tentative n'a-t-elle pas trouvé d'imitateurs... La rime masculine et la rime féminine sont destinées à des effets différents"*, sie müssen sein *„en rapport avec les sentiments qu'ils expriment. La r. f. est d'une grande douceur"*, ebenso die männlichen Reime, welche auf lautende Konsonanten ausgehen. Die männlichen Reime mit vokalischem Ausgange haben dagegen *„une énergie toute particulière"*... *„Les rimes masc. où la voyelle est suivie d'une consonne qui se prononce sont plus voisines d'une rime fém. qu'elles ne le sont d'une rime masc. non suivie d'une consonne qui se prononce. Faire succéder les rimes enfer et fer à*

front et fécond, c'est observer bien plus exactement la loi de succession que de les faire succéder à Pomone et anémone." Folglich „*C'est absolument chinoiserie de vouloir faire toujours succéder une rime masc. à une r. fém. Mais on continuera de pratiquer la chinoiserie longtemps encore*". — Der Hauptsache nach ist T. also doch mit Littré einverstanden. Was seine Einschränkungen hinsichtlich der Aussprache des *e muet* betrifft, so dürfen wir nicht ausser Augen lassen, dass er Lyoner ist und ja auch in seiner Schreibweise seine Herkunft nicht verleugnet. Der Ausländer wird immerhin mit Interesse von diesen Ausführungen Kenntnis nehmen.

S. 32 bespricht T. die „*Vers français sur le type germanique*". Er hätte hier der älteren Versuche eines André van Hasselt, eines Marc Monnier (a. o. O. S. 8, Abschn. 11) und der freieren Nachbildungen Fréd. Amiel's (a. o. O. S. 33, Abschn. 69) gedenken können. Die derart gebauten Verse von Louis Dumur enthalten in seiner Gedichtsammlung „*Neva*", welche T. anführt, sind besonders deshalb interessant, weil sich darunter nicht nur Verse mit fest geregeltem Tonfall und bestimmter Silbenzahl befinden, sondern auch solche, in denen bei fester Zahl der Hebungen die Silbenzahl schwankt. So bestehen nachfolgende Zeilen aus je 5 Hebungen und 13—15 Silben:

Ah! Saint | Pétersbourg | a pris | des fines|ses charmantes,
Alors | qu'un soleil | de printemps, | ruisselant | du ciel d'or,
Sur la neige | immolée | encor | sous le froid | et qui dort,
La couvrait | des baisers | qu'épandraient | les amants | aux amantes.

T. bemerkt dazu „*que, dans ces vers, quoique non syllabiques, la cadence est sufissamment marquée par la parité des lèves, et que la sonorité y est même fort agréable... Reste à savoir si les difficultés d'exécution ne créent pas des obstacles insurmontables ou presque... Mais le plus malaisé sera de faire accepter à l'oreille du gros public des vers disparates en syllabes*". Der neueste Versuch, deutsche Verse im Französischen nachzubilden, war unserem Verfasser noch nicht bekannt. Ich meine: „*Le Faust de Goethe. Traduit en français dans le mètre de l'original et suivant les règles de la versification allemande. Par François Sabatier. Paris, Delagrave, 1893.*" Sabatiers Übersetzung war übrigens bereits vor 12 Jahren vollendet, ist aber erst jetzt, nach seinem Tode, erschienen. Sie scheint in Frankreich recht verschieden beurteilt zu werden. S. will auch da, wo Goethe von der festen Silbenzahl abwich, seinem Original folgen, wie er denn auch jeden Wechsel des Rythmus nachzubilden beabsichtigte. Sein auf den ersten Blick sehr bestechender und unter allen Umständen höchst dankenswerter Versuch verliert indessen bei näherem Zusehen ganz bedeutend. Während einzelne kürzere Stellen vortrefflich gelungen sind, hat Sabatier die allerdings fast unüber-

windlichen Schwierigkeiten auf die Dauer nicht zu überwinden vermocht. Er hat also den Wechsel der Versarten bei Goethe nicht getreu nachgebildet, er hat die grossen Freiheiten, welche er sich in der Behandlung der Wortstellung, des Reimes und der Silbenzählung gestattete, in sehr willkürlicher und inkonsequenter Weise gehandhabt, er hat sehr oft aus Reimnot arge, den poetischen Effekt zerstörende Flickwörter verwandt und vor allem die kernige, anschauliche Diktion Goethes nur allzu häufig durch eine abgeblasste, nichtssagende ersetzt. Die Aufgabe einer guten Übersetzung, denjenigen, welche ausser Stande sind das Original zu lesen, dieses annähernd zu ersetzen, hat also S. nur unvollkommen gelöst, was ich gegenüber einzelnen überschwenglichen Lobpreisungen hier deutlich aussprechen möchte. Gleichwohl darf seine mühsame Nachdichtung das lebhafteste Interesse derer beanspruchen, welche sie fortwährend dem Original gegenüberstellen können. Sie werden durch eine solche Vergleichung recht inne werden, wie wesentliche Verschiedenheiten zwischen deutschen und französischen Versen, deutscher und französischer Ausdrucksweise bestehen, und damit auch für das unermüdliche Ringen Sabatiers um thunlichst genaue Wiedergabe des Originals, das richtige Verständnis gewinnen und ihm die wohlverdiente Achtung nicht versagen.

S. 40. Völlig aus der Luft gegriffen ist das Verdammungsurteil gegen die 8-silbigen Reimpaare: *Au XVe et XIVe (l. XVIe) siècles, on revient à un sentiment plus exact de l'octosyllabe, et il paraît surtout sous forme de stances.*" Sagt T. doch kurz darauf selbst: „*L'octosyllabe à rimes plates est surtout le mètre narratif par excellence.*" Dass der 8-Silbner im 15. Jahrhundert mehr zu Strophen verbunden vorkommt, liegt doch nur daran, dass in dieser Zeit die erzählende Dichtung mehr zurücktritt, doch beherrscht das 8-silbige Reimpaar bekanntlich bis tief in das 16. Jahrhundert hinein das französische Drama, insbesondere die Farcen. Der einzige Grund T.'s gegen das 8-silbige Reimpaar ist rein phantastisch. „*L'octosyllabe a, en effet, quelque chose de rapide, d'ailé, qui porte la flamme. C'est même ce qui nécessite l'emploi de la strophe. Précisément parce que la Muse court, il faut qu'elle se repose par intervalles pour reprendre haleine.*"

S. 43 bemerkt der Verfasser sehr verständig betreffs des 8-Silbners: „*on ne saurait disconvenir qu'une lève sur la quatrième syllabe, si elle revient un peu frequemment, est d'un effet heureux, probablement parce que la division du vers donne bien à l'oreille le sentiment du nombre de syllabes dont il se compose .... Il importe peu d'ailleurs qu'il y ait une césure, c'est-à-dire pause après la lève. On ne saurait trop insister sur notre erreur française d'identifier constamment la lève et la pause.*" Trotzdem spricht er aber von einem „*octosyllabe cesuré*

du Xe siècle." Vgl. meine Auseinandersetzungen a. o. O. Abschn. 93 und 101 f.

S. 54. Keine Widerlegung bedarf die die bekannten historischen Verhältnisse geradezu auf den Kopf stellende Annahme, dass die schwache Cäsur „*doit être la plus ancienne*", dass danach „*la cés. masculine prit le dessus*", dass sich daneben aber auch die weibliche oder epische einstellte. Ein Blick in meine Zusammenstellungen im Grundriss wird diese Hirngespinnste zerstören. Wenn T. S. 55 meint, dass man für schwachen Reihenschluss seit dem 14. Jahrhundert kein einziges französisches Beispiel mehr finde, so habe ich bereits l. c. Abschn. 109 darauf hingewiesen, dass bis in die Zeit Marot's (ich hätte sogar sagen sollen: bis in die Zeit Baïf's) vereinzelte Beispiele begegnen. Glaubt doch unser Verfasser selbst, dass noch heute „*la césure enjambante n'est pas sans grâce*" und wundert sich S. 96, dass noch Niemand sie wieder zu Ehren gebracht hat. Letzteres ist inzwischen durch Sabatier's Faustübertragung, welche zahlreiche Fälle bietet, geschehen. Ob mit Erfolg, möchte ich freilich bezweifeln. Vgl. aus der Widmung:

C'est vous enco|re, formes vacillantes 1,
Au vent magi|que qui vous environne 8,
Que d'ombres chè|res montent tour à tour 10,
Mon cœur rigi|de fond et s'attendrit 30.

S. 60. Von prov. Gedichten mit archaischem Reihenschluss im 10-Silbner (also 6 + 4) führt T. noch an: „*une longue chanson sur la peste de Marseille, en 1580*", welches der von mir gegebenen Liste (Abschn. 110) hinzuzufügen ist. Chabaneau soll sie in seinem mir noch nicht vorliegenden „*Parnasse provençal*" citieren. — Wie stark das Gefühl, der 10-Silbner müsse in 4 + 6 zerlegt werden, noch heute in Frankreich ist, geht aus einer Bemerkung auf S. 65 zu Versen hervor, welche nach Art der italienischen *Endecasillabi* bald aus 4 + 6, bald aus 6 + 4 Silben bestehen und die Zulässigkeit solcher Bauart auch für die französische Poesie darthun sollen. T. klagt da: „*Tel est le joug de l'accoutumance que, en dépit d'une accentuation très nette, diverses personnes à qui j'ai fait lire ces vers s'obstinaient à couper à quatre les vers césurés à six.*"

S. 66. Mit Recht sondert T. den 10-Silbner 5 + 5 scharf von 4 + 6 und glaubt ebenso wie ich selbst „*qu'il a pour origine un vers très ancien, trochaïque.*" Im übrigen aber enthält das, was er über diesen 10-Silbner sagt, viel Ungenaues. So bezeichnet ihn Bonaventura des Periers nicht mit *tarantatara,* wie T. fortwährend schreibt, sondern mit *en taratantara,* wie ich auch Abschn. 74 meiner Übersicht im Grundriss angegeben habe.

S. 71 wird die von Alters her unendlich oft wiederholte irrige Behauptung: „*C'est du Roman d'Alixandre (du XIIe s.), comme on*

sait, que le dodécasyllabe a tiré son nom d'alexandrin", von neuem aufgestellt.

S. 73 meint T.: *„Ronsard a cru que le décasyllabe seul convenait à l'epopée, et c'est lui qu'il a réservé pour sa Franciade."* Ronsard selbst hat sich aber ganz anders hierüber in der Ausg. von 1573 seines *Abrégé de l'art poëtique franç.* ausgedrückt. Vgl. die Stelle Abschn. 63 meiner Übersicht.

S. 75. Die Geschichte der *„césure romantique"* ist namentlich für die ältere Zeit recht ungenau. Die besonders häufige Verwendung syntaktisch schwacher Reihenschlüsse im 16. Jahrhundert ist gar nicht erwähnt. Danach muss es aber doch zweifelhaft erscheinen, dass Regnier die poetische Wirkung derart gebauter Verse vorausbedacht haben sollte. Wertvoll dagegen ist die Beobachtung (S. 78), dass *„le premier qui ait nettement senti les effets à tirer du déplacement de la césure principale, c'est Chénier"* und zwar in seinen lyrischen Gedichten. *„Il n'en a, il est vrai, usé que rarement et avec discrétion, uniquement dans des passages où il avait à peindre une action violente ou un sentiment vif."* Interessant ist auch die Konstatierung, dass die neuesten Dichter neben Versen mit syntaktisch schwachen oder romantischen Reihenschlüssen auch solche bauen, welche *„comme dernier terme de l'évolution rythmique"* (S. 113) den Reihenschluss gänzlich verwischen, also dann nach der sechsten Silbe des Alexandriners weder eine Pause eintreten, noch Wortton oder Wortschluss auf die sechste Silbe fallen lassen, ja auch jede sonstige feste Gliederung entbehren. Ich habe mir aus Richepin's mit grossem Erfolg auf dem *Théâtre français* aufgeführtem Drama *„Par le glaive"* folgende hierhergehörige Beispiele notiert:

a) *Non, voyez vous, nous en | avons trop sur le cœur* II, II, 1
Le lieutenant et les | vingt-cinq furent pendus II, II, 2
M'a cloué là, comme un | enfant, silencieux II, III, 6
Voit mon malheur comme un | joyau dont il me pare IV, 6
D'un pardon que dans ma | pitié je vous promets IV, 15
Pendant qu'ici loin du | danger, on la diffame! V, 3

In diesen Fällen liegt der dreiteilige 12-Silbner mit betonter vierter und achter Silbe vor, für den Tisseur ein weiteres analoges Beispiel S. 53 Anmerkung aus den Gedichten von J. Moréas anführt. Unbekannt ist ihm aber geblieben, dass Amiel diesen 12-Silbner grundsätzlich für Übersetzungen deutscher Gedichte allgemein zu verwenden vorgeschlagen hat. (Vgl. *Grundriss* IIa, S. 33, Abschn. 69.) b) Auch die folgenden Beispiele aus *Par le glaive* gehen auf denselben Typus, nur ist entweder die vierte oder die achte eine nachtonige Silbe:

Des jeunes gens, oui, des | nobles, faisant ribote II, III, 1
Le peuple sait que les | nobles nous ont trahis eb.

Que leurs glaives soient pour | moi seule! (Guido:) *O chère femme!* IV, 6

Et loyale et que la | preuve me satisfait IV, 15

c) Jeder festen rhythmischen Gliederung entbehren ausserdem nachstehende Verse:

De rendre aux pauvres la | charité qu'ils t'ont faite II, I

Et l'étrange éclair qu'en | ses yeux j'ai cru saisir II, II, 4

Comme moi, comme les | Ventura. J'imagine II, III, 1

Des nobles mettant la | noblesse à ses genoux. eb.

Jurez le! (Tous:) *Oui! nous le | jurons!... Vive Ravenne!* eb.

Bien! — Allez! Vous, qu'on la | reconduise!... (Guido:) *Ah çà: toi,* II, III, 5–6

A présent, voici les | choses que j'ai conçues IV, 10

Soyez sûr de son châ|timent; j'en fais ma chose V, I, 5

Interessant ist, dass man bereits im 13. Jahrhundert ähnlich und womöglich noch freier behandelte 12-Silbner findet, so 7 + 5 neben 8 + 4 in einer von Jeanroy *(Origines de la poésie lyr. en France* S. 495) aus der Oxforder Liederhs. veröffentlichten *Ballette:*

Chansonette, je t'an|voi a toz fins amans,
Qu'il ce gaircent bien des | fels mavais mesdisans;
Car j'aim tant bien sai se|covrir ne m'an porai.

Gegenüber der völligen Auflösung, ja man kann sagen, der offenbaren Vergewaltigung des alten Alexandriner-Rythmus bei den neuesten französischen Dichtern hebt T. S. 85 hervor, dass bei Hugo *vous trouvez toujours au sixième lieu un léger frappé qui permet de continuer la mesure; un petit jalon entre de grands jalons, mais qui permet de compter la distance.*"

S. 99ff. Was über die Zahl und Verteilung der Hebungen im Alexandriner gesagt wird, liest sich recht hübsch, hat aber doch nur den Wert einer subjektiven Meinungsäusserung, ohne Gewähr durch objektive Begründung.

S. 116ff. Die Angaben über Anwendung des 9-Silbners in der neufranzösischen Dichtung sind willkommen. Ohne jeden Beweis sagt aber T. wieder S. 117: „*Je suppose que la césure à trois donna l'idée d'une seconde césure à six.*" Das Gegenteil ist wahrscheinlich, der 9-Silbner war ursprünglich ein 3teiliger Vers, gab aber vielfach die Pause nach der sechsten Silbe auf. Noch bedenklicher ist der Satz (S. 118): „*Dans le 3 + 6, la coupe était fondée sur le principe de la division du vers par un diviseur commun: Dans le 5 + 4 le vers est divisé en deux parties inégales presque égales.*" Wer sich die volkstümlichen Verse in so willkürlicher Weise gebildet denkt, dem muss allerdings das Verständnis dafür fehlen, wie der 9-Silbner aus dem 15-Silbner (durch Vermittlung des 11-Silbners) hervorgegangen sein kann.

S. 135. Betreffs des 15-Silbners macht T. schon selbst darauf aufmerksam, dass *„il devenait tout naturellement un quatorze syllabes à césure féminine.“* Es liegt in der That kein Grund vor, ihn von dem 14-Silbner zu trennen und T. ist nur durch einen Fehler Jeanroys dazu verleitet worden.

S. 137. Recht ungenau ist folgender Satz: *„Au XIIe siècle, on le* (d. h. den Heptasyllabe) *trouve dans le Lais du Chievrefuel, en stances de huit vers, à rimes croisées.“* Es handelt sich natürlich nicht um den *Lai* der *Marie de France*, sondern um den anonymen lyrischen (wiederholt abgedruckt, z. B. bei Bartsch, *Chrest. de l'ancien fr.*, Sp. 227ff.). Derselbe besteht aber keineswegs aus lauter 7-Silbnern, noch aus lauter Strophen von acht Zeilen, noch aus lauter Kreuzreimen..

S. 139. Irrig ist die Behauptung, dem Hexasyllabe begegne man im Mittelalter nur in der gesungenen Poesie. Vgl. *Grundriss* IIa S. 33. Ich verweise ausserdem noch auf *Romania*, XVII, S. 389ff., wo P. Meyer eine *histoire de Job* in 6silbigen Reimpaaren abgedruckt hat und noch auf *„le dit des Sibylles, une ancienne vie de saint Joceph, le dit des tisserands, la fable de la corneille“*, als in gleichen Versen abgefasst verweist, sowie auf *Romania* XX, S. 582ff., wo gleichfalls P. Meyer zwei katalanische Dichtungen in 6-Silbnern veröffentlicht und verschiedene provenzalische Gedichte in derselben Versart angegeben hat.

S. 146ff. Mit Interesse wird man lesen, wie ungünstig T. über die Versuche von Jung-Frankreich *„de faire des vers sans mesure, sans syllabisme, sans césure, à savoir des bouts de phrase avec des rimes“* sowie über die *„vers dithyrambiques“* ohne Reime urteilt.

S. 152ff. Am eingehendsten werden die Vorschriften über den Reim besprochen. Die Reime für das Auge und ebenso das ängstliche Haschen nach reichen Reimen werden scharf getadelt. Die Polemik richtet sich hier besonders gegen Banville und gegen die, welche seine Vorschriften befolgen, also die Parnassiens. Richtig ist, was T. über den erforderlichen strengen Gleichklang der Reimvokale bemerkt, sonderbar nimmt sich aber sein Widerspruch gegen Reime wie *fatigué : gai* (Banville); *fatiguée : gaie* (Victor Hugo); *quais : entrechoqués* (Banville); *fricassés : tu sais* (Verlaine) aus. Giebt er doch selbst (S. 160) zu: *„C'est un tort que nous avons à Lyon de ne pas faire sentir la différence du prononcer entre le futur j'aimerai (ré) et le conditionnel j'aimerais“*, und reimt doch auch das Praeteritum nach ihm völlig korrekt mit dem Particip. Er fügt auch (S. 161) noch erläuternd hinzu *„Je crois que si les classiques ne se sont jamais*[1]) *permis ces rimes, peut-être n'est ce pas*

[1]) In der Anmerkung heisst es, dass aber doch in Racines *Andromaque* der Reim: *consumé : allumai* (geschrieben *allumé)* begegne.

qu'ils les jugeassent fausses, mais c'est qu'elles violaient les règles de la rime pour les yeux." Warum soll nun die Lyoner Aussprache in den erwähnten Fällen die einzig richtige und *gué* „*une prononciation faubourienne*" sein „*qui peu à peu répandue à la ville, a fini par pénétrer jusqu'à la cour; puis a trouvé accès auprès du bon Littré.*"? Die Reimwörterbücher können doch wahrlich nichts gegen die Angaben von Littré (und von anderen phonetisch geschulten Orthoepisten) beweisen. S. 198 schreibt ja T. selbst: „*M. Pujol et M. Landais autorisent les rimes soin — coing, mais ils proscrivent toujours sang et Persan, parce qu'ils l'ont trouvé ainsi dans le précédent dictionnaire, qui l'avait pris dans le précédent, et ainsi de suite jusqu'au premier, qui, lui, avait proscrit ces rimes parce qu'on prononçait alors sank.*" Interessant ist T's. Ansicht trotzdem, weil sie nämlich bekundet, dass das Gesetz, wonach jedes betonte *e* im Auslaute geschlossen, vor lautender Konsonanz aber offen gesprochen werden soll, noch keineswegs in allen Fällen und für alle gebildete Franzosen Geltung hat. Hinsichtlich der Infinitivendung *er*, die im Satzausgang oder vor konsonantischem Anlaute *é*, vor Vokalen dagegen im Falle der Bindung *èr* lautet, erkennt es auch T. an. (Vgl. 164ff. u. 235.) — Auch Reime wie *pers-le : perle* (Marot); *où je : rouge* (Verlaine) vermag ich nicht mit T. für „*positivement extravagantes*" zu halten. *Le* und *je* tragen meiner Ansicht nach in solchen Fällen keinen Wortton. Jedenfalls begegnen Reime wie die vorstehenden in älterer Zeit ziemlich häufig. Vergleiche auch, was S. 258 über die Elision dieses *le, tonique et pronom* gesagt ist. T. giebt hier, wie auch sonst in seinem Buche oft, nur seinem persönlichen Geschmacke Ausdruck.

S. 168. Die *Historique* der *rime riche* ist wie überall im Buche unzureichend, dagegen ist die Kritik dieser bis heute herrschenden Modeverzierung französischer Verse eine gleich eingehende wie überzeugende. Speziell an einer Anzahl Gedichtstellen wird gezeigt, wie der Gedanke unter dem überflüssigen Reimzwange leidet. Diese Ausführungen wird nicht nur der angehende französische Dichter, sondern auch der deutsche Neuphilologe mit grossem Nutzen lesen. Bei der Interpretation französischer Gedichte müssen „*ces grossières ficelles*" diese „*bouche-trous*" sorgfältig beachtet werden. So bemerkt T. mit Bezug auf Victor Hugo S. 179: „*il n'inscrivait certes pas ses rimes à l'avance* (nach Art der *bouts rimés*) ... *Le premier mot sonore qui répondait à sa pensée se presentait naturellement. C'est presque toujours une splendide image. La seconde rime, choisie uniquement à cause de sa richesse, forme souvent un rapprochement incohérent, et c'est l'art du poète de le dissimuler (s'il peut).*" Alles das erklärt sich daraus, dass „*les rimes riches, par elles mêmes, sont peu nombreuses. De ce petit nombre il en faut encore exclure les*

mots qui ont trop de rapport de sens, comme horreur-terreur, etc.; il en faut exclure les mots composés sur le même radical, comme parvenu-revenu, etc.; il en faut exclure les mots prosaïques, ou vulgaires, ou plats, ou bêtes. Les mots qui restent disponibles sont en nombre si limité qu'en entendant un vers on peut, avec faible chance d'erreur, annoncer la rime qui le suivra. Jadis, guerrier appelait laurier, et montagne, campagne. Aujourd'hui, dites rose, j'attends morose; dites cœur, j'attends vainqueur; dites toile, j'attends étoile, et vingt-neuf fois sur vingt-huit je ne me tromperai pas. Aussi découvrir dans quelque vocabulaire technique une rime baroque, non encore employée, est devenu un titre de gloire."

S. 187ff. werden die Vorschriften der Verslehren und Reimwörterbücher hinsichtlich der Reime für das Auge einer ebenso verständigen Beurteilung unterworfen.

S. 228. Dasselbe gilt von den Bemerkungen über den Hiat. T. hebt mit Recht den Widersinn hervor, dass ein Hiat, der deutlich für das Ohr wahrnehmbar ist, nicht vorliegen soll, sobald er nur für das Auge durch das Dazwischentreten stummer Konsonanten verschleiert worden ist. Nach Tobler, Versbau S. 106, werden Wörter, die auf nasale Vokale ausgehen, nicht den vokalisch auslautenden zugezählt ... es ist also gestattet: *Orcan et* etc. T. bestreitet das, indem er behauptet, nach heutiger Aussprache liege wirklich Hiat vor, während zu Racines Zeiten der Schauspieler zweifellos *Orcan n'et* gesprochen hätte. In Wörtern, in denen dem Nasal ein stummer Konsonant folgt, und die Tobler wie die auf einfachen Nasal ausgehenden beurteilt wissen will, liegt dagegen nach Tisseur auch heute kein Hiat vor. „*Il se peut qu'aujourd'hui, dans une conversation familière, on prononce: si gran en apparence, mais il n'y a pas de doute que même de nos jours, au Théâtre-Français, on ne prononce si gran t'en apparence.*" (S. 235.) Noch weniger will Tisseur einen Hiat in *enlever ou mourir* anerkennen. „*Tous les Français savent que devant une voyelle on prononce enlevèrr, en faisant la liaison.*"

S. 240ff. werden recht feinsinnige Regeln über das *Enjambement* aufgestellt und dabei bemerkt, dass Lafontaine's „*vers fourmillent d'enjambements toujours aménés avec un agrément infini*" (S. 243), sowie dass „*Chénier le premier depuis Ronsard osa l'appliquer carrément à la poésie lyrique, où il en sut tirer les plus admirables effets.*"

S. 250ff. Dasselbe gilt von der Erörterung der Inversion, während die Abschnitte über *Elision* (S. 257ff.), *Diérèse* (S. 263ff.), *Alliteration* (S. 265ff.) und *Assonance à l'Interieur*, d. h. Binnenreim, (S. 273ff.) wenig Beachtenswertes bieten. Dass T. S. 284 die starre Forderung des Reimwechsels als „*chinoiserie*" bezeichnet, wurde bereits erwähnt.

S. 285 ff. handeln über den Strophenbau. Was T. an historisch-genetischen Erläuterungen darüber beibringt, ist wiederum von keiner nennenswerten Bedeutung. Immerhin hat er die rein äusserliche Betrachtungsweise der verschiedenen Strophenformen in den bisherigen Verslehren aufgegeben und die heutigen Dichter auf die grosse Mannigfaltigkeit an Strophen „*en vers héterometriques*" bei den altfranzösischen Lyrikern hingewiesen. Das eigene Gedicht in der Form $a_3\, a_4\, b_7\, c_4\, c_3\, b_7$, welches er S. 291 als Beispiel einer solchen verschiedenartigen Strophe mitgeteilt hat, ist freilich nur eine frei behandelte Schweifreimstrophe, die durch Zerlegung von zwei 14-Silbnern entstanden ist, so jedoch, dass nur der erste regelrecht in $3 + 4 \mid + 7$ Silben geteilt ist, während der zweite die bei dem trochäischen Charakter des 14-Silbners unzulässige Scheidung in $4 + 3 \mid + 7$ Silben aufweist. Ein Beispiel korrekter Zerlegung beider Zeilen habe ich im Grundriss IIa, Abschn. 150 angeführt. Interessant in diesem Kapitel sind besonders die Bemerkungen über die Maynardschen „*Règles des repos intérieurs*", sowie die Angabe S. 296: „*Les longues strophes lyriques sont aujourd'hui à peu près abandonnées, et je crois bien qu'il en faut chercher les derniers exemples dans Victor Hugo, œuvres de jeunesse principalement, et dans Lamartine. (M. Richepin a employée exceptionnellement dans la Mer l'ode en stance octosyllabiques de douze vers.) On ne supporterait guère les stances de dix-neuf vers, comme en a fait Chénier. La stance de quatre vers est la dominante. On trouve des stances de cinq et de six vers, mais celles de huit sont déjà rares. Au rebours on est arrivé à faire des stances de trois vers. Tels sont les ternaires monorimes de Brizeux.*" S. 297 wird eine gegen alle Regeln verstossende Strophe in dem Gedichte A. Sabatiers „*Le Tournoi*" (*Revue du siècle*, März 1892) hervorgehoben: „*quatre vers croisés, deux decasyllabes coupés à cinq, et deux octosyllabes. Chaque vers court rime avec le long vers qui le précède.*"

S. 298 ff. wird von den „*Pièces à formes fixes*" gehandelt. Geistreicher als wahr ist hier die Behauptung „*ces poèmes à formes fixes n'avaient pas de formes fixes.*" Die späteren Darlegungen über das *Virelay*, *Rondel* u. s. w. bekunden allerdings, dass der Verfasser über die festen Grundzüge dieser Dichtungsformen völlig im Unklaren geblieben ist. Ich kann ihn nur auf das im *Grundriss* darüber Gesagte und auf das hier XVI[1] 94 ff. Hinzugefügte hinweisen. Wie wenig er z. B. die Erfordernisse einer richtigen Rondelform erkannt hat, ergiebt folgender Satz: „*En voici un, par Ch. d'Orléans, de 10 vers, où la répétition ne porte que sur le vers 1.*" Die Ausgabe von Champollion Figeac (S. 249) wiederholt allerdings nach der fünften Zeile und am Schluss nur die erste Refrainzeile. Der Text ergiebt aber deutlich, dass nach der fünften Zeile die erste und

zweite wiederholt werden müssen, ähnlich am Schluss, wo natürlich der volle Refrain aufgenommen wurde. In anderen Rondels und Chansons (die nur dem Namen, nicht dem Baue nach verschieden sind) bietet übrigens dieselbe Ausgabe entweder ein wirkliches 2zeiliges Rentrement im Innern des Rondels, oder sie deutet es durch ein „etc.“ an. Hier der Text des fraglichen Rondels, damit der Leser selbst urteilen kann.

Deux ou trois couples d'Ennuys
J'ay tousjours en ma maison,
Desencombrer ne m'en puis.

4 *Quoy qu'à mon povoir les fuis*
Par le conseil de Raison,

Deux ou trois couples d'Ennuys
[J'ay tousjours en ma maison.]

8 *Je les chasse d'où je suis,*
Mais en chascune saison
Ilz rentrent par ung autre huis.

---

11 *Deux ou trois couples d'Ennuys*
[J'ay tousjours en ma maison,
Desencombrer ne m'en puis.]

E. Stengel.

Comte, Charles, *Les Stances libres dans Molière.* Étude sur les vers libres de Molière comparés à ceux de La Fontaine et aux stances de la versification lyrique. Versailles. Imprimerie Ve E. Aubert, 1893. En dépôt à la librairie Hachette. 87 S.

Zweckmässigkeit und Schönheit der freien Metren Lafontaines und Molières sind vielfach von den Erklärern derselben und von Metrikern anerkannt worden. Die meisten spenden denselben fast überschwängliches Lob. Einige, wie Lamartine und neuerdings E. J. Castaigne *(Petites études littéraires,* Paris Picard, 1888) tadelten Lafontaines freie Verse. Der letztere sagt: *On me faisait bien apprendre aussi par cœur quelques fables de La Fontaine; mais ces vers boiteux, disloqués, inégaux, sans symétrie ni dans l'oreille ni sur la page, me rebutaient.* Das Wesen und die Gesetze der freien Verse hatte bisher, so viel ich weiss, niemand untersucht und entdeckt. Daher ist Comte's sehr sorgfältige und scharfsinnige Studie freudig zu begrüssen, da sie endlich in dies bisher recht dunkle Gebiet der poetischen Kunst Licht bringt[1]).

Zur Entwicklung gegenteiliger Ansichten und zu kritischen Ausstellungen giebt das Werkchen an keiner Stelle Anlass. Deshalb verzichte ich gern darauf, eine ausführliche Beurteilung zu schreiben, sondern glaube denen, welche für metrische Untersuchungen Interesse haben, dadurch zu dienen, dass ich den Gang der Untersuchung

---

[1]) Zur Geschichte des Vers libres in der nfz. Poesie vgl. Ph. A. Bekker Z. f. rom. Phil., XII., 89ff.

mit deren Ergebnissen in möglichster Kürze mitteile. Um nicht zu viel Raum zu beanspruchen, unterlasse ich die wörtliche Anführung der Stellen; der geneigte Leser möge dieselben in der Lafontaine-Ausgabe von Lubarsch, welche ich durchgehends verglichen habe, und in der Molière-Ausgabe von Despois-Mesnard einsehen.

I. II. *Vers libres* hat Mol. angewendet im Amphitryon, in der Psyché, im Remerciment au Roi, Dépit amoureux, Dom Garcie, École des Femmes. Der Verf. scheidet die für den Gesang bestimmten und die nur vereinzelt in einigen Stücken vorkommenden freien Verse aus und beschäftigt sich mit dem *Remerciment, Psyché* (Prol. 57—169, Akt I, II 571—732, III 925—994) und besonders mit dem *Amphitryon.* Verf. stellt die Frage auf, ob der Amph. wirklich in *vers libres* geschrieben sei, um diese zu beantworten und zu dem Zwecke eine Definition der *vers libres* zu gewinnen, will er nur die *mesure des syllabes* und den Reim getrennt betrachten, auf die *coupe du vers* komme bei dieser Untersuchung nichts an, da dieselbe für regelmässige und unregelmässige Verse keinen Unterschied mache.

III. *Mesures du vers libre.* Die Verse eines Stückes können gleiches, regelmässiges Mass haben wie Laf. Fabl. VIII, 5 (Alex.); VII, 8 (10silbig), IV, 1 (8silb.), IV, 6 (7silb.); diese Stücke haben nur freie Reime. — Haben die Verse eines Stückes ungleiches Mass, so können sie in regelmässigem Wechsel angeordnet sein, also gleichmässige Strophen bilden; oder sie können regellos auf einander folgen. Auf die letztere Art sind 131 von den (245) Fabeln Lafontaine's in 12- und 8silbigen Versen verfasst, die frei mit einander wechseln, vgl. I, 8; II, 9.

IV. *Mesures du vers libre chez La Fontaine.* Auf den ersten Blick scheint es, als ob die Dichter ganz beliebig die verschiedenen Versmasse von 12 bis zu 1 Silbe mischen könnten; aber die für *vers libres* mustergültigen Dichter zeigen, dass eine solche Freiheit nicht besteht. Wie schon gesagt, begnügt sich Lafontaine gern mit zwei Versmassen. 12- und 8silbige Verse finden sich gemischt in 131 Fabeln; 10silbige Verse mit anderen mischen sich nur in 75 Fällen. Der 7silbige Vers ist noch viel seltener. Fünf Fabeln (z. B. IV, 6) enthalten nur 7-Silber; I, 1 und V, 2 ganz überwiegend; fünf Fabeln (III, 12; VI, 17; VIII, 13; IX, 1 und 15) beginnen mit grösseren oder kleineren Gruppen von 7-Silbern; fünf Fabeln (I, 16; II, 17; IV, 11; V, 14; IX, 16) schliessen mit solchen; diese Gruppen von 7silbigen Versen stehen aber nur unter sich im Zusammenhang *(contact),* sind von den andern Massen abgesondert. Solche Verse von 7 Silben, welche wirklich unter andere Masse gemischt sind, finden sich in den etwa 10000 Versen der Fabeln kaum 50, die übrigen Verse sind solche von gerader Silbenzahl

(mesures paires), 12-, 10-, 8silbige. Dies bestätigt die schon von Quichérat gemachte Beobachtung, dass der 7silbige Vers sich mit solchen von gerader Silbenzahl nicht verträgt und isoliert sein will. Mit dem 8-Silber gemischt findet sich der 7silbige Vers nur 10 Male[1]) und bei diesen sind nur dreimal die beiden Versarten durch den Sinn verknüpft; nie steht ein Vers mit 7 Silben zwischen zwei Versen mit 8 Silben. Kleinere Verse kommen nur ausnahmsweise (27 mal) vor, und zwar solche von 6, 4, 3, 2 Silben; Verse von 5 und 1 Silbe fehlen ganz. Also meistens sind Verse von 12 und 8 Silben gemischt, selten treten noch solche von 10 Silben, viel seltener von 7 Silben, fast nie noch kleinere hinzu; das ist der durch Laf.'s Fabl. klassisch gewordene Typus der *versification irrégulière* und die Definition derselben in Bezug auf das Versmass.

V. VI. *Mesure du vers chez Molière: Le Remerciment au Roi.* Laf. Fabl. I—VI erschienen 1668, kurz vorher im Januar d. J. erschien der Amphitryon. Wahrscheinlich hatte Molière Kenntnis wenigstens von einigen derselben, jedenfalls von den vor 1668 erschienenen *Contes,* von welchen I, 1; II, 14; II, 13 Versuche in sehr unregelmässigen Versen darboten. Auch hat Mol. schon 1663 im *Remerciment* mit den *vers libres* einen Versuch gemacht. Die ersten elf Verse desselben haben fünf verschiedene Masse (10, 7, 8, 7, 6, 7, 8, 12, 8, 6, 10 Silben), und die 102 Verse des Gedichts enthalten 17 Verbindungen von Versen, die sich nur durch eine Silbe unterscheiden, also doppelt so viele wie die 10000 Verse der Fabeln. Das Werk unterscheidet sich von Prosa nur durch den Reim, Rhythmus hat es nicht. — Das Gedicht war zum Lesen verfasst, für die Bühne hütete Mol. sich wohl, ähnlich zu verfahren. Wenn die Verse auf Mol.'s Bühne auch natürlicher und weniger singend deklamiert wurden, als im Hôtel de Bourgogne, so war doch eine rhythmische Bewegung für dieselben Erfordernis, so sehr, dass er selbst seiner Prosa (Sicil. Av.) eine solche verlieh.

VII. *Mesures du vers dans l'Agésilas de Corneille.* Im Jahre 1666 hat Corn. mit seinem Agésilas den Versuch gemacht, die *vers libres rimés* in der Tragödie zu verwenden; abgesehen von 2 Zehnsilbern (272—274) beschränkt er sich auf Verse von 12 und 8 Silben. Nicht blos, weil der Agés. zwischen dem Rem. und Amph. erschien, sondern besonders aus der Anordnung der Reime meint Verf. schliessen zu müssen, dass Mol. die unglückliche Tragödie zu seinem Vorbilde in metrischer Beziehung gemacht habe, jedenfalls steht der Amph. dem Agés. viel näher als den Fabeln.

---

[1]) III, 6, 40—41; III, 9, 7—8; IV, 20, 8—9; V, 10, 6—7; VI, 9, 10—11; 14—15; XII, 24, 14—15; — V, 10, 10—11; X, 15, 37—38 (les Lapins); XII, 24, 22—23 le Soleil et les Grenouilles).

VIII. IX. *Mesures du vers dans Amphitryon et dans Psyché.* Mol. hat sich grössere Freiheit in der Mischung der Versarten gestattet als Corn. Unter den 1943 Versen des Amph. finden sich etwa 100 Zehnsilber (in den 746 Mol.'schen Versen der Psyché 12). Siebensilber hat Amph. 94 (Psyché 36), von diesen fallen auf den Prolog 19, Akt I: 60, Akt II: 5, Akt III: 10. Ferner wird constatiert, dass fast alle Verse von 7 Silben den mehr possenhaften Personen La Nuit, Mercure, Sosie, Cléanthis zufallen, welche Prolog und Akt I fast ausfüllen. Für sie eignen sich die *vers de 7 syllabes, légers, rapides, sautillants, bien faits pour exprimer la piteux ahurissement d'un Sosie ou la malice facétieuse d'un Mercure.* Drei 7silbige Verse spricht Naucrates (1713—15) und zwar über Sosias. Die Personen der heroischen Komödie (Amph., Alcm., Jup.) sprechen in den edlen lyrischen Versmassen von 12, 10, 8 Silben. Die Reden des Amph. und des Jup. enthalten nur je 2 (1814—17; 1918—21) siebensilbige Verse, welche gleichsam Strophenschluss bilden, diejenigen der Alcm. enthalten gar keinen. Psyché Akt I, von Mol. verfasst, hat 32 Siebensilber und zwar nur im Munde der fast komischen Rollen Aglaure und Cédippe; im Prolog sprechen Aegiale (eine der Grazien) und Vénus jede zwei 7silbige Verse (81—84; 89—92), und auch diese bilden Strophenschluss mit der gleichen Reimstellung (ab ab) wie in den bezeichneten Stellen des Amph.

Wie Laf. vermeidet es Mol. im Amph., 7silbige Verse mit 8silbigen in *contact* zu bringen, vielmehr trennt er beide Versarten durch den Dialog (4f, 46f, 123f, 135f, 275f, 332f) oder durch den Sinn (173f, 177f, 187f, 199f, 241f, 1712f, 1797—99, 1921f); nur zwei Ausnahmen finden sich Vers 239 und 409. In der Psyché steht der Siebensilber nur dreimal in *contact* mit dem 8silbigen, Vers 312f. sind beide durch den Dialog, Vers 179f durch den Sinn getrennt, nur Vers 172 steht wirklich in Verbindung mit dem achtsilbigen Vers 173.

X. *La liberté des mesures chez Molière.* Die Psyché hat noch zwei 6silbige Verse (732, 986), welche der Verfasser für eine blosse Nachlässigkeit hält. Somit beschränkt Mol. die Freiheit der Versarten auf 12-, 10-, 8- und 7silbige, die letzte Art verwendet er nur in bestimmten Rollen und setzt sie auch nicht in unmittelbare Verbindung mit den 8silbigen.

XI. *Éléments des rimes du vers libre.* Folgende Reimstellungen kommen in den *vers libres* vor: *rimes plates* Laf. Fabl. I, 10, 1—2; *suivies* III, 6, 1—4; *croisées* I, 7, 1—4; I, 5, 1—4; *embrassées* I, 14, 1—4; IV, 2, 1—4; *répétées* I, 19, 19—24; I, 7, 25—29; *mêlées* I, 8, 11—20 (a b a b c c b d d d), die letzteren entstehen durch beliebige Mischung der 5 anderen Reimarten, wie in dem angegebenen Beispiel.

XII. *Les rimes mêlées chez La Fontaine. La rime plate.* A priori lässt sich annehmen, dass die Reime der *vers libres* nur dem Gesetz der Abwechslung männl. und weibl. Reime unterworfen, sonst aber frei gefügt sind. So ist es bei Laf., nicht aber im Amph. Zum Beispiel gliedert sich *Les Membres et l'Estomac* (III, 2) in folgende 12 Reimgefüge (die weibl. Reime sind durch angefügtes Zeichen kenntlich): a b‿ a b‿ | c c | d‿ e e d‿ | f f | g‿ g‿ | h h | i‿ k k i‿ i‿ | l‿ l‿ | m m | n‿ o o n‿ o p‿ o p‿ | q q r‿ q r‿ | s t‿ t‿ s. Ausser *rime croisée* (No. 1, 11), *embrassée* (No. 3, 7, 10, 12), *répétée* (No. 7, 10, 11) findet sich *rime plate* (No. 2, 4, 5, 6, 8, 9) sechsmal. Wie in diesem Stücke so ist *rime plate* bei Laf. vorherrschend, findet sich in Gruppen von 2 bis 26 Versen (XI, 6, 5 ff.) und IV, 10 ist bis auf Vers 9—11 ganz in *rimes plates,* aber in Versen verschiedenen Masses verfasst. Ungleiche Versmasse bei Regelmässigkeit der Reimstellung ist selten, gewöhnlicher sind gleichmässige Verse mit unregelmässigen Reimen. — Für Laf. ist also die Freiheit in den Reimen nur ein Mittel, die Einförmigkeit der *rimes suivies* zu unterbrechen; und die *rimes mêlées* sind eine Verbindung der *rimes plates* oder *suivies* mit den *rimes croisées, embrassées, répétées.*

XIII. XIV. *Les rimes dans Amphitryon. La rime plate. Deux vers à rime plate.* Mol. hat im Amph. der *rime plate* entsagt (vgl Despois-Mesnard VI, 344), um die den Stanzen und Strophen der Lyrik eigenen Reimfügungen anzuwenden, so dass das Stück nicht in *vers libres,* sondern in *stances libres* geschrieben erscheint. Als *rime plate* sind zwei reimende Verse nicht zu betrachten,

1. wenn sie mit anderen Versen zu *rimes embrassées* (abba) verbunden sind. Bei derartigen Gruppen zeigt sich, wie der Dichter durch syntactische Gliederung dafür gesorgt hat, dass die Empfindung des Plattreims vermieden wird; nur einmal (214—217) stehen die beiden reimenden Verse in enger Verbindung unter einander, im übrigen vergleiche man Vers 472--475; 188—191; 1370—1373; Prol. 1—4; 843—846; 155—158; 509--513; 333—336. Dass diese Gliederung der vierzeiligen Reimgruppe eine bewusste und gewollte ist, geht aus der Art und Weise hervor, auf welche der Dichter sie behandelt, wenn mehrere Personen in dieselbe sich teilen. Diese Teilung geschieht stets so, dass die beiden mittleren Verse der Gruppe verschiedenen Sprechern zugeteilt, also von einander getrennt werden; nur dann bleiben sie vereinigt, wenn sie mit dem vierten Verse dem Gedanken nach zusammengehören. Die möglichen Teilungen sind also 2+2, 1+1+2, 1+3, vgl. Vers 821—824; 1498—1501; 665—668. Wo eine vierzeilige Reimgruppe durch den Dialog in 1+2+1 geteilt wird, findet sich nie *rime plate,* sondern stets *rime croisée* (ab ab), vgl. Vers 353—356; 480—483; 309—313. Zweizeilige

Gegenreden haben immer zwei Reime, meistens gekreuzte (ab + ab), vgl. Vers 329—332; 634—637 (aber 821—824 ab + ba).

2) Zwei mit einander reimende Verse sind ferner nicht als *rime plate* zu betrachten, wenn sie zu einer fünfzeiligen Gruppe mit *rime répétée* gehören. Folgende Reimfügungen sind möglich, in denen *m* männlichen, *f* weiblichen Wortausgang bedeutet: f m m f m, f m f f m, f m f m m, m f m f f, f f m f m. Dies sind sämtlich bei den lyrischen Dichtern beliebte Schemata für Strophen mit zwei Reimen, und Verfasser giebt für alle Beispiele aus Leconte de Lisle (Kaïn, Vers 246ff.), A. Chénier (Odes XIV, 6—10), V. Hugo (Châtiments II, 4, Vers 11—15) u. a. an. Auch hier sucht der Dichter durch die syntactische Gliederung und dialogische Anordnung die Empfindung der *rime plate* abzuschwächen oder zu verhindern, vgl. Vers 1228—1232; 383—387; Prol. 71—75; 1170—1174; 1175—1179; 1858—1862; 1336—1340.

3. Zwei mit einander reimende Verse wird man nicht als *rime plate* betrachten, wenn sie mit zwei anderen Reimen zu einer sechs- oder mehrzeiligen Gruppe verbunden sind, also etwa: f m m f m^2 m^2; f f m f^2 f^2 m; m m f m^2 m^2 f; m m f m^2 f m^2; f f m f^2 m f^2 m, vgl. Vers 1896—1901; 677—682; 373—378; 1445—1450; 659—664; 416—421; 1902—1908. Diese Reimgruppen werden als Reimschemata von Strophen nachgewiesen bei A. de Musset (A Lydie), V. Hugo (Crépuscule V, 2, 67—72), Malherbe (éd. Lalanne CV, LXXXVIII), V. Hugo (Odes IV, 9, 3).

XV. *Quatre vers à rime plate.* Zwei Verspaare mit *rime plate* sind immer so mit den vorangehenden und nachfolgenden Versen verbunden, dass sie nicht für sich bestehen, sondern mit den andern zur Strophe sich verbinden, und zwar haben die sich ergebenden Reimgruppen meistens nur zwei Reime:

f m m f f m, Vers 862—867; 918—923; Prol. 47—52; ib. 93—98; ib. 110—115; 1433—1438; 1740—1745.
m f f m m f, Vers 259—264; 602—607; 771—776; 851—856; 1075—1078; 1117—1122; 1654—1659.
m f m m f f m Vers 1290—1296; 1863—1869.
m f f m m f m Vers 689—695.
f m m f f m f m Vers 1531—1538.
f m f m f m f f m m f Vers 1233—1243.
m f f m m Vers 320—324; 1215—1219.
m m f f m f Vers 1379—1384.

In allen diesen Gruppen sind die Verse mit *rime plate* durch Satzpausen oder Verteilung auf verschiedene Personen so von einander getrennt, dass sie nicht als solche empfunden werden. Sämtliche Gruppen werden als Reimschemata lyrischer Strophen nachgewiesen; sogar die letzte Gruppe, welche die Empfindung von Platt-

reimen am wenigsten überwindet, findet sich bei A. de Musset, *le treize juillet,* V. — Bemerkenswert sind die beiden Plattreimpaare 1900—1903, von denen das erste Paar mit den vorangehenden Versen zu der Gruppe f m m f m² m² sich verbindet, das zweite mit den nachfolgenden Versen zu der Gruppe f f m f² m f² m.

XVI. *Amphitryon et Dom Garcie de Navarre.* Die soeben als Beispiel für die letzte Reimgruppe angeführten Verse 1379ff. sind besonders lehrreich, da Mol. dieselben seinem in *rimes plates* geschriebenen D. Garcie (694—699) entnommen und durch Veränderung der beiden letzten Zeilen zur Strophenform umgewandelt hat. Ähnlich ist er mit den übrigen Entlehnungen aus D. G. verfahren, vgl. folgende Verse des Amph. mit den in Klammern beigefügten des D. Garcie: 1385—1390 (D. G. 700—704); 1390—1393 (704—707); 1398f. (712f.); 1420f. (728f.); 1406f. (720f.) 1224—1227 (632—635). In der zuletzt bezeichneten Stelle des Amph. hat der Dichter (trotz der Umformung) zwei echte *rimes plates* auf einander folgen lassen. Dies ist ihm ausserdem nur noch Vers 1426f zugestossen. Von diesen beiden Ausnahmen abgesehen giebt es wirkliche *rimes plates* im Amph. nicht.

XVII. *Rimes feminines et rimes masculines.* Die Vorliebe Mol.'s für die Reimstellungen der lyrischen Dichtung zeigt sich auch darin, dass er Reimgruppen meist mit männlichem Reime endigt. Darin stimmte er mit den Lyrikern seiner Zeit überein: Malherbe hat kaum drei bis vier Gedichte, deren Strophen mit weiblichem Reime endeten; Quinault war sehr sorgfältig darin, seine Couplets männlich zu schliessen, und der Componist Rameau forderte dies sogar von den Dichtern, welche ihm Texte lieferten (vgl. Volt. *mél. litt., lettre à l'abbé d'Olivet, sur sa nouv. pros.).* Zu dem Charakter der *Imitation* Corneille's stimmt es, dass der Übersetzer weibl. Strophenschluss bevorzugte. Auch Laf. liebte es, bei weibl. Versausgange Pausen eintreten zu lassen (I, 4, 11f; I, 10, 18f; I, 18, 24—26; IV, 4, 40—42; I, 4, 16—19), was daraus erklärt wird: er wollte *éviter dans la contexture de son récit familier tout ce qui rappellerait trop les combinaisons et les divisions de la versification lyrique.* Wenn aber Mol. eine *rime croisée* oder *embrassée* durch Wiederholung des vorletzten Reimes zu einer fünfzeiligen Strophe erweitert, thut er es unter 3 Malen zweimal dann, wenn dies ein männl. Reim ist. So stellt sich folgendes Verhältnis heraus: m f m f m 19mal, z. B. Prol. 88—92; f m m f m 13mal, z. B. 1257—1261; f m f m f nur 8mal z. B. 1303—1307; m f f m f nur 3mal, z. B. 1758—1762. Diese Reimstellungen werden in lyrischen Strophen nachgewiesen bei V. Hugo (Odes IV, 14, Vers 11—15); Lamartine (Méditations XIII, 45—49); V. Hugo (Odes V, 1, Vers 14—18); A. de Musset (Mais. du comte de Paris 55—60).

XVIII. *Simplicité réelle de ces diverses combinaisons.* Bewundernswert ist, wie im Unterschiede von andern Dichtern, Mol. im Amph. es vermeidet mehr als zwei Reime zu einem Reimganzen zu verbinden. Laf. Fabl. VIII, 3, 13—22 hat folgende Reimfolge: a b b a c c a c d e, derartiges findet sich im Amph. nicht. Wenn der Dichter, was aber ganz vereinzelt vorkommt, drei Reimpaare verbindet, thut er dies auf die denkbar einfachste Art, z. B. a a b c c b (373—378), indem er auf *rime plate* eine *rime embrassée* folgen lässt. Nur zweimal im Amph. fügt er den dritten Reim durch Wiederholung des einen vorangehenden an, und dann gliedert sich die ganze Gruppe mit 3 Reimen in zwei kleinere, aber vollständige Teilgruppen mit je 2 Reimen, von denen der eine beiden Teilgruppen gemein ist: a b b a b a + b c b c (1880—1889) oder a b a b a + b c b c (1805—1813), das sind gewiss einfache Reimordnungen. Eine Verkettung der selbständigen Versgruppen (wie in dem eben angeführten Beispiel aus Laf.) vermeidet er; eine Gruppe findet ihre Reimergänzung stets in sich, nicht in vorangehenden oder nachfolgenden. — Die bei weitem meisten strophischen Gebilde begnügen sich mit zwei Reimen, und mit so grosser Kunst versteht der Dichter diese einfachen Elemente zu componieren, dass trotz der vielfachen Wiederholungen und Verschlingungen nur an drei Stellen (293—297; 1281—1285; 1686—1690) drei auf einander folgende Verse denselben Ausgang haben, also reimen. Bewundernswert ist auch, wie die Reimordnung der Gliederung und Entwicklung der Gedanken sich anschmiegt, in Rede und Gegenrede sich entspricht u. s. w., vgl. die lange Rede Jupiters (1341—1390), deren 50 Verse nur 16 verschiedene Reime hat, ferner Vers 898—909; 789—795. Mit zwei Reimen gebildet sind folgende Gruppen von 7 Versen: Prol. 59—66; 103—109; 148—154; Akt I, 159—165; 226—232; II, 689—695; 706—712; 789—795; 800—806; 969—975; 1068—1074; 1142—1148; 1153—1159; 1290—1296; 1341—1347; 1385—1391; III, 1631—1637; 1679—1685; 1863—1869; 1927—1933. Gruppen von 8 Versen: II, 813—820; 1040—1047; III, 1531—1538; 1623—1630; 1833—1840; Gruppen von 9 Versen: II, 1180—1188; III, 1784—1792. Gruppen von 11 Versen: II, 1001—1011; 1233—1243. Gruppen von 12 Versen: II, 898—909; 1348—1359.

XIX. *La phrase dans les rimes mêlées du vers libre. Groupes à rime cohérente et groupes à rime disjointe.* Verfasser untersucht das Verhältnis zwischen Reimgruppierung und Satz und sagt: Wenn das Ende eines Satzes mit dem Abschluss einer Reimgruppe zusammenfällt, also z. B. ein Satz zwei durch den Reim gebundene Verse ausfüllt, dann ist dies eine *phrase à rime complète;* ist dies nicht der Fall, so entsteht die *phrase à rime incomplète.* In Laf.'s Fabl. herrscht die *rime incomplète* erheblich vor, findet sich unter 10 Sätzen mehr

als 7mal. Eine Reimgruppe, etwa a a b b c c d d, gliedert sich bei ihm in Sätze: a + a b + b c + c d oder ähnlich, selten a a + b b + c c + d d. Folgende Fälle sind nun für das Verhältnis der Reimordnung und der Satzbildung zu einander möglich, ich stelle dieselben übersichtlich mit Beispielen und den vom Verf. gegebenen Benennungen zusammen:

1. Mehrere Sätze mit *rime incomplète* werden zu einer Reimgruppe *à rime complète* verbunden:

Fables III, 16, 1—4 a b + a b
„ II, 11, 1—4 a b + b a
„ I, 18, 24—28 a a b + a b
} *rime complétive.*

2. Einer schon completen Reimgruppe gliedert sich ein Satz mit gleichen Reimen an:

Fabl. V, 18, 9—14 a b b a + a b — *rime explétive.*

3. Gewöhnlich fällt (bei Laf.) das Ende der Reimgruppe nicht mit dem des Satzes zusammen; der Satz enthält dann am Anfang oder am Ende, oft an beiden Stellen, einen Vers, der seine Reimergänzung in den vorangehenden oder folgenden, nicht ihm selbst angehörenden Versen findet, z. B.

Fabl. I, 19, 9—14 (a +) **a** b c b c
„ V, 4, 1—8 a a b b c (+ d d c)
„ X, 1, 3—9 *(l'Homme et le Couleuvre)* (a +) **a** b c c b **d** (+ d)
„ II, 4, 4—9 (a b a +) **b** c + d d c **e** (+ e)
} *rime excédante.*

4. Da sehr häufig (bei Laf.) ein Satz mit dem vorletzten Verse einer Reimgruppe beginnt, oder mit dem zweiten Verse einer Reimgruppe endet, so finden sich Sätze von 3—4 Versen mit 3—4 unter einander nicht reimenden Versausgängen, z. B.

Fabl. I, 5, 36—41 (a b +) a b c (+ c)
„ I, 12, 19—24 (a +) a b c (+ b c)
„ VIII, 7, 5—12 (a b +) b a c d (+ d c)

Die unter No. 1 und 2 angegebenen Reimordnungen nennt Verfasser mit nicht ganz klarer Begründung: *groupes à rime cohérente,* die unter No. 3 und 4 angegebenen: *groupes à rime disjointe.* Zu beachten ist, dass eine Gruppe *à rime disjointe* eine Anzahl von Versen enthalten kann, welche zusammen eine Gruppe *à rime cohérente* als Teil der ganzen bilden, z. B.

Fabl. VIII, 4, 1—8: a b + b + a b + b c d.

Die ersten sechs Verse bilden eine Gruppe *à rime disjointe,* weil Satz und Gruppe nicht gleichzeitig endigen, aber man kann die ersten fünf Verse als *groupe à rime cohérente* (a b b a b) herauslösen. Dies ist eine beliebte Art, auf welche Laf. die Sätze durch den Reim aneinander kettet.

Demnach sind die *rimes mêlées* der *vers libres* in Beziehung auf den Sinn, die Satzbildung *(sens)* ein Gemisch von Sätzen *à rime complète, complétive, explétive* mit Sätzen *à rime excédante,* — in Rücksicht aber auf den Reim ein Gemisch von Gruppen *à rime cohérente* mit solchen *à rime disjointe.*

XX. *Les groupes à rime cohérente dans Amphitryon.* Verfasser führt aus, ein in *rimes mêlées* nach Laf.'s Vorbilde gedichtetes Drama könnte wohl für das Lesen hübsch *(charmant)* sein, für die Aufführung aber sei es unerträglich. Die Verkettung der Sätze durch *rime disjointe* beeinträchtige die syntactische Klarheit und Durchsichtigkeit derselben, auch würden die vielen aus mehreren unter einander nicht gereimten Versen bestehenden Sätze die rhythmische Wirkung der Rede stark vermindern, und zwar noch mehr im Dialog als im Monolog und den dem Drama eingefügten Erzählungen und Berichten. Daher sei Mol. dem Laf. nicht gefolgt, für den Amph. gelte als Gesetz: *Les stances libres ne se composent que de phrases (ou parties de phrases) à rime complète, complétive ou explétive. Ce sont des groupes à rime cohérente.* D. h. die strophenartigen Satzgebilde füllen eine vollständige Reimgruppe ganz aus *(r. complète),* oder bestehen aus mehreren Einzelsätzen, deren Reime sich zu einer vollständigen Reimgruppe verbinden *(r. complétive),* oder endlich bestehen aus einem Satze, der eine vollständige Reimgruppe bildet, an den sich aber ein anderer Satz mit gleichen Reimen anlehnt *(r. explétive).* Anfang und Ende der Reimgruppen fallen immer mit dem Beginn und dem Schluss des Satzes oder der Sätze zusammen, aus denen sie besteht *(r. cohérente).* Als Beispiel der durch *rime complétive* zur Reimgruppe verbundenen Sätze vgl. Amph. 1034—1037 (a b + a b), denen sich 1038f noch als *rime explétive* (a b) angliedern. Dieser Vorgang ist im Amph. nicht selten, findet sich aber nur da, wo der durch *rime explétive* angegliederte Satz auch durch den Gedanken mit dem vorangehenden verbunden ist; dies zeigen auch die Verse 314—317 + 318f. Der Reim wechselt im Amph., sobald die Rede zu einem andern Gedanken, zu einer neuen Betrachtungsweise derselben Situation, zum Ausdruck eines von dem vorangehenden verschiedenen Gefühls u. dergl. übergeht. Wollte man den Text des Amph. in logische Einheiten zerteilen, brauchte man nur hinter jeder vollständigen Reimgruppe einen Einschnitt zu machen; man würde staunen, welche Fülle von *rimes répétées* der Dichter oft zu finden weiss, um an wichtigen Stellen ein Thema ausführlich ohne Reimwechsel zu entwickeln. Ausnahmen sind selten, und fast immer künstlerisch zu begründen. In Vers 1913 giebt Sosias eine bei Seite gesprochene Bemerkung zu der aus den Wolken dringenden Trostrede Jupiters; dieser Vers kann für sich keine Gruppe bilden, gliedert sich daher durch den Reim an 1914—

1917 an (als *une sorte d'aparté métrique),* ähnlich verhält sich Vers 1927 zu 1928—1933.

Von dem Gesetz, dass eine Reimgruppe regelmässig mit dem Satz beginnt und endet, dass es also keinen Satz *à rime excédante* giebt, finden sich einige Ausnahmen, diese aber sind höchst interessant und dienen zur Bestätigung der Regel. Dieselben zeigen nämlich, dass Anfang und Ende einer Reimgruppe, wenn auch nicht immer mit Beginn und Schluss des Satzes zusammenfallen, wenigstens aber regelmässig mit Beginn und Schluss einer Versreihe, welche einen vollständigen Sinn hat. So enthalten die Verse 454—467 folgende drei Reimgruppen mit den angegebenen Satzzeichen am Ende derselben: a b b a b; c d d c d; e f e f., alle drei Gruppen haben jede einen vollständigen Sinn, und statt der Semikolon könnten recht wohl auch Punkte stehen. Ferner ist der etwas lange Satz (Vers 23—38), den man als Strophe aus 16 Versen mit 7 Reimen betrachten kann, dem Inhalte gemäss in drei Reimgruppen gegliedert: a b b a + c d c d c d + e e f g g f; vgl. die Sätze, welche bei den nachstehend genannten Versen einen Reimwechsel zeigen, überall wird sich ergeben, dass die Anderung des Gedankens recht wohl eine selbständige Entwickelung derselben gestattete: Vers 98f, 115f, 253f, 500f, 545f, 572f, 752f, 756f, 782f, 812f, 1322f, 1347f, 1359f (vgl. oben unter No. XVIII), 1384f, 1479f, 1908f, 1939f. — Der lange Monolog des Sosias endet mit zwei Versen (259f), welche eine neue Reimgruppe beginnen und ihre Ergänzung in der Rede des Mercur finden. Nach des Verfassers Ansicht veranschaulicht der Dichter dadurch die plötzliche Unterbrechung des Selbstgesprächs und knüpft sie durch den Reim an die neue Scene, der sie dem Sinne nach angehören. — Die Verse 946—956 haben folgende Reimgliederung: a b a b c d c c d c e; die erste Gruppe (a b a b) schliesst nicht mit dem Satze und hat keinen vollständigen Sinn, aber ihr Inhalt wird in der folgenden Gruppe wieder aufgenommen und zum Abschluss gebracht. Auffallender ist noch, dass der letzte Vers von Alcmenens Rede eine neue Gruppe beginnt, und diese Schwierigkeit führt den Verfasser dazu, eine geringe Änderung vorzuschlagen. Nach der von Mesnard beibehaltenen Zeichensetzung der Original-Ausgabe bilden Vers 953—955 einen unvollständigen, durch 956 sonderbar ergänzten Fragesatz, und die Rede schlösse mit einer *rime excédante,* was sonst nirgends vorkommt. Der Verfasser möchte daher statt des augenscheinlich fehlerhaften Fragezeichens nach 952 ein Komma setzen. Dann wird der Satz erheblich correcter: *de qui pourrais-je tenir — la nouvelle — — et les cinq diamants* etc.? und Vers 956 wäre dann ein unabhängiger Fragesatz, der sich auf den Gesamtinhalt des vorangehenden bezieht. Ein solcher Satz kann aber natürlich eine neue Reimgruppe beginnen. — Diese Conjectur

scheint dem Ref. annehmbar, zumal wenn er die oft vollkommen verwahrloste Interpunctionsweise im 17. Jahrhundert erwägt.

XXI. *Conclusion touchant la rime. La concordance.* Mol. ist also weit entfernt von den *rimes mêlées* und der Freiheit Laf.'s. Auch die angeführten Ausnahmen von der absoluten Unabhängigkeit oder Selbständigkeit der Reimgruppen berechtigen nicht, zwischen den Strophen Mol.'s und der Lyriker einen Unterschied zu constatieren. Bei Malherbe und sehr vielen andern Dichtern (im Übermass bei V. Hugo) finden sich häufige Beispiele, dass eine Periode aus einer Strophe in die andere übergreift, beim Strophenschluss also kein vollständiger, sondern nur ein vorläufiger Gedankenabschluss stattfindet. Wollte man Mol. als lyrischen Dichter betrachten, würde man finden, dass sein Versbau, besonders wo der Stil mit dem Gedanken sich höher erhebt, diese *loi de concordance* ebenso streng beobachtet, wie es etwa in den Chören der Esther, in Delavigne's Messéniennes, in den Méditations Lamartines der Fall ist. Man betrachte z. B. die Reden Alcmenens und Jupiters Vers 577—607, wie dieselben bei Vers 580, 584, 588, 592, 596, 601 in sieben vollkommene, aber ungleichförmige Strophen geteilt sind. Diese Stelle ist typisch für den ganzen Amph., jedoch bringt die Lebhaftigkeit des Dialogs oft einen freieren, viel freieren Strophenbau mit sich, aber zu freien Strophen runden sich die Reimgruppen immer ab. — Den Unterschied der freien Verse in der Fabel von denen des Dramas zeigt Verfasser endlich noch, indem er der schon (No. XII) analysierten Fabel Laf.'s III, 2 *les Membres et l'Estomac* die Form gegenüberstellt, welche Boursault ihr in seinem *Ésope à la Ville* II, 5 gegeben hat. Man ersieht, wie sehr dieser dem Amph. nachgeahmt und statt der planlos wechselnden Reime freie Strophen angewandt hat, die Reimgruppen sind: a b b a + c c d e e d + f g f g + h i h i k k.

XXII. *L'Alternance dans Amphitryon.* Der Rhythmus ist also im Amph. durchaus nicht unregelmässiger und freier als in den aus Alexandrinern bestehenden Stücken, und es ist nicht anzunehmen, dass der Dichter zufällig, aus unbewusstem Triebe, spontan den Plattreim gemieden und das Stück in zwar nicht uniformen, aber völlig von einander unabhängigen Strophen geschrieben habe. Er hat vielmehr dies rhythmische System erfunden und frei gewählt. Das wird zur völligen Gewissheit, wenn man betrachtet, wie das Gesetz vom Wechsel weibl. und männl. Reime beobachtet ist. Souriau giebt in seiner (in Deutschland wohl noch unbekannten) *excellente étude* über die *versification de Mol.* p. 76f. an, Mol. habe im Amph. dreimal verschiedene weibl. Reime und einmal verschiedene männl. Reime unmittelbar auf einander folgen lassen; in der That verstösst der Amph. 58mal gegen die *loi d'alternance,* und zwar 15mal bei weibl., 43mal bei männl. Reimen bei folgenden Versen:

Prol. 34, I, 217, 249, 264, 292, 533, 545, 564, 576, II, 795, 871, 909, 917, 923, 931, 991, 1063, 1093, 1116, 1126, 1174, 1193, 1201, 1214, 1219, 1247, 1267, 1280, 1285, 1312, 1316, 1326, 1340, 1347, 1378, 1411, 1419, 1427, III, 1456, 1461, 1489, 1600, 1622, 1678, 1685, 1696, 1719, 1745, 1753, 1757, 1770, 1796, 1817, 1832, 1851, 1889, 1921, 1926.

Wie ein Vergleich zeigt, finden sich die Verstösse nicht blos da, wo beide Reime durch den Dialog getrennt sind, sondern bisweilen geht dieselbe Rede von einem Reim zum andern der gleichen Art unmittelbar über (vgl. 1278—1287). Da der Amph. 417 Reimgruppen zählt, wäre Mol. also in fast einem Siebentel aller Fälle fehlerhaft verfahren, und das trotz der augenscheinlich auf den Versbau verwendeten grossen Sorgfalt, während die in grösster Eile niedergeschriebenen Teile der Psyché die *alternance des rimes* regelmässig beobachten. Da nun dieser fehlerhafte Reimwechsel niemals innerhalb einer Reimgruppe, sondern nur beim Übergang von der einen zu der andern stattfindet, beweist derselbe unwiderleglich, dass Mol. den Amph. bewusster Weise nicht in freien Versen, sondern in freien Strophen geschrieben hat. Denn der regelmässige Wechsel weibl. und männl. Reime ist Gesetz für eine Folge von Versen, nicht für eine Folge von Strophen; Malherbe, Corneille's Imitation, die Chöre der Esther zeigen es sehr oft, dass die eine Strophe weibl. (bezw. männl.) ausgeht, und die folgende wieder mit einem anderen weibl. (bezw. männl.) Reime beginnt.

XXIII. *Les rimes dans Psyché.* Mit dem Amph. stimmt die Psyché im allgemeinen überein, doch zeigt eine Reihe von Freiheiten, die der Dichter sich genommen, und von Nachlässigkeiten, die er nicht hat wegfeilen können, dass ihm die strophische Gliederung nur sehr teilweise gelungen ist. Vers 693 hat überhaupt keine Reimergänzung (vgl. Laf. VII, 7, 21), die *rime plate* macht sich mehrfach fühlbar. In strophischen Bildungen findet sich Plattreim ausgiebig verwendet, auffallend in Vers 582—591, 685—692, besonders aber vgl. Prol. 163—167, ferner 522f, 731f, 970f, 993f; 508—511, 694—697. Auch *rime excédante* findet sich: Vers 164—167, 698f, 708ff, 727ff.

XXIV. *Les rimes dans les autres morceaux ou vers libres.* Das *Remerciment* zeigt keine strophische Gliederung. Die *Lettres* im Dépit amoureux, D. Garcie, die *Maximes du mariage* in der *École des Femmes* sind in freien Strophen verfasst, wie der Amph.

Wie schon dieses Referat zeigt, hat Comte seine schwierige und eigenartige Untersuchung vorsichtig, schrittweise fortschreitend und scharfsinnig geführt, auch seine Beweise so vollständig und überzeugend geliefert, dass er Zweifel an der Richtigkeit seiner Ergebnisse nicht aufkommen lässt.

DORTMUND. W. KNÖRICH.

Joseph Bédier, *Les Fabliaux, études de littérature populaire et d'histoire littéraire du moyen âge.* Paris, Bouillon 1893. 8⁰ XXVIII, 485 S. (Band 98 der Bibliothèque de l'école des hautes études.)

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Im ersten allgemeinen Teil beschäftigt sich der Verfasser mit Fragen, welche für die Volkskunde überhaupt von grösster Wichtigkeit sind; der zweite besondere Teil gehört ins Gebiet der afz. Litteraturgeschichte. Die heutige Wissenschaft sucht den Ursprung der Novellen in Indien. Von dort sollen diese kleinen heiteren Geschichten nach dem Abendlande gewandert sein, entweder in mündlicher Überlieferung durch Vermittlung von Byzanz zur Zeit der Kreuzzüge, oder durch Übersetzungen aus morgenländischen Sammlungen, wie solche in Spanien im 13. Jahrhundert angefertigt wurden. Dieser Anschauung tritt B. mit aller Entschiedenheit entgegen, indem er die dafür vorgebrachten Gründe als haltlos nachweist. Novellen und Schwänke, Märchen und Fabeln finden sich lange vorher bei den abendländischen Völkern, ehe die von den Anhängern der indischen Theorie geltend gemachten Einflüsse sich zeigen. Indien kann also unmöglich der alleinige Ausgangspunkt für solche kleine Geschichten sein oder es müssten jedenfalls schon viel früher Entlehnungen von dorther stattgefunden haben. Die Einwirkung der indischen Novellensammlungen ist seit Benfey überschätzt worden. Sie verdient nur Anerkennung, insofern es sich um die verschiedenen von einander abhängigen Übersetzungen handelt, d. h. um die Wanderung eines bestimmten indischen Werkes durch die Litteraturen des Orients und Occidents. Es ist eigentlich nur eine Frage der Bibliographie, die Ergebnisse dürfen nicht auf ein anderes Gebiet übertragen werden. In Indien wurden solche der mündlichen Volksüberlieferung angehörige Erzeugnisse früher als sonst irgendwo gesammelt und diese Sammlungen wanderten durch die Welt, aber damit ist keineswegs erwiesen, dass Indien auch die Heimat solcher Geschichten ist. Im Gegenteil, vereinzelt sind Märchen und Novellen anderweitig, z. B. in Ägypten und Griechenland, lange vor dem Zustandekommen der indischen Sammlungen vorhanden. Man muss zwischen den Sammlungen selber und ihrem Stoffe, den Quellen, aus denen sie entstanden, unterscheiden. Dass die Märchen und Novellen älter sind als die indischen Sammlungen, wird ja allgemein anerkannt. Vergleicht man die Masse der Fabliaux mit dem Inhalte der indischen Sammlungen, so sind nur wenige Berührungen bemerklich; die dort enthaltenen Novellen sind nicht volkstümlich geworden und haben der Fabliauxdichtung keinen belebenden Aufschwung gebracht. Die Novellen haften ferner fast immer im Rahmen der Sammlungen und sind nur selten einzeln daraus losgelöst worden. Unter mehreren Fassungen eines Schwankes

die zufällig auch vorliegende orientalische Form für die ursprünglichste zu erklären, beruht auf einem ungerechtfertigten Vorurteil. Ob die abendländische oder morgenländische Wendung vorzüglicher und älter sei, kann nur allenfalls aus inneren Gründen entschieden werden. B. deckt die Haltlosigkeit der Behauptung auf, die Grundzüge der Schwänke seien in indischen, namentlich buddhistischen Verhältnissen bedingt. Die wirklichen buddhistischen Erzählungen wanderten nicht ins Abendland, da sie dort ganz unverständlich gewesen wären. Meistens deutet aber der Bau und die ganze Anlage der einzelnen Geschichten darauf hin, dass gerade die abendländischen Fassungen der Urform näher stehen, dass die indische Variante dagegen Eigenschaften zeigt, welche als besondere Neuerungen und Änderungen zu betrachten sind. Somit ist die Annahme, im 12. bis 13. Jahrhundert sei eine gewaltige Menge von Novellen und Schwänken aus dem Morgenland ins Abendland herübergeflutet, wodurch die Fabliauxdichtung ins Leben trat, die Heimat dieser Stoffe aber sei in Indien zu suchen, als unrichtig oder mindestens stark übertrieben zurückzuweisen.

Eine Novelle setzt sich zusammen aus einem Grundstock allgemeiner Motive und Typen in einer bestimmten Verknüpfung und Anwendung. Die gemeinschaftliche Unterlage lässt sich leicht aus der Vielheit der Überlieferung jedesmal erkennen. An diesen unveränderlichen Kern setzen sich nach Zeit und Ort verschiedenartige, zufällige Zuthaten an. Treffen Varianten in mehreren Zufälligkeiten zusammen, dann darf man von der Abhängigkeit der überlieferten Geschichten sprechen. Das ist jedoch äusserst selten der Fall und niemals im Verhältnis einer indischen Fassung zu ihrem abendländischen Seitenstück. Die Grundzüge sind nun einerseits so allgemein, dass daraus die Heimat eines Schwankes nicht bestimmt werden kann, andererseits ist aber doch die Handlung, d. h. die Verbindung der einzelnen Typen und Motive so kunstvoll und willkürlich, dass man annehmen muss, jede dieser Geschichten ist einmal irgendwo erfunden worden und hat sich von Mund zu Munde fortgepflanzt, seit Urzeiten bis auf unsere Tage herunter. Aber wann und wo kann nie bestimmt werden. Denn selbst die älteste Aufzeichnung aus der Pharaonenzeit lehrt nichts anderes hierüber als die Niederschrift eines modernen Sammlers. Überall können solche Erzählungen aufgekommen sein, kein Land und kein Volk hat das alleinige Urheberrecht zu beanspruchen, eine indische Fassung gilt nicht mehr und weniger als jede beliebige andere auch. Die denkbar reichhaltigste Liste von Varianten eines Themas, in der alle Zeiten und Länder vertreten sind, löst die Frage so wenig als ein dürftiges Verzeichnis es vermag. Mit diesem negativen Ergebnis endigt Bédiers Untersuchung.

Der Verfasser ist mit Umsicht und Gründlichkeit zuwege gegangen, seine Ergebnisse dürften schwer zu widerlegen sein. Dass die indische Hypothese nur eine trügerische und scheinbare Erklärung von Ursprung und Ausbreitung der Novellenstoffe gewährt, muss jeder Unbefangene zugestehen. Aber auch die Auslegung der anthropologischen Schule, wonach ein Schwank an verschiedenen Orten aus den gegebenen allgemein menschlichen Voraussetzungen völlig gleichmässig sich entwickeln konnte (la légende se dégage du génie de nos paysans bretons ou normands aussi naturellement que la fumée s'échappe de leurs chaumières s. 36), reicht nicht aus. So gelangt man allerdings zum Schlusse, dass Novelle, Schwank, Märchen, Fabel als eine einmal vollzogene Erfindung, eine bestimmte Erdichtung aufzufassen ist, dass dieses geistige Erzeugnis schon frühzeitig in die mündliche Überlieferung überging und überall hin wanderte, dass zu verschiedenen Zeiten dieser stets bereit liegenden Volksüberlieferung Sammler erstanden, ja mitunter auch Kunstdichter auf sie zurückgriffen. Auf die Frage „wann und wo" gibt es aber wohl nie eine Antwort. S. 197ff. teilt B. einen sehr interessanten Versuch mit, wie Varianten einer Novelle entstehen können und müssen; vgl. auch S. 239ff., wie leicht Varianten in verschiedenen Sprachen aufkommen und wie wenig eigentlich daraus zu lernen ist. S. 86 wird mit Unrecht das Verhältnis der Sage von Oenone-Paris zu der von Isolt-Tristan unter die allgemeinen Novellentypen gestellt. Hier liegt wohl wirkliche Entlehnung und Nachahmung vor, nicht Verwertung des gleichen Typus von seiten des griechischen und französischen Dichters. Dass bereits Liebrecht (Germania 12, 25ff.) diese Beziehungen erkannte, hätte B. wissen können.

Im zweiten, literarhistorischen Teile sucht B. die Fabliaux in ihrer Besonderheit unter den andern französischen Denkmälern zu erklären, er schildert wie sich die allgemeinen Typen im Spiegel der französischen Verhältnisse ausnehmen. Wir finden anziehende Bemerkungen über den Geist dieser Poesieen, über Stil und Form, Dichter und Publikum. Die reichhaltigen Anhänge III und IV über die Dichter der Fabliaux, über einzelne verderbte Textstellen und Besserungsvorschläge werden dem Philologen besonders willkommen sein.

An die Abhängigkeit der Farcen von den Fabliaux glaubt B. nicht, vgl. 384ff.; Farcen und Fabliaux schöpften aus denselben Quellen, aus den Schwänken der mündlichen Überlieferung und deshalb zeigen sich Berührungspunkte, nicht aber weil das Fabliau in die Farce sich verwandelte. Denn als diese aufkamen, waren jene bereits abgestorben.

Es dürfte von Wert sein, den Versuch, welchen B. mit den Fabliaux (d. h. Novellen und Schwänken) machte, auch auf das Märchen zu übertragen. Beim Märchen hat man ein noch reicheres

älteres Material zur Verfügung, da es so häufig von der Kunstdichtung in Dienst genommen ward, wodurch uns die allgemeine Formel in einer besonderen Anwendung überliefert ist. Die Ergebnisse sind dieselben; selten wird die Heimat und Entstehungszeit der allgemeinen Märchenformel zu bestimmen sein, wohl aber zeigt sich diese Formel als das Ergebnis einer einmaligen dichterischen Erfindung, nicht als eine verschiedenen Orts selbständig und gleichartig gewachsene Pflanze. Zum Verständnis der mittelalterlichen Litteraturgeschichte sind solche volkskundlichen Untersuchungen sehr bedeutsam. Der Blick wird dadurch freier und unbefangener, die Schranken einer nur scheinbar begründeten Hypothese bilden kein Hemmnis mehr.

MÜNCHEN. W. GOLTHER.

Gustave Allais, ancien élève de l'École Normale Supérieure, docteur ès lettres, maître de conférences à la Faculté des Lettres de Clermont-Ferrand, *Malherbe et la poésie française à la fin du XVIe siècle (1585—1600).* Paris, Thorin, in-8°, 1892.

Après avoir affirmé qu'à la fin du XVIe siècle une réforme de la poésie française était nécessaire, M. Allais écrit dans l'Introduction de son livre: „Qu'est-ce que la personnalité de Malherbe? quelle était sa nature d'esprit? quel était son talent? que vaut son œuvre? — D'autre part, qu'a-t-il fait pour la réforme? comment l'a-t-il entendue? — Enfin quelle portée a cette réforme, qu'en devons-nous penser, maintenant que nous en sommes suffisamment éloignés pour la voir dans sa juste perspective, pour l'examiner avec équité, pour l'apprécier de haut et dans une large vue d'ensemble sur tout le mouvement littéraire du XVIe siècle? — Telle est la série de questions qui s'offrent à l'esprit quand on entreprend d'étudier l'œuvre de Malherbe."

M. Allais a raison, et c'est bien là le programme d'une étude sur Malherbe; mais ce programme, M. Allais ne l'a pas complètement rempli. Au moment où il s'arrête, les seules pièces remarquables que Malherbe ait publiées sont l'ode sur la prise de Marseille, l'ode à Marie de Médicis pour sa bienvenue en France et les Stances à du Périer: on y peut étudier le génie du poète-grammairien, mais trop en raccourci encore; les qualités et les défauts y sont encore trop mêlés; pourquoi ne pas pousser plus avant dans l'œuvre de l'auteur? pourquoi ne pas nous le montrer en pleine possession des mérites qui ont fait sa gloire?

C'est que M. Allais s'est fixé une limite: la date de 1600, et n'a point voulu la dépasser. Mais il l'a dépassée sans doute, quoi

qu'il en eût, car il établit lui-même fort judicieusement que les Stances à du Périer ne sont peut-être pas antérieuses à 1603. Dès lors, pourquoi ne pas la franchir plus hardiment encore et pourquoi se priver de gaîté de cœur des meilleurs moyens d'établir sa thèse? Est-ce parce que son livre avait pour objet de comparer Malherbe aux poètes du XVIe siècle finissant? Mais en littérature, comme en histoire, les siècles ne sont pas bornés exactement par une période de cent ans: qui a jamais fait commencer le XVIIIe siècle au premier janvier de l'année 1701?

M. Allais se rend vraiment trop esclave de la chronologie, et ce scrupule — si légitime quand on ne le pousse pas trop loin — a donné à son livre la forme un peu aride d'annales littéraires. Qu'on en juge par ces titres de chapitres: La poésie française en 1585; La poésie légère et la poésie héroïque en 1587; La poésie en 1588—89 etc. etc. Quelles que soient la précision et la netteté d'exposition de l'auteur, il n'est pas facile de suivre à travers quinze années et treize ou quatorze chapitres la carrière d'un du Perron ou d'un Bertaut. Deux motifs seulement pourraient nous faire approuver un plan de ce genre: d'abord si, Malherbe ayant écrit sans relâche, nous pouvions d'année en année suivre l'évolution de son talent et la comparer à celle du talent de ses rivaux: or Malherbe n'a rien écrit de 1588 à 1590 ni de 1592 à 1596; — en second lieu, si toutes les poésies de la fin du XVIe siècle pouvaient être datées d'une façon rigoureuse: or M. Allais lui-même reconnaît qu'il n'en est rien. A plusieurs reprises il est obligé de faire à son plan de notables infractions. Ainsi il étudie en 1597 les Gaietés amoureuses de Gilles Durant; mais, si ce recueil a été publié en 1597, il n'en est pas moins formé de „Vers de jeunesse", dont la composition a occupé plusieurs années. Les poésies amoureuses de Bertaut et de du Perron ont été „écrites, selon tout apparence, entre 1578 et 1588": de quel droit donc les étudier toutes en 1588? Les satires qui composent le 5e livre de Vauquelin de la Fresnaie „ne sont pas toutes de l'année 1588; l'une semble être de 1583, l'autre de 1585. Mais (dit l'auteur) nous les avons groupées comme se rapportant à un même ordre d'idées". L'aveu est bon à retenir. Et ailleurs encore, lorsqu'il analyse en 1597 une pièce de Bertaut qu'il déclare lui-même dater de 1594 à 1596, M. Allais se justifie en disant: „de la paraphrase faite par Bertaut du psaume XX, il faut rapprocher deux ou trois autres pièces analogues". Qu'est-ce à dire? Que l'ordre chronologique, avec son apparence de rigueur, sépare souvent ce qui doit être uni, et qu'une conciliation habile entre l'ordre chronologique et l'ordre méthodique vaudrait mieux? — Fort bien!

Nous ferons sur le plan une autre remarque. M. Allais ne

dit qu'un mot des Tragiques de d'Aubigné, et les raisons qu'il en donne se ramènent à deux: 1° Les Tragiques n'ayant été imprimés qu'en 1615 n'ont „exercé aucune influence sur le mouvement de la poésie française à la fin du XVI[e] siècle". — M. Allais croit-il donc que tous les poèmes qu'il cite ont „exercé une influence"? Et son objet n'est-il pas de montrer, non pas surtout l'influence qu'ils ont exercée, mais leur valeur propre et leur caractère, afin de décider si Malherbe est en progrès ou non sur ses contemporains, s'il a renoncé ou non à leurs errements? — 2° Les Tragiques ont un caractère satirique, et la satire ne rentre pas dans le plan de l'ouvrage. — Mais n'est-ce pas une satire aussi que le Testament de l'Union, analysé aux p. 273 et suiv.? et le titre de l'ouvrage ne nous parlait-il pas de la poésie française dans son ensemble? Il n'est certes pas indifférent, pour apprécier Malherbe, de savoir que tels vers sublimes de d'Aubigné ou, inversement, que tels passages confus et obscurs du même poète sont antérieurs à l'ode pour la bienvenue de Marie de Médicis ou à la Prière pour le roi Henri le Grand.

Si nous arrivons au fond de l'ouvrage de M. Allais, nous aurons d'autres réserves à faire encore. Malherbe a composé quelques-uns des vers les plus parfaits de la langue française, il a eu le sentiment du rythme à un degré éminent, il a écrit, dans ses bons endroits, d'une façon trés pure et très sûre: cela n'est guère contestable. Mais M. Allais ne se contente pas de pareils éloges et, sans rien dissimuler des faiblesses de son auteur, il prend volontiers le ton dithyrambique quand il s'agit de ses qualités. Dès les larmes de Saint-Pierre, son admiration paraît dépasser la mesure et, arrivé à la Consolation à du Périer, il s'écrie: „Ici Malherbe semble être l'interprète des lois du Destin; voilà bien l'austère méditatif, habitué à manier des idées d'un ordre supérieur, et dont la physionomie sévère et un peu dure se dessine nettement à l'imagination, aussitôt qu'on prononce son nom. Il y a en lui quelque chose du prophète; il est le vates des anciens, celui qui chante de hautes pensées morales et religieuses. „N'est-ce pas trop dire, vraiment?

Pour M. Allais, Malherbe réalise presque l'idéal du poète lyrique. Et, si ce jugement vous étonne — les poètes que nous regardons comme le plus éminemment lyriques ressemblant bien peu à Malherbe — les considérants ne vous en étonneront pas moins: „Malherbe n'est pas le poète de l'amour, de l'émotion tendre, de l'analyse intime; il ne se plaira pas à se regarder lui-même souffrir, à écouter battre son cœur, à fouiller dans son âme, à y saisir sur le vif, pour les peindre d'après nature, les sentiments doux, passionnés, mélancoliques ou douloureux qu'il éprouve. Malherbe ne sera

jamais l'interprète des choses du cœur: tout cela est trop du domaine du particulier. Le particulier n'est pas son fait . . ." On le voit, M. Allais appelle Malherbe un excellent poète lyrique pour les raisons mêmes qui nous inciteraient à l'appeler un excellent orateur en vers; pour lui, le lyrisme c'est la „tendance à concevoir le général, la sérénité d'esprit, le caractère méditatif". Soit; après tout, les définitions de mots sont libres et l'essentiel est de s'entendre.

Or, quand on s'est une fois entendu avec M. Allais sur le sens qu'il donne au mot lyrisme, quand on lui a passé un peu d'exubérance dans l'éloge de Malherbe, et qu'on a fait ses réserves sur le plan suivi par lui, il ne reste plus qu'à le louer du soin avec lequel il a traité son sujet, de la patience avec laquelle il a étudié une période mal connue et médiocrement attrayante de l'histoire littéraire de la France, des renseignements nouveaux et utiles qu'il nous donne.[1]) Partant d'une observation profonde de Sainte-Beuve sur les deux poètes qu'on trouve en Ronsard, „l'un, asservi à une méthode, préoccupé de combinaisons et d'efforts, qui se guinda jusqu'à l'ode pindarique, . . . l'autre, encore naïf et brillant, qui continua, perfectionna Marot . . .", l'auteur montre que l'histoire tout entière de la poésie pendant la seconde moitié du XVI[e] siècle s'explique par le conflit de deux courants: celui de la poésie savante, noble, héroïque, de la haute poésie en un mot; et celui de la poésie amoureuse, badine, agréable ou prétendue telle, en un mot de la poésie légère. Desportes avait paru rompre avec la tradition de Ronsard; en réalité il n'avait rompu qu'avec la tradition du Ronsard pindarique et homérique, et pour continuer le Ronsard qui avait lui-même continué Marot. Avec lui et après lui, c'est à la poésie légère que s'attachent aussi du Perron et Bertaut, mais il ne s'y attachent pas exclusivement. Pour Bertaut notamment, les idées générales l'inspirent d'une façon particulièrement heureuse, et c'est dans la poésie religieuse qu'est sa véritable originalité; mais c'est dans la seconde partie de sa carrière que son talent, d'accord en cela avec le mouvement général du siècle, prend plus de gravité et de profondeur. Pendant presque tout le règne d'Henri III, la vie de cour favorisait la poésie légère, et c'était elle qui dominait. La disparition de cette vie de cour, les misères de la France et les faits glorieux d'Henri IV font qu'on se déprend d'une poésie futile et suscitent de tous côtés des œuvres aux pré-

[1]) Je ne veux pas allonger outre mesure cet article en insistant sur des vétilles. Disons seulement que, p. 301, la théorie de Malherbe sur
Ces vieux contes d'honneur, invisibles chimères,
Qui naissent aux cerveaux des maris et des mères,
n'est pas „le résultat de l'expérience de la vie", mais un emprunt à l'Aminte que les poètes français, notamment les poètes dramatiques, se sont longtemps passé de l'un à l'autre.

tentions épiques ou héroïques. C'est alors que paraissent le Cantique sur la Victoire d'Ivry de du Bartas, l'hymne anonyme de la guerre et de la paix, la Henriade de Sébastien Garnier, le Roi triomphant d'Alexandre de Pontaimery, les Trophées du roi de Godard et tant d'autres œuvres, encore médiocres pour la plupart, que M. Allais a consciencieusement et patiemment étudiées.

Ce n'est pas, bien entendu, que la poésie amoureuse ait disparu, et M. Allais nous en signale des représentants curieux, comme Trellon et Guy de Tours; mais la poésie héroïque domine et bientôt se perfectionne: les Stances sur la venue du roi à Paris de du Perron, les Paraphrases politiques des psaumes de Bertaut, le Miracle de la paix de J. du Nesme nous acheminent tout doucement aux grandes odes de Malherbe: la Prise de Marseille et la venue de Marie de Médicis en France. Ici comme ailleurs, la situation sociale et politique a marqué sur la littérature. Et si M. Allais ne s'était pas arrêté à la date de 1600, il eût montré sans peine comment le besoin de paix, d'union et de réorganisation qu'éprouvait si profondément la France devait amener mieux encore le triomphe de la poésie impersonnelle et éloquente, en même temps que le développement complet du génie propre de Malherbe.

Ce que M. Allais n'a pas dit, il nous a du moins permis de le bien comprendre: lorsque son livre prend fin, nous venons de voir du Perron s'incliner devant la gloire naissante de Malherbe, et, à propos du mariage du roi, Bertaut se faire battre par Malherbe sur le terrain où celui-ci ne devait plus souffrir de rivaux. Chez Malherbe lui-même à cette date, si le conflit entre les deux courants qui ont traversé la seconde moitié du XVI[e] siècle poétique est encore sensible, le résultat en est instructif: rien n'est plus faible, en effet, que la partie galante de l'ode pour Marie de Médicis, tandis qu'il y a déjà dans la partie héroïque de singulières beautés.

Je n'ai pu indiquer tout ce qu'il y a d'intéressant dans le livre de M. Allais: il apprendra beaucoup à ceux qui voudront connaître l'état de la poésie française à la fin du XVI[e] siècle et à ceux qui voudront analyser de près les éléments constitutifs du talent de Malherbe, les procédés qu'il a mis en œuvre, les causes enfin de son succès.

EUGÈNE RIGAL.

Montesquieu. *Mélanges inédits, publiés par* Le Baron de Montesquieu. *Bordeaux. G. Gounouilhou, imprimeur-éditeur. Paris. J. Rouam & Cie., Libraires-Éditeurs.* LVIII und 302 Seiten.

Es ist eine der bedeutendsten Publikationen, mit der wir es hier zu thun haben. Es sind nicht abgefallene oder unreife Produkte,

die uns in denselben geboten werden, sondern meist goldene Früchte in silberner Schale von einem der tiefsten auserlesensten Geister und die Gediegenheit und gewissenhafte Genauigkeit der Herausgeber machen uns das litterarische Geschenk noch kostbarer. Bevor wir auf den Inhalt desselben näher eingehen, ist es unerlässlich, in möglichster Kürze die wechselreichen Geschicke zu erwähnen, welche die Manuskripte bis zu ihrer Veröffentlichung durchgemacht haben. Montesquieu hatte ausser seinen Hauptwerken immer noch andere Schriften unter der Feder, zu deren Vollendung er wegen eines Augenleidens[1]) nicht mehr gelangte, deren Herausgabe durch seine Nachkommen ihm aber stets vorschwebte. Nach Montesquieu's Tode zögerte sein Sohn Jean Baptiste de Secondat mit der Veröffentlichung dieser hinterlassenen Schriften, weil ihm von massgebender Seite Bedenken erhoben worden waren, es könnte die Herausgabe der Reputation seines Vaters eher abträglich als förderlich sein, und weil besonders auch mehrere noch lebende Personen darin heftig angegriffen wurden. Während der Revolution war auch ein Sohn Secondats, Charles-Louis, emigriert, was die Sequestrierung seiner Güter zur Folge hatte. Mehrere Buchhändler, die nach Montesquieu's Tode neue Ausgaben seiner Werke besorgt hatten, hatten sich bemüht, in den Besitz jener Manuskripte, von deren Vorhandensein sie vernommen hatten und deren Erwerbung ihnen begreiflicherweise sehr wertvoll sein musste, zu gelangen. Jean Baptiste de Secondat, der Sohn Montesquieu's, hatte dieselben kurz vor seinem Ableben bei Joachim Lainé und dessen Bruder Honorat mit dem Auftrage hinterlegt, sie nur dem Barone selbst zurückzugeben. Als beim Rückgange der Revolution auch der emigrierte Enkel Montesquieu's, Charles-Louis, die Erlaubnis zur Rückkehr erhielt, blieb derselbe in Bridgehall zurück und überliess, da er keine Nachkommenschaft hatte, das gesamte Erbe den Kindern eines zweiten Enkels, seines Vetters Joseph-Cyrille. Doch sollte die wirkliche Rückerstattung der konfiscierten Güter erst nach langwierigen und schwierigen Unterhandlungen erfolgen, da Charles-Louis zur Erfüllung der daran geknüpften Bedingung, der wirklichen Rückkehr nach Frankreich, nicht zu bewegen war. Als ein Buchhändler sich, wie es scheint, ganz aus eigener Initiative erbot, durch seine hohen Verbindungen die wirkliche Ausfolgung der Güter gegen die Auslieferung der Manuskripte zu vermitteln, gab Charles-Louis seinem Vetter den Rat, um diesen Preis einzuschlagen. Endlich aber liess, bevor diese Verhandlungen zum Abschlusse gelangten, der erste Konsul Charles-Louis aus der Zahl der Emigranten ohne jeden Revers streichen, so dass die Manuskripte

[1]) „*Mes lectures ont affaibli mes yeux, et il me semble que ce qui me reste encore de lumière n'est que l'aurore du jour, où ils se fermeront pour jamais.*“

noch immer in den Händen der Erben verblieben. Charles-Louis, der damals nach dem Friedensschlusse zu Amiens nach Frankreich gekommen war, wurde bald von Geschäften wieder nach England zurückberufen und nahm bei dieser Gelegenheit einen Teil der Manuskripte, anscheinend in der Absicht, sie zu veröffentlichen, nach Bridgehall mit sich. Erst zur Zeit der 1. Restauration, 1815, kommt er wieder nach Frankreich und will, soviel man sieht, seiner Familie zu Liebe Dienste in der Armee nehmen. Doch kehrt er während der darauffolgenden „hundert Tage“ wieder nach England zurück. Am 15 Januar 1818 war Charles-Louis wieder in dem Stammschloss seiner Familie, in La Brède und, als er diesmal die Rückreise nach England antrat, nahm er den Rest der ungedruckten Manuskripte seines Grossvaters mit sich. Der Sohn Josef-Cyrill's, Prosper, den er schon früher zur Ordnung der Manuskripte zu sich berufen hatte, wurde auch der Erbe derselben. Charles-Louis starb 1825. Indess kamen die vielumworbenen Manuskripte erst 1827 durch Intervention des Ministers des Auswärtigen wieder nach La Brède zurück. Josef-Cyrill starb 1826. Am 1. Juni 1826 stellt Prosper dem älteren Lainé das Anerbieten, ihm die Manuskripte behufs Sichtung und Ordnung zu schicken. Dieser wohnte gewöhnlich in Paris, nahm aber seinen Sommeraufenthalt in Saucats. Ebendaselbst will er die Schriften durchsehen und sie dann, da er zur eingehenden Prüfung keine Zeit hat, Aimé Martin zu diesem Behufe nach Paris übermitteln. Am 1. Juni 1831 schrieb J. Lainé an A. Martin, er werde ihn in wenigen Tagen bitten, die Manuskripte in Paris zu lesen, die anderen befänden sich noch „bei ihm“ (wohl in Saucats): Auch ermahnt Aimé Martin den J. Laine an die Erfüllung seines diesbezüglichen Versprechens. Letzterer hat sich, wie man aus den zahlreichen eigenhändigen Randglossen ersehen kann, mit der Durchsicht der Manuskripte sicherlich befasst, war aber mit Berufsgeschäften so überbürdet, dass er 1835 vom Tode ereilt wurde, ehe er damit zu Rande kommen konnte. Jetzt übergab Honorat Lainé die Manuskripte oder wahrscheinlich nur einen Teil derselben, an A. Martin und Hon. Lainé notierte sich auf einem uns erhaltenen Blatte am 30. Juni 1836, dass er an diesem Tage den Probedruck der *Reflexions sur la Monarchie universelle en Europe* und zwei alte Manuskripte *„Über die Reichthümer Spaniens“* an A. Martin übermittelt habe. Unter dieser Notiz befinden sich noch die Worte: *„Je garde les Extraits de Montesquieu“*. Ein Jahr darauf verlangt Hon. Lainé die Papiere von A. Martin zurück; dieser aber war schwer erkrankt und bat trotzdem um Aufschub der Rückstellung: man solle sich mit der Herausgabe bis zu seiner Genesung gedulden. Aber sowohl Hon. Lainé, als auch A. Martin starben, bevor sie dieselben bewerkstelligen konnten. Diese widrigen Schicksale veranlassten die Montesquieus

weiter keine Manuskripte aus dem Archive in fremde Hände zu geben; sie verwandten vielmehr alle Mühe darauf, ihren litterarischen Schatz zu wahren und die in unrechte Hände geratenen Stücke zurückzugewinnen, so die *Reflexions sur la Monarchie universelle en Europe,* die nach dem Tode A. Martin's von dem Buchhändler Téchener angekauft worden waren und sich von 1847—1886 in seinem Besitze befunden hatten. Das Manuskript: *les Richesses l'Espagne* konnte nicht wieder aufgefunden werden; glücklicherweise ist uns dessen Inhalt anderwärts erhalten. Endlich haben die Erben J. Lainé's auf die Bitte der Montesquieus einen Band der *Pensées* und einige Aktenbündel mit Materialien zum *Esprit des Lois,* welche sie vor ihrer Abreise aus Saucats in den Papieren des alten Ministers vorgefunden hatten, zurückgestellt. Am 18. Januar 1889 feierten die Nachkommen Montesquieu's im Schlosse La Brède die Centenarfeier der Geburt ihres grossen Ahnherrn und an diesem Tage beschlossen sie endlich die Herausgabe seiner nicht veröffentlichten Schriften, zu welchem Zwecke sie sich mit der *Société des Bibliophiles* in Guyenne in Verbindung setzten. Es sollten nur solche Publikationen erfolgen, die als ganz neu gelten konnten und der uns vorliegende Band, dem noch zwei andere hochbedeutsamen Inhalts folgen werden, enthält zwölf solche bisher unbekannte Werke Montesquieu's.

Das erste Stück: *Discours sur Cicéron* bietet nach des Verfassers eigenem Geständnisse eine Jugendarbeit und er bedauert es selbst in späteren Jahren, dass er derselben eine zu panegyrische Färbung verliehen habe. Man wird sich mancher darin aufgestellten Behauptung lebhaft zu widersprechen gedrängt fühlen und man wird es etwas lahm finden dürfen, wenn Montesquieu Cicero's Art, uns seine Verdienste und Talente zu oft und zu prahlerisch vorzuhalten, damit entschuldigt, er spreche dem Leser stets nur aus der Seele; dagegen wird man zustimmen, dass Cicero seinen Zeitgenossen über den wahren Wert der Auspicien und andere auf die Leichtgläubigkeit der Menge berechnete Institutionen die Binde von den Augen gelöst habe. Wenn man auch die Behauptung, Cicero sei der mutigste Römer gewesen, etwas stark finden dürfte, so wird man doch mit Montesquieu den Cicero gemachten Vorwurf der Feigheit mit Hinblick auf seine zweite philippische Rede entschieden zurückweisen müssen, und auch (was Montesquieu entgangen ist) die während Sullas Gewaltherrschaft gegen eines seiner gefährlichsten Organe gerichtete Rede: „*Pro Roscio Amerino*“ sowie die Rede des schon gealterten Cicero „*Pro Ligario*“ als Zeugnisse seiner persönlichen Tapferkeit anführen dürfen. Die Behauptung Montesquieu's, Cicero habe nur dann sein Mut verlassen, wenn ihn der Schmerz um das Vaterland übermannte, wird man wohl als hohle, klingende Tirade bezeichnen dürfen.

Das folgende Stück: *Éloge de la Sincérité* bietet schon eine Fülle feiner Bemerkungen, so wenn es heisst, die Menschen sehen sich selbst aus zu grosser Nähe, um sich richtig zu sehen oder zur Selbsterkenntnis zu gelangen, eine Wahrheit, die auch die scheinbare Ausnahme des Cynikers, der selbst seine guten Eigenschaften nur im Zerrbilde zu sehen beflissen ist, nicht erschüttern kann. Die Menschen seien nicht so schlecht als man sie gewöhnlich hinstellt, es lebe in ihnen ein besserer Funke, der zwar von der Asche des Alltagslebens bedeckt, aber nicht erstickt wird, und jeder würde, wenn man ihn von der Abirrung vom richtigen Wege überzeugte, umkehren[1]); es käme dann die Zeit, wo ebensoviel Mut dazu gehörte, schlecht zu sein, als in dieser verderbten Zeit, um gut zu sein. Man müsste jedem nur einen moralischen Spiegel vorhalten, bei dem die Eigenliebe nicht ein Prisma dazwischen schieben könnte, um uns unser Bild als Gottheit vorzugaukeln. Die konventionellen Lügen müssten aufhören, und die Tugend dürfte nicht länger unter einem Wuste falscher Höflichkeit begraben sein. Die meisten verwechseln in der Freundschaft den Gesang der Sirenen mit dem der Musen und (wie auch Goethe einmal ähnlich sagt) alles, was den Menschen in seinem Dünkel bestärkt, seiner heimlichen Eitelkeit schmeichelt, ist ihm dergestalt höchst erwünscht, dass er nicht weiter fragt, ob es ihm auf irgend eine Weise zur Ehre oder zur Schmach gereicht. Die Wahrheit wirkt aber nie so mächtig, als wenn man sie an Fürstenhöfe trägt, hier ist für sie das fruchtbarste Erdreich, denn wer täglich ja stündlich regiert, dem tritt kein Zweifel mehr nahe über die Berechtigung seiner Ansichten[2]). Wenn Gott ein Volk züchtigen will, umgiebt er dessen Fürsten mit Schmeichlern[3]); sie sind die falschen Propheten des alten Testaments. (Man wird diese Worte Montesquieu's erst recht beherzigen, wenn man sich vorhält, wie selbst die mächtigsten Herrscher den massiven Felsblöcken gleichen, die man, wenn man weiss, wohin sie neigen, oft mit einem leichten Fingerdrucke bewegen kann!) Eine chinesische Dynastie soll nur dadurch so lange regiert haben, dass sie einen Ratgeber hatte, dem lediglich die Pflicht oblag, sie auf ihre Fehler aufmerksam zu machen. Reichtum und Macht sind der Sumpfboden, auf dem die Schmeichelei am üppigsten wuchert.

Wir kommen nun zu dem unseres Erachtens bedeutendsten

---

[1]) Also nicht: *Video meliora proboque deteriora sequor!*

[2]) *Les plus fins sont toujours de grands dupes du côté de la flatterie* sagt Molière.

[3]) Napoléon kennt allerdings den richtigen Wert einer solchen Zustimmung, wenn ihm im Staatsrat Alle Recht geben; er sagt, auf seinen Thron deutend: Gestehen Sie, dass es auf diesem Sitze sehr leicht ist, Geist zu haben!

Stücke der Sammlung, der *Histoire véritable*. Es ist ein sittengeschichtlicher Roman, der, scheinbar fernen Zeiten und Zonen angehörig, doch dem zeitgenössischen Frankreich entnommen ist. Der äussere technische Aufbau desselben ist möglichst kunstlos[1]), ja geradezu mit Verachtung aller ästhetischen Regeln aufgeführt. Er enthält eine solche Fülle von Gestalten, dass das aufgesetzte Notdach sie kaum aufnehmen kann und sie beinahe obdachlos umherirren. Der Held ist fast nur ein Gliedermann, dem allerhand gute Gedanken angehängt werden können und vermittels des Apparates der Seelenwanderung bedarf es nur eines leisen Federdruckes, um stets wieder neue Figuren auf der Bildfläche erscheinen zu lassen. Wie an einem langen Friese, wie in einer Wandeldekoration, zieht an uns eine endlose Reihe von Gestalten vorüber, um die kaum ein loses einigendes Band geschlungen ist. Der Verfasser wählt nicht nur den Roman zum Gefässe seiner Weltanschauung als die bequemste Form, in der er die bedrückende Enge des Klassicismus durch die Macht der Phantasie beliebig durchbrechen kann und in dem er den Gegenstand seines Studiums, den Menschen, „*en cent visages*" zu zeigen Gelegenheit hat, in dem das *ἓν καὶ πᾶν* Platz hat, sondern seine überquellende Schöpferkraft und sorgenlose Manier spielen ihm oft den Streich, dass seine zu dicht gesäeten Figuren in einander verschwimmen, oder wie zu eng nebeneinander gepflanzte Bäume einander die Äste einzuschlagen drohen. Kurz, das Ganze macht den Eindruck des Unbeholfenen, Unfertigen und Lückenhaften. Was uns aber trotzdem das Ganze so wertvoll erscheinen lässt, ist die scharfe Charakterzeichnung dieser Momentphotographieen, die vielen so fein beobachteten Einzelzüge, vor allem der darin niedergelegte Schatz kostbarer abgeklärter Lebenserfahrung, so dass, wer es unternähme, die aufgespeicherten Gedanken dieses *médailleur de pensées* zu sammeln, sie schwerlich auf einmal in seiner Zelle unterbringen könnte. Es sind Wahrheiten praktischer Philosophie aller Zeiten, durch die sich grosse Geister über die Durchschnittsköpfe von Jahrhunderten hinweg die Hände reichen. Die Bilder sind freilich zuweilen wie mit Teufelsfarben an die Wand gepinselt, und die Welt, in der sie leben (meist *le monde à côté*[2])) ist ein Conglomerat aller möglichen Sünden und

[1]) Die meisten dieser Gebrechen finden sich auch in vortrefflicher Weise in der gleichzeitigen beigedruckten „*Critique de l'Histoire véritable par Jean-Jacques Bel*" hervorgehoben.

[2]) Das 18. Jahrhundert ist eben das Jahrhundert der Abenteuerer, des diplomatischen Glückskindes Alberoni, des Finanzschwindlers Law, des Trismegistos aller Gauner, des Mystagogen Cagliostro, des Eintagskönigs Neuhof von Corsica, des Liebesabenteurers Casanova und so vieler Anderer. Es war aber auch, wie Michelet einmal sagt, die Geschichte der Diener ein Hauptstück der Geschichte des 18. Jahrhunderts: „Von Crozat, dem Lakaienkönig Louisiana's, führt sie über Jean Jacques, der

Vorgänge, die man lieber nicht ans Licht gezerrt sehen möchte; es ist die wahre Sansara im alten buddhistischen Sinne, eine Welt des Irrtums und der Schuld, des unaufhörlichen Kreislaufes und der ewigen Wiedergeburten, aus der es trotz allen Seufzens nach Erlösung kein Entrinnen giebt, so lange uns nicht das befreiende Licht der Welterkenntnis aufgegangen ist. Trotzdem fühlen wir darin weniger den schwarzen Flügelschlag des Pessimismus infolge der souveränen Überlegenheit des in seiner Gemütsruhe und Weisheit sich sonnenden Philosophen, der die Welt kennt, ohne sie zu verachten, der uns das tolle, wüste Treiben der Menschen und ihre rasende Hetzjagd nach einem eingebildeten Glücke nur darum in seiner unverhüllten Hässlichkeit so unerbittlich sehen lässt, um uns ahnen oder erkennen zu lassen, wie das Geheimnis des Glückes in der Bescheidenheit liege, wie leicht die Bedingungen einer echten Lebensfreudigkeit in der Einfachheit und Wahrheit des Lebens zu erfüllen seien, und wie kein Mensch im Vorhinein von denselben ausgeschlossen sei. Trotz des oft nüchternen, trocken lehrhaften Tones geht auf uns als Grundstimmung doch etwas von jener unzerstörbaren Fröhlichkeit des Herzens über, die wir bei Gil Blas gefunden haben, der mit heiterer Ironie über sich selbst steht. Wenn auch hier der Autor (wie in seinen *Lettres Persanes*) öfter vor dem Zeitgeschmack eine demütige Verbeugung macht und es an sehr anstössigen Frivolitäten nicht fehlen lässt, so wird man doch kaum finden können, dass sie allzu gewaltsam herbeigezogen sind und dass sie um ihrer selbst willen, aus dem Zusammenhange gerissen erscheinen. Auch sind sie durch einige naive Beimischung gemildert, da diese minder unzüchtig ist, als eine berechnete, durchsichtige Verschleierung.

Wir können dem „Metempsychoisten" auf allen seinen mäandrisch verschlungenen Pfaden nicht folgen, umso weniger, da dieselben oft wirr durcheinander durch allerhand tierische und menschliche, weibliche und männliche Körper hindurchgehen und möchten nur das Bedeutendste hervorheben. Er tritt uns zuerst als Schelm von Bedienten eines indischen Bonzen entgegen, der aus der Askese seines Herrn ein Geschäft macht und die Mittel gewinnt, ein Prasserleben zu führen, der sich darin nie genug thun kann, seinen Herrn immer strengeren Observanzen zu unterwerfen, um selbst desto zügelloser zu geniessen. Nach dem Tode seines Meisters

auch Lakai war, zu Figaro. Lakai war der Königsmörder Damiens; Lakaien und Zofen beherrschten ihre hochadligen Gebieter, Herzöge antichambrierten bei den Kammerdienern des Kardinals Fleury, Ludwigsritter buhlten um die Gunst der Lakaien der Pompadour. Es ist denn auch kein Zufall, dass von den zwei grossen Moralisten des 18. Jahrhunderts der ältere (der Herzog von Saint-Simon) die Geschichte der königlichen Beichtväter, der jüngere (Duclos) die Geschichte der königlichen Kammerdiener geschrieben."

möchte er dessen Gewerbe auf eigene Faust fortbetreiben; da er aber entlarvt zu werden droht, muss er entfliehen. „Du glaubst vielleicht", apostrophiert er seinen Wirt, „dass sich dies zu unserer Zeit zugetragen habe, ich bemerke aber ausdrücklich, es sei vor 4000 Jahren der Fall gewesen." Wegen seiner schlechten Aufführung muss er durch niedrige Tierformen langsam sich zu höheren Tierstufen emporarbeiten, bis er, als Apis von allen Seiten gehätschelt, durch seine Launen und vorgeschützte Kränklichkeit die Priester unwirsch macht, so dass sie ihn als invalid zu entthronen drohen, was ihn veranlasst, Raison anzunehmen. Eine weitere Metamorphose macht ihn zum Elephanten des Königs von Tübet, der die Königin zu tragen hat. Da wird er einmal Augenzeuge, wie sein Treiber in den auf seinem Rücken befindlichen Zwinger zur Königin hinaufsteigt und sich mit ihr in Liebe ergeht. Nach gestillter Lust äussert der üppige Treiber seinen Übermut, indem er den Elephanten mit harten Schlägen traktiert, was letzterem die Bemerkung entlockt, die Menschen seien nie zu gewaltthätigen Grausamkeiten geneigter, als wenn sie befriedigt und gesättigt seien. Als einer seiner Kameraden einen ihm zur Dressur übergebenen jungen Elephanten arg misshandelt, sagt unser Dickhäuter, die Sklaven seien ebenso Feinde der Freiheit der ihnen Untergebenen, wie ihre Herren, (eine Bemerkung voller Wahrheit mit Hinblick auf die Bedientenseelen, die so lange den Mächtigen die Stiefel küssen, bis sie sich so weit hinaufgeschlängelt haben, dass sie selbst wieder den Leuten auf den Kopf spucken können. Giebt es doch so viele, deren Behandlung von oben zwar nicht gut, die aber dafür nach unten desto gröber sind, deren Futter zwar knappp, die aber die Stallfütterung ihrer Sicherheit halber dem freien Walde vorziehen). Als der Elephant darauf einen Mann, der sich einer der königlichen Frauen in verbotener Weise nähern wollte, todstampfen muss, meint er sehr richtig, nicht der Leib, sondern nur die Phantasie seines Herrn sei so unersättlich und gerade weil die Genussfähigkeit und Genusssucht bei demselben in gar keinem Verhältnisse stehen, bilde er sich ein, alles das zu geniessen, was er den anderen entzieht. Als ihn der König für die gute Verrichtung seines Henkeramtes liebkost, versetzt er ihm ärgerlich einen Streich mit seinem Rüssel. Die Höflinge fallen wütend über ihn her; als es aber heisst, der König sei tot, überbieten sie einander, ihn zu caressieren. Der Leichnam des Königs wird auf die Gasse geworfen, und der Elephant kann nicht umhin auszurufen: „Ich habe eine einzige schlechte That begangen, und dafür baut man mir Altäre!" Als er hierauf wieder Menschengestalt annimmt, macht er die Wahrnehmung, dass er als Mensch nie jene Ausgeglichenheit und Einheitlichkeit des Charakters, nie jenes Ebenmass und Gleichgewicht zwischen Kräften und Leiden-

schaften wie als Tier besessen habe. Sein erstes Debut als Mensch ist das eines Strolches, der zu achtzehn Jahren gehängt wird und dabei viel Würde entwickelt und die ferneren Wandlungen stehen ganz auf der sittlichen Höhe der ersten Existenz. Er hält sich eine Geliebte, die er gut bezahlt, muss aber erfahren, dass diese für sein Geld einen Soldaten, der Soldat eine Apollopriesterin, die Apollopriesterin einen Flötenspieler, der Flötenspieler eine Dirne, die Dirne einen Lakaien aushält[1]). Als schlechter Dichter geisselt er die Grossen, die es gar nicht erfahren, und die Kleinen, die sich nicht darum kümmern. Wie jene Vipern, die man in ein Gefäss steckt, wo man sie das ganze Jahr über fasten lässt, spritzt er sein Gift um sich herum aus, das aber niemanden trifft. Trefflich gezeichnet sind seine Erlebnisse als Höfling. Es sind treue Porträts des damaligen Frankreich, wo ja in den höchsten Kreisen ein Treiben herrschte, welches Ludwig XV. den Ausruf entlockte: „Kein rechtschaffener Kerl kann es an meinem Hofe aushalten!" und von dem Chamfort sagt: „Will man in der Gesellschaft leben, so muss man jeden Morgen eine Kröte verschlucken, um den Tag über keinen Ekel zu empfinden und sich im Kote wälzen, um die Goldfische zu sammeln, die von den Grossen hingeworfen worden." Bezeichnenderweise lässt er alle sittlich anrüchigen Handlungen durch seine Frau vollziehen, während ihm selbst der Ruf eines Ehrenmannes gewahrt bleibt. Als recht gewissenloser Streber im Vollbesitze dessen, was Bacon die Klugheit der krummen Wege nennt, schwimmt er mit jeder Strömung, lauscht er ängstlich jedem Windhauche der öffentlichen Meinung, verschmäht er keines der Raffinements, die in der vornehmen Gesellschaft Geltung haben. Er ist eine Klette an dem Kleide der Grossen, ein Dorn im Fleische der Unterdrückten, er hat stets gefällige Freundlichkeiten gegen Personen, die das Glück emporgehoben und unter den Leuchter gestellt hat, Rücksichtslosigkeit gegen solche, die keine Vorteile mehr bieten können; kurz, alle jene Eigenschaften haften ihm an, die entweder die Unlauterkeit selbst sind, oder nahe daran streifen, die den Genuss der Sinne erhöhen, aber das Herz entblättern, die vielleicht den Massstab der gesellschaftlichen, aber nicht den einer höheren Moral vertragen. Er macht dabei die Erfahrung, man könne das Allerschlimmste ohne Gefährdung seiner Reputation begehen, alles komme nur auf das Wie an. Als Spieler weiss er das Glück und dessen Fluktuationen zu korrigieren und sieht, wie die von ihm Ruinierten für ihn noch eine unbesiegbare Vorliebe gefasst haben. Auch als Virtuose im

[1]) Ähnlich heisst es: „Spanien unter Karl III., Karl III. unter seinem Leibkammerdiener Piny, Beide unter der Marquise La Croix, die Marquise in der Gewalt Baumarchais' — man sieht, er hat seinen Gil Blas gut gelesen." (*Baumarchais* von A. Bettelheim).

Schuldenmachen weiss er teils durch eine eherne Stirne, teils durch einige wohlangebrachte Bonmots den verwickeltsten Situationen zu entschlüpfen. Er macht dann eine Erbschaft und gefällt sich in der Rolle eines ehrlichen Menschen, da es die Quintessenz aller Lumperei sei, die Maske des Biedermannes so anzulegen, dass man sich selbst beinahe nicht wiedererkennt: *J'ai remarqué que pour bien réussir dans le monde, il faut être seulement sot à demi et à demi fripon. L'on est par là assorti avec tous les hommes, car on aboutit par quatre côtés aux sots, aux gens d'esprit, aux fripons et aux honnêtes gens*[1]). Doch wird ihm diese Rolle bald unbequem. Als Courmacher von anderen verlassener, angejahrter, hässlicher Weiber findet er wenigstens Dankbarkeit. Als Schmeichler der Grossen sieht er, wie die meisten seine Beifallsbezeugungen als schuldigen Tribut hinnehmen; erst als er sich unbedeutenden Menschen, deren kleine Talente er zu beispiellosen Gaben aufbauscht, anschliesst, findet er seine Rechnung. Er spielt sich hierauf auf den geistreichen Causeur hinaus: er hat alle Schleusen seiner Plauderhaftigkeit geöffnet, das Sprechen ist ihm ein blosser Luxus der Zunge, ein Gefecht mit Redensarten, eine Notdurft, die er in den Tag hinein verrichtet und, wie eine blinde Henne auch manchmal ein Korn findet, so hat auch er zuweilen einen guten Einfall. Dann aber sucht er auch durch quecksilberne Beweglichkeit und vieles Lachen, das (wie Begleitmusik beim Gesang) stets in der Konversation Anklang findet, anzuregen und wird überall gerne gesehen. In dem Volke, in dem er lebte, unterschied man allerdings bloss zwei Menschenklassen: solche, die unterhalten und solche, die es nicht thun. Ebendaselbst gelten als oberste Grundsätze: „*N'ennuyez pas et vous avez tout. Ennuyez et vous n'avez rien. — Ne manquez pas de plaire aux femmes, si vous voulez être estimé des hommes. — A quartorze ans achevez de vous polir; à soixante commencez à vous former. — Ne vous avisez pas d'aller dire des choses, si vous êtes assez heureux pour savoir dire des riens.*“ Nachdem er es verstanden, sich ebensowohl durch seine mit dem nötigen Applomb vorgebrachten nichtssagenden Bemerkungen wie durch ein beredtes Schweigen, hinter dem er schwere Geheimnisse ahnen lassen will, in gleicher Weise Respekt zu verschaffen, debutiert er als Esskünstler, der aus dem Behagen ein gelehrtes Studium macht. Zur Strafe für sein Verhalten wird er wieder ein Kutscherpferd und wird als solches von seinem Herrn, der, obzwar ein Müssiggänger, doch stets den Pressierten spielt, beinahe zu Tode gehetzt. Hierauf nimmt er zum ersten Male die weibliche Gestalt an und versinkt als Weib sofort in einen moralischen Abgrund.

[1]) Man vergleiche hiermit den scharfen Ausspruch: „*Mirabeau est capable de tout pour de l'argent même d'une bonne action!*“

Auf die Vorwürfe des Gatten über ihr Vorleben, nachdem sie sich gebessert hatte, hat sie immer dieselbe Antwort, sie erinnere sich an nichts mehr! Diese in der Seelenwanderung begründete Theorie von einer in vielen Körpern unbewusst eingepfarrten Seele soll, wie alle anderen psychologischen Rätsel auch alle die unberechenbaren und unfassbaren Widersprüche in den verschiedenen Lebensphasen eines Weibes erklären, und man wird die Wirksamkeit der feinen Ironie nicht verkennen. Die nächste Verwandlung bringt den Metempsychosisten in die körperliche Hülle eines Eunuchen. Als solcher ist er voll Erbitterung darüber, dass andere, um sich ihres Genusses in Sicherheit zu erfreuen, ihm so schwere Unbill angethan haben. Als er dann aber in den Körper seines Herrn fährt, muss er gestehen, dass zügelloser Genuss ebenso wenig glücklich mache wie völlige Entsagung und er kommt zur Überzeugung, nur in der Mässigkeit liege die höchste Glücksfähigkeit. Es folgt nun wieder eine weibliche Verwandlung in die Frau eines grossen Herrn in Cypern, der sich aber in finanziell ganz derouten Verhältnissen befindet. Sie spielt die Rolle einer Abenteuerin, ihr Herz gleicht einem Taubenschlage, und sie zieht hinter sich eine ganze Schar einflussreicher Männer, die, so sehr sie ihrer Umgebung gegenüber stets die rauhe Seite hervorkehren, ihr gegenüber sich wie verliebte Perrückenmacher gebärden und Seide spinnen. Sie lässt sie alle ihre eigensinnigen Launen fühlen, und je mehr man sie mit Vernunftgründen widerlegt hat, desto hartnäckiger hält sie an denselben fest. Hält man ihr Grundsätze entgegen, so pocht sie auf den guten Ton und die ihr gebührenden Rücksichten; weist man ihr das noch nie Dagewesene eines solchen Falles nach, so will sie nicht recht einsehen, warum sie nicht als erste ein solches Beispiel darstellen sollte. Überhaupt könne man jede Gabe der Natur bei einigem Geschick ausnützen. *Êtes vous né avec de l'impertinence? Tant mieux: il ne vous faut qu'un saut pour aller à l'importance, d'où vous volez à l'impudence, et vous parvenez. Êtes vous né avec de la sottise? Vous voilà bien: on vous mettra dans une grande place pour que vous n'en occupiez que le devant, et que le fond en soit toujours vide. Parlez-vous à tort et à travers? Vous êtes trop heureux: vous plaisez par là à la moitié du monde, et sûrement à plus de trois quarts de l'autre. Votre stupidité vous rend-elle taciturne? Cela est bon: vous serez propre à recevoir le masque d'un homme de bon sens. Allons notre chemin! Marchons! On ne saurait nous montrer une route que les fils de la Fortune n'aient battue avant nous.* Sie durchschreitet hierauf in weiblichen Hüllen die ganze hohe Schule des Lasters im Dienste schnöden Geldsoldes, wo die Liebe mit der Brieftasche errungen wird, und als sie dann endlich ihrem Geschmacke und ihrer Wahl folgen will, war es, dass ihre körperlichen Reize verschwunden

sind. Erst als sie jetzt selbst ein Ausbeutungsobjekt ihrer Verehrer wird, gehen ihr die Augen auf. Auf der nächsten Etappe ihrer weiblichen Carriere weiss sie um jeden Preis Sensation zu machen. Alles dünkt ihr besser als verborgen zu bleiben: *Quand on n'en (de l'obscurité) peut sortir par des vertus, il faut en sortir par de certains vices, ou au moins par de certains ridicules.* Wir verzichten darauf, ihr durch alle Verschlingungen ihres weiteren Lebens mit den pikanten Details zu folgen, wie sie als Prüde, an deren hehrer Keuschheit alle Veranstaltungen wie von einem Sandsacke abprallen, zur Überzeugung kommt, für die Männer liege bei der Liebe der ganze Reiz in der Besiegung der zu überwindenden Hindernisse; wie sie als Betschwester (ein Betbruder und eine Betschwester machen bekanntlich noch kein betendes Paar) bei den Dienern der Religion so angenehme Erfahrungen macht. Ihre weibliche Schwäche erstreckt sich dann noch auf ihre nächsten Männerrollen. So tritt sie uns jetzt wieder als zimperlicher, stets nach dem Flacon greifender, sich geckenhaft bespiegelnder Siechling entgegen, kaum für leichteren Sinnenkitzel, nicht aber für kräftige Impulse und Leidenschaften zugänglich. Sein forcierter Geistreichtum macht ihn unangenehm. Dennoch ist er für alle, die ihm Beifall schmeicheln, dankbar und zugänglich. — Er kommt hierauf als Stutzer mit aller diesen Naturen eigenen Oberflächlichkeit, Anmassung uud Impertinenz zur Welt, wird bald von den Weibern nach jeder Richtung ausgesaugt und erhält sich nur mehr mit Not von dem alten Renommée seiner früheren jetzt sehr fadenscheinigen Unwiderstehlichkeit und seiner früheren Abenteuer auf einiger Höhe. Sein Genius, der nun sieht, dass es mit den Männerrollen nicht mehr recht weitergehe, steckt ihn wieder in verschiedene weibliche Gestalten, von denen besonders jene recht originell ist, in der eine Frau durch ihr unangenehmes, anstössiges Stimmorgan, so sehr sie sich bemüht, demselben einen verbindlichen Klang abzugewinnen, alle Sympathie verliert und gegen alle Menschen tief erbittert ist, so dass ihre Mutter von ihr sagt: Ich kenne meine Tochter sehr gut; sie hat ein sehr gutmütiges Wesen; aber man kann darauf rechnen, dass Niemand was davon erfahren wird!

Es folgt hierauf ein kleines eingeschobenes Intermezzo-Fragment: In Athen brach eine Krankheit aus, ganz jener vergleichbar, die in Abdera die Weiber zwang, ihre Reize ganz unverhüllt zu zeigen, nur dass dieselbe hier mehr einen seelisch-moralischen Charakter trug und sie wie unter einem unsichtbaren Zwange trotz aller Scheu ihre geheimsten Gedanken und Gefühle erzählten. Man hatte die sonst so vorzüglich geübte Kunst eingebüsst, mit affektierter, arger Übertreibung von seinen eigenen Fehlern und mit pietistischer Dünnigkeit von seinen Vorzügen zu sprechen, in der berechnenden Absicht, stets Widerspruch zu erfahren. Man sprach so aufrichtig

wie im Traume oder im unbeobachteten Monologe. Da nun die Fremden auf die Nachricht von diesem Phänomen massenhaft nach Athen kamen, liessen die Magistrate die Thore sperren.

Nach dieser Episode folgt wieder die Fortsetzung der Seelenwanderung. Da infolge einer Pest mehr als 100 Millionen Seelen obdachlos geworden waren, beschliesst unseres Helden Genius, ihn durch 50 Jahre nur mit einer luftigen Hülle zu umgeben. So kommt er in den Geist eines sehr sinnlichen Incubus, dem er, als letzterer am Sinnengenuss übersättigt Ekel empfindet, einen guten Rat erteilt. Recht gut ist folgender Einfall: Als der Incubus vom Olymp den gemessenen Auftrag erhält, einen Heros zu zeugen, beschläft er die Königin der Scythen und zeugt einen — Tyrannen. Die Götter brauchen die Incuben zur Schöpfung aussergewöhnlicher Menschen, da diese zu Werkzeugen göttlicher Rache ausersehen sind und als Alltagsmenschen nicht genug unerbittlich wären. — Er dient hierauf einem Orakel erteilenden Gotte. Als die Menschen diesem Gold opfern, sagt er: Ihr beleidigt nur die Götter, wenn ihr ihnen etwas darbietet, was sie von euch verachtet sehen wollen! Als Diener des Plutus belehrt ihn dieser Gott, er sei in der Verteilung der Reichtümer darum nicht gar zu wählerisch gewesen, weil Reichtum ebenso wenig als Ehrenstellen glücklich mache, denn Jupiter habe die Bedingung des Glückes nicht in solche Güter verlegen wollen, die nicht Allen zugänglich wären; vielmehr habe er sie auf solche Besitztümer gegründet, die nicht auf den Entbehrungen anderer beruhen: die Tugend, die Gesundheit, den Frieden, den Frohsinn, die häusliche Eintracht und die Gottesfurcht. Um den Wert des Reichtums, den die einen immer auf Kosten der Andern von den Göttern erbitten, recht herabzudrücken, haben die Götter ihn meist mit Traurigkeit, nagender Sorge, Nachtwachen, Krankheit, Lebensübersättigung, Begehrlichkeit, Angst und Furcht in Verbindung gebracht; trotzdem aber wird er von den Menschen begehrt. Unglücklicher als die Reichen sei nur noch der Arme, der sich nie wohlfühlt in seiner Haut, immer die Schranken seines Standes durchbrechen möchte und sich daher stets Reichtümer wünscht[1]). Er wird hierauf der Diener eines Hausgottes, der (wie der hinkende Teufel) bis in das Innerste der seiner Obhut anvertrauten Hausleute sieht. Der Hausherr ist ein gravitätisch thuender Mann, ein Beamter, der aber mit den Amtskleidern, wenn er sich nicht beobachtet weiss, auch alle Würde ablegt. Seine Frau betrügt ihn, wie er das Publikum betrügt, und beide werden ebenso von ihrem Töchterlein

---

[1]) In einem anderen Werke sagt Montesquieu sehr hübsch: Wenn man nichts als glücklich sein wollte, so wäre das Ding leicht gethan; aber man will glücklicher sein als andere und da findet denn die Sache immer grosse Schwierigkeiten, weil wir glauben, dass Andere glücklicher seien als sie es wirklich sind!

getäuscht, die so thut, als ob sie das reine Weihwasser wäre, und zu fünfzehn Jahren gesegneten Leibes ist. Jetzt schreien sie zwar Zeter, aber nicht über die Verirrung, sondern darüber, dass es die Welt erfahren habe. Ein anderer Incubus, dem er dient, verlor seinen Hut und musste dem Finder dienstbar werden, der ein leidenschaftlicher Spieler war. Nichtsdestoweniger schrieb dieser seine Erfolge nicht dem Glücke, sondern seinem eigenen Genie zu. Im Dienste des Genius, der die Statue des Pygmalion zu Leben erweckte, hört er die schöne Bemerkung Pygmalions, nur seine tiefe und inbrünstige Liebe habe die Götter bewegen können, den Stein zu beleben. Da nach einer sehr verheerenden Seuche seine Seele eine Zeit lang als Reserve unter den Göttern verweilt, macht er die Wahrnehmung, die Menschen seien darum in Zeiten öffentlichen, allgemeinen Unglücks sittlicher, weil ihre Seelen länger im Verkehr mit den Göttern geblieben wären. Er kommt hierauf als Grieche zum Könige von Ägypten. Als letzteren ungünstige Vorzeichen bestürzt machen, bedeutet er ihm, die Menschen könnten den Götterwillen nur im ganzen und grossen erfahren, der Abergläubische selbst sei es, der in seinem blöden Glauben an das Orakel sich abhängig mache, nicht aber die Götter thuen es; sie wären thöricht und verkehrt, wenn sie dem, den sie verderben wollen, ihre Züchtigung früher ankündigten. *C'est vous qui vous asservissez à ce que vous appelez les prodiges, et non pas eux.* Als der König eine Pyramide bauen will, fragt ihn der Metempsychosist, wozu das gut wäre? Um seine Macht zu zeigen? Wer möchte an derselben zweifeln! Nur durch die Tugend könne er sich hervorthun. Dem König, der da meinte, die Pyramide biete dem königlichen Leichnam, der der Volkswut besonders ausgesetzt sei, einigermassen Schutz, giebt er den Rat, doch eher in der Liebe des Volkes diesen Schutz zu suchen. Es sei doch so leicht für einen König, sich die Zuneigung des Volkes zu erwerben. Er zeigt ihm die Nichtigkeit seiner unersättlichen Habsucht und seines Hungers nach Gold und Macht und belehrt ihn, als er dem Volke die politische Freiheit genommen und nun demselben auch seinen Geschmack in ästhetischen Dingen knebeln will: „Du beschränkst seine Geschmacksrichtung, und doch ist dieser Geschmack die letzte Äusserung und eine Art Sicherheitsventil seiner Freiheitsliebe. Ein politisch degeneriertes Volk beschäftigt sich eifrig mit seiner Kunstliebhaberei, während ein tüchtiges Volk nur nebenbei Zerstreuung darin sucht. Möchtest du es vorziehen, wenn die Bürger ihre Zeit und Aufmerksamkeit darauf verwenden würden, von dir für all' das vergossene Blut Rechenschaft zu verlangen?" — Er kommt jetzt wieder nach Corinth und wird ein unverwüstlicher kosmopolitischer Optimist, der die ganze Welt mit seiner Liebe umfasst: *Si j'avois su quelque chose qui m'eût été utile, et qui eût été préjudiciable à ma famille, je l'aurois*

rejeté de mon esprit. Si j'avois su quelque chose utile à ma famille et qui ne l'eût pas été à ma patrie, j'aurais cherché à l'oublier. Si j'avois su quelque chose utile à ma patrie, et qui eût été préjudiciable à l'Europe, ou qui eût été utile à l'Europe et préjudiciable au genre humain, je l'aurois regardée comme un crime. Welch ein herrlicher Ausspruch für die Solidarit des Menschengeschlectes, das sich ethisch so vervollkommnet hat! Dann macht ihn sein Genius wieder jung und nach einer langen Reihe weiterer Transformationen ist er endlich ein armer Barbier in Tarent und hat ein nichtsnutzig Weib. Er hofft denn doch noch, in einen König verwandelt zu werden und dann will er auch daran gehen, seine Schulden zu bezahlen.

Der *Dialogue de Xantippe* zeigt uns den Sieger von Tunes als edlen resignierten Helden, der Leutseligkeit und Würde in sich vereinigt, voll patriotischer Erhabenheit. Man wird allerdings in diesem Charakterbilde einen etwas allzustarken Ausverkauf von Edelmut vorfinden, man wird sich auch fragen müssen, ob die Zeichnung des Helden nach antikem Zuschnitte sei, und ob nicht vielmehr die ganze Haltung desselben allen Zeit- und Lokalcolorits entbehre. Die kosmopolitische Hochherzigkeit des Xantippus, welche die ganze Menschheit in gleicher Liebe umfasst, ist gewiss nicht ein spartanisches Erbgut gewesen und über die Versicherung desselben, keiner seiner Landsleute habe jemals, wie die Athener, im Auslande gegen sein Vaterland geschürt, wird man, wenn man sich die Persönlichkeit des Aristides und Pausanias vergleichend vorhält, nicht ohne Kopfschütteln hinwegkommen können. Dennoch wirkt das ganze mächtig erhebend.

Der *Essai sur les Causes, qui peuvent affecter les esprits et les caractères* ist ein Stück Nervenphysiologie samt den daraus gezogenen psychologischen Konsequenzen und macht abermals in eindringlicher Weise auf das von Montesquieu bekanntlich immer wieder variierte Thema von innigem Connex zwischen Klima, Bodenbeschaffenheit, Umgebung und Nahrung einerseits und dem menschlichen Geiste und Charakter andrerseits aufmerksam. Neben manchem durch neuere wissenschaftliche Untersuchungen Überwundenen wird man hier viele originelle oder wenigstens eigenartig und geistvoll ausgesprochene Gedanken finden, so dass wir der Versuchung schwer widerstehen, den Inhalt zu reproduzieren. Die Raumverhältnisse aber zwingen uns, uns nur auf die Wiedergabe einiger besonders charakteristischer Gedanken zu beschränken. Wir übergehen die Erörterungen mehr rein physiologischer oder anatomischer Natur, die, meist von den neueren Forschungen überholt, nur mehr ein historisches Interesse aufweisen und heben nur das hervor, was unseres Erachtens eine allgemeinere Bedeutung beanspruchen darf. Recht hübsch und treffend erscheint uns da der Vergleich durch-

geführt, die Seele im Körper sei wie eine Spinne mitten in ihrem Netze in Bezug auf ihre gegenseitige Wechselwirkung. — Wie die Saiten eines Musikinstrumentes keinen Knoten haben dürfen und durchaus gleichmässig dick und gespannt sein müssen, um richtig zu functionnieren, so ist es auch mit den Nerven, wenn unser Nervensystem seinen Zweck richtig erfüllen soll. — Unser Seelenzustand hängt nicht bloss von der Beschaffenheit des Gehirnes, sondern auch von der Eigenart der ganzen menschlichen Maschine ab, wofür die typischen Geisteseigentümlichkeiten der Eunuchen und Hagestolzen lebhaft zeugen. Sehr gut sind die Bemerkungen über Gehirndiätetik und die Naturvölker. Besonders hervorhebenswert erscheint uns aber das über die Erziehung durch die Familie und die Gesellschaft Gesagte. Durch diese erst kommt der Mensch zur Bethätigung seiner geistigen Kräfte; durch sie gelangen wir in den Besitz von Ideen und zur Erkenntnis und richtigen Wertschätzung der Dinge und ihrer gegenseitigen Beziehungen. Durch diese erst erlangen wir eine persönliche individuelle Existenz. Im Greisenalter werden wir immer ärmer an Ideenerzeugung und intellektueller Aufnahmsfähigkeit und daher wieder zu Kindern. Wer einen geringen Vorrat von Ideen hat, kann nicht gut vergleichen. Die Erziehung vermehrt und verfeinert auch unser Gefühlsleben. Die richtige Überereinstimmung unserer Ideen und Gefühle mit dem wahren Werte der Dinge in der realen Welt unter einander ist von höchstem Belange. Dieselbe ist sehr schwierig, da die ersten von uns empfangenen und durch frühere nicht abgeschwächten Eindrücke immer die stärksten sind, so dass die zeitliche Reihenfolge, in der wir dieselben aufnehmen, hier sehr oft störend einwirkt. Wirken aber dennoch neue Ideen mächtig auf uns ein, so suchen wir unsere bisherigen Erfahrungen und Überzeugungen mit diesen in Einklang zu bringen, oder darnach zu korrigieren. Ebenso können auch starke Sympathien und Antipathien in unsere Ideenkreise tief eingreifen und in unserem Innern eine mächtige Gährung hervorbringen. Man beobachte nur, wie keimende Liebe alle unsere Gefühle in das Schlepptau dieses einen mächtigsten Herzenszuges gefangen nimmt. Es ist weiter von der hohen Bedeutung der Individualität die Rede, von dem grossen Unterschiede zwischen phantasiereichen, und nüchternen, zwischen produktiven und receptiv angelegten Naturen. Schlechte Erziehung kann einen zum geordneten Denken wenig geeigneten Kopf ganz ruinieren. Befähigung zu richtiger Vergleichung ist ein Hauptpostulat der Erziehung. *Le défaut d'idées produit la stupidité; le peu d'harmonie des idées la sottise; l'extrême défaut d'harmonie la folie.* Geist hat man, wenn man die umgebende Welt richtig im Zusammenhange erfasst, sei es, um sie richtig zu beurteilen, sei es, um durch geschickte Darlegung ihres Zusammenhanges zu gefallen. Die Fein-

fühligkeit und Accommodationsfähigkeit macht den geistreichen Menschen. Er hat nicht immer überraschende, ja nicht einmal immer richtige Einfälle, weil ein grosser Teil der Konversationskunst auf der scherzhaften Verwertung auch des Paradoxen beruht; darauf basiert auch der gewaltige Unterschied zwischen dem geistreichen Manne im landläufigen Sinne und den tiefgründigen alten philosophischen Denkern: der erstere zieht die heterogensten Gegenstände heran, um seinen Geist glänzen zu lassen, der letztere sucht nur richtig zu erkennen und zu unterscheiden. Der „Geist" ist mehr nur ein modernes Schaustück. Sehr hübsch sind auch die Auseinandersetzungen über die sehr komplizierten, durch unsere Umgebung auf alle Bewohner eines Landes allgemein einwirkenden erziehlichen Eindrücke, die den Nationalcharakter bilden und über die individuelle Erziehung, die den persönlichen Charakter formt. Hier scheint uns besonders interessant, was über den Talmud und über die rabbinische Litteratur mit ihren casuistischen Subtilitäten und Haarspaltereien und ihre Bedeutung für den tüftelnden, rechthaberischen Geist der Juden gesagt ist. Die psychische Erziehung wirkt stärker als die physische Natur, wofür der trotz der klimatisch so verschiedenen Wohnsitze stets etwas Ausgeprägtes behaltende Charakter der Juden einen Beweis abgiebt. Sehr einleuchtend, aber hier aus Raumrücksichten nicht wiederzugeben, sind auch die Bemerkungen über den für die Freiheit begeistert in den Tod gehenden schwärmerischen Nordländer und den temperamentvollen, materialistisch angelegten, sich unterduckenden und daher physisch normaleren Südländer; über den erziehlichen Einfluss des Katholizismus und den des Protestantismus; über die Charakterformung durch Umgebung, Lektüre, Gesellschaft (mit welcher letzteren der Mensch wie ein Fötus mit dem Mutterleibe zusammenhängt) und das Reisen; über den an Hellseherei streifenden Scharfsinn der Unglücklichen, über die Bosheit der Verkrüppelten. Mathematiker sehen an allen Dingen nur die Zahlen- und Grössenverhältnisse, problematische Naturen schwanken immer zwischen mehreren Eindrücken, der Pedant sucht immer die reale Welt in seine Schulschematismen einzurenken, der Romantiker giebt dem Wunderglauben vor der natürlichen Erklärung den Vorzug. *Nous nous faisons l'esprit, qui nous plaît, et nous en sommes les vrais artisans.* — Man denkt nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen; die Ideen werden mit der Zeit ein Stück von uns selbst und verleihen uns auch äusserlich eine gewisse Haltung. Wer viel spricht, denkt wenig (ein deutsches Sprichwort sagt: „Wer viel isst, kann nur wenig kauen!"). *Penser c'est parler à soi-même; et quand on parle à soi, on ne songe guère a parler aux autres.* — Einseitige Beschäftigung lässt uns den Wert unseres Berufes leicht überschätzen.

Sehr interessant, aber allerdings zu lebhaftem Widerspruche herausfordernd, ist das Stück *De la Politique*, welches den praktischen Wert aller politischen Kunst diskreditieren will und dem Metier der Diplomaten so besser beizukommen hofft, als wenn man über seine moralische Fragwürdigkeit lange peroriert. Das persönliche Eingreifen selbst der grössten Männer in den Gang der historischen Ereignisse soll von nur problematischer imaginärer Bedeutung sein, da alle bedeutenderen Wirkungen nur von oft ganz unfassbaren, fernliegenden Ursachen herbeigeführt werden. Gerade das angeblich Vorhergesehene soll in der Geschichte nie eintreffen und solche Vorhersagungen seien immer nur ein *vaticinium post eventum*. Gerade die allzu feinen Berechnungen machen die Politiker an der Brutalität zufälliger Thatsachen scheitern, und auch hier mache allzu scharf oft schartig. Die Umstände und Verhältnisse seien mächtiger als alle Erwägungen und Massregeln und der Strom des Zeitgeistes als die Summe einer langen Kette von Ursachen breche sich trotz aller Hindernisse meist doch Bahn, und wenn das einmal nicht der Fall sei, so sei auch das nicht auf die Einwirkung einzelner Menschen, sondern auf für das gewöhnliche Auge verborgene Gegenströmungen zurückzuführen; schliesslich aber komme die Hauptströmung, wenn auch nach Jahrhunderten, doch wieder zum Vorscheine. Eine ganz schlichte, harmlose Politik könne meist ebenso sicher zum Ziele führen als die raffinierteste, durchdachteste, umso mehr als vermöge eines gewissen Trägheitsmomentes die Menschen die befahrenen Geleise nicht leicht verlassen und der hergebrachte Gehorsam der Unterthanen gegen die Herrscher letzeren das Regieren sehr erleichtert, ja für sie regiert, so dass selbst die schlechtesten Fürsten oft unangefochten bleiben. Wenn aber eine Aberration von dieser Bahn aus einer Unzahl imponderabler Momente resultiere, so könne auch der grösste Staatskünstler sie nicht beschwören. Die feinstangelegten Köpfe fehlen gerade darin, dass ihre Pläne auch bei der Menge ein sorgfältig durchdachtes und zielbewusstes Handeln voraussetzen, während diese doch nur von groben, plumpen Motiven und Instinkten geleitet werde. Der berühmte Diplomat habe schon dadurch grosse Schwierigkeiten, dass man gerade ihm das grösste Misstrauen und die grösste Vorsicht entgegenbringt. — Der Intrigant lobt gewöhnlich die Aufrichtigkeit und verlangt sie von den anderen. Bei grossen Staatsmännern wird oft, wenn sie das, was mit den einfachsten Mitteln zu erreichen war, durch ein Aufgebot eines sehr komplizierten Apparates durchsetzen, als meisterhafter Schachzug gepriesen, und wenn ihnen die Wunderblume des Erfolges erblüht, werden selbst ihre Marotten und Schrullen zu genialen Inspirationen aufgebauscht. *Thucydides disoit que les gens médiocres étaient les plus propres du gouvernement... C'est l'invention des postes qui*

a produit la politique. Seitdem die Fürsten unkriegerisch sind, sind sie Politiker. *Il y a souvent autant de politique employée pour obtenir un petit bénéfice que pour obtenir la papauté... Il n'est rien de si facile à un homme qui est dans de certaines places que d'étonner par un grand projet: il y a du faux à cela. Ce n'est pas les moyens qui doivent être brillants, c'est la fin.* — So bestechend, so geistvoll die beigebrachten Beispiele für die vom Verfasser in diesem Aufsatze lancierte Haupttheorie eintreten, alle politische Kunst zu regieren sei nur ein Blendwerk oder ein Selbstbetrug, so wird man doch bei ruhiger Erwägung und geschichtlicher Prüfung sich nur schwer entschliessen können, ihm vollends beizustimmen. Die grossen Männer sind denn doch etwas mehr als die blosse Etikette, die dem Ereignisse den Namen giebt. Mann kann immerhin an jener Behandlung der Geschichte wenig Gefallen finden, die in allen Handlungen Absichten sieht, alle Vorfälle aus Absichten herleitet; man kann sogar zu der Meinung hinneigen, die grössten Ereignisse ereignen sich ohne alle Absicht, der Zufall mache viele Fehler gut und erweitere die noch so klug angelegten Unternehmungen, die grossen Begebenheiten in der Welt werden nicht gemacht, sondern finden sich[1]). Die Aussprüche Napoleons I.: „Nie konnte ich ein Ereignis machen, ich konnte nur ausführen, was möglich war, d. h. wofür die Bedingungen der Verwirklichung vorhanden waren", und „Alle grossen Dinge hängen an einem Haar, ich habe in den wichtigsten Umständen ein Nichts die bedeutendsten Angelegenheiten entscheiden gesehen!" sind ganz darnach, in dieser Ansicht zu bestärken. Auch das bekannte Wort von dem geringen Verstandsmasse, mit dem in dieser Welt regiert wird, scheint dahin zu zielen. Dennoch ist es entschieden irrig, in der menschlichen Gesellschaft nicht mehr als einen materiellen Punkt zu sehen, der bei den nämlichen Voraussetzungen und Bedingungsgleichungen stets die nämlichen Bewegungszustände zeigt und in der gesamten geschichtlichen Entwicklung in letzter Linie nichts anderes darstellt, als das sehr verwickelte Spiel blind wirkender mechanischer Kräfte, so dass man nur das geistige Sein der Individuen zu anatomisieren, nach den einwirkenden Bedingungen der Race, des Moments, der Umgebung zu forschen brauchte, um alle historischen Erscheinungen mit derselben mathematischen Sicherheit wie physikalische Phänomene aus den Naturgesetzen abzuleiten. Was man Zeitgeist nennt, was alle mit sich reissen und immer, selbst nach längeren Intervallen, zum Vorschein kommen soll, wie sich die Gewässer in der Tiefe sammeln, um nach einem längeren unterirdischen Laufe an un-

---

[1]) Man vergleiche auch den Ansspruch Herder's: „In gewissem Betrachte ist jede menschliche Vollkommenheit national, sekulär, individuell: man bildet nichts aus, als wozu Zeit, Klima, Bedürfnis, Welt, Schicksal Anlass giebt."

vermuteter Stelle wieder hervorzubrechen, entsteht vielmehr doch zuerst in ganz wenigen Gehirnen! Es ist allerdings eines der schwierigsten Probleme, nachzuweisen, inwiefern die grössten Menschen ein Ergebnis ihrer Zeit sind und inwiefern sie ihrer Mit- und Nachwelt die Richtung geben; aber niemand, der mit unbefangenem Blicke sieht, wird sich der Überzeugung verschliessen können, dass einzelne hervorragende Menschen (Mirabeau spricht einmal von elektrischen Köpfen, denen sich leicht Ideenblitze entlocken liessen) in die Geschichte und in die Ereignisse tief eingegriffen haben, dass ihre Individualität leitend und gestaltend eingewirkt habe und dass sie ihren Zeitgenossen einen mächtigen Ruck nach vorwärts gegeben haben. „Ein Regent drückt", sagt Montesquieu selbst in dem 70. seiner *„Lettres persanes"*, „allezeit die Gestalt seines Gemüts in die Form des Hofes, der Hof in die der Stadt, die Stadt in die des ganzen übrigen Landes. Die Beschaffenheit der Seele eines Herrschers gleicht einer Patrone, nach welcher alle die anderen abgeformt werden." Man wird sogar daran zweifeln, ob er seine These ernstlich aufrecht erhalten wollte, wenn man seine nächstfolgenden *Reflexions sur le caractère de quelques princes et sur quelques évènements de leur vie* nur mit einiger Aufmerksamkeit liest.

Es ist dies ein Meisterstück historischer Charakteristik, voll überraschend feiner Bemerkungen und der Autor „steht hier in seinem Stoffe drin, wie der mit seinen Kamelen zurückkehrende Nathan unter den Ballen, die er aus Damaskus mitgebracht." In der Parallele zwischen Karl XII. von Schweden und Karl, dem letzten Herzog von Burgund, heisst es unter anderem, beide hätten ihre Mässigung und Besonnenheit nicht im Glücke, sondern im Unglücke verloren, sie wären nicht ohne Klugheit gewesen, solange ihnen dieselbe nützlich war, sie hätten aber dieselbe ganz eingebüsst, wenn sie ihnen am nötigsten gewesen wäre, indem sie nach erlittenen Niederlagen sich mutwillig neue Feinde gemacht hätten. In dem Vergleich zwischen Tiberius und Ludwig XI., diesen beiden Meistern der Heuchelei, wird ersterer als der viel bedeutendere hingestellt. Tiberius fusst auf seiner geistigen Überlegenheit, Ludwig operiert nur mit den Schwächen anderer; Tiberius hat in seiner ganzen Wirksamkeit etwas Beständiges, Ludwig nur etwas Fahriges und Hastendes. Eine weitere Nebeneinanderstellung von Philipp II. und Tiberius sagt von ersterem unter anderem: *Il avait de vastes désirs, comme s'il était idolâtre de la fortune et de la modération dans les revers, comme s'il la méprisoit.* Nur das unglückliche Mischungsverhältnis seiner Vorzüge und Fehler habe ihn nichts Grosses vollbringen lassen. Er habe beim Regieren das rein Menschliche hintangesetzt; seine leicht durchsichtige Verstellung habe ihm nicht viel genützt, während ihm seine innere Unbeugsamkeit

und Härte jedes Anpassungsvermögen an die Verhältnisse benommen habe. Kleinliche Rachsucht neben einer gewissen Heimlichthuerei und Leisetreterei ohne wahre Klugheit liessen ihn bei den meisten Entschlüssen Missgriffe thun. Der wahren Menschenkenntnis bar, übersah er die grossen Wirkungen der kleinen Ursachen und die so gewaltigen moralischen Potenzen, woraus sich auch eine öftere Überschätzung seiner Mittel ergab. Ein weiterer Vergleich zwischen den Päpsten Paul III. und Sixtus V. stellt ersteren um soviel höher über letzteren, wie die Natur der Kunst über ist. In der Erscheinung Sixtus' V. begegnen wir überall etwas Gemachtem, Affektiertem. Um seine niedrige Abkunft vergessen zu machen, schien ihm das Papsttum noch nicht hoch genug; Paul III. hingegen war ein von Natur heller Kopf, ein grosser Menschenkenner ohne Vorurteil und Eitelkeit. Alle Umstände ausnützend, stellte er die Bedeutung des Papsttumes wieder her. Selbst die Schwäche des Greisenalters blieb ihm fern und er war nicht nur klug, sondern auch weise. Inmitten der gemeinsamen Angriffe der Katholiken und Protestanten, die ihn beide beschuldigten, die selbstsüchtigen Bestrebungen des päpstlichen Stuhles hielten sie auseinander und stürmisch nach einem Concile verlangten und zwischen den hinter idealen Bestrebungen versteckten egoistischen Zielen Karl's V. und Franz I., die ihn mit den territorialen Interressen des Papsttumes unausgesetzt in Konflikte brachten, habe er das Schifflein der Kurie geschickt hindurchgesteuert; er habe den ganz neuartigen Verhältnissen gegenüber auch eine neue Politik inauguriert und den Weg der ernstlichen Reform betreten und Karl V., der ihm die geistliche Leitung entwinden und selbst die Ausgleichung der religiösen Gegensätze vermitteln wollte, überlistet. Sehr lichtvoll und tiefblickend ist auch die Parallele zwischen dem Herzoge von Mayenne und Cromwell. In Karl I. habe man nur den König angegriffen, in Heinrich III. aber das Königtum. Wenn Cromwell sich die Königskrone aufgesetzt hätte, so hätte er damit die Existenzberechtigung seiner Partei vernichtet, umgekehrt bei Mayenne. Mayenne verkannte vollkommen das Wesen der Sachlage und geriet mit allen Traditionen seiner Anhänger in Widerspruch, wenn er dem alten Kardinal von Bourbon die Krone gleichsam als Dépôt anvertraute, wenn er die „Sechzehn" Mässigung lehren wollte und sie, als ihm das misslang, vernichtete; Cromwell gab der Genialität Cäsars in nichts nach, wenn auch seine Thätigkeit nicht aus einem Gusse war und er mit seiner sprunghaften Politik vielmehr einem Steuermanne glich, der jede Windrichtung ausnützt. Er blieb verschlossen und ruhig, selbst als sein letztes Verbrechen die ganze Natur in Aufruhr zu versetzen schien. — Heinrich III. und Karl I. waren beide schwach und abergläubisch, sie konnten über ihre persönlichen Vorurteile nicht hinwegkommen

und waren furchtsam oder kühn immer am unrechten Orte, ohne jeden Weit- und Scharfblick. Wenn eine Monarchie im Niedergange ist und eine Opposition hervortritt, können nur achtunggebietende Charaktervorzüge des Monarchen die Revolution hintanhalten; diese Bedingung traf aber bei beiden nicht ein. Karl I. war zuerst verhasst, dann verachtet, Heinrich III. verlor zuerst die Achtung, dann erst wurde er ein Gegenstand des Hasses und doch waren sie beide der heftigen Leidenschaft des Hasses nicht wert. Karl's Privatleben war gegenüber dem Sündenpfuhl, in den Heinrich III. versunken war, tadellos; aber Karl entbehrte jeder Eignung zum Regenten. Es giebt unselbständige Regenten, die zu schwach sind, um die Zügel der Regierung selbst kräftig zu führen, und doch nicht schwach genug, um sich der thatkräftigen Regierung eines begabten Ministers anzuvertrauen, wodurch das Übel noch verschlimmert wird. Heinrich fand den Bürgerkrieg bereits vor, Karl hat ihn hervorgerufen, und wenn ihm nicht zufällige Umstände einige Machtmittel in die Hände gespielt hätten, so wäre schon er durch eine unblutige Revolution vom Throne hinweggefegt worden. — Es folgt zum Schlusse eine besondere Charakteristik Heinrichs III. Derselbe war ein Märtyrer seines Hauptfehlers der Verweichlichung und des Aberglaubens. Die Weiber des Hofes waren gegen ihn erbittert, weil sie von den Mignons aus ihrer bisherigen Machtstellung verdrängt worden waren, und hetzten die Liga und die Prediger gegen ihn auf; der König rächte sich an ihnen, indem er mit unerbittlicher Indiskretion ihre Galanterien der Öffentlichkeit preisgab. Die unwürdigen Günstlinge hielten den König unter dem Banne ihres verderblichen Einflusses wie in einem Serail vom Volke abgeschlossen; sie liessen ihn die Steuerschraube immer stärker anziehen und steckten deren Erträgnisse ein, unbekümmert darum, dass er sich dadurch immer mehr den allgemeinen Hass zuzog. Da die Mignons fürchteten, dass beim Ausbruche eines Krieges dieser die Einkünfte verschlingen würde, die sonst in ihre Taschen flossen, suchten sie den Ausbruch eines solchen, selbst um den Preis eines faulen Friedens, zu verhindern und kompromittierten so den König in schlimmster Weise. Dazu kamen die Intriguen der so unnatürlichen Königin-Mutter Katharine, die das Ansehen des Königs tief untergruben. An die Frömmigkeit des Königs, die seinen Ruf heben sollte, glaubte man nicht recht, weil er gegen die Hugenotten zu lau vorging und weil in jener Zeit der Fanatismus gegen die Andersgläubigen als einziger Prüfstein der Religiosität galt. Dazu kamen die Machinationen der Guisen und die Religionskriege, die mehr als jeder andere Bürgerkrieg die staatlichen Gefüge aus Rand und Band bringen, alle Moral über Bord werfen, und so eine wahre Anarchie hervorriefen. Im Gegensatze zu dem Papste, der Philipps II. Übermacht nicht noch weiter

um sich greifen sehen wollte, waren die Mönche blindwütige Anhänger dieses Königs. Auch stellten die hohen persönlichen Vorzüge des Herzogs von Guise den König ganz in den Schatten, und so wurde der König selbst dazu gedrängt, Partei zu ergreifen, anstatt diesem Treiben von der Höhe seiner Stellung herab Halt zu gebieten. Wenn eine entstehende Religion ihre Kinderkrankheiten überstanden hat, macht sie ihre weitere Bekämpfung nur erstarken, und ein ruhiges Gewährenlassen kann ihr die Lebensbedingungen eher entziehen als die stärkste Anfeindung *(Il est donc, pour lors, de l'interêt de la religion dominante de laisser l'autre se refroidir dans la paix).* Und so konnte die Reformation in Frankreich nicht mehr vernichtet werden, dagegen haben die verbrecherische Ermordung des Herzogs von Guise und die darauf erfolgte Excommunication des Königs durch Sixtus V. so recht eigentlich Jaques Clement den Dolch geschliffen.

Die nun folgenden *Lettres de Xénocrate à Phérès* enthalten lediglich eine überaus gelungene, die Seele des Herzog-Regenten Philipp von Orleans bis in ihre feinsten Verzweigungen und Verästlungen verfolgende Zeichnung des Mannes, von dem seine Mutter, wie man weiss, unter Anwendung einer bekannten Fabel sagte, allen den Gaben, die ihn schmückten, hätte eine vernachlässigte Fee den Fluch hinzugefügt, dass sie ihm nichts nützen, sondern durch böse grosse Laster verdunkelt werden sollten. Thatsächlich kann man auch die ganze Schilderung Montesquieu's als eine detailierte Ausführung dieses Ausspruches bezeichnen und sie gipfelt darin, dass der Regent alle Herzenstugenden bei sich und anderen bis zur Selbstverleugnung in Abrede stellte und immer nur den Geist, selbst wenn er sich in verderblichster Richtung wirksam zeigte, gelten lassen wollte. Er will durchaus unabhängig und originell scheinen, selbst um den Preis seiner wirklichen Unabhängigkeit und Originalität und verschmäht das Gute, wenn es andere schon vor ihm gethan haben. Er hat mehr die nervöse Unruhe des Ehrgeizes als die Sehnsucht nach hohen Zielen, denn letztere lassen sein blasiertes Wesen kalt und gleichgültig. Aus lauter Manie, die Leute reich zu machen, bringe er sie auf den Bettelstab[1]) und in seiner Sucht, stets zu reformieren und am Staate wie an einem *corpus vile* zu experimentieren, wolle er nie der Zeit Zeit lassen, das Bestehende auszureifen und etwaige Übelstände durch die ihr innewohnende natürliche Heilkraft abzustossen, ganz übersehend, dass das Bessere ein Feind des Guten sei. Er liegt in einem so ununterbrochenen Kampfe mit seiner besseren Natur, dass er selbst aufhört, liebenswürdig zu sein, wenn

[1]) „Der Regent, für alles Neue und Glänzende empfänglich, zumal wenn es eine Ader des denkenden Geistes berührte, ging auf diese Entwürfe ein und nahm Law in Schutz“ (Ranke).

er liebenswürdig sein will. Eines Tages liessen die über Sykion (worunter Frankreich zu verstehen ist) erzürnten Götter Alcamène (unter diesem Namen ist der Regent eingeführt) träumen, er sei im Besitze aller Schätze der Welt, und dieser Traum wurde Sykions Verderben. Die Themis warnte eindringlich vor diesem blinden Kult des Plutus, sie wurde aus ihrem Tempel verjagt, bis eines Tages die schreckliche Ernüchterung aus diesem Traume eintrat, die dem Plutus errichteten Altäre eingestürzt, seine Priester aus dem Lande verjagt und seine Anbeter den vier Titanen als Beute vorgeworfen wurden. Unter dieser durchsichtigen Decke erkennt man leicht die Hindeutung auf den Missisippischwindel John Law's[1]). Als der Herzog regierungsmüde geworden war, verstand es der Kardinal Dubois, sein Vertrauen zu erschleichen und sich der Leitung des Staates zu bemächtigen, mit traurigem Ausgange. Der militärische Misserfolg des Herzogs bei der Belagerung von Turin im Jahre 1706 konnte seiner Beliebtheit keinen Abbruch thun; trotz seiner verspäteten Ankunft vor dem Siege von Almanza am 26. April 1707 sprach jeder ihm den Preis des Sieges zu; so gross war der Zauber, der von seiner fascinierenden Persönlichkeit ausging; *personne ne fut content de sa propre gloire, s'il ne voyoit celle d'Alcamène.* Nun ist Alcamène tot, er arbeitete unermüdlich an Plänen für die Zukunft und doch schien er ebenso beflissen, durch seine Lebensweise selbst seine Lebenspfade zu verkürzen. Man hatte vermutet, er werde ein ungeheures Vermögen hinterlassen, und doch starb er arm, denn ein so kleinliches Laster wie die Habsucht war ihm fern geblieben. Der König, der nun den Thron bestieg, berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, und das Gute scheint wieder in seine Rechte eingesetzt werden zu sollen.

Es folgt nun ein Aufsatz: *Remarques sur certaines Objections que m'a faites un Homme, qui m'a traduit mes Romans en Angleterre,* rein kritischen Inhalts, auf dessen Inhalt wir hier nicht näher eingehen, teils, weil derselbe von nicht genug allgemeinem Interesse ist, teils, weil zu vieleDinge herangezogen werden müssten, die in den Rahmen dieser Zeitschrift nicht hineingehören.

In hohem Grade bedeutend und von besonderer politischer Überzeugungskraft und Beredsamkeit dagegen ist das nun folgende *Mémoire sur la Constitution.* Es handelt sich hier um die Bulle Unigenitus vom 18. September 1713, deren Einregistrierung und Ausführung Ludwig XIV. am 14. Februar 1714 anordnete. Montesquieu tritt hier mit Entschiedenheit gegenüber dem König für eine möglichst weitgehende religiöse Duldung ein. Dem Könige müsse,

[1]) Montesquieu sagt an anderer Stelle: „Law kehrt das ganze Staatswesen um, wie ein Trödler einen Rock wendet."

und zwar immer im Dienste und Geiste der wahren Religion, über Alles das friedliche Nebeneinanderleben seiner Unterthanen gehen. *Car s'il est vrai qu'on ne puisse pas être sauvé sans la foi, on le sera encore moins sans la chari'é, parce qu'avec l'ignorance humaine il est quelquefois aisé de se tromper sur la foi, et qu'il n'est pas possible de se tromper sur la charité!* Man müsse zwischen innerer und äusserer Duldung unterscheiden: die erstere sei für den gut katholischen König ausgeschlossen und er dürfe im unerschütterlichen Glauben an die allein seligmachende Heilkraft des katholischen Glaubens keinen Augenblick wanken und in seinem Innern keine andere Sekte gutheissen; die letztere hingegen sei seine Pflicht als ebenfalls von Gott eingesetzter Monarch, der vor allem in seinem Staate Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten und jede Gewaltthätigkeit hintan zu halten habe, da dies die allererste Möglichkeitsbedingung des Bestandes eines wohlgeordneten Staates sei. *Le salut de l'État est la suprême loi.* Niemand, der für die Aufgabe des Königs und des Staates irgend ein Verständnis habe, könne an diesen Grundwahrheiten rütteln. Wenn also der König ohne jede Belastung seines religiösen Gewissens jedem wie immer gearteten Glauben, solange derselbe die bürgerliche Ordnung nicht gefährdet, die äussere Duldung gewähren dürfe, um wieviel mehr müsse er es in dem gegenwärtigen Konflikte, in dem keine der streitenden Parteien sich selbst, sondern nur beide einander gegenseitig aus dem Schosse der katholischen Kirche ausschliessen. Hier dürfe man keinesfalls die Religion mit den religiösen Streitigkeiten zusammenwerfen. Niemand könne dem weltlichen Herrscher zumuten, sich in diese theologischen Kontroversen einzulassen und eine Entscheidung zu treffen. *Cela est si vrai que, pourvu qu'on croie quelques articles fort courts, contenus dans le catéchisme, et dont l'intelligence est refusée à notre entendement, il n'y a point d'homme dans le royaume, qui dans cet état, ne soit aussi bon catholique que tous les théologiens ensemble.* Von den Theologen ist eine Einigung nie zu erhoffen, sonst müsste dieselbe bei den von den Regierungen gemachten Anstrengungen, eine solche herbeizuführen, schon längst vollzogen sein. Gerade weil er (Montesquieu) den über die Entstehung und Berechtigung der Constitution zu Tage gekommenen Zeitschriften nicht in ihre Einzelheiten gefolgt sei, nehme er für sich das Recht in Anspruch, unbefangen urteilen zu können und es aussprechen zu dürfen, der König dürfe sich in dieser Sache nur von seinen Ministern und Staatsräten allein beraten lassen, *et que les ecclesiastiques, quelque respectables qu'ils soient par leur état et leur caractère, n'y doivent avoir aucune influence, parce que s'ils ont l'esprit du monde, ils ne sont pas en état de gouverner sa conscience, et que, s'ils n'ont pas cet esprit, ils sont encore moins en état de gouverner ses affaires.* Das Richtige wäre, bei

Strafe des Hochverrates, jede weitere Diskussion über die Zulässigkeit und Beschaffenheit der Constitution einzustellen, bis der Papst selbst seine Entscheidung abgegeben habe und diese Entscheidung möglichst weit hinauszuschieben, damit der Streit nicht wieder von neuem angeregt werde und vielmehr in der Zwischenzeit versumpfe.

Das folgende *Mémoire sur les dettes de l'État* ist von fast ausschliesslich finanzwirtschaftlichem Interesse und kann daher an dieser Stelle keiner eingehenden Würdigung unterzogen werden. Es tritt im allgemeinen lebhaft dafür ein: der Staatsbankrott sei nur durch eine allgemeine freiwillige durch ihre gerechte Verteilung versöhnende Seisachtheia aufzuhalten und gipfelt in dem Satz: *Personne ne perdra, si chacun perd proportionellement.*

Das letzte Stück enthält ein *Mémoire contre l'arrêt du Conseil du 27 février 1725.* Dieses bietet eine motivierte Vorstellung gegen das Verbot neuer Anlagen von Weinbergen in Guyenne, die Montesquieu in seiner Eigenschaft als Parlaments-Präsident des Gerichtes von Bordeaux erhebt. Es ist allerdings nicht schwer, in die Grundsätze der Physiokraten, wenn sie so verbohrt sind, in den Weinbergen eine Beraubung des Ackerbaues und eine Hemmung der Prosperität zu sehen, Bresche zu schiessen; aber die zwingende, den Gegner geradezu erdrückende Logik der Argumente und die durchsichtige Klarheit der Beweisführung verleihen auch diesem Dokumente den Stempel der Vollendung.

Montesquieu sagte einmal von den schönen Genies, die unter dem Trosse der Menschheit verlorengegangen und unbekannt geblieben: „Sie sind gestorben, wie Kaufleute, die noch nicht ausgepackt haben.“ In ähnlicher Weise schliessen wir mit der Bemerkung: die vorliegende Publikation ist bedeutend genug, um zu beweisen, dass auch Montesquieu nicht ausgepackt hatte, als er das Zeitliche segnete und dass erst, wenn auch die beiden weiteren in Aussicht gestellten Bände erschienen sein werden, ein ganz getreues Bild des grossen Encyclopädisten wird entworfen werden können.

NIKOLSBURG. JOSEF FRANK.

---

1. **Adamek, O.** *Die pädagogische Vorbildung für das Lehramt an der Mittelschule.* Graz, Leuschner & Lubensky, 1892. 70 S. 8°.
2. **Rambeau, A.** *Die offiziellen Anforderungen in Bezug auf die Sprechfertigkeit der Lehrer der neueren Sprachen und die realen Verhältnisse.* [Phonetische Studien, Band VI, S. 63—81.]
3. **Zergiebel, H.** *Grammatik und natürliche Spracherlernung.* [Phonetische Studien, Band VI, S. 82—105.]
4. **Klinghardt, H.** *Drei weitere Jahre Erfahrungen mit der imitativen Methode (Obertertia bis Obersekunda). Ein Bericht aus der Praxis des neusprachlichen Unterrichts.* Marburg-Elwert 1892. 162 S. 8°.
5. **Wirth, Ch.** *Zu den 36 Gründen gegen das deutsch-fremdsprachliche Übersetzen an humanistischen Gymnasien. Widerlegung der Einwände Chr. Muffs, F. Charitius' und J. Rappolds.* Bayreuth-Heuschmann 1892. 49 S. 8°.
6. **Thomas, E.** *Die praktische Erlernung moderner Sprachen mit besonderer Berücksichtigung der Hilfsmittel. Ein Wegweiser für alle, die fremde Sprachen erlernen.* Leipzig-C. F. Müller 1893. 52 S. 8°.
7. **Petersen, W.** *Der neusprachliche Unterricht und die modernen Reformbestrebungen.* Leipzig-Gräbner 1893. 30 S. 8°.

Die Umgestaltung unseres höheren Unterrichtswesens im Sinne der heutigen wissenschaftlichen und methodischen Erkenntnis ist in höherem Grade, als vielen zum Bewusstsein kommt, von einer Reform unseres Lehrerbildungswesens abhängig. Denn grundsätzliche Neuerungen in der Auffassung und der Methode des Unterrichts können erst dann allgemein durchgeführt werden, wenn zum mindesten der grösste Teil der Lehrerwelt von ihrer Notwendigkeit überzeugt ist. Es fehlt jeder Massstab, den Bruchteil der Lehrer abzuschätzen, die neben den Mühen des Amtes noch Zeit und Kraft besitzen, um auf der Höhe ihrer Wissenschaft zu bleiben und sich zugleich die Ergebnisse der neueren wissenschaftlichen Pädagogik zu eigen zu machen; jedenfalls aber giebt es zahlreiche, meist ältere Schulmänner, die für die neuen Forderungen kein Verständnis haben und deshalb jede Änderung des altgewohnten Unterrichtsverfahrens kurzerhand zurückweisen. So wird eine Besserung in unseren Schulverhältnissen erst eintreten können, wenn die auf den neueren psychologischen und sprachlichen Forschungen beruhenden methodischen Grundsätze zum Gemeingut der Lehrerwelt geworden sind. Es ist daher Pflicht und Aufgabe der Unterrichtsbehörden sich zunächst mit der Änderung des Prüfungsverfahrens zu beschäftigen. Die unter den Nummern 1 und 2 angeführten Schriften enthalten wertvolle Beiträge für eine solche Änderung.

Adamek schreibt zunächst für österreichische Leser, zieht aber auch die deutschen Schulverhältnisse überall in Betracht. Er hat die einschlägige Litteratur sorgfältig und nahezu vollständig verarbeitet und liefert, neben der Erörterung seiner eigenen Forderungen, eine überaus lehrreiche Darstellung der zahlreichen, über diese Frage veröffentlichten Meinungen und Vorschläge. A. hat das Hindernis, das sich der durchgreifenden Besserung unseres höheren Schulwesens noch immer entgegenstellt, klar erkannt: es ist die Selbstgenügsamkeit und Gleichgültigkeit weiter Kreise gegenüber den dringenden Forderungen der Zeit. Die Lösung der Schulreformfrage, so äussert er sich in der Einleitung, ist bedingt durch die Neuordnung des Lehrerbildungswesens, und diese wiederum ist nur zu erreichen, wenn im Kreise der Unterrichtenden — wir fügen hinzu, im Kreise der leitenden Personen — mit mancher noch ziemlich weit verbreiteten Ansicht gebrochen wird. „Denn ohne Umwandlung

des Gedankenkreises ist ein Arbeiten nach einer anderen Richtung und in einem teilweise neuen Geiste nicht möglich" (S. 1). Als solche weitverbreiteten Ansichten, die der gedeihlichen Entwickelung unseres Schulwesens entgegenstehen, ergeben sich aus den Erörterungen des Verfassers folgende:

1) Die Meinung, dass das Fachwissen genüge, um einen tüchtigen Lehrer und Erzieher hervorzubringen (S. 11 f.);

2) Die Abneigung gegen jede pädagogische Theorie und die damit verbundene Verachtung der Thätigkeit der Volksschule, in welcher die Pädagogik als ausgeübte Kunst vorzugsweise verkörpert ist (S. 10—12, 15, 19—20).

Ich möchte hinzufügen, was in den Ausführungen A.'s zurücktritt:

3) Den Glauben an den absoluten Wert der sogenannten formalen Bildung, und die damit verbundene Überschätzung des grammatischen Studiums (Verbalismus).

Dass eine noch so tiefgehende Beherrschung eines bestimmten Faches für einen Lehrer und Erzieher der Jugend nach heutigen Begriffen nicht mehr genügt, dürfte unschwer zu erweisen sein. Die verschiedenen Gebiete des menschlichen Wissens stehen heute in enger Beziehung zu einander, sie wirken so mannigfach eins auf das andere ein, dass richtiges Urteil und Verständnis auch im einzelnen Fache wesentlich durch das Vorhandensein einer umfassenden allgemeinen Bildung bedingt wird. Mit Recht verlangt deshalb A. eine Erweiterung des theoretischen Studiums auf der Universität. Unbedingte Voraussetzung für den Beruf des Lehrers sind philosophische Studien, die auf allgemeiner physiologischer Grundlage zu beruhen haben (S. 29, 38, 39). Ferner sind zu fordern Kenntnisse in der Logik, Psychologie und Ethik (S. 37), in der allgemeinen Pädagogik und in der Geschichte der Pädagogik (S. 41). Das Studium der Schulgesundheitspflege und der Schulgesetzeskunde schliesst A. mit Recht von der Universitätsbildung aus, um es der praktischen Lehrzeit vorzubehalten. Gründliche theoretische Studien solcher Art werden die angehenden Lehrer am besten vor jener Verachtung der Pädagogik bewahren, die heute noch verbreitet ist; namentlich ist die eingehende Beschäftigung mit psychologischen Fragen geeignet, ihnen klar zu machen, dass die Pädagogik eine schwer zu erlernende Kunst ist. Damit aber die auf der Universität gewonnenen Kenntnisse die rechte Frucht tragen, ist nach Ablegung der Staatsprüfungen eine gründliche und umfassende praktische Schulung der Kandidaten unbedingt notwendig. Mit warmen Worten empfiehlt der Verfasser die Annäherung der höheren Schule an die Volksschule und die Verwertung der an dieser durch langjährige Erfahrung erprobten Methoden auch für die Stätten höherer Richtung (S. 1, 11, 67). In der That besitzt diese Forderung grundlegende Bedeutung für die Umgestaltung unseres höheren Schulwesens. Die wissenschaftliche Pädagogik ist im Schosse der Volksschule entsprungen, Volksschullehrer haben die auf genauer Beachtung psychologischer Thatsachen beruhenden Methoden des Unterrichts erfunden und praktisch erprobt, und erst wenn die höhere Schule die der Volksschule eigentümliche elementare Art des Unterrichts in vollem Umfange annimmt und durchführt, wird sie unterrichten, statt, wie bisher, zu dozieren, erst dann wird sie imstande sein, den erhöhten Anforderungen, welche die Gegenwart an sie stellt, genüge zu leisten. — Der Plan einer vielgegliederten Seminarübungsschule, der auf den S. 66—69 ausführlich entwickelt wird, ist, wie der Verfasser selbst zugesteht, ideal, da die für seine praktische Durchführung nötigen Mittel unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu beschaffen sein dürften; als Ziel aber, dem die Entwickelung unserer Lehrerbildung entgegenzustreben hat, ist er in hohem Grade beachtenswert.

Rambeaus Aufsatz im 6. Bande der Phonetischen Studien, S. 63—81, beschäftigt sich ausschliesslich mit der Ausbildung der Lehrer der neueren Sprachen. Es war ein verdienstvolles Unternehmen, angesichts der in den neuen Lehrplänen enthaltenen offiziellen Forderungen für den französischen und englischen Unterricht den Widerspruch zwischen Theorie und Wirklichkeit, die Unmöglichkeit der praktischen Durchführung des in den Lehrplänen Geforderten nachzuweisen. Dass die alte grammatische Übersetzungsmethode für eine auch nur annähernde Beherrschung der lebenden Sprache so gut wie nichts leistet, ist durch die Erfahrung bestätigt und heute von den Männern des Fachs allgemein anerkannt. Dagegen erzielt die auf sorgfältiger Beachtung der psychologischen Bedingungen des Sprachenlernens beruhende sogenannte neuere Methode, nach den bisher gewonnenen Erfahrungen zu urteilen (s. unten), wirkliche Kenntnis und Beherrschung der Sprache, selbstverständlich in den durch die Natur des Massenunterrichts gezogenen Grenzen, aber diese Methode ist, wie R. richtig hervorhebt, „ohne die gründliche Beherrschung der lebenden Sprachen seitens des Lehrers ein Unding, sie steht und fällt mit der Sprechfähigkeit und Sprechunfähigkeit des Lehrers“ (S. 71). Da nun der nötige Grad der Sprachbeherrschung unter den heutigen Verhältnissen nur bei einem geringen Bruchteil der Lehrer vorauszusetzen ist, so kann das in den offiziellen Lehrplänen aufgestellte Lehrziel: Übung im praktischen, mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache, eben nicht erreicht werden. Daher erwächst der Unterrichtsverwaltung die Verpflichtung, durch zweckentsprechende Massnahmen die Erreichung dieses Zieles wenigstens für die Zukunft anzubahnen. Die Forderungen R.'s — grössere Betonung der modernen Sprache beim Examen pro facultate docendi, Einführung des Studiums der Phonetik als obligatorischer Prüfungsgegenstand, Entlastung der neusprachlichen Lehrer von Korrekturen und vor allem Förderung des praktischen Sprachstudiums durch öfter wiederholten Aufenthalt im Auslande — sind die einfache Konsequenz der von der Behörde selbst aufgestellten Lehrziele: ihre Erfüllung ist also unbedingt notwendig.

Zergiebel spricht im 6. Bande der Phonetischen Studien, S. 82—105, über Grammatik und natürliche Spracherlernung. Der Vorteil der Spracherlernung auf natürlichem Wege gegenüber der reflektierenden Aneignung des fremden Sprachstoffes besteht bekanntlich darin, dass jede Anschauung und jeder Begriff unmittelbar mit dem fremden Worte in Verbindung gesetzt wird. Der Umweg über den sprachlichen Ausdruck der Muttersprache fällt also weg. Auf diesem Wege lernt jeder Mensch seine Muttersprache, und derselbe Weg wird eingeschlagen, sobald eine fremde Sprache durch jahrelangen Aufenthalt im fremden Lande erlernt wird. Der Verfasser tritt mit warmen Worten dafür ein, diese Methode der natürlichen Spracherlernung allgemein in unsere höheren Schulen einzuführen. Entsprechend dem oben angeführten Grundsatz, den Begriff und den fremdsprachlichen Ausdruck in unmittelbare Verbindung zu setzen, muss dann der Gebrauch der Muttersprache aus dem fremdsprachlichen Unterricht so viel wie möglich verschwinden: der Schwerpunkt der Methode liegt in der nachahmenden (imitativen) Aneignung des fremden Sprachstoffes durch Vertiefung in die Lektüre und durch unablässige Frage und Antwort, und die grammatische Kenntnis wird lediglich an der Hand der Lektion durch Zusammenfassung der vorgekommenen Einzelfälle gewonnen. Die Bedenken, welche der allgemeinen Durchführung einer solchen Methode entgegenstehen, sollen sogleich, bei der Besprechung des nächsten Werkes, zur Sprache kommen.

Klinghardts unter No. 4 angeführtes Buch ist eine der bedeutendsten Erscheinungen der neueren Reformlitteratur. Der Wert seiner Arbeit

liegt vor allem darin, dass an der Hand sorgfältiger Tagebuchaufzeichnungen wirkliche Erfahrungen dem Kreise der Fachgenossen dargeboten werden, dass es jetzt an der Hand dieser Erfahrungen möglich ist, auch über die möglichen Ergebnisse der neuen Methode ein begründetes Urteil zu gewinnen. In Verbindung mit der vor fünf Jahren veröffentlichten Schrift: „Ein Jahr Erfahrungen (Untertertia)“ bietet die neuere Arbeit, welche die Darstellung des Unterrichts bis einschliesslich Obersekunda fortführt, nach den Worten des Verfassers „ein vollständig abgeschlossenes, dabei fast durchweg experimentell gestütztes Bild von der gesamten Lehrpraxis des verbesserten Fremdsprachenunterrichts“ (S. IV). Niemand, der es fortan unternimmt, über die fremdsprachliche Reformbewegung ein Urteil zu fällen, darf das Studium der K.'schen Schrift unterlassen. Ihre Beweisführung ist so überzeugend und zugleich so vorsichtig, dass man wohl annehmen darf, sie werde auch die Entschliessungen der Behörden in einer der Reform des Unterrichts günstigen Richtung beeinflussen.

Das Buch enthält zwei Teile: I. Ergebnisse, II. Mittel. In dem ersten Teil wird nachgewiesen, dass die Ergebnisse der imitativen Methode die der älteren grammatischen Unterrichtsweise bei weitem übertreffen. K. hat sogar die Erfahrung gemacht, dass die nach neuerer Art unterrichteten Schüler nach kurzem Schwanken sich auch in die ältere Methode hineinfinden und mindestens ebenso gute Übersetzungsarbeiten liefern wie die besten der nach der grammatischen Methode unterrichteten Schüler. Der zweite Teil behandelt die Mittel der imitativen Methode. Den neuerdings durch das Lesebuch von Rossmann und Schmidt vertretenen, durch Bilder unterstützten Anschauungsunterricht will Klinghardt für ganz junge Kinder von 9—11 Jahren zulassen, für den weiteren Unterricht hält er die Unterweisung an der Hand des Lesebuchs für geeigneter (S. 81—82). Die Methode des Verfassers arbeitet ganz in der von Zergiebel geforderten Weise: Die Aneignung des Sprachstoffes wird in nachahmender Behandlung durch unablässige Frage und Antwort gewonnen; die grammatische Kenntnis erwächst allmählich an der Hand fleissig geübter Lektüre, wobei natürlich im Laufe des Unterrichtskursus „grammatischen Fehlern nicht das schwere Gewicht beigelegt werden darf, welches bei Anwendung der constructiven (grammatischen) Methode berechtigt ist“ (S. 11). K. selbst schildert seine Unterrichtsweise mit folgenden Worten: „Gründliche Aneignung eines gedruckten Textes, Imitation desselben in mündlicher Frage und Antwort, an deren Stelle alle drei Wochen schriftliche Ausführung von Frage und Antwort trat, endliche Unterstützung der Imitation durch Regelnheft und gedruckte Grammatik“ (S. 101). Als Unterrichtsziel für die Prima wünscht K. eine Einführung in die Kenntnis des fremden Volkstums, ein beachtenswerter Gedanke, für dessen allgemeine Durchführung unter den gegenwärtigen Verhältnissen allerdings noch jede Voraussetzung fehlt. Auch die in Anhang 2 (S. 153 f.) aufgestellte Forderung eines successiven Sprachunterrichts an Stelle des jetzt allgemein geltenden parallelen verdient bei einer Neugestaltung unserer Lehrpläne die ernste Erwägung.

K. hat durch ein wahrhaft klassisches Beispiel gezeigt, was die imitative Methode leisten kann. Ihre Überlegenheit über die alte Art des grammatischen Unterrichts steht fortan theoretisch ausser Zweifel. Dagegen entsteht die Frage: kann diese Methode in der von K. vertretenen Art auch praktisch allgemein durchgeführt werden? Zunächst habe ich gegen den völligen Ausschluss der deutschen Sprache gewisse Bedenken. Ich glaube, dass die Anwendung der Umschreibung beim Vorkommen neuer Ausdrücke zu Weitläufigkeiten führt und namentlich, wo es sich um abstrakte Wörter handelt, nicht immer streng durchzuführen ist. Es ist in

solchen Fällen kürzer und praktischer, auf das entsprechende deutsche Wort zu verweisen. Sodann fragt sich, ob die Methode, die K. so trefflich für die englische Sprache durchgeführt hat, auch in derselben Weise für das Französische anzuwenden ist. Die im Vergleich zum Englischen weit grössere Formenfülle, namentlich auf dem Gebiete des Verbums, wird meines Erachtens bei der Einübung der Verbalformen auf der Mittelstufe eine schärfere Betonung besonderer grammatischer Übungen nötig machen, als sie in K.'s Plan vorgesehen ist. Ein endgültiges Urteil hierüber wird erst durch weitere, mannigfache Erfahrungen zu gewinnen sein. Doch das sind Erwägungen nebensächlichen Charakters. Die Hauptfrage aber: Ist es möglich, die von K. vertretene imitative Methode allgemein in unseren Schulunterricht einzuführen? muss unter den gegenwärtigen Verhältnissen verneinend beantwortet werden. Denn ihre erfolgreiche Durchführung ist an folgende Bedingungen geknüpft:

1. Sprechfertigkeit des Lehrers (vgl. oben);
2. Intensive Thätigkeit des Lehrers in den einzelnen Stunden;
3. Gleichheit der Methode in den einzelnen Klassen in der Art, dass entweder derselbe Lehrer die Schüler durch den ganzen Sprachkursus hindurchführt, oder dass bei den verschiedenen Fachlehrern völlige Übereinstimmung des methodischen Verfahrens erzielt wird;
4. Änderung des Prüfungsverfahrens in der Richtung, dass nicht wie bisher die Kenntnis abstrakter Regeln,[1]) sondern die Beherrschung der Sprache in ihren vier Formen (Verstehen des geschriebenen und des gesprochenen Wortes, Fähigkeit des eigenen schriftlichen und mündlichen Ausdrucks) zum Massstab des Wissens gemacht wird. So bietet uns die Arbeit K.'s vorderhand das Bild eines idealen Unterrichts. Die Unterrichtsverwaltung wird gut thun, an allen Schulen, wo die erwähnten Bedingungen im wesentlichen vorhanden sind, die Anwendung der imitativen Methode schon jetzt zu gestatten, ihre allgemeine Durchführung aber muss durch die Änderung des Lehrerprüfungsverfahrens nach den Vorschlägen Ram-

---

[1]) Schulaufsichtsbeamte und Direktoren, die sich von dem Standpunkt einer Klasse überzeugen wollen, messen die sprachliche Kenntnis der Schüler noch ganz allgemein nach der Fähigkeit, die abstrakten Formen und Regeln des Lehrbuches, losgelöst von jedem Satzzusammenhang, herzusagen: Was heisst: dass ich wisse? Welche Wörter haben im Pluralis *x* statt *s*; in welchen Fällen braucht man *lequel* an Stelle von *qui* u. s. w. Erfolgen die Antworten ohne Zögern, dann ist die Prüfung gut ausgefallen; zeigt sich irgendwo ein Schwanken, oder werden die einzelnen Paragraphen der Grammatik nicht vollständig angegeben, dann sind die Leistungen der Schüler mangelhaft. Man sollte doch endlich einsehen, dass solch ein abstraktes grammatisches Wissen mit wirklicher Sprachkenntnis nichts zuthun hat! Grammatische Fragen ausserhalb des Satzzusammenhanges sind psychologisch und methodisch verwerflich: es genügt, dass die Schüler imstande sind, jede im Satze vorkommende grammatische Erscheinung zu analysieren und der Gruppe gleichartiger Erscheinungen einzuordnen. Das Urteil über die Sprachkenntnis des Schülers ist davon abhängig zu machen, inwieweit er, entsprechend dem Standpunkt seiner Klasse, fähig ist:

1. Den Inhalt eines gelesenen Stückes in den Hauptpunkten mündlich und schriftlich wiederzugeben.
2. Ein fremdsprachliches Diktat ohne grobe Fehler niederzuschreiben.
3. Die fremde Sprache im Munde des Lehrers zu verstehen.
4. Sich selbst in gewissen Grenzen in der fremden Sprache mündlich und schriftlich auszudrücken.

beaus und durch den Wechsel der Lehrziele (Beherrschung der Sprache, nicht Kenntnis abstrakter grammatischer Regeln) vorbereitet werden.

Die unter den Nummern 5, 6 und 7 angeführten Schriften bieten zu irgend welcher eingehenden Erörterung keinen Anlass. Wirths Abhandlung enthält eine Widerlegung der Einwände, welche einige Vertreter der Übersetzungsmethode gegen eine frühere Schrift des Verfassers (36 Gründe gegen das deutsch-fremdsprachliche Übersetzen an humanistischen Gymnasien. Berlin, Bibliogr. Bureau 1891, 54 S. 8°) erhoben haben. Die kargen Ergebnisse, welche das systematische Übersetzen aus dem Deutschen in die fremde Sprache für die Sprachbeherrschung sowie für die allgemeine geistige Ausbildung gewährt, werden hier in verständiger und nahezu vollständiger Weise beleuchtet; freilich sind W.'s Ausführungen nicht neu, sie dürften auch kaum imstande sein, Übersetzungsfanatiker, die von dem Schlagwort der sprachlich-logischen Bildung befangen sind, zu überzeugen.

Thomas bespricht auf zwanzig Seiten eine Anzahl von sprachlichen Unterrichtsmethoden und giebt sodann eine Liste von Grammatiken, Wörterbüchern, Zeitschriften und Romanen, die dem Lernenden das Selbststudium des Englischen, Französischen und Italienischen erleichtern sollen. Auf irgend welche methodische Bedeutung erhebt das Schriftchen keinen Anspruch.

Petersen unternimmt es, die in neuerer Zeit aufgetretenen Reformvorschläge einer „eingehenden" Prüfung zu unterziehen und „vom Standpunkt der praktischen Schulthätigkeit die Frage zu untersuchen: Welcher Wert ist den verschiedenen neueren Reformvorschlägen beizulegen, und wie ist der neusprachliche Unterricht demgemäss am zweckentsprechendsten einzurichten?" (S. 3). Das Ergebnis der nicht ganz 26 Seiten umfassenden Ausführungen des Verfassers gipfelt darin, dass die Bestrebungen um eine Reform des Sprachunterrichts samt und sonders wertlos und daher zu verwerfen seien, das wahre Heil aber nur in dem praktischen Ausbau der synthetischen Methode gefunden werden könne. Die in sehr selbstbewusstem Tone geschriebene, aber von grober Unkenntnis zeugende Schrift verdiente gar keine Besprechung an dieser Stelle, wenn es nicht Pflicht der Kritik wäre, dergleichen leichtfertige Urteile von Leuten, welche die Forderungen der neueren Methodiker nicht einmal verstehen, gebührend zurückzuweisen. Diese Art „auf Grund einiger unverstandenen Schlagwörter zu urteilen", ist bereits in dieser Zeitschrift XIII[2], S. 231—234, bei der Besprechung von Weissenfels richtig gekennzeichnet worden. Dieselbe dreiste, mit völligem Mangel an Verständnis verbundene Art des Urteilens findet sich auch hier. Dafür nur ein Beispiel. Die aus Breymann-Moeller stammende Anweisung: „Bei der Bildung des *u* wird die Zunge soweit als möglich zurückgezogen und dem Gaumensegel genähert u. s. w." — wird hier benutzt, um „die Vorkämpfer der analytisch-induktiven Methode" gegenüber „einer abstrakten, grammatisierenden Unterrichtsweise" ins Unrecht zu setzen (S. 23). Weiss Herr P. nicht, dass die methodische Kritik solche Auswüchse seit geraumer Zeit beseitigt und die Anwendung abstrakt phonetischer Anweisungen im Anfangsunterricht verpönt hat? Oder glaubt Herr P., dass es einen nach analytischer Methode unterrichtenden Lehrer giebt, der mit seinen Schülern solche Experimente vornimmt? Ehe Herr P. von neuem die Feder in Sachen der Reformbewegung ergreift, möge er recht eifrig Psychologie studieren und sich mit der Art des analytischen Sprachunterrichts theoretisch und praktisch vertraut machen. Namentlich ist ihm das an dieser Stelle besprochene Buch von Klinghardt zum eingehenden Studium auf das dringendste zu empfehlen.

A. OHLERT.

Bahlsen, L., Dr. *Der französische Sprachunterricht im neuen Kurs.* Berlin, Gaertner. 1892.

Die Schrift Bahlsens ist eine Erweiterung seiner Programmabhandlung der VI. höheren Bürgerschule zu Berlin (Ostern 1892). Es bietet uns dieselbe eine Darlegung der Gestaltung des französischen Unterrichts nach analytisch induktiver Methode unter steter Bezugnahme auf das französische Lehrbuch von Ulbrich. Die Schrift wird daher insbesondere allen den Kollegen wertvoll sein, welche dieses Lehrbuch ihrem Unterricht zu Grunde legen; es wird ihnen interessant sein, das Lehrverfahren Bahlsens im Anschluss an Ulbrichs Buch kennen zu lernen. Zweifellos wird dasselbe von Bahlsen im Unterricht aufs Beste ausgenutzt und die Art der Behandlung ist eine sehr erfreuliche. Man wird hier kein Eingehen auf alle Einzelheiten erwarten; nur einige wenige Punkte, die besonderer Erwähnung wert sind, möchte ich berühren.

Bahlsen ist kein absoluter Gegner der Lautschrift, aber im allgemeinen will er transkribierte Texte nur in der Hand des Lehrers wissen. Es sollen alle Texte des Elementarbuchs von dem Lehrer so transskribiert werden, damit er dieselben jedesmal ganz genau in derselben Weise den Schülern vorliest. Ich halte das nicht für durchführbar und auch nicht für nötig, da der Lehrer doch oft einzelne Stellen der Texte wird vortragen müssen, ohne erst in seinen Transskriptionen wühlen zu können. Es würde eine strenge Beachtung des Vorschlags den Lehrer ebenso in eine unerwünschte Abhängigkeit vom Buche bringen wie der Wunsch, „dass für jedes Kapitel des Elementarbuchs . . . französische Fragen zusammengestellt werden“, im wesentlichen zur Erleichterung des Unterrichts. Ich glaube, wir zerbrechen uns unnützerweise durch solche Vorschläge die Köpfe unserer nicht fachmännischen Kollegen. Ich bin durchaus nicht überzeugt, dass jeder, der von der Universität die Fakultas mitbringt, auch schon wirklich französischen Unterricht geben kann, aber gleichwohl meine ich, dass man jedem, der in Wirklichkeit diesen Unterricht erteilen will, zumuten muss, dass er es wenigstens lernt. Leute, die nur ablesen, was der Verfasser des Lehrbuchs ihnen säuberlich vordruckt, sind keine Lehrer, die wir gebrauchen können; diese Tagelöhnerarbeit können die Mutter und Schwestern der Schüler zu Hause ebenso gut besorgen. Gerade in der frischen Beteiligung aus dem eigenen Geiste des Lehrers heraus liegt der Reiz des Lehrens und des Lernens. Ein Lehrer, der nur nach dem Buche unterrichten kann, verfällt dem Fluche der Langweiligkeit, und das ist wohl das schlimmste, was einem Lehrer geschehen kann, und sicher schlimmer, als wenn ihm etwa die Fragestellung einmal nicht so ganz vollkommen gerät, oder wenn eine Vokabel nicht so energisch geübt wird, wie es vielleicht notwendig wäre.

Die syntaktischen Regeln sollen nach Bahlsens Vorschlag in der Weise induktiv gewonnen werden, dass „redigierte“ zusammenhängende Texte zu grunde gelegt werden, die den notwendigen Anschauungsstoff enthalten. Ich kann mich damit in dem Falle einverstanden erklären, dass die Hauptthatsachen bereits aus der eigentlichen Lektüre bekannt sind, so dass diese Texte gewissermassen nur noch einmal einen Überblick geben über die bei der Lektüre bereits besprochenen Fälle. Die Syntax muss, darin stimme ich Bahlsen bei, einmal systematisch behandelt werden, aber bevor man an die systematische Zusammenfassung eines Abschnittes der Syntax herangeht, muss derselbe bei der Lektüre genügend vorbereitet sein.

Zur Auswahl der Lektüre macht Bahlsen beherzigenswerte Bemerkungen (S. 48ff.), namentlich indem er fordert, dass mehr als meist

üblich das zeitgenössische Kulturleben, das häusliche und das öffentliche behandelt werde.

Auch der Vorschlag, unseren Schülerbibliotheken französische Jugendschriften zuzuführen, welche den Schülern zur privaten Lektüre in die Hand gegeben werde, ist mindestens der Erwägung wert.

Das möge genügen über diese Schrift, welche als ein recht wertvoller Beitrag zur praktischen Gestaltung des französischen Unterrichts bezeichnet werden kann.

F. Tendering.

P. Erfurth und **M. Walter.** *Französische Gedichte.* Zum Gebrauch in Schulen stufenweise geordnet. Potsdam. Dienemann.

Der Rektor und eine Lehrerin der städt. Charlottenschule zu Potsdam haben sich vereinigt, um der Schule eine Sammlung franz. Gedichte darzubieten. Sie sagen im Vorwort, das Auswendiglernen von franz. Gedichten in der Schule sei sehr nützlich, doch stellten sich dem verschiedene Hindernisse entgegen. Die Lesebücher und Chrestomathieen enthielten Gedichte nicht nach der Schwierigkeit stufenweise geordnet und seien auch zu teuer, so dass man meist auf das Diktieren oder Einprägen in der Klasse angewiesen sei, wodurch sehr viel Zeit verbraucht werde. Für ausreichend wird es erklärt, wenn jährlich vier Gedichte vom zweiten Jahre des franz. Unterrichts an gelernt und zu wirklich gutem und schönem Vortrage geübt würden. Die dann noch übrig bleibenden Gedichte sollen zur Lektüre verwendet werden. — Die Sammlung enthält nun 85 Gedichte, und zwar in sechs Stufen geordnet. Daran beteiligen sich 23 Dichter mit je einem Stück; 5 mit je zwei Stücken; Laprade und A. Montgolfier mit je drei Stücken; Lafontaine mit sechs, Racine mit sieben lyrischen und erzählenden Proben aus den Tragödien; Victor Hugo mit acht Gedichten; Béranger mit sechs und Lamartine mit fünf Stücken. Ausserdem sind 13 anonyme kleine Gedichte, ein Volkslied über den Frühling dargeboten. Drei Gedichte sind Übersetzungen aus dem Deutschen (Hey, Arnim). Neben den älteren Dichtern sind auch moderne vertreten. Diese Mannigfaltigkeit von Dichtern erklärt sich daraus, dass es den Verfassern lediglich auf Beschaffung guter und geeigneter Stoffe zum Memorieren ankam, und dass litteraturgeschichtliche Gesichtspunkte ihnen fern lagen.

Von diesem Standpunkte aus ist die Auswahl als wohlgelungen zu betrachten, nur möchte ich bemerken, dass das erbauliche Moment etwas stark hervortritt. — Dass den Gedichten der drei untersten Stufen Vokabelverzeichnisse im Anhang beigegeben sind, wird man nur billigen. Was die Verfasser beabsichtigt haben, ist von ihnen erreicht worden. Das Büchelchen wird neben Lehrbüchern, wie die von Plötz, sich wohl bewähren, durch die neueren und neuesten wird es mehr oder weniger überflüssig gemacht. — Der Druck ist korrekt, die Ausstattung gut.

Dortmund. W. Knörich.

Beaumarchais. *Le Barbier de Séville.* Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Wilhelm Knörich, Rektor. Leipzig. A. E. Seemann (8. Band der Martin Hartmann'schen Schulausgaben französischer Schriftsteller).

Beaumarchais' Leben: III—VIII; Beaumarchais als Schriftsteller und Dichter: IX—XXIII; *le Barbier de Séville* ou *la Précaution inutile:* XXIV—XXX. *Lettre modérée sur la chute et la critique du Barbier de Séville:* 1—25; *le Barbier de Séville:* 26—100. In besonderm Hefte angefügte Anmerkungen: 1—16. Preis 1 Mk.

Der Herausgeber hat sich die dankenswerthe Aufgabe gestellt eines der politisch und litterarisch interessantesten Lustspiele des vorigen Jahrhunderts für den höhern Schulunterricht zugänglich zu machen. Wenn gleich die früher beliebte Bezeichnung Beaumarchais' als „Sturmvogel der Revolution“ heutzutage insofern übertrieben erscheint, als dieselbe noch vielen andern Schriftstellern mit gleichem, theilweise sogar grösserem Recht zukommt, so gibt es doch kaum eine Lektüre die besser geeignet wäre, die soziale und politische Lage Frankreichs vor dem Ausbruche der grossen Revolution klarer und deutlicher vor Augen zu führen, als die des Barbier de Séville und des Mariage de Figaro, verbunden mit der Schilderung des bewegten und wechselvollen Lebens Beaumarchais'. Dazu kommt — was für die Schullektüre schwer in's Gewicht fällt — dass das Stück vom moralischen Standpunkte aus nichts anstössiges enthält, eine Thatsache, auf welche Beaumarchais in der Lettre modérée selbst mit Genugthuung aufmerksam macht.

Die Hauptgefahr, die der Herausgeber zu überwinden hatte, war in Weitschweifigkeit des Kommentars zu verfallen, in Folge der ausserordentlich zahlreichen Anspielungen auf Zeitverhältnisse, die das Stück enthält, und der Fülle des Materials, das in neuerer Zeit durch die Werke von Loménie, Bettelheim und Lintilhac über Beaumarchais' Leben und schriftstellerisches Wirken bekannt geworden ist. Es lag ferner die Versuchung sehr nahe, auf Schritt und Tritt Vergleiche anzustellen mit den zahlreichen früheren Behandlungen des Grundthemas der Précaution inutile, Vergleiche, die für den Litterarhistoriker von grossem Interesse gewesen wären, in den Rahmen der Schullektüre aber nicht hineingepasst hätten. Es ist daher rühmend hervorzuheben, dass es dem Herausgeber gelungen ist, in beiden Hinsichten eine weise Beschränkung durchzuführen und er es verstanden hat, in meist richtiger Auswahl das Wesentliche und zum Verständniss des Textes Wichtigste beizubringen. Ueberall zeigt sich, dass ihm eine gründliche Kenntniss der Quellen und eine reiche schulmännische Erfahrung zur Seite stehen. Nur wenige Punkte sind es, in welchen ich nicht mit ihm einverstanden bin.

Zu diesen gehört zunächst die Dreitheilung der Einleitung, welche bei Vortheilen, die ich nicht verkennen will, den grossen Nachtheil bietet, dass ermüdend wirkende Wiederholungen fast unvermeidlich sind. Sodann scheint mir der Herausgeber in seiner sonst durchaus lobenswerthen Enthaltsamkeit bezüglich sprachlicher Erläuterungen hie und da zu weit gegangen zu sein. Die Sprache des Stücks ist keine leichte; es enthält eine Anzahl seltener Wörter und viele Wortspiele, deren Bedeutung der Schüler kaum wird selber finden können und bei welchen daher ein kurzes Wort der Erklärung wünschenswerth gewesen wäre, z. B. an folgenden Stellen: S. 6, Z. 27: *enfoncés dans les coqueluchons jusqu' aux panaches;* S. 8, Z. 5: *ergotisme;* S. 13, Z. 11: *la coqueluche des femmes;* S. 17, Z. 35: *Je me suis mis en quatre pour ramener le public*; S. 24, Z. 24: *rigaudonner;* S. 57, Z. 14: *les yeux vairons;* S. 79, Z. 9: *filons le temps;* S. 80, Z. 7:

Monsieur passe-t-il chez lui? S. 82, Z. 18: *J'ai accroché une clef;* S. 83, Z. 5: *toujours des accrocs;* S. 85, Z. 6: *dans mon assiette ordinaire,* und Andere mehr.

Auf die gegebenen Erläuterungen eingehend gestatte ich mir folgende Bemerkungen.

Das in der Einleitung S. XII gegebene Bild von der Lage des Lustspiels in Frankreich während des 18. Jahrhunderts ist in gar zu düstern Farben gehalten. Es ist ein Unglück für Regnard, Lesage, Gresset, Piron, Marivaux, Sedaine u. s. w., dass man immer wieder den Massstab des Riesen Molière an sie anlegt, wobei sie natürlich als Pygmäen erscheinen. Wer aber ihre Werke aufmerksam liest, wird sich überzeugen, dass sie nicht blos „unverdrossen die Rüstkammer und Garderobe Molières plünderten und nach Massgabe ihrer Kräfte auf der vom Meister breitgetretenen Bahn dahinhumpelten,“ sondern dass sie sich vielfach redlich und nicht ohne Erfolg bemüht haben neue Bahnen einzuschlagen, was um so anerkennenswerther ist, als auch sie unter dem Banne des Meisters standen. Für Einige von ihnen, z. B. Marivaux und Sedaine, ist in den letzten Jahren der Tag der Rehabilitation angebrochen, und es steht zu hoffen, dass die Zeit nicht zu fern ist, wo man die Bemühungen und Leistungen auch der Anderen mit mehr Gerechtigkeit beurtheilen wird.

S. 18, Z. 23. *Moucheurs* bezeichnet hier nicht die Lichtputzer, sondern Diejenigen, die sich schneuzen, was aus der Zusammenstellung mit *cracheurs* und *tousseurs* hervorgeht.

S. 32, Z. 4. „*Le café m'avait paru* etc. Der Sinn dieses bildlichen Ausdrucks ist: Alles schien mir vor der Aufführung im besten Zustande, d. i. glückverheissend zu sein.“ Die richtige Erklärung gibt Plötz im *Manuel:* unter dem *Café* ist das Kaffeehaus zu verstehen, in welchem sich die *claque* versammelt.

S. 32, Z. 14. Die gesperrt gedruckte Stelle ist nicht, wie Loménie behauptet, erst nach dem Ausgang des Prozesses Goëzmann eingefügt, sondern stand schon im MS. von 1773 und zwar im Text selbst, nicht beigeschrieben (S. Lintilhac, *Beaumarchais et ses œuvres*, Paris 1887, p. 252). Das Gleiche gilt von der Stelle S. 50, Z. 13 etc., wo der Dichter zuerst *justice* geschrieben, dann *raison* gesetzt und endlich wieder *justice* übergeschrieben hat (Lintilhac ebenda Anm. 4).

S. 32, Z. 27. *Maringouin* heisst Schnake, Moskito (S. Littré, Dict. s. v.). Beaumarchais hat den Ausdruck gewählt, weil er ihm die Gelegenheit bot auf den Censor Marin anzuspielen, hat ihn aber nicht selbst gebildet.

S. 51, Z. 16. Was soll die Bemerkung über *grande place?*

S. 53, Z. 20. Dass in: *il médirait qu'on ne le croirait pas* der Satz: *qu'on ne le croirait pas* als Ausrufesatz aufzufassen sei, scheint mir, trotz Lücking (*Schulgramm.* S. 229), mehr als zweifelhaft. Auch einen Folgesatz, wie Hölder meint (*frz. Gramm.* S. 452), vermag ich nicht darin zu erkennen, viel eher einen Objektsatz zu einem hinzuzudenkenden Zeitwort der Aussage, etwa *j'affirme, je suis certain.*

S. 54, Z. 29. Im Satze: *il n'en a pas manqué une seule* ist jedenfalls nicht *fois* als dasjenige Substantiv zu ergänzen, auf das sich *en* bezieht.

Ich notire noch folgende Druckfehler, die mir in der sonst gut und sauber ausgestatteten Ausgabe aufgefallen sind: S. IX, Z. 19 und S. XII, Z. 32 lies *comédie* statt *comedie;* S. XII, Z. 3, S. XVI, Z. 25 und S. XVII, Z. 9 lies *opéra* statt *opera*; S. XII, Z. 22 ist statt *Carmontel* wohl *Marmontel* zu lesen, obgleich mir unklar ist, was *Marmontel* unter den Komödiendichtern zu thun hat. S. XIII, Z. 4 und 9 lies *mémoires* statt

memoires; S. XIV, Z. 25 lies *boiteux* statt *boîteux;* S. XVII, Z. 19 lies *misérable* statt *miserable;* S. XX, Z. 28 lies *émonda* statt *emonda;* S. 20, Z. 31 lies *cause commune* statt *causec ommune;* S. 34, Z. 10 lies *échappe* statt *echappe;* S. 64, Z. 21 lies *renversée* statt *renversee;* S. 67, Z. 20 lies *Je* statt *eJ;* S. 89, Z. 13 lies *Bartholo* statt *Barhtolo.* Im Kommentar: S. 10, Z. 18 und 19 lies *qn.* statt *qu.;* S. 16, Z. 16 lies *Dentu* statt *Deutu.*

G. Soldan.

Taine, H., *Les Origines de la France contemporaine.* Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Otto Hoffmann. Leipzig 1891. Renger'sche Buchhandlung.

Die von Otto Hoffmann besorgte Taine-Ausgabe hat als Textauswahl viel Beifall bei der Kritik gefunden, und ist schon in mancher Prima der Klassenlektüre zu Grunde gelegt worden. Ein Kritiker hat sogar hervorgehoben, dass O. Hoffmann die Zusammenstellung der einzelnen Abschnitte vortrefflich gelungen sei, und hat darum die Ausgabe besonders warm empfohlen. Eine nähere Prüfung des Hoffmann'schen Textes ist jedoch unseres Wissens bis jetzt noch nicht vorgenommen worden. Da sie aber unentbehrlich ist zur Beurteilung der Ausgabe, so hat der Unterzeichnete sich die Mühe genommen, den Hoffmann'schen Text mit dem Originaltexte, wie er in den 4 ersten Bänden der *Origines de la France contemporaine* enthalten ist, zu vergleichen, und will nicht unterlassen, das Ergebniss dieser vielleicht manchem willkommenen Untersuchung hier mitzuteilen.

Leider ist das Urteil, das man sich auf Grund dieser Vergleichung von der Ausgabe bilden muss, nur ein sehr ungünstiges. Der von Hoffmann hergestellte Text ist derart, dass man niemandem empfehlen kann, Taine nach dieser Ausgabe mit den Schülern einer Prima zu lesen, im Gegenteil, man kann davor nur nachdrücklichst warnen. In Folgendem möge eine nähere Begründung dieser Warnung gegeben werden.

Seite 1 des Hoffmann'schen Textes enthält den ersten Absatz von Taine's Ancien Régime, der die Bedeutung der Geistlichkeit, des Adels und des Königtums im Allgemeinen kennzeichnet und mit dem Satze schliesst: „*ils avaient construit tour à tour les trois assises principales de la société moderne.*“ Was man unter den „*trois assises principales*“ zu verstehen hat, ist vielleicht nicht jedem Leser der Hoffmann'schen Ausgabe klar, da diese den ganzen Abschnitt des Originals, der die Erklärung des Ausdrucks enthält, streicht, und von p. 3 sofort zu p. 99 übergeht. Unterzeichneter las einmal diese Stelle mit einem Franzosen, und musste dabei bemerken, dass dieser, ein sonst sehr unterrichteter Mann, offen eingestand, den Ausdruck nicht zu verstehen. Für Leser, denen es ebenso gehen sollte, sei hier nach Taine bemerkt, dass man bei der fraglichen Wendung an die Kirche, das Lehnswesen und die Monarchie zu denken hat.

Hoffmann's Text fährt nun, nach dem citierten Satze, auf Z. 11 fort: „*Le plus énorme de tous ces priviléges est celui du roi.*“ Im Original lautet der Satz etwas anders: „*Reste un dernier privilège, le plus énorme de tous, celui du roi.*“ Offenbar hat der Herausgeber hier wegen seiner langen Auslassung von über 90 Seiten, das Bedürfnis einer Aenderung des Textes empfunden. Dagegen würde an sich kaum etwas einzuwenden sein, vorausgesetzt, dass die Aenderung in diskreter und glücklicher Form geschieht. Leider aber gewährt auch die Hoffmann'sche Aenderung keinen

Anschluss an den vorausgehenden Satz. Mindestens wäre zu schreiben gewesen: „*de tous les privilèges.*“ Mit dem Demonstrativum wird auf etwas zurückgewiesen, was gar nicht vorhanden ist in der Hoffmann'schen Bearbeitung.

Ueberhaupt sei hier von vornherein bemerkt, dass man unter den 98 Seiten des Textes nur eine geringe Anzahl solcher findet, wo der Herausgeber nicht eine oder mehrere Streichungen am Originale vorgenommen hätte. Daraus soll natürlich nicht ein allgemeiner Vorwurf abgeleitet werden, wenn schon der Leser auf seiner Hut sein muss. Ganz entschiedene Missbilligung aber verdient es, wenn durch solche Streichungen ein geradezu unverständlicher Text konstruiert wird. Ein solcher Fall findet sich p. 14. Da heisst es bei Hoffmann Z. 28: „*La sensibilité devient une institution. La parade sentimentale est complète, et jusque dans cette chevalerie restaurée on retrouve une mascarade de salon.*“ Ein naiver Leser nimmt nun hier zweifelsohne an, dass diese zwei Sätze auch wirklich logisch zusammengehören, und zerbricht sich vielleicht den Kopf darüber, was wohl mit „*cette chevalerie restaurée*“ gemeint sein kann. Alles Kopfzerbrechen muss aber hier vergeblich bleiben, denn die bei Hoffmann vorausgehenden Sätze bieten schlechterdings gar keine Handhabe zur Erklärung des Ausdrucks. Erst durch das Original kommt man zur Erfassung des wahren Sachverhalts, denn da schiebt sich zwischen die zwei oben citierten Sätze folgender von Hoffmann unterdrückter Passus ein: „*Mme de Genlis fonde l'ordre de la Persévérance qui compte bientôt „jusqu'à quatre-vingt-dix chevaliers du plus grand monde.“ Pour y être admis, il faut deviner une énigme, répondre à une question morale, faire un discours sur une vertu. Toute dame ou chevalier qui découvre et vient annoncer „trois actions vertueuses bien constatées“ reçoit une médaille d'or. Chaque chevalier a „son frère d'armes“, chaque dame a son amie, chaque membre a sa devise, et chaque devise, encadrée dans un petit tableau, va figurer dans „le Temple de l'honneur“, sorte de tente très galamment décorée et que M. de Lauzun a fait dresser au milieu d'un jardin.*“ Hat man diese Stelle gelesen, so ergiesst sich über den oben als dunkel bezeichneten Ausdruck sofort das hellste Licht. Unbegreiflich aber ist, wie ein Herausgeber die Leser seines Textes so in die Irre führen kann, wie es Hoffmann durch seine ganz unglückliche Bearbeitung der Stelle thatsächlich thut.

Auffällig dürfte wohl manchem Leser der p. 25, Z. 16 abgedruckte Satz sein, des Tempus wegen: „*Un marquis, ancien capitaine aux gardes françaises, homme de cœur et loyal, avoua aux élections de 1789 que les connaissances essentielles à un député se rencontreront plus généralement dans le Tiers-état dont l'esprit est exercé aux affaires.*“ Allerdings lautet der Text im Original p. 410 etwas anders: *Rappelez-vous ce marquis dont on parlait tout à l'heure, ancien capitaine aux gardes françaises, — avouant aux élections de 1789 que les connaissances essentielles à un député se rencontreront plus généralement dans le Tiers-état etc.*

Auf p. 29 Z. 19 springt der Hoffmann'sche Text von p. 424 nach p. 427 des Originals, ohne dass dieser Sprung äusserlich irgend wie angedeutet wäre, und fängt den neuen Absatz an: *Dans des têtes si excitables et tellement surexcitées, la magie souveraine des mots va créer des fantômes* etc. Bei Hoffmann ist nur leider diese Stelle nicht recht verständlich; sie wird es erst, wenn man p. 426 des Originals aufschlägt, und dort den Abschnitt liest, der mit dem Satze anhebt: „*Dans ce grand vide des intelligences, les mots indéfinis de liberté, d'égalité, de souveraineté du peuple, les phrases ardentes de Rousseau et de ses sucsesseurs, tous les nouveaux axiomes flambent comme des charbons allumés, et dégagent une fumée chaude, une vapeur enivrante.*“

Auf p. 32, Z. 7 seiner Ausgabe geht Hoffmann plötzlich von S. 441 zu S. 485 des Originals über, mit den Worten: „*Fasse le ciel, dit un village de Normandie, que le monarque prenne entre ses mains* etc. Hier hätte wohl wenigstens der unmittelbar vorangehende Satz noch verwertet werden sollen, aus dem hervorgeht, dass die folgenden langen Citate aus den Cahiers der Reichsstände stammen.

S. 33, Z. 29 findet sich ein unvermittelter Uebergang von S. 488 zu S. 520 des Originals, und Hoffmann sagt nach dieser in keiner Weise angedeuteten Lücke: „*En d'autres termes, les passions, pour s'autoriser, ont recours à la théorie* etc.“ Freilich hat die Redensart *en d'autres termes* nun keinen rechten Sinn mehr, während sie bei Taine, weil an das unmittelbar vorangehende Citat angelehnt, ihre volle Berechtigung hat.

Wenig glücklich ist auch die auf p. 37 nach Z. 22 befindliche Auslassung. Da springt Hoffmann von p. 9 auf p. 12 des Originals, und schreibt: *Il faut qu'il y ait du blé sur le marché* etc. Im Original sieht man von vornherein deutlich, dass Taine sich hier in die Seele des Volkes hereindenkt und in dessen Geiste spricht. Leider hat aber Hoffmann grade die Stellen gestrichen, auf die es dabei ankommt, so dass einem der Zusammenhang erst später klar wird.

Auf p. 39, Z. 18 wird gewiss mancher Leser an dem mangelnden logischen Zusammenhange Anstoss genommen haben. Unmittelbar voraus geht: „*On était parti pour avoir du pain, on finit par des meurtres et des incendies, et la sauvagerie qui se déchaîne ajoute ses violences illimitées à la révolte limitée du besoin.*“ Und gleich darauf lautet die Zeile weiter: *La douceur du roi, des chefs militaires est admirable.* Der Leser wundert sich hier im Stillen über den mangelnden logischen Zusammenhang, und das Original bestätigt diese Empfindung. Denn da schliesst mit den Worten *du besoin* Kap. IV ab, während der von Hoffmann angeschweisste Satz der Schluss von Kap. VI ist!

Einen ähnlichen Mangel an logischem Zusammenhang findet man auf derselben Seite Z. 30. Da springt Hoffmann plötzlich von S. 29 auf S. 36 des Originals.

Ferner liest man p. 41, Z. 14 bei Hoffmann: *Or tout cela est non seulement lu, mais déclamé* etc. Der Ausdruck *tout cela* ist aber hier ganz unverständlich. Erst das Original giebt auch hier die Erklärung, in einer aus Arthur Young's Travels angeführten Stelle, wo dieser sagt: „*Nous nous imaginions que les magasins des libraires Debrett ou Stockdale à Londres sont encombrés; mais ce sont des déserts à côté de celui de Desenne et de quelques autres; on a peine à se faufiler de la porte jusqu'au comptoir . . . Chaque heure produit sa brochure; il en a paru treize aujourd'hui, seize hier et quatre-vingt-douze la semaine dernière. Dix-neuf sur vingt sont en faveur de la liberté.*“ An diese nicht mit abgedruckte Stelle schliesst sich der bei Hoffmann S. 41 stehende Satz an.

P. 42, Z. 5—7 steht bei Hoffmann: *les bras nus qui viennent de tout briser au faubourg Saint-Antoine sont ses gardes du corps et ses ministres.* Ein oberflächlicher Leser könnte dies auf die Zerstörung der Bastille beziehen, zumal Hoffmann selbst in der Anmerkung zu 42, 6 sagt: „*au faubourg Saint-Antoine,* wo die Bastille lag.“ In Wirklichkeit aber beziehen sich die Worte auf die am 28. April 1789 geschehene Plünderung und Demolierung des Réveillon'schen Hauses in der Antonvorstadt, die Taine p. 38—40 beschreibt, in einem von Hoffmann ausgelassenen Abschnitte. Darauf war wenigstens in der Anmerkung hinzuweisen.

P. 42, Z. 25—26 liest man den Satz: *Le nouveau souverain s'est*

montré; c'est le peuple en armes et dans la rue. Dieser Satz schwebt bei Hoffmann so zu sagen in der Luft, denn unmittelbar vor ihm sind ungefähr 18 Zeilen ausgefallen, die ihn erst verständlich machen.

Auf p. 49, Z. 17 hat Hoffmann einen zum Verständnis ganz wesentlichen Satz ausfallen lassen. Es handelt sich da um den gewaltsamen Tod des Staatsrates Foulon und seines Schwiegersohnes Berthier. Taine hat ihre verdienstliche Thätigkeit charakterisiert und fährt fort: „*Mais tous deux ont réglé les détails du camp contre lequel Paris s'est soulevé;* tous deux sont proscrits publiquement, depuis huit jours, par le Palais-Royal." Warum Hoffmann die kursiv gedruckten Worte streicht, die gerade den Grund der Unpopularität der zwei Männer angeben, ist nicht ersichtlich.

Ganz auffällig ist der erste Teil der p. 51 an der Spitze von Kap. III stehenden Ueberschrift: *Août 1792. Psychologie de la Révolution.* Wenn man bei der französischen Revolution vom August 1792 spricht, so denkt man vor Allem an den Sturm auf die Tuilerien. Nicht darum aber handelt es sich in dem betreffenden Kapitel, sondern um ein ganz anderes, Ende August auf der Seine vorgekommenes Geschehnis, neben dem auch von Dingen darin die Rede ist, die im Mai, und die im September jenes Jahres spielten. Wozu also die irreleitende Ueberschrift?

Der Eingang des Textes auf derselben Seite muss jeden Leser seltsam anmuten: „*Que sera-ce donc, à présent que le péril, devenu palpable et grave, va croissant tous les jours*" etc. Diese Worte sind aus Révolution I, p. 456 genommen: sie weisen offenbar zurück auf etwas Vorausgehendes, aber gerade das fehlt bei Hoffmann. Es ist der p. 455 bei Taine stehende Passus: *Dès le printemps de 1792, lorsqu'un citoyen est suspect de malveillance ou seulement d'indifférence euvers la faction maîtresses lorsque, par une seule des opinions de son for intérieur, il encourt la possibilité vague d'une méfiance ou d'un soupçon, il subit l'hostilité populaire* etc.

In Kapitel IV, p. 55 und 56 ist mehrfach von der Doktrin oder Theorie der Jakobiner die Rede. Der Leser weiss aber noch nicht, welches diese Doktrin ist, und wird auch von Hoffmann nicht darüber aufgeklärt. Dieser giebt hier eben den Text von p. 24 des 2. Bandes der *Révolution* an, auf den vorausgegangenen, nicht mit zum Abdruck gelangten Seiten hatte Taine die jakobinische Lehre skizziert.

Auf p. 60, Z. 20 seines Textes springt Hoffmann von p. 32 des Originals auf p. 177, und schreibt wörtlich nach Taine — nur ein Gedankenstrich trennt diesen Abschnitt vom vorhergehenden: „*Ainsi s'opère la conquête jacobine.*" Das *ainsi* passt nun an dieser Stelle freilich ganz und gar nicht, denn was unmittelbar vorausgeht bei Hoffmann, ist eine Charakteristik des Jakobiners. Im Originale hingegen wird mehr als 100 Seiten hindurch vor der fraglichen Stelle das praktische Verfahren dargestellt, durch das sich die Jakobiner der Gewalt bemächtigen, und darnach hat der Satz natürlich seine volle Berechtigung.

Dass bei Kürzung einer Periode nicht grade ein für das Verständnis wesentliches Glied gestrichen werden darf, wurde schon oben bemerkt. Auch p. 61, Z. 31 drängt sich diese Bemerkung auf. Im Originale heisst es nämlich: „Si conciliant ou si timide que soit le directoire du district ou du département, *comme il a été nommé par les électeurs du second degré,* il contient ordinairement ou assez grand nombre d'hommes instruits, aisés, intéressés au maintien de l'ordre." Grade der kursiv gedruckte Satz durfte von Hoffmann nicht gestrichen werden.

Auf p. 69, Z. 12 findet man zwei im Originale durch eine ganze Reihe von Seiten getrennte Sätze friedlich neben einander gerückt, obwohl

schon eine einfache grammatische Erwägung davon hätte abhalten sollen. Die Stelle heisst bei Hoffmann: „*Portée au pouvoir par la force brutale, elle (3 h. la nouvelle Commune) périt, si elle ne s'y maintient, et elle ne peut s'y maintenir que par la terreur. Depuis le 23 août, leur résolution est prise.*“ Es liegt auf der Hand, dass das Pronom *leur* hier gar keinen Bezug hat. Anders im Originale. Da heisst es unmittelbar vor dem an letzter Stelle citierten Satze: „*Pour rester à l'Hôtel de Ville et pour se faire nommer à la Convention, les meneurs ont besoin d'un coup éclatant, et ils en ont besoin le jour même. Ce jour-là est le 2 septembre.*“ Nun versteht man natürlich sehr wohl, wenn es weiter heisst: „*Depuis le 23 août, leur résolution est prise.*“

Eine ähnliche Zusammenschweissung zweier nicht zusammengehörigen Stellen wird dem ahnungslosen Leser p. 70, Z. 8 geboten, wo man von S. 283 des Originals nach S. 285, und ferner p. 71, Z. 1, wo man von S. 286 nach S. 288 des Originals geführt wird. In beiden Fällen muss man bei aufmerksamer Lektüre an dem neu angefügten Satze Anstoss nehmen. Besonders stark aber ist ein p. 72 vorkommender Fall, der gleichfalls in die genannte Rubrik fällt. Da stösst man Z. 6 auf den ohne jede äussere Trennung angefügten Satz, der aus p. 302 des Originals entlehnt ist: „*Ainsi, pour eux, les deux brûlantes liqueurs se mêlent en un seul breuvage.*“ Vergebens bemüht sich nun der Leser des Hoffmann'schen Textes, den Sinn dieses Satzes zu bewältigen. Denn in dem, was man unmittelbar vorher liest, ist nur von dem Solde die Rede, den die Septembermörder erhalten. Erst bei Einsichtnahme in das Original merkt man, dass dem fraglichen Satze eine Lücke von etwa fünf Seiten vorangeht, und in dieser Lücke entdeckt man den Schlüssel des Rätsels, in dem Passus: „*Le meurtre, surtout tel qu'il le pratique, c'est-à-dire à l'arme blanche et sur des gens désarmés, introduit dans sa machine animale et morale deux émotions extraordinaires et disproportionnées qui la bouleversent, d'une part la sensation de la toute-puissance exercée sans contrôle, obstacle ou danger sur la vie humaine et sur la chair sensible, d'autre part la sensation de la mort sanglante et diversifiée, avec son accompagnement toujours nouveau de contorsions et de cris.*“ Erst dadurch wird der bei Hoffmann ganz dunkle Ausdruck *les deux brûlantes liqueurs* verständlich.

Interessieren wird die Leser des Hoffmann'schen Textes, dass p. 78, Z. 7 mit den Worten *Quand un aliéné* etc. von p. 166 zu p. 169 des Originals übergegangen wird. In den ausgelassenen Seiten zeigt Taine, wie bei Marat die *manie des persécutions* und der *cauchmar fixe* auftreten. Erst dadurch wird der bei Hoffmann von Z. 7 an abgedruckte Satz, namentlich in seinem Schlussteile, voll verständlich.

Diese Beispiele mögen zur Charakteristik des von Hoffmann konstruierten Textes dienen. Es liessen sich noch manche andere hinzufügen. Doch dürfte durch das Gesagte das oben abgegebene Gesamturteil wohl hinreichend begründet erscheinen. Ein so äusserst mangelhafter Text kann unmöglich für Zwecke des höheren Unterrichts benutzt werden. Selbst wenn der Lehrer in jedem einzelnen Falle den Schülern sagen wollte: Hier ist die und die Lücke! Hier fehlt das oder das Bindeglied! würde doch immer ein sehr ungünstiger Eindruck auf die Schüler hervorgebracht werden. Man wird einen Autor wie Taine wohl nur mit Oberprimanern lesen. Oberprimaner aber werden sich billig wundern, dass man ihnen von Schul wegen einen so überaus mangelhaft bearbeiteten Text in die Hand giebt. Eine besondere Hochachtung vor der neuphilologischen Wissenschaft können sie aus solchen Ausgaben jedenfalls nicht gewinnen.

Es kommt noch hinzu, dass die Hoffmann'sche Ausgabe auch in anderer Hinsicht viel zu wünschen übrig lässt. So werden bei den häufig

auftretenden Citaten die von Taine selbst in den Anmerkungen gegebenen Quellenangaben in der Regel nicht mitgeteilt. Nur ein Paar Mal hat Hoffmann für gut befunden, diese Angaben zu reproducieren, da freilich so, dass man annehmen kann, er habe die betreffende Stelle selbst eruiert. Meist aber werden sie einfach mit Stillschweigen übergangen, obwohl die Kenntnis des betr. Autors oft eine sehr wertvolle Handhabe zur Beurteilung des Citates bietet. Es seien hier nur einige Fälle angeführt, wo die von Taine selbst gelieferten Quellenangaben nicht hätten fehlen dürfen: So findet man S. 9, Z. 26 bis S. 10, Z. 4 ein langes Citat über Ludwig XIV. Nicht jeder Leser dürfte ohne Weiteres erraten, dass es aus Saint-Simons Memoiren stammt (12,461). Ferner war S. 16, Z. 10—11 anzugeben, dass der Wortlaut Taines auf Rousseaus eigenen Worten beruht. Zu dem Satze S. 30, Z. 8: *La Bruyère écrivait juste un siècle avant 1789* etc. macht Taine selbst die für seine Akribie bezeichnende Bemerkung, dass das Citat erst in der 1689 erschienenen 4. Auflage der *Caractères* auftritt, während es in der 1. Auflage von 1688 noch nicht vorhanden ist. Hoffmann hat diesen Umstand sogar in seiner auf La Bruyère bezüglichen Anmerkung übersehen! Wenn der Herausgeber hier nicht einmal die unter dem Text stehende Anmerkung Taine's benutzt hat, so darf man sich wohl auch nicht darüber wundern, dass er den Kommentar zu der berühmten La Bruyère-Stelle ignoriert, den Taine selbst in seinem Essai über La Bruyère giebt. (*Nouveaux Essais de critique et d'histoire* p. 53). Manchen Leser würde freilich diese Stelle interessiert haben, wie z. B. auch die Erklärung des Ausdruckes *les fanatiques* (Hoffmanns Ausg. p. 59, Z. 27), die Taine selbst in Révol. I, p. 439 giebt („*non seulement toutes les robes noires ou grises, plus de quarante mille prêtres, plus de trente mille religieuses, plusieurs milliers de moines, mais encore tous les orthodoxes un peu fervents, c'est-à-dire toutes les femmes de la classe inférieure ou moyenne, et, sans compter la noblesse provinciale, la majorité de la bourgeoisie sérieuse et rangée, la majorité des paysans, la population presque entière de plusieurs provinces à l'est, à l'ouest et au midi*“). — Zu dem S. 38, Z. 24 stehenden Ausdrucke: *on a vu combien ils sont nombreux* citiert Taine selbst: *Ancien Régime* 498—509. Daraus gewinnt der Schüler zugleich auch die richtige Uebersetzung von: *on a vu.* — Zu dem Satze S. 40, Z. 24 ff.: *Toute la journée, écrit Arthur Young, il y a eu dix mille personnes au Palais-Royal* giebt Taine selbst in der Anmerkung die nicht unwichtige Zeitbestimmung an: *Arth. Young, 24 juin 1789.* — Bei der ausführlichen Darstellung des Priestertransportes S. 51 ff. giebt Taine selbst als Quelle die Memoiren des Abbé Baton an, der mit auf einem der Schiffe sich befand. — Dass die Stelle S. 60, Z. 24 bis S. 61, Z. 5 aus Mallet Dupan's Mercure de France (1. und 14. Jan. 1792) stammt, verlohnte sich nach Taine selbst anzuführen. — Das Citat S. 63, Z. 17—22, das aus einem Polizeiberichte entlehnt ist, hat man nach Taines eigener Angabe auf den 21. Juni 1792 zu setzen. S. 65, Z. 1—4 stammt aus den Memoiren der Frau Roland. S. 66, Z. 9—19 ist entlehnt aus einer am 12. Juni 1792 vom Abg. Delfaux gehaltenen Rede. S. 69, Z. 23—24 ist ein Satz aus einer Rede, die Marat am 25. Sept. 1792 vor dem Konvente hielt. S. 73, Z. 32 ff. heisst es: „*après les — „messieurs de la peau fine“ — il reste les condamnés de la justice ordinaire.*“ An der betr. Stelle selbst weist Taine das Citat nicht nach, wohl aber führt er S. 303, Anm. 1 aus Mathon de la Varenne S. 154 die Stelle an: „*Un homme du faubourg lui dit: Va, monsieur de la peau fine, je vas me régaler d'un verre de ton sang.*“ S. 85, Z. 32—35 ist ein Citat aus einer am 22. Juni 1791 von Robespierre im Jakobinerklub gehaltenen Rede. Ib. Z. 35—38 stammt aus einer ebendort von ihm am

10. Febr. 1792 gehaltenen Rede, S. 85, Z. 38 bis S. 86, Z. 2 ist ein Fragment aus einer Rede, die er am 7. Prairial des J. II im Konvent hielt, und endlich S. 86, Z. 2—11 gehört in die Rede, die Robespierre am 8. Thermidor d. J. II im Konvent hielt. Alle diese von Taine selbst gegebenen und zum vollen Verständnis der betr. Stellen dienenden Nachweise durften nicht fehlen. Wird man sonst z. B. mit dem S. 86, Z. 8 stehenden Satze: *je l'attendrai sur ces sièges sacrés* den richtigen Sinn verbinden? Und so liesse sich noch manches hierher gehörige anführen.

Was die sprachlichen Erklärungen Hoffmanns betrifft, die nur ganz spärlich auftreten, so bemerkt man folgende positive Irrtümer: S. 39, 7 *le procureur général qui a requis contre eux*, der gegen sie Vorkehrungen getroffen hat; S. 42, 4 *fougues de cervelle*, Hirngespinste; S. 92, 5 *au fond de la toile*, hinter dem Vorhange (!); S. 97, 8 *plaquée* übertüncht.

In den sachlichen Anmerkungen, die sich meist an die Eigennamen anlehnen, findet man zu 84, 14 wo der Schluss der Constituante erwähnt wird, folgenden groben Lapsus, den man sich billig wundern darf, beim Herausgeber eines auf die Revolutionsgeschichte bezüglichen Werkes anzutreffen: „*la Constituante*, die gesetzgebende Versammlung wurde im September geschlossen; ihr folgte der Konvent.“ Man würde eine solche Verwechselung nicht für möglich halten, wenn sie nicht schwarz auf weiss dastände.

Dass die von Hoffmann gegebenen Erklärungen nicht entfernt ausreichen, ist schon von Anderen hervorgehoben worden, und es soll daher an dieser Stelle nicht näher darauf eingegangen werden. Namentlich muss man bedauern, dass er nicht einmal solche Erklärungen gegeben hat, die er bei einem etwas gründlicheren Studium der *Origines* selbst hätte finden müssen. Dazu gehören namentlich folgende Stellen: S. 6, 11 *le porte-chaise d'affaires:* S. 24, 30 *quelques années d'exercises à l'académie;* S. 54, 1 *la septième jacquerie;* S. 59, 27 *les fanatiques;* S. 66, 10 *la régénération des Français*; ib. Z. 11 *Nouveau Charles IX;* S. 93, 1 *faire payer celui-là* u. s. w.

Endlich ist die Zahl der Druckfehler überaus gross, und auch deshalb ist die Ausgabe nicht geeignet, in die Hände der Schüler gegeben zu werden. Denn wenn man von den Schülern Sorgfalt in den schriftlichen Arbeiten verlangt, so kann man ihnen nicht wohl ein Schulbuch geben, das so wenig den Stempel sorgfältiger Behandlung trägt. Hier seien nur einige von den mehr als 40 Druckfehlern mitgeteilt, die dem Unterzeichneten aufgestossen sind: 3, 17 arrond*ée*; 5, 27 Franc; 17, 24 l*a* vice; 27, 12 *f*aveur st. ferveur; 30, 32 tro*uve* st. tourne; 60, 18 pour *la* clairvoyance st. pour *de* la cl.; 63, 29 inform*és* st. inform*ées*; 74, 27 il n'y avait *que* les regarder; 75, 29 flairent *à* un plus grand coup; 79, 29 instincts génér*aux*. Ein flüchtiges Citat ist es, wenn der Herausgeber in der Anm. zu 26, 28 den Untertitel von Rousseau's *Contrat social* angiebt als: *Principe du droit publique* st. Principe*s* du droit *politique*. Ein Druckfehler dürfte wohl auch vorliegen 78, 54, wo Taine über Danton schreibt, freilich auch in der Originalausgabe: „*Il avait lu, peu médité, dit un témoin lettré et philosophe, il ne savait presque rien.*“ Die Stelle ist, wie Taine in der Anmerkung anführt, aus Garat's Memoiren, die dem Unterzeichneten zur Zeit leider nicht zugänglich sind. Man darf aber wohl mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuten, dass die Stelle heissen muss: „Il avait *peu* lu, peu médité etc.

Nach alledem kann nur auf das lebhafteste bedauert werden, dass die erste Bearbeitung von Taines grossem Werke, die man für deutsche Schulen unternommen hat, so ganz unvollkommen ausgefallen ist und so wenig vom Geiste des Autors selbst verrät, dessen Kenntnis sie ver-

mitteln will. Man muss dabei unwillkürlich an Schulausgaben zurückdenken, wie sie vor 15 oder 20 Jahren noch unbeanstandet in die Welt hinaus gehen konnten, wie sie jetzt aber billigerweise nicht mehr vorkommen sollten.[1])

K. A. MARTIN HARTMANN.

Memoires de Louis XIV pour l'année 1666. Hsg. und erklärt von **Dr. Paul Voelker** (Sammlung geschichtl. Quellenschriften, Hsg. von Dr. Fr. Perle. Bd. V. Halle a. S. Max Niemeyer).

Die s. g. Memoiren Ludwigs XIV. sind bekanntlich in einer von dem Secretär Perigny bearbeiteten Form edirt worden, zuerst 1806 in den *Oeuvres de Louis XIV.*, dann separatim von Charles Dreiss in 2 Bden. Paris 1860. Sie enthalten Schilderungen der äusseren und inneren Politik des Königs mit Nutzanwendungen für den Dauphin, an den sie gerichtet sind und geben uns zuweilen einen recht wünschenswerten Einblick in die machiavellistischen Ränke des französischen Cabinets, obwohl der königliche Aufzeichner natürlich das Schlimmste von dem, was er gethan und gewollt hat, vor den Augen seines Sohnes verschleiern muss. Das Jahr 1666 war nicht unwichtig für die Entwickelung der äusseren Politik Ludwigs. In dem Kriege zwischen England und Holland stellte er sich auf Seite des letzteren, aber er hielt seine Verpflichtungen wenig aufrichtig, und die Generalstaaten begegneten ihm mit wohlbegründetem Misstrauen. Ludwig schloss auch bald Frieden mit England und seine Rüstungen waren in Wirklichkeit mehr gegen Spanien und Oesterreich, als gegen England gerichtet. Zu diesem Entscheidungskampfe suchte er durch ein Netz von Unterhandlungen und Bestechungen dem Hause Habsburg überall Gegner, sich selbst Bundesgenossen zu schaffen. In Schweden und Dänemark, in Deutschland und Holland, in Portugal und der Türkei wirkten seine Gesandten und Agenten, öfters hatten sie nur halbe Erfolge oder gar Misserfolge, weil man den Ehrgeiz des Königs und die wachsende Uebermacht Frankreichs fürchtete. Aber auch auf die kirchliche und die innere Politik Ludwigs fallen durch diese Selbstgeständnisse manche Schlaglichter. Als Souverän fühlt sich der König gegenüber dem Papste und dem Clerus. Dass sich z. B. seine Stellung in dem Jansenistenstreite von politischen Berechnungen, nicht von religiösen Empfindungen leiten liess, gesteht er ein. Die Steuerfreiheit des Clerus betrachtet er als Missbrauch, auch die Abhängigkeit desselben von Rom will er im Sinne der gallikanischen Freiheiten einschränken. Ebensowenig duldet er eine selbständige Haltung der Parlamente und des Adels, nimmt sich dem letzteren gegenüber der gedrückten Bauern an. Ernstlich ist er bestrebt, Missbräuche in der Finanzverwaltung, im Hofhalte und im Heereswesen zu beseitigen. Von den Verdiensten seiner Minister ist auch kaum die Rede, ihnen, wie seinen Verwandten gegenüber erscheint er als der schlau berechnende, auch seine Gunstbezeugungen nach bestimmtem Zwecke abwägende Autokrat. Die politischen Lehren, welche er dem Dauphin gibt, laufen auf die Weisung hinaus, alle Kräfte im Staate dem Herrscherzwecke dienstbar zu machen, eine Macht gegen die andre auszuspielen, nie von den Beamten sich meistern zu lassen. Humane Empfindungen haben in

[1]) Die Korrektur obiger Rezension musste der Verfasser während eines Ferienaufenthaltes erledigen, wo er keine Möglichkeit hatte, die Citate nochmals zu kontrollieren.

dieser Staatskunst keinen Platz. Obwohl Ludwig seiner Liebe zur Mutter und dem Schmerze über deren Tod warmempfundenen Ausdruck gibt, hebt er doch hervor, dass dieselbe nie seinem Herrscherehrgeize hinderlich gewesen sei. Ueber den Krieg zwischen England und Holland bemerkt er mit herzloser Kühle: *„Je ne vous dirai pas, combien d'hommes et de vaisseaux furent perdus de part et d'autre. Ce sont des circonstances que vous apprendrez de tous les autres écrivains et qui sont de peu d'utilité."*

Der hier besprochene Auszug zeigt uns Ludwig XIV. immer noch in einem zu idealen Lichte, weil der königliche Autor manches verschweigt und verhüllt, auch eignes Unrecht andren zuschiebt, aber er gibt doch ein Bild von der Herrscherkunst eines Regenten, der mit schlauem Geschicke mehr zu scheinen wusste, als er war. Insofern geht das zunächst für Zwecke des neusprachlichen Unterrichtes edirte Quellenwerk auch den Literaturhistoriker an.

R. MAHRENHOLTZ.

Dickmann, Otto E. A., Französische und englische Schulbibliothek, Serie A, Prosa, Band LXIII. *Biographies d'hommes célèbres des temps anciens et modernes* von George Duruy. Für den Schulgebrauch erklärt von Karl Penner. Leipzig, Renger, 1892. VI, 95 S.

Der vorliegende Band enthält eine Auswahl aus den bei Hachette, Paris 1888, erschienenen *„Biographies d'hommes célèbres des temps anciens et modernes"* von George Duruy, dem Sohne des rühmlichst bekannten Historikers Victor Duruy. Es werden uns darin folgende Männer vorgeführt: 1. *Eschyle, Sophocle et Euripide,* 2. *Socrate,* 3. *Démosthène,* 4. *Alexandre le Grand,* 5. *Archimède,* 6. *Annibal,* 7. *Jules César,* 8. *Cicéron,* 9. *Sénèque,* 10. *Pline,* 11. *Marco Polo,* 12. *Vasco de Gama,* 13. *Raphael Sanzio,* 14. *Benvenuto Cellini,* 15. *Bayard,* 16. *Turenne,* 17. *Benjamin Franklin,* 18. *Livingstone.* Männer, wie *Mahomet, Charlemagne, Columbus, Michel Angelo,* konnten nicht berücksichtigt werden, da deren Lebensbilder schon in den im 45. Bande der „Französischen und englischen Schulbibliothek" herausgegebenen *„Biographies historiques"* von Dhombres et Monod enthalten sind. Was die von Penner getroffene Auswahl anlangt, so ist dagegen nur einzuwenden, dass dem Altertum (S. 1—33) ein grösserer Raum zugewiesen wurde als dem Mittelalter und der Neuzeit zusammengenommen (S. 33—65) und dass von den berühmten Männern Frankreichs nur zwei (Bayard und Turenne) aufgenommen wurden. Der leichte, frische Erzählungston und die reine Sprache der „Biographies" machen diese vortrefflich „geeignet für die Jahreslektüre der Tertia höherer Lehranstalten" (Vorwort). Allerdings ist der Stil George Duruy's nicht ganz frei von einer gewissen Flüchtigkeit; man vergleiche z. B. folgende Stelle aus dem Stücke „Livingstone" (S. 63): *Puis il (sc. Stanley) lui donna des vêtements, des provisions, quelques conserves de viande et de bouillon dont le docteur avait grand besoin. On but joyeusement une bouteille de champagne que Stanley avait apportée et qu'il réservait pour la circonstance. Le bon Livingstone ne pouvait se lasser de remercier l'homme énergique et courageux qui avait affronté tant de périls pour lui apporter les secours dont il avait si grand besoin.* Auffallend ist auch die wiederholte Anwendung einiger Attribute, so z. B. von *acharné* (S. 10 *une bataille acharnée,* S. 11 *leur résistance acharnée,* S. 17 *ce duel acharné,* S. 21 *la*

résistance acharnée, S. 45 *un combat acharné* und sogar S. 7 *ce labeur acharné*) oder *d'élite* (S. 9 *une armée d'élite,* S. 16 *à la tête de 60000 hommes d'élite,* S. 56 *ces deux âmes d'élite*). Sachlich wäre zu bemerken, dass Euripides nach der gewöhnlichen Annahme nicht, wie S. 2 zu lesen ist, von 485—407 v. Chr., sondern von 480—402 v. Chr. lebte.

Die Arbeit des Herausgebers entspricht den allgemeinen Grundsätzen der „Schulbibliothek". Dem Texte geht eine kurze biographische Einleitung voraus, unter dem Texte befinden sich spärliche Übersetzungen schwierigerer Stellen, und dem Texte folgen sachliche Anmerkungen samt einem Register (S. 66—95). Während die „Anmerkungen" mit grosser Gewissenhaftigkeit verfasst sind und alles dem Tertianer etwa Unbekannte erklären, kann den Übersetzungen nicht das gleiche Lob gespendet werden. Es ist nicht einzusehen, warum Phrasen, wie *avoir raison de* (S. 17), *furent pris au dépourvu* (S. 23), *bonne foi* (S. 36), die der Schüler in jedem Wörterbuche übersetzt findet, verdeutscht, dagegen Stellen, wie *assiégé de funestes pressentiments* (S. 18), *affolés par leurs blessures* (S. 19, es ist von Elephanten die Rede), *s'accommodait fort bien depuis César du gouvernement d'un seul homme* (S. 28), *heurter de front les obstacles* (S. 49), deren Uebersetzung man selbst in der grossen Ausgabe des Sachs vergebens sucht, nicht verdeutscht werden. Zu bemängeln ist ferner, dass derselbe Ausdruck zweimal auf dieselbe Weise übersetzt wird (S. 8 *mourut assassiné* fiel durch Mörderhand, S. 28 *périt assassiné* starb durch Mörderhand) und dass die Übersetzung der Redensart *il n'est bruit que de* erst auf S. 55 gegeben wird, während dieselbe schon S. 20 (*Bientôt il ne fut bruit dans Rome que de la générosité* etc.) vorkommt. Druckfehler sind: S. 23, Z. 24 *ils s'était aventuré,* S. 65, Z. 6 *il se mirent,* S. 74, 3. Z. v. u. *Masinissa.*

Band LXIV. *Vie de Franklin* von A. Mignet. Mit einer Karte. Für den Schulgebrauch erklärt von H. Voss. Leipzig, Renger, 1892. VIII, 88 S.

Die dem Texte vorangeschickte Biographie Mignet's stimmt in allem Wesentlichen mit der von Adolf Ey in dem 35. Bande der „Französischen und englischen Schulbibliothek" *(Mignet's Histoire de la Terreur)* gegebenen überein. Voss weicht von Ey nur darin ab, dass er statt „François-Auguste-Alexandre" „François-Auguste-Alexis" als den Vornamen Mignet's ansetzt und dass er annimmt, Mignet habe den ersten Preis von der Akademie zu Nîmes erhalten, während Ey behauptet, er sei von der Akademie zu Aix preisgekrönt worden. Wer in diesen streitigen Punkten Recht hat, vermag der Referent umso weniger zu entscheiden, als weder der eine noch der andere der beiden Herausgeber einen Gewährsmann für seine Behauptungen nennt. Voss unterlässt es auch, die Ausgabe zu bezeichnen, der er seinen Text entnommen hat, eine Unterlassung, die selbst in einer Schulausgabe auffällt. Er hat übrigens den reichen Stoff bedeutend gekürzt, indem er durch die Ausscheidung des I. und IV. Kapitels die 13 Kapitel in 11 zusammenzog und auch sonst sehr viele Stellen, besondere unwichtige Nebenumstände, sowie abstrakte Betrachtungen am Schlusse von Abschnitten und Kapiteln wegliess. Diese Kürzung ist nur zu billigen, da das Werk als ein Ganzes selbst in der Prima, für die es wohl, wie die übrigen Werke Mignet's, bestimmt ist, in einem Semester nicht bewältigt werden könnte. Wenn aber der Herausgeber im Vorwort meint, dass man trotz der bedeutenden Kürzungen nirgends eine Lücke empfinden werde, so können wir ihm nicht unbedingt zustimmen. Nach dem von Voss hergestellten Text könnte man glauben, dass Franklin bis zu seinem Tode strenger Vegetarianer war, während uns die Aufnahme

einiger Zeilen im II. Kapitel (III. Kapitel des Originaltextes) S. 7 nach der 31. Zeile von dem Gegenteil belehrt hätte. Ferner wird der denkende Leser bei der Lektüre des trockenen Satzes „*Il épousa, en 1730, miss Read*“ (S. 17, Z. 16) nicht begreifen können, warum Franklin, der sich mit *miss Read* schon 1724 verlobt hatte, nach seiner Rückkehr aus London im Jahre 1726 noch 4 Jahre verstreichen liess, bevor er sie heiratete. Auch hier hätte die Belassung weniger Zeilen, die doch nicht zu den „pädagogisch bedenklichen“ Stellen gehören, jeden Zweifel gelöst. Schliesslich hätte auch der kurze, aber wirkungsvolle Bericht von der Begegnung Franklin's mit Voltaire am Schlusse des IX. (XI.) Kapitels nicht fehlen sollen.

Wenn wir nun die unter den Text gesetzten Noten lexikalischer Art betrachten, so müssen wir zu der Überzeugung gelangen, dass der Herausgeber die Ausgabe der *Vie de Franklin* von Dr. A. v. d. Velde (30. Lieferung der „Prosateurs français“) gekannt und benutzt hat, wenn er sie auch mit keiner Silbe erwähnt. Wenigstens sind von den 36 Übersetzungsvorschlägen, die Voss giebt, 12 ganz sicher dem Kommentar v. d. Velde's entlehnt, darunter auch die unvollständige Angabe auf S. 34 „*le vote discuté de l'impôt* das Steuerbewilligungsrecht“ (Velde, S. 80, sagt richtig „das oben besprochene Steuerbewilligungsrecht“). Einen Fortschritt gegen die Ausgabe v. d. Velde's zeigt vorliegender Band nur in den sachlichen Anmerkungen (S. 75—86), die vollkommen zweckentsprechend sind und durch die Beigabe einer Karte der „Ostküste von Nordamerika zur Zeit des Freiheitskrieges“ unterstützt werden. Die Korrektur des Druckes lässt sehr viel zu wünschen übrig, da ausser den 10 vom Herausgeber selbst S. VI angeführten Druckfehlern noch genau doppelt so viel stehen geblieben sind: S. VII zu deren Hauptvertreter ausser ihm noch Guizot und Thiers zählen, S. 7, Z. 29 *sans le* (statt la, sc. sa famille) *prévenir*, S. 8, Z. 19 *la poche bien rempli*, S. 22, Z. 32 *conleur*, S. 24, Z. 17 *l'electricité*, S. 25, Z. 26 *Édinbourg*, S. 27, Z. 1 *fa colonie* (la), S. 32, Z. 18 *plains* (pleins), S. 35, Z. 2 *il les faisaient*, S. 37, Z. 21 nach *commerce* fehlt ein », S. 41, Z. 36 *l'empoi* (l'emploi), ib. Z. 38 *pui* (qui), S. 50 Anmerkung soll es statt „Z. 40“ heissen „Z. 39“, S. 51, Z. 12 *pousuivis*, S. 54, Z. 3 *Lord Howe n'était chargée*, S. 58, Z. 35 *embarasser*, S. 59, Z. 32 *Nonseulement*, S. 62, Z. 25 *Bourgoyne*, S. 63 Seitenüberschrift *Bill conciliatoires*, S. 66, Z. 11 *l'Amériqae*.

Band LXV. *Colomba* par Prosper Mérimée. Für den Schulgebrauch erklärt von Johannes Leitritz. Leipzig, Renger, 1892. VII, 130 S.

Wir begrüssen es mit aufrichtiger Freude, dass ein Roman von der Bedeutung Colomba's, der uns bisher nur in der Schmager'schen Ausgabe (Berlin, Weidmann 1880) vorlag, nun in einer neuen handlicheren Ausgabe der Schule zugänglich gemacht wird. Der Herausgeber sagt mit Recht, dass die Lektüre dieser inhaltlich wie sprachlich gleich vollendeten Erzählung „eine interessante Abwechslung in das eintönige Einerlei der historischen Lektüre bringt“. An der Spitze des Buches steht eine ausführliche „biographische Einleitung“ (S. VII—X), für welche neben anderen Werken besonders Vapereau, *Dictionnaire universel des littératures*, die *Nouvelle Biographie générale* und K. Hillebrand, Wälsches und Deutsches, Berlin 1875, benutzt worden sind. Hierauf folgt eine „litterarische Einleitung“ (S. XI—XII), in welcher der Verfasser ausführt, dass die Geschichte der Colomba nicht auf einer thatsächlichen Begebenheit beruht. Der Text wurde in der Weise gekürzt, dass die Kapitel 8, 9, 13 und 16 des Originaltextes ausgeschieden und durch Inhaltsangaben in den Anmerkungen er-

setzt wurden. Nach der Ansicht des Referenten wäre es besser gewesen, die Inhaltsangaben französisch abzufassen und in den Text zu setzen. Ausserdem wurden die Kapitel 11, 18, 19 wegen ihrer grösseren Länge geteilt, sodass wir hier 20 Kapitel statt der ursprünglichen 21 finden. Die in den Fussnoten gegebenen Auskünfte lexikalischer und grammatischer Art, bei denen dem Herausgeber zum Teil die oben genannte Ausgabe von Schmager als Behelf diente, sowie die eingehenden sachlichen Anmerkungen (S. 115—130), für welche er nicht nur das Buch „Korsika" von E. Gregorovius, sondern auch die Mitteilungen des Professors Guglielmi in Corte, des Abbé Letteron und des Appellationsgerichtsrates de Caraffa in Bastia benutzte, verdienen unseren vollsten Beifall. Das Buch kann auf das wärmste empfohlen werden. An Druckfehlern wurden nur bemerkt: S. VIII können, S. 59 und 60 Seitenüberschrift *Veillé de Pietri*, S. 90, Z. 1 *faustsaire*, ib. Z. 2 *l'on-* (l'ont), S. 96, Z. 33 *aves* (avec).

TROPPAU. J. ELLINGER.

Cicéron et ses amis. Étude sur la société romaine du temps de César. Par **Gaston Boissier** de l'Académie française. Ausgewählte Abschnitte nebst einem Kommentar zum Gebrauch höherer Lehranstalten herausgegeben von Dr. Gustav Dannehl, Oberlehrer am Gymnasium zu Sangerhausen. Strassburg, Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt, vorm. Schultz & Co. 1892. IV, 170 S. 8°.

Bekanntlich legt die neue Lehr- und Prüfungsordnung auf die Konzentration des Unterrichts besonderen Wert; sie verlangt u. a. dass „diejenigen Fäden, welche von den grossen Zentren des gymnasialen Unterrichts, vom Deutschen und den alten Sprachen, auslaufen, nicht abgebrochen, sondern auch mit den sogenannten Nebenfächern, insbesondere mit der französischen Lektüre verknüpft werden". In hervorragender Weise eignet sich zu dieser Verknüpfung Boissier's genannte Studie über die römische Gesellschaft zur Zeit Cäsar's, indem dieselbe zu dem streng geschichtlichen Lehrstoff der Oberklassen eine treffliche Ergänzung nach der sitten- und kulturgeschichtlichen Seite bildet. Der Verfasser, ein hervorragender, gründlicher und noch lebender Forscher auf dem wichtigsten Gebiete der römischen Geschichte, der letzten Zeit der Republik und des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit, besitzt eine wahre Meisterschaft darin, seine quellenmässigen, streng wissenschaftlichen Untersuchungen in eine durchsichtige, gediegene und anziehende Form zu kleiden. Mit vollem Recht hat daher das preussische Kultus-Ministerium vor kurzem Boissier's *Cicéron et ses amis* als passenden Lehrstoff für die Oberklassen ausdrücklich empfohlen. Bisher war die Studie aber nur im französischen Originale zugänglich und bedurfte somit naturgemäss einer Anpassung an deutsche Schulbedürfnisse. Dannehl hat sich dieser Arbeit in dankenswerter Weise unterzogen, indem er eine Auswahl aus Boissier's Werke herstellte; eine Auswahl, die in erster Linie für die Oberklassen der Gymnasien bestimmt ist, die aber auch in Realgymnasien und Oberrealschulen mit Nutzen und Interesse verarbeitet werden wird. Die Ausgabe schildert in fünf Hauptteilen Cicero's Privatleben (S. 1—26), seine freundschaftlichen Beziehungen zu Atticus (S. 36—68), Caelius (S. 84—113), Brutus (S. 126—155) und Octavius (S. 164—168). Das französische Originalwerk enthält ausserdem noch eine einleitende

Abhandlung über Cicero's Briefe, über sein öffentliches Leben und über seine Beziehungen zu Cäsar. Der Herausgeber hat diese drei Abschnitte ausgeschieden und begründet seine Massnahme damit, dass alles dort Behandelte aus dem Geschichtsunterricht und aus der klassischen Lektüre bekannt sei; dies ist für Gymnasien allerdings zutreffend, nicht aber für Realanstalten, welch letztere das Ausgeschiedene sicherlich ungern entbehren werden.

Die Lebensbilder der Freunde Cicero's und das des grossen Redners selbst treten in greifbarer Gestalt vor das geistige Auge des Lesers. Der Zusammenhang ist überall gewahrt; dass Streichungen erfolgt sind, wird dem Leser kaum auffallen, so geschickt ist das Nebensächliche, das für die Schule weniger Geeignete, sowie längere Erörterungen über Vereinzeltes ausgeschieden. Bei all dem Fesselnden und Lehrreichen aber, was die Lebensbilder der Freunde Cicero's, insbesondere die Charakteristik des Caelius und der damaligen »*jeunesse dorée*« auch bieten mögen, will es mich doch bedünken, dass die zweite Hälfte des ersten Abschnittes über Caelius (S. 87—92) etwas stärker hätte beschnitten werden müssen. Die Mitteilungen über das lockere Treiben der vornehmen jungen Leute jener Zeit, sowie die Schilderung des Charakters der übel beleumundeten Clodia und ihrer Liebesfahrten mit Caelius und Catullus sind für Erwachsene recht interessant, für Sekundaner und Primaner zwar vielleicht nicht minder, aber immerhin in einer Schulausgabe m. E. verfehlt. So lesen wir auf S. 91: *Les amours de Clodia et de Catulle finirent fort tristement. Clodia ne se piquait pas d'être fidèle, et elle ne justifiait que trop son amant quand il lui écrivait: »Les promesses que fait une femme, il faut les confier au vent ou les écrire sur l'eau qui s'enfuit«. Catulle, qui se savait trompé, s'en voulait de le souffrir . . . Après des luttes douloureuses qui déchiraient son cœur, il revenait triste et soumis aux pieds de celle qu'il ne pouvait s'empêcher parfois de mépriser, et qu'il aimait toujours. »J'aime et je hais, disait-il: vous me demandez comment cela peut se faire, je n'en sais rien; mais je sens bien qu'il en est ainsi, et mon âme en est torturée.« Tant de souffrance et de résignation ne touchait guère Clodia. Elle s'enfonçait de plus en plus dans d'obscures amours, et il fallut bien que le pauvre poète, qui n'avait plus d'espérance, s'éloignât d'elle pour jamais.*

In den *Rougon-Macquart* begegnet man ähnlichen Situationen. Auch das Hagestolzenzitat, S. 88, Fussnote, hätte unterdrückt werden sollen; es lautet: *Au temps des Graques, le censeur Métellus s'exprimait ainsi dans un discours où il attaquait très vivement les célibataires: »Citoyens, si l'on pouvait vivre sans femmes, nous nous passerions tous de cet embarras (omnes ea molestia careremus); mais, puisque la nature a voulu qu'il fût aussi impossible de s'en passer qu'il est désagréable de vivre avec elles, sachons sacrifier les agréments d'une vie si courte aux intérêts de la république, qui doit durer toujours«.* Mag das Zitat zur Kennzeichnung des Patriotismus, der den alten Zensor beseelte, auch vortrefflich geeignet sein, so scheint es mir doch für flaumbärtige, heranwachsende Jünglinge, die zur Lösung der Frauenfrage schwerlich schon mitberufen sein dürften, eine zwar schmackhafte aber ungesunde geistige Kost.

Jedem Hauptabschnitte lässt Danneh1 den betreffenden Kommentar unmittelbar folgen. Die Ausgabe würde sich einheitlicher präsentieren, wenn er seine fünf Kommentare nach altem Brauch am Schluss des Bändchens oder in einem besonderen Heftchen vereinigt hätte. Inhaltlich sind die Kommentare recht brauchbar. Der Herausgeber hat sich redlich bemüht, alles zu beleuchten, was das Verständnis des Textes fördern kann.

So bleibt keiner der vielen Eigennamen biographischer und geographischer Art unbesprochen; die stilistischen Schwierigkeiten werden in bündiger Form gehoben; lateinische Zitate und Etymone, sowie französische Synonyma sind nicht selten. Von den zahlreichen nackten Wortverdeutschungen dürften allerdings viele für den Durchschnittsschüler entbehrlich sein; andererseits ist eine nicht unbeträchtliche Anzahl selten vorkommender Vokabeln nicht verdeutscht, sodass der Schüler ohne Wörterbuch schwerlich zurechtkommen wird. Indess wird es auf dem Gebiete der Vokalverdeutschung, wo gerade die Vorbildung und die Klassenstufe des Schülers in besonderem Masse in Frage kommt, kein Herausgeber allen recht machen können. Aus diesem Grunde empfiehlt es sich, die Anmerkungen und Kommentare ganz davon frei zu halten und entweder ein ausführliches alphabetisches Wörterverzeichnis — worin natürlich die elementarsten und als allgemein bekannt vorauszusetzenden Wörter fehlen — zu den betreffenden Texten anzufertigen, oder aber dem Schüler das Nachschlagen in einem allgemeinen Lexikon zu überlassen. — Statt in den Anmerkungen durch „S. 2 o., S. 2 m., S. 2 u.“ (d. h. Seite 2 oben, mitten, unten) auf die fragliche Stelle des französischen Textes zu verweisen, hätte sich zur schnelleren Orientirung seitenweise Zeilenzählung am Rande des Textes empfohlen.

Der Druck ist im allgemeinen korrekt; mir sind nur zwei Ungenauigkeiten aufgefallen: S. 14. Z. 16 v. o. fehlt *en* in *ils n'en étaient pas moins très nombreux*; S. 89, Z. 10 v. o. ist jetzt *cortège* statt des alten *cortége* zu schreiben.

M.-Gladbach. R. Kron.

Le passage de la Bérézina, par le général comte de Ségur; oder XI. Buch aus Ségur's *Histoire de Napoléon et de la Grande Armée pendant l'année 1812.* Mit Einleitung, Anmerkungen und einer Karte herausgegeben von F. K. Schwalbach, Direktor des Realgymnasiums zu Harburg a/E. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1892, IV und 85 S. 1,20 M.

Nach einem Zeitraum von neunzehn Jahren ist nunmehr eine zweite Auflage des vorgenannten Bändchens erschienen. Naturgemäss musste mit Rücksicht auf die heutigen Anforderungen sowohl Einleitung als Kommentar gründlich durchgesehen und stellenweise umgearbeitet werden. Dieser Aufgabe hat sich Schwalbach nun auch gewissenhaft unterzogen. Indes wird manchen Fachgenossen die dreizehn grosse Druckseiten umfassende Einleitung trotz der erfolgten Streichungen an einigen Stellen noch zu eingehend erscheinen. Die darin mitgeteilten Einzelheiten sind an sich zwar recht wissenswert, für das Verständnis des Textes aber grösstenteils nicht von Belang. So greift der Herausgeber im ersten Teile seiner Einleitung, Leben und Schriften Ségur's, unnötigerweise auf den Grossvater und Oheim des Verfassers zurück; der Laufbahn des Vaters widmet er einen längeren Passus; sodann auf den Autor selbst übergehend, entwirft der Herausgeber ein recht ausführliches, von Daten und Eigennamen strotzendes Lebensbild des Generals, so ausführlich, dass selbst der Spezialbiograph wohl kaum etwas Wesentliches nachzutragen haben wird. Als Geburtstag des Generals giebt Schwalbach den 4. Mai an, während es nach allen mir zugänglichen Biographen der 4. November sein muss. Alle grösseren Schriften Ségur's führt Schwalbach mit Angabe der Bändezahl und der Titel auf und geht bei der Würdigung des Hauptwerks des

Generals, der *Histoire de Napoléon et de la Grande Armée pendant l'année 1812*, u. a. auch auf die scharfe Kontroverse ein, welche sich gleich nach dem Erscheinen dieser Schrift zwischen Ségur und dem napoleonischen Ordonnanzoffizier General Gourgaud über die Glaubwürdigkeit der Ségurschen Darstellung entspann. Etwas eigentümlich berührt es ferner, dass Schwalbach den grösstenteils veralteten Ideler, Handbuch der französischen Sprache und Litteratur, anzieht und gerade dessen im allgemeinen zwar zutreffendes Urteil über den litterarhistorischen und historischen Wert des Ségur'schen Werkes zum besten giebt, ein Urteil, welches sich mit dem der meisten Forscher doch so ziemlich deckt. Bei aller Brauchbarkeit der von Schwalbach in diesem ersten Teile der Einleitung zusammengetragenen Einzelheiten ist nicht zu leugnen, dass der Herausgeber für die Schule des Guten zu viel gethan hat. Eine Schulausgabe soll nach den heutigen durchaus berechtigten Forderungen nur die hauptsächlichsten Personalien des Autors bringen, und das kann meist in wenig Worten erledigt werden. — Der zweite Teil der Einleitung, die „Geschichtlichen Vorbemerkungen", ist auch ziemlich umfangreich. Man sieht, der Herausgeber stand auch hier vor einem *embarras de richesse.* Da die Vorbemerkungen aber zur Einführung in das zu lesende elfte Buch vortrefflich geeignet sind, so lässt sich ihnen trotz stellenweiser allzu grosser Eindringlichkeit die verdiente Anerkennung nicht versagen. — In dieser Neuauflage hat Schwalbach ferner den „Anhang" bis auf das 29. Bulletin ganz gestrichen. Die Spezialkarte für den Beresinaübergang ist nach neueren Karten verbessert; ich vermisse aber auch in dieser verbesserten Form die Angabe des Massstabs, sowohl auf der Hanpt- als auf der Nebenkarte. Zum mindesten hätte aber auf der letzteren — in der Hauptkarte ist es geschehen — das Gradnetz eingezeichnet werden sollen. Auch würde es sich behufs schnellerer Orientierung empfohlen haben, den Flächenraum, von dem das Nebenkärtchen eine beträchtliche Vergrösserung darstellt, auf der Hauptkarte in irgend einer Weise — etwa durch einen farbigen Umgrenzungsstrich — deutlich hervorzuheben.

Was den Kommentar zum Text angeht, so sind die sprachlichen Anmerkungen gegen früher wesentlich beschränkt worden; was sie bieten, ist durchaus brauchbar. Nicht selten greift Schwalbach bei seinen Erklärungen auf das Lateinische zurück, womit den lateinlosen Anstalten freilich wenig gedient ist. In erhöhtem Masse brauchbar sind aber die sachlichen Bemerkungen; sie verraten eine peinliche Sorgfalt und grosse Umsicht des Herausgebers und tragen zum Eindringen in den geschichtlichen Sachverhalt ungemein viel bei. Zu wiederholten Malen wird das den russischen Feldzug behandelnde Werk des deutschen Geschichtsschreibers Heinrich Ludwig Beitzke zitiert. Der Anhang, das 29. Bulletin, ist auffallenderweise ohne Anmerkungen. Ein alphabetisches Namensververzeichnis mit Angabe der Textstellen, wo die betreffenden geographischen oder Personennamen vorkommen und mit den nötigen sachlichen Erläuterungen bildet den Abschluss des Buches.

Nunmehr noch einige Äusserlichkeiten. Anstatt die bisweilen kaum eine Zeile, oft aber auch über ein Dutzend Zeilen umfassenden Absätze der verschiedenen Kapitel zu numerieren, würde der Herausgeber den Wünschen der meisten Fachgenossen wohl besser entsprochen haben, wenn er seitenweise Zeilenzählung eingeführt hätte. Die im Kommentar und Namensverzeichnis angezogenen Stellen würden sich alsdann wesentlich schneller finden lassen. Bezüglich der Schreibung des in der Ausgabe wiederholentlich vorkommenden Namens Davout ist Schwalbach in den althergebrachten, verzeihlichen Irrtum verfallen, das Wort mit *s* zu schreiben; der Name ist aber ohne *s* und ohne Circumflex auf

dem *u* zu schreiben, wie dies neuerdings ein deutscher Napoleonforscher[1]) zur Evidenz festgestellt hat. Bei seiner Widerlegung dieses auch in Frankreich allgemein verbreiteten Irrtums stützt sich der Verfasser des am Fusse genannten Buches auf die Werke der ihm befreundeten Marquise de Blocqueville, der jüngst verstorbenen Tochter des Marschalls, sowie auf die mündlichen Mitteilungen der ihm persönlich bekannten Familie des berühmten Heerführers. — Der Satz „Als Napoleon nach Elba gegangen war, schloss er (Napoleon?) sich Ludwig XVIII. an" (S. 3, Mitte) hätte stilistisch wohl leicht etwas geschickter ausgedrückt werden können. — Ausser der falschen Schreibung des Namens Davout sind mir folgende Druckfehler aufgefallen: Man lese *s'était* (statt *s'etait* I, 17), *huit heures* (statt *huit heurs* II, 20), *Vive l'empereur* (statt *Vive l'impereur* Anmerkung zu III, 7), *tous les maux* (statt *tous le maux* III, 11), Hærtel (statt Hœrtel VI, 7 in Text und Anmerkung, sowie S. 83), Schwartzenberg (statt Schwarzenberg VI, 9 im Text), *équipages* (statt *equipages* VII, 13), *Partouneaux* (statt *Parteuneaux* VII, 14 Anmerkung), *fois* (VIII, 16, wo das *i* abgefallen ist), *leur masse* (statt *leurs masse* IX, 1), *ses cuirassiers* (statt *ces cuirassiers* XII, 5), *le temps a été* (statt *à été* 29. Bulletin, 1. Zeile).

M.-GLADBACH. R. KRON.

Bossuet: *Sermons choisis* par A. Rebelliau, Paris Hachette, 1892, 515 + XXII.

Es ist dies, wie schon der Titel andeutet, eine für Schulzwecke eingerichtete, übrigens auf handschriftlichen Studien beruhende Ausgabe. Eine Anzahl der bedeutendsten Predigten des grossen Kanzelredners wird theils vollständig, theils im Auszuge mitgetheilt. Die Einleitung gibt einen geschichtlichen Ueberblick über B.'s Predigerkunst. Er beruht auf den Forschungen *Lebarq's*, des gegenwärtig namhaftesten Bossuet-Kenners. Es ergibt sich daraus, dass B. sich erst an Tertullian, dann an Augustin und Chrysostomus geschult hat. Mit d. J. 1666 erreicht er in der Predigt seinen Höhepunkt, von 1682 ab bemerken wir einen freilich im Einzelnen wenig nachweisbaren Rückgang. Bossuet hielt seine Predigten nie völlig so, wie er sie schrieb, auch ist die endgültige Feststellung des niedergeschriebenen Textes äusserst schwierig, da die Manuscripte in nicht völlig abgeschlossenem Zustande sich vorfinden, wie sie denn auch nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. Sie wurden bekanntlich zuerst 1772 herausgegeben und schon damals waren manche Predigten verloren, weil die Nachkommen des gefeierten Kanzelredners die Manuscripte leichtfertig verliehen. Hr. R. scheint die Ansicht, dass B. von seinen Zeitgenossen nicht hinreichend als Prediger geschätzt worden sei, widerlegen zu wollen, doch geht auch aus seinen Angaben hervor, dass der Bischof von Meaux weniger als Kanzelredner, denn als gelehrter Theolog gerühmt worden ist, und dass er in der Meinung der Hofkreise nie so hoch stand, wie Bourdaloue und Massillon.

Die kritischen Noten geben die Abweichungen des Rebelliau'schen Textes von dem durch *Lachat* und *Gandar* veröffentlichten.

---

[1]) Davout in Hamburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1813—1814. Von einem Freunde historischer Wahrheit. Mülheim (Ruhr), Röder, 1892. 197 S. 8°. 3 M. (Der bisher anonyme Verfasser dieses Werkes ist Dr. Paul Holzhausen.)

Henri Denifle: Les Universités Françaises au moyen age. Paris, Emile Bouillon, 1892, S. 99.

Eine scharfe Polemik gegen *Marcel Fournier*, der Denifles Buch: „Die Universitäten des Mittelalters“ in Bd. II seiner „*Statuts et privilèges des Universités françaises*“ und in seiner „*Histoire de la science du droit*“ hart angegriffen hatte. D. weist darauf hin, dass er Hrn. F. in seinen Vorstudien sehr gefördert habe, ohne, dass dieser es immer eingestanden hätte. Er widerlegt dann die ihm von F. gemachten Vorwürfe in der Hauptsache (sie betrafen angebliche Unvollständigkeiten und Ungenauigkeiten der Arbeit D.'s) und hält darauf seinem Gegner in einem langen Sündenregister seine „Fehler und Auslassungen“ vor.

R. Mahrenholtz.

Cours abrégé de littérature et d'histoire littéraire françaises. 3e édition, revue, corrigée et augmentée. München, Stahl. 300 Seiten 8°.

Das Buch ist für junge Mädchen bestimmt und macht daher von vorn herein Anspruch auf „mildernde Umstände“. Doch wird selbst dann das Mass überschritten, wenn z. B. Scribe mit folgenden Worten abgethan wird: „*Une jeune fille qui se respecte, ne peut ni lire, ni voir représenter les pièces d'Eug. Scribe*“ (pag. 266). Damit die ehrsamen Dämchen aber vom vielbesprochenen Mann wenigstens einige Zeilen gelesen haben, ist das Gedicht „*Mon fils est là!*“ abgedruckt. Die neuere Lyrik, Dramatik und Belletristik existiert natürlich für den Verfasser (?) nicht. Auch von der Romantik hat er ganz vorsintflutliche Begriffe (vgl. z. B. S. 246 ff). Aber sobald es um die sog. klassischen Autoren, oder gar um schriftstellernde Damen jeder Rangordnung sich handelt, zeigt er sich besser beschlagen und giebt er geschmackvolle Stilproben. Das Buch mutet den Leser an, als sei es vor 30—40 Jahren von irgend einem frömmelnden Blaustrumpf geschrieben worden, der die verderbte Gegenwart züchtiglich ignoriren will. Für die Wissenschaft ist es wertlos.

Joseph Sarrazin.

Döhler, E., *Coup d'œil sur l'histoire de la littérature française.* Kurzer Ueberblick über die Geschichte der französischen Litteratur. Für den Schulgebrauch bearbeitet. Zweite verbesserte Auflage. Dessau 1892. Verlagsbuchhandlung von Paul Baumann. Preis 50 Pf.

Die erste Auflage von Döhlers *Coup d'œil* habe ich *Ztschr. für frz. Spr. u. Litt.* XI[2] S. 248 u. 249 angezeigt. Die Vorrede vom Monat Februar 1892 zeigt, dass das Buch in den Schulen Eingang gefunden hat: „*En publiant la seconde édition du Coup d'œil, l'auteur ne peut s'empêcher de remercier ses collègues qui ont accueilli son opuscule avec tant de bienveillance. Puisse la nouvelle édition revue et corrigée réussir à se conserver ses anciens amis et à s'en gagner de nouveaux.*“ Die vorgenommenen Verbesserungen sind folgende. Die Druckfehler, auf die ich hingewiesen hatte, sind beseitigt; es ist also auch *plus tard* in zwei Worten gedruckt

(nicht wie früher *plustard*). *Tandisque* (S. 8) und *bienque* (S. 17) sind auch in der zweiten Auflage an derselben Stelle zusammengedruckt. Wie mir der Verf. privatim mitteilt, sind es übersehene Druckfehler, ebenso *Marion Délorme* st. *Marion Delorme (de Lorme*).

Die Aenderungen, die sich auf den französischen Ausdruck beziehen, sind meistens Verbesserungen. Sie sind am Anfang und in der Mitte häufiger als am Ende. S. 5: *on peut citer* (II.) — *il faut retenir* (I). S. 6: *mentionnons* (II) — *citons* (I). 11: *de laquelle dérive probablement.* (II) — *de laquelle se dérive prob.* . . (I). S. 7: *Dont l'esprit se montre dans* (II) — *dont l'esprit se fait voir déjà* (I); hier würde ich *se faire voir* vorziehen. S. 8: *Corneille avait gagné le cœur de la fiancée d'un de ses amis* (II). — *Corneille avait débauché la fiancée d'un de ses amis* (I.) Die Verbesserung ist eine sehr glückliche; *débaucher* konnte zu einem argen Missverständnis Anlass geben. S. 9 ist die Inhaltsangabe des *Britannicus* sprachlich besser gewendet; die *Plaideurs* von *Racine* sind hinzugefügt. S. 11 ist *donner le change à qn.* durch *tromper qn.* ersetzt. S. 13 ist die Inhaltsangabe der *Art poétique* berichtigt. S. 22 sind die Titel der Werke *Victor Hugo's* mit grossen Anfangsbuchstaben gedruckt. Die übrigen Aenderungen sind sehr geringfügig; beide Auflagen des *Coup d'œil* können ohne Bedenken neben einander gebraucht werden. Sogar die Seitenzahlen stimmen fast immer zusammen. Das XIX. Jahrhundert ist genau so knapp behandelt wie in der ersten Auflage.

Bei *Montesquieu* (S. 15) sind dieses Mal die *„Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence“* aufgenommen; so lautet der Titel und nicht: *„Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains.“* Bei *Racine* hatte ich den Satz (1. Aufl. S. 10; 2. Aufl. S. 11) beanstandet: *Vers la fin de sa vie, Racine tomba en disgrâce auprès du roi à cause d'un pamphlet et ne dut plus paraître à la cour. Il mourut de chagrin en 1699.* Ich schrieb damals, dass der Grund, der hier für die Ungnade Racine's angegeben wird, litterarhistorisch wohl nicht stichhaltig wäre. Mir ist vielmehr auch heute noch jene Angabe wahrscheinlich, dass *Racine* sich in politische und finanzielle Fragen mischte, was der König durch *Mme de Maintenon* erfuhr. Was ich 1889 ausgesprochen habe, finde ich 1890 bestätigt. *A. Mager* in seiner *Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart Wien 1890* sagt S. 83: „Racine fiel plötzlich bei Ludwig XIV. in Ungnade, weil er nach dem Wunsche der Madame de Maintenon eine Schrift verfasst hatte, in welcher er die Mittel und Wege angab, um die Lage des Volkes, die durch die langen Kriege sehr elend geworden war, zu verbessern. Der König war über diese Schrift aufgebracht, und *Racine* mied seitdem den Hof. Er starb am 21. April 1699“. Der Verfasser teilt mir mit, dass er für *pamphlet* = *mémoire* einführen will. In der Biographie Molières (1. Aufl. S. 11; 2. Aufl. ebenfalls S. 11) war ich nicht mit folgendem Satz einverstanden: *„Son grand-père, à qui l'éducation de Jean avait été confiée, — la mère étant morte — le menait souvent au théâtre et éveilla ainsi le goût du jeune homme pour la scène“*. 1889 schrieb ich zu dieser Stelle: „Dies ist nach den Ausführungen von Mahrenholtz u. a. mindestens sehr zweifelhaft; denn Molière's Grossvater soll schon 1626 gestorben sein, wird also den kaum vierjährigen Knaben noch nicht in das Theater mitgenommen haben. Mir scheint *Molière* aus Liebe zur *M. Béjart* zum Theater gegangen zu sein, nicht, wie *Elomire hypocondre* sagt, weil er zu keinem vernünftigen bürgerlichen Beruf mehr fähig war, auch nicht durch den täglichen Anblick der Marktspiele der *Enfants sans Souci* bewogen, wie *Moland* und *Schweitzer* meinen.“ *Mager* (a. a. O. S. 83) sagt 1890: „Seine Schwär-

merei für das Theater, das innere Gefühl des künftigen Künstlers und die zarte Neigung zu der Schauspielerin *Madeleine Béjart* veranlasste ihn, sich dem von der genannten Schauspielerin geleiteten Theater, *L'Illustre Théâtre*, anzuschliessen."

Der Verfasser wird auch hier eine Aenderung eintreten lassen. Es wird nämlich dem Buch noch ein Zettelchen beigegeben werden: „Berichtigungen vor dem Gebrauche des Buches."

Der Hauptzweck des Buches, Uebersichtlichkeit, Klarheit und niemals Betonung des blossen Wortes, sondern Erklärung der Sache, das Vermeiden von aesthetischen Urteilen und Phrasen, ist vom Verfasser vollständig erreicht. Es steckt mehr Arbeit und Stoff in dem kleinen Buch, als man nach seinem Umfang von 23 Seiten vermuten sollte. Ich kann den Fachgenossen diesen kleinen *Coup d'œil*, der sich schon in vierzig Anstalten Eingang verschafft hat, zur Einführung bestens empfehlen. Er giebt einen guten Anhalt für die Hauptdaten der französischen Litteraturgeschichte.

WISMAR i. M. O. GLÖDE.

Bourget, Paul. *La Terre promise.* Paris Alphonse Lemerre, 1892.

Die Vorreden sind häufig das Interessanteste an Bourgets Romanen. Auch in dieser Vorrede spricht er sich in beachtenswerter Weise über Charakter und Bedeutung des „psychologischen" Romanes aus. Er gesteht zu, dass derselbe an Erfolg mit dem Sittenromane nicht wetteifern könne und dass er an einem gewissen Uebermasse der nachgrübelnden Reflexion und unnatürlichen Selbstzergliederung der Personen leide. Doch bleibe diese Art Roman immer eine „*art restreinte, mais efficace pour reproduire les mille tragédies taciturnes et sécrètes du coeur, pour étudier la genèse, l'éclosion et la décadence de certains sentiments inexprimés, pour reconnaître et pour raconter les situations d'exception, les caractères singuliers, enfin tout un détail, inatteignible par le roman de moeurs.*" Von einer Verdrängung dieses Sittenromans, dem auch die naturalist. Richtung zugehört, ist also keine Rede. Besonders verwahrt sich B. dagegen, dass der „*esprit d'analyse*", der in jenem Romane vorherrschend sei, die Willenskraft schädige, denn grade die am meisten willenskräftigen Charaktere reflectirten auch am meisten. Richtiger urteilte wohl einst Friedrich d. Gr., als er in einem Briefe die Meinung aussprach, die Reflexionen zerstörten das Leben, wie der Phönix seine Jungen.

Das Problem des Romans ist folgendes: Hebt die Verpflichtung gegen eine frühere Geliebte und gegen das eigne, aus einem sträflichen Verhältniss hervorgegangene Kind das Herzensverhältniss zu einem reinen, unschuldigen Mädchen auf? Diese an sich sehr interessante, aber unbedingt nicht zu lösende Frage — denn hier entscheiden, wie überall, die besondren Umstände — wird von B. uns leider in allzubreiter Weise ausgesponnen, so dass Handlung und Charakterentwicklung sehr zurücktreten. Wie gewöhnlich sind bei ihm die Charaktere ziemlich fertig und innerlich abgeschlossen, selbst das in dem Romane vorgeführte 9jährige Kind hat schon etwas altklug-fertiges. Die Handlung ist sehr einfach. *Francis Nayrac* hat ein Liebesverhältniss mit einer unglücklich verheiratheten *Pauline Raffraye* gehabt. Aus diesem Verhältniss ist erst nach dem Bruche desselben eine Tochter Adèle hervorgegangen, ohne, dass Francis von seiner Vaterschaft etwas weiss. Den Bruch hat die aller-

dings unschuldige Pauline durch unvorsichtiges Kokettiren mit Andern herbeigeführt. Nachdem Francis eine Reihe von Jahren nichts von der Geliebten gehört hat, verlobt er sich mit der Tochter der Gräfin *Louise Scilly*, Henriette mit Namen. In Palermo, wohin die Gräfin sich ihrer Gesundheit halber zurückgezogen hat, erscheint plötzlich Pauline als Schwerkranke mit ihrem Töchterchen auf der Bildfläche. Francis, der Rachegedanken befürchtet, bietet ihr seine Dienste als Cicerone an, erhält jedoch keine Antwort. Aus Feigheit verschweigt er seiner Braut und Schwiegermama, wer Pauline ist, trotzdem beide von deren Aufenthalte in Palermo erfahren haben und Henriette auch die Bekanntschaft der kleinen Adele gemacht hat. Francis erkennt in dem Töchterchen sein Kind, erzwingt eine Unterredung mit der schwergekränkten Mutter, bei deren Schlusse zufällig die Kleine und ihre Wärterin zugegen sind. Von Adele erfährt Henriette, dass Francis Pauline kennt, stellt ihren Verlobten zur Rede, doch dieser schweigt und enthüllt erst der Mutter sein Geheimniss, wobei Henriette lauscht. Henriette wäre geneigt gewesen, ihrem Bräutigam das Verhältniss selbst zu vergeben, doch, dass er eine Verheirathete verführt und sich um sein Kind nicht bekümmert hat, ist ihr ein unerträglicher Gedanke. Trotzdem die erfahrenere Mutter von einem Bruche mit Francis abredet, löst sie die Verlobung, weigert sich, ihren Geliebten, der sich auf kurze Zeit entfernt hat, um der erkrankten Henriette Schonung zu gönnen, wiederzusehen und weiht sich dem Dienste des Herren. Francis sieht die verlorene Geliebte mit ihrer Mutter scheiden und erblickt noch den Sarg der ihren Leiden erlegenen Pauline. Nur der Trost, sich jetzt um die Erziehung seiner Adele bekümmern zu können, bleibt ihm.

Die Conflicte sind doch etwas gewaltsam herbeigeführt. Ein so innigliebendes Mädchen, wie Pauline, würde kaum durch unvorsichtiges Verhalten den Geliebten zum Bruche getrieben haben — freilich *varium et mutabile* (mulierum) *genus* — und gewöhnlich pflegt auch mütterliches Zureden auf so reine Gemüther, wie Henriette, günstiger einzuwirken, als es hier der Fall ist. Der Zufall — Paulines Ankunft in Palermo und die Plauderei der kleinen Adele — ist ein *deus ex machina*, der den tragischen Knoten erst gewaltsam verschlingt und dann jähe löst. Nicht leicht verständlich ist es auch, warum der nobeldenkende und keineswegs energielose Francis nicht wenigstens sich mit der Mutter, einer sehr verständig denkenden Frau, rechtzeitig ausspricht. Seinem Lieblingsgedanken, dass Seelenqual zum Glauben und zur Kirche zurückführe, gibt *B.* auch hier, wie im *„Disciple"* offen Ausdruck. Im Ganzen hat *B.* Recht, wenn er zugibt, dass sein psycholog. Roman Ausnahmezustände und eigenartige Charaktere vorführe. Darin liegt sein psycholog. Reiz, aber auch seine psycholog. Schwäche.

R. Mahrenholtz.

Emile Zola. *Le docteur Pascal.* Paris, Bibliothèque Charpentier. 1893.

Die *„Debâcle"* hatte uns den Sturz des zweiten Kaiserreiches vorgeführt, der nun folgende Roman spielt schon in den Zeiten der dritten Republik. Der Held, Pascal Rougon, geb. 1813, † 1874, ein bei Plassans in einsamer Abgeschiedenheit lebender Arzt, widmet sein Leben den Forschungen über die Vererbungstheorie, welche er an seiner eigenen Familie, ganz in Zolas Sinne, zu illustrieren sucht. Er hat ausser mancherlei Aufzeichnungen über seine Familie auch einen genealogischen Stammbaum

derselben entworfen zum Ärger seiner Mutter Félicite, welche vor der Enthüllung der nicht immer erquicklichen Familiengeheimnisse bangt. Diese dringt daher in ihre Grossnichte Clotilde, der Pflegebefohlenen Pascals, und in dessen Dienstmagd Martine, die beide als Kirchlich-Gläubige für das Seelenheil des freigeistigen Arztes Sorge haben, alle Aufzeichnungen P.'s heimlich zu vernichten. P. überrascht seine Nichte bei diesem Vertilgungswerk und rettet die Handschrift. Doch kommt ihm durch diese stille Nachtszene zum Bewusstsein, dass er Clotilde liebt. Auch diese empfindet für den Oheim eine der Liebe sich nähernde Verehrung und wird, nachdem sie einem jüngeren Manne einen Korb gegeben hat, die Gattin des Sechszigjährigen, obwohl sie 24 Jahre jünger ist. Beide schwelgen nun in Liebesglück, doch hat P., um seiner Geliebten Geschenke über Geschenke zu machen, seine ohnehin mässigen Einnahmen derartig geschwächt, dass bittere Not in sein Hauswesen kommt. Ausständige Honorare kann er nicht einziehen, durch den Bankerutt eines Notars verliert er noch eine erhebliche Summe. Um seine Clotilde vor dem Elende zu schützen, bestimmt er sie, zu ihrem lüderlichen Bruder Maxime als Haushälterin zu gehen. Aber der Sehnsuchtsschmerz bricht ihm das Herz. Mit Heroismus geht er dem Tode entgegen, dessen Herannahen er als Arzt bis auf die Stunde berechnet. Er stirbt, ehe die herbeigerufene Clotilde eintrifft und erlebt auch die Geburt seines Sohnes nicht mehr. Nach seinem Ende will seine Mutter all' jene Aufzeichnungen vernichten, doch wird der Stammbaum durch Clotildes Eintreten gerettet. Die letztere widmet sich ganz der Pflege ihres Kindes und der Erinnerung an Pascal.

Es fehlen in dem Roman auch die Schatten nicht. So werden wir mit der ekelhaften Persönlichkeit eines Maquart Rougon bekannt gemacht, der ein Alkoholsäufer ist und bei lebendigem Leibe verbrennt. Auch die uralte Stammmutter, Tante Dide, und ein geistesschwaches Kind Maximes, Charles, sind unerquickliche Figuren.

Zola hat in diesem Roman bewiesen, dass er nicht nur meisterhaft treu zu schildern, sondern auch lebendig und fein zu empfinden weiss. Die selbstlose Hingabe Pascals an seine wissenschaftlichen Theorien, die sich langsam entwickelnde Liebe des Greises zu Clotilde, die Szenen der aufopfernden Hingabe und der gemeinsamen bitteren Not, der Schmerz des Abschiedes und der Heroismus der Todesstunde; diese und andere Züge und Bilder sind in ihrer vollsten, tiefsten Lebenswahrheit erfasst und ausgestaltet. Die Schwäche des Romans liegt in Zolas wissenschaftlichem Dilettantismus und in der zuversichtlich absprechenden Kühnheit, die ihn unbewiesene Theorien für sichere Wahrheiten ausgeben lässt. Der vermessene Versuch, der Wissenschaft vorauseilen zu wollen, rächt sich an ihm. Was er über die Vererbungstheorie, über den Einfluss des s. g. milieu und über den Zusammenhang des Animalischen und Intellektuellen im menschlichen Wesen sagt, sind mannigfach nur geniale Vermutungen. Auch müsste wohl der Arzt noch geboren werden, der mit vollstem Bewusstsein und sicherster Kombination sein Ende fast bis auf die Minute berechnen kann und dabei noch Geisteskraft genug behält, im Anblick des Todes seine Charakteristik in die Familien-Stammtafel einzutragen.

R. Mahrenholtz.

Miszellen.

Ferien-Cursus für Lehrer und Lehrerinnen des Französischen.

In den Sommerferien (vom 9. Juli bis 4. August) dieses Jahres wird in Greifswald ein Ferien-Cursus für Lehrer und Lehrerinnen des Französischen abgehalten werden, der bezweckt, ihnen Gelegenheit zu geben, ihre praktischen französischen Sprachkenntnisse zu vertiefen, sich über das heutige Frankreich zu unterrichten und sich für einen Studienaufenthalt daselbst vorzubereiten. Der Cursus wird folgende Vorlesungen und Übungen umfassen:

Allgemeine Phonetik, Privatdocent Dr. Siebs.

Französische Orthoepie, Professor Dr. Koschwitz.

Über Studienreisen in Frankreich (Reisevorbereitung; Wahl des Aufenthaltes; Französisches Unterrichtswesen; Studienthemata), derselbe.

Die deutsche Litteratur über Frankreich seit 1871, derselbe.

Le français parlé dans ses variétés parisiennes et provinciales (phonétique, morphologie, syntaxe et lexicologie), Professor Dr. Rousselot.

La diction française, derselbe.

Conférences orales, derselbe.

Landeskunde des heutigen Frankreich, Professor Dr. Credner.

Geschichte Frankreichs seit 1870/71, Privatdocent Dr. Schmitt.

Grundzüge des Verfassungsrechtes und des Fremdenrechtes in Frankreich, Professor Dr. Stoerk.

Die gegenwärtige französische Volkswirtschaft, Professor Dr. Fuchs.

Französisches Bibliotheks- und Archivwesen, Privatdocent Dr. Altmann.

Im Ganzen werden in den vier Ferienwochen wöchentlich je zwanzig Vorlesungen (täglich, ausser Sonnabend und Sonntag, je vier, von 9 bis 1 Uhr) in deutscher und französischer Sprache gehalten werden.

Teilnehmen können:

1. Lehrer und Lehrerinnen und auswärtige Studierende. (Honorar 15 Mk.)
2. Studierende der Universität Greifswald (unentgeltlich).

Nach Schluss der Vorlesungen werden auf Wunsch Besuchsbescheinigungen ausgestellt.

Schriftliche oder mündliche Anmeldungen nimmt Prof. Dr. Koschwitz (Greifswald, Marktstrasse 3) entgegen, der auch zu weiterer Auskunft bereit ist. Lehrerinnen, die sich über Pensionen u. dgl. erkundigen wollen, erhalten die gewünschten Nachweisungen durch den Direktor der Greifswalder städtischen höheren Mädchenschule Dr. Schöne (Steinstr. 61).

Zum Zwecke meiner Ferienvorlesung über Studienreisen in Frankreich und in gemeinsamem Interesse bitte ich die Herren Neuphilologen, die sich in neuerer Zeit in Paris oder in anderen Universitätsstädten Frankreichs und der französischen Schweiz aufgehalten haben, um gefällige Mittheilung der dort von ihnen benutzten Pensionen, Hôtels, Privatinstitute, die ihnen für Neuphilologen empfehlenswert erscheinen oder vor denen gewarnt werden muss. Genaue Preisangaben sind besonders erwünscht.

GREIFSWALD. E. KOSCHWITZ.

Der von Rechtsanwalt Dr. Paul Schmidt in Leipzig, dem berühmten Kenner buchhändlerischer Verhältnisse, und Rechtsanwalt Ackermann in München geführte interessante litterarische Prozess des Professor Dr. Vollmöller in Dresden und des Dr. Otto, Herausgebers der Beilage zur Allgemeinen Zeitung in München, gegen die Verlagsbuchbuchhandlung R. Oldenbourg in München wegen des *Romanischen Jahresberichtes* ist vom Landgericht I in München zu Gunsten der beiden Kläger Vollmöller und Otto entschieden worden.

Novitätenverzeichnis.

Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France. Départements. T. 21. (Chaumont, Langres, Arbois, Lons-le-Saulnier, Poligny, Saint-Claude, Sainte-Menehould, Toul, Nogent-sur-Seine, Remiremont, Lunéville, Louhans, Chambéry, Annecy, Rochefort, Saint-Etienne, Pamiers, Confolens, Constantine, Châteaudun, Cognac, Montbrison, Roanne, Saint-Bonnet-le-Château, Vienne,) In-8°, 699 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce. (1893.) [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

Catalogue des incunables de la bibliothèque Mazarine; par Paul Marais et A. Dufresne de Saint-Léon. In-8°, VIII-815 p. Paris, Welter. 40 fr.

Catalogue des livres composant la bibliothèque de feu M. le baron James de Rothschild. T. 3. In-8°, 521 p. Paris, Damascène Morgand.

Klussmann, Rud. Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen, welche in den Schulschriften sämtlicher an dem Programmtausche teilnehmenden Lehranstalten erschienen sind. Nebst 2 Registern. 2. Bd. 1886—1890. gr. 8°, VII-285 S. L., B. G. Teubner. (à) 5,—

Meyer, P. Notice sur le ms. Old Roy. 12. C. XII du Musée Britannique (Pièces diverses. Recettes culinaires.) [Bulletin de la Soc. des anc. t. franç.]

Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres bibliothèques, publiés par l'Institut national de France, faisant suite aux Notices et Extraits lus au comité établi dans l'Académie des inscriptions et belles-lettres. T. 30, contenant les tables alphabétiques des matières renfermées dans les tomes 16 à 28. In-4° à 2 col., 291 pages. Paris, C. Klincksieck.

Stengel, E. Diez-Reliquien. Aus Anlass des hundertsten Geburtstags des Altmeisters romanischer Philologie zusammengestellt und herausgegeben. Marburg, Elwert. 48 S. 8°.

Tobler, A. Diez-Reliquien. Zur hundertsten Wiederkehr von Friedrich Diezens Geburtstage, dem fünfzehnten März, herausgegeben. [Sonderabdruck aus dem Archiv für d. St. der neueren Spr. u. Litteraturen. Bd. XCII, Heft 2.]

— Briefwechsel zwischen Moritz Haupt und Friedrich Diez aus Anlass der hundertsten Wiederkehr von Diez' Geburtstage (15. März) herausgegeben. [Sitzungsberichte der Kgl. Ak. d. Wissenschaften zu Berlin. 1894. VII.]

Gröber, Gust. Grundriss der romanischen Philologie. Unter Mitwirkg. v. G. Baist, Th. Braga, H. Bresslau u. A. hrsg. II. Bd. 2. Abtlg. 2. Lfg. Lex.-8°. (S. 129—256.) Strassburg, K. J. Trübner, Verl. 2.—

Revue d'histoire littéraire de la France. Paris, Armand Colin et Cie. 1re année, No. 1. [Publication trimestrielle de la Société d'Histoire littéraire de la France].

Babad, J. Franz. Etym. [Zs. f. rom. Phil. XVII, 3/4.]

Bos, A. Petit traité de prononciation latine. Paris, Maisonneuve. XX, 320 S. 12°. fr. 15.

Crouslé, L. Questions sur la réforme de l'orthographie. In-8°, 24 p. Paris, librairie Belin frères.

Darmesteter, A. Cours de grammaire historique de la langue française. Deuxième partie: Morphologie, publiée par les soins de M. Léopold Sudre. In-18, VI-189 pages. Paris, Delagrave.

— La Vie des mots étudiée dans leurs significations. 4e édition. In-18 jésus, XII-212 p. Paris, Delagrave.

Doleschal, A. Das „participe passé" in aktiver Verbalkonstruktion von den ältesten Zeiten der Sprache bis auf die Gegenwart. Pr. Steyr 93. 32 S. 8°.

Godefroy, F. Dictionnaire de l'ancienne langue française. 74e fascicule. (Vilener-Waigere.) In-4° à 3 col. (t. 8), p. 241 à 320. Paris, Bouillon.

Hatzfeld, A., A. Darmesteter, A. Thomas. Dictionnaire général de la langue française du commencement du XVIIe siècle jusqu'à nos jours. Fascicule 11. In-8° à 2 col., p. 785 à 864. Paris, Delagrave.

Huemer, J. Gallische Rythmen und gallisches Latein. [In: Eranos Vindobonensis. Festgabe der archäologisch-philologischen Gesellschaft an der Wiener Universität. Wien 1893. Hölder.]

Hendrych, J. Stellung des französischen Adjektivs. II. Pr. Görz 93. 58 S. 8°.

Kaindl, R. F. Die französischen Wörter bei Gottfried von Strassburg. [Zs. f. rom. Phil. XVII.]

Kluge, F. Vulgärlat. Auslaute auf Grund der ältesten lat. Lehnworte im Germanischen. [Zs. f. rom. Phil. XVII, 3/4.]

Kreutzinger, K. Racine's Athalie in sprachlicher Beziehung. Pr. Jägerndorf 93. 39 S. 8°.

Levy, E. Provenzal. Wörterbuch. 2. Heft. L., Reisland. 4,—

Marchot, P. Solution de quelques difficultés de la phonétique française. Chapitre du vocalisme. Lausanne, G. Bridel, 1893. 91 S. 8°. (Lausanner Diss.) Paris, E. Bouillon.

Meyer-Lübke, W. Grammatik der Romanischen Sprachen. II. Formenlehre. 1. Abt. Leipzig, Reisland. gr. 8°. M. 11.

Mühlefeld, K. Die Lehre von der Vorstellungsverwandschaft und ihre Anwendung auf den Sprachunterricht. Leipzig, Renger. 60 S. 8°. M. 1,20.

Prudhomme, A. De l'origine et du sens des mots Dauphin et Dauphiné, et de leurs rapports avec l'emblème du Dauphin en Dauphiné, en Auvergne et en Forez. In-8°, 30 p. Nogent-le-Rotrou, imp. Daupeley-Gouverneur. Paris. [Extrait de la Bibliothèque de l'École des chartes (année 1893, t. 54).]

Quiehl, K. Französische Aussprache und Sprachfertigkeit. Phonetik, sowie mündliche und schriftliche Übungen im Klassenunterricht. 2. Hft Marburg, N. G. Elwert. M. 2,70.

Revillout, C. Les Maîtres de langue française au XVIIe siècle. Olivier

Patru (1604—1681), ses relations avec Boileau-Despréaux. In-8°, 50 p. Montpellier, imprimerie Boehm. [Académie des sciences et lettres de Montpellier. Mémoires de la section des lettres.]

Sachs, Prof. Dr. *Karl.* Französisch-deutsches Supplement-Lexikon. Eine Ergänzg. zu Sachs-Villatte, encyklopäd. Wörterbuch, sowie zu allen bis jetzt erschienenen französisch-deutschen Wörterbüchern. Unter Mitwirkung v. Prof. Dr. Césaire Villatte bearb. Lex.-8°. (XVI, XVI, 329 S.) B., Langenscheidt. 10,—

Schultz, O. Faire compagnie Tassel. [Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCI, 241—247.]

Stefan, Alois. Laut- und Formenbestand in Guillaume's li cler's Roman „Fergus“. gr. 8°, 49 S. Klagenfurt, F. v. Kleinmayr. 1,—

Ulrich, J. Franz. échec. [Zs. f. rom. Phil. XVII 3/4.]

Vietor, Wilh. Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen u. Französischen. 3. Aufl. 1. Hälfte. gr. 8°, 160 S. L., Reisland. 3,—

Boissière, G. et *E. Ernault.* Notions de versification française à l'usage de l'enseignement secondaire et moderne et des écoles normales primaires. In-18 jésus, III-125 p. Paris, Delagrave.

Comte, C. Les stances libres dans Molière. Etude sur les vers libres dans Molière, comparés à ceux de La Fontaine et aux stances de la versification lyrique. In-8°, 95 pages. Versailles, imp. Aubert. [Extrait des Mémoires de la Société des sciences morales, des lettres et des arts de Seine-et-Oise (t. 17, année 1892).]

Souriau, M. L'évolution du vers français au dix-septième siècle. Paris, Hachette et Cie. fr. 10.

Tobler, A. Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit. 3. Aufl. Leipzig, S. Hirzel. IX, 164 S. 8°.

Abrégé de grammaire française, ou Extrait de la Grammaire française, approuvé par le conseil de l'instruction publique; par les Frères des écoles chrétiennes. In-12, 48 pages. Tours, Mame et fils. Paris, Poussielgue.

Abrégé de grammaire française, ou Extrait de la Grammaire française par les Frères des écoles chrétiennes. Petit in 18, 76 p. Tours, Mame et fils. Paris, Poussielgue.

Autenrieth, Geo. Vocabulaire français. Für den Schul- und Privatgebrauch zusammengestellt. 4. Aufl. 2 Tle. in 1 Bd. 8°. (VII, 110 und III, 49 S.) L., A. Deichert Nachf. 1,50.

Bachmann, E. Französische Konversations- u. Korrespondenz-Grammatik f. Schul- u. Selbstunterricht. 8. (XV, 179, 84, 80 u. 63 S.) B., Aug. Schultze's Verl. 3,—

Banderet, Paul. Résumé de grammaire française (avec exercices) à l'usage des écoles secondaires superieures et progymnases. (Partie du maître.) gr. 8°. (III, 50 S.) Bern, Schmid, Francke & Co. 1,—

Benecke, Alb. Schlüssel zu den 146 Übungsstücken zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische in der französischen Schul-Grammatik, Ausg. A, 1. Tl. gr. 8°. (98 S.) Potsdam, A. Stein. 1,20

— u. *Frdr. d'Hargues,* französisches Lesebuch. Anfangs- u. Mittelstufe 4. Aufl. gr. 8°. (258 S.) Ebd. 1.60

Bierbaum, Jul. Lehrbuch der französischen Sprache und der analytisch-direkten Methode f. höhere Schulen. 1. Tl. Mit e. Liederanh. 4. Aufl. Ausg. A. gr. 8°. (VIII, 120 und 16 S.) L., Rossberg. 1,50

— dasselbe. 2. u. 3. Tl. gr. 8°. Ebd. 2. Mit e. Liederanh. 3. Aufl. (VII, 133 u. 10 S.) 1,75. — 3. Mit 2 Plänen von Paris u. Umgegend. 2. Aufl. (XII, 272 S.) 2,75.

— Lehrbuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode f. höhere Schulen. 1. Tl. Mit e. Liederanh. 4. Aufl. Ausg. B. gr. 8°. (VIII, 120, 16 u. 8 S.) L., Rossberg. Geb. 1,65.

— Lehrbuch der französischen Sprache. Schlüssel zu den deutschen Übersetzungsstücken, Tl. I—III. 12°. (62 S.) L., Rossberg. 1,65. [Wird nur an Lehrer abgegeben.]

Boerner, Otto. Syntaktischer Anhang zu den Hauptregeln der französischen Grammatik. Wiederholungen u. Ergänzgn. f. den Unterricht in den mittleren u. oberen Klassen höherer Lehranstalten. gr. 8°. (VIII, 68 S.) L., B. G. Teubner. —,60.

— Oberstufe zum Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Übgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der Sprache. gr. 8°. (X, 304 S.) Ebd. 2,40.

Bonnaire. Cours de thèmes français, ou Exercices d'orthographe, de syntaxe, d'analyse et de ponctuation. Nouvelle édition. In-16, 215 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 20.

Bréant, Prof. *Henri.* Exercices pratiques. Versions—narrations—reproductions. gr. 8°. (51 S.) Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1,40.

Buchner's Lehrmittel f. den französischen Unterricht v. Wilh. Scheffler, Geo. Stern u. Albr. Reum. (III.) gr. 8°. Bamberg, C. C. Buchner, Verl. III. Französisches Übungsbuch f. die Mittelstufe von Gymn.-Oberlehrer Dr. Reum. 1. Tl. Die unregelmäss. Formenlehre. (VI, 133 S.) 2,—

Ciala, Otto. Französische Schulgrammatik m. Übungs- und Lesestücken. Mittlere Stufe. 4. Aufl., v. H. Bihler. gr. 8°. (VIII, 224 S.) L., B. G. Teubner. 1,60.

Cours intermédiaire d'orthographe, ou Dictées et Exercices en rapport avec l'extrait de la Grammaire française; par F. P. B. „Livre de l'élève." In-12, 196 p. Tours, Mame et fils. Paris, Poussielgue frères. (1892.)

Ducotterd, X. u. *W. Mardner.* Lehrgang der französischen Sprache. 5 Wandbilder dazu à 70,5×100,5 cm. Frankfurt a/M., C. Jügel's Verlag. 10,—

Echo der französischen Umgangssprache. 1. Tl. 8°. L., R. Giegler, Verl. 1. Aus der Kinderwelt v. R. Foulché-Delbosc. Mit e. vollständigen deutschen Übersetzg. v. Christ. Wilh. Damour. 3. Aufl. (99 S.) Kart. 1,—

Fetter, Joh. Französisches Übungsbuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. (Exercices. Cours pratique de composition. Grammaire.) (Des Lehrgangs der französ. Sprache V. Tl.) gr. 8°. (VI, 237 S.) Wien, Bermann & Altmann. Geb. 2,30.

Fleischer, G. Hilfsbuch zur Erlernung der französischen Formenlehre. gr. 8°. (31 S.) L., J. Klinkhardt. —,30.

Frieh, T. La Grammaire enseignée par les exemples. 1er degré (cours élémentaire), accompagné de trente sujets de rédaction. Livre de l'élève. In-16, 104 p. Paris, Hachette et Ce. 60 cent.

Heiner, W. Elementarbuch der französischen Sprache. gr. 8°. (VI, 108 S.) B., Wiegandt & Schotte. 1,20.

Kamp, van de. Gruppierung der französischen Verben nach dem Präsensstamme, zur Wiederholung der Konjugation. 12°. (47 S.) Münster, H. Schöningh. —,50.

Knebel, Dr. *Heinr.* Französische Schulgrammatik. 19. Aufl., nach den neuen Lehrplänen u. Lehraufgaben bearb. v. Herm. Probst u. Gust. Englich. gr. 8°. (IV, 300 S.) L., K. Baedeker. 2,—.

Koch, Reallehr. *Chrn.* Französische Elementar-Grammatik. gr. 8°. (108 S.) Bamberg, C. C. Buchner, Verl. 1,—.

— dasselbe. Methodische Entwicklungen dazu. gr. 8°. (VIII, 88 S. m. 1 Tabelle.) Ebd. 1,50.

— zu der Lautlehre der französischen Sprache. [Aus: „K., method. Entwicklungen zur französ. Elementar-Grammatik".] gr. 8°. (16 S.) Ebd. —,25

Kühn, Karl. Kleine französische Schulgrammatik. 2. Aufl. gr. 8°. (VIII, 120 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1,—.

Laurent et *Richardot.* Petit Dictionnaire étymologique de la langue française, rédigé conformément au Dictionnaire de l'Académie, à l'usage de l'enseignement secondaire et de l'enseignement primaire, contenant les mots de la langue usuelle, groupés par famille, avec l'indication de leur origine. Petit in-18 à 2 col., VI-505 p. Paris, lib. Delagrave.

Loewe, Heinr. Lehrgang der französischen Sprache. Tl. 1a u. b. f. die ersten 2—3 Jahre des französ. Unterrichts. 2. Aufl. 8°. B., Friedberg & Mode. a. Lese-, Sprach- u. Lehrstoff. (VIII, 172 S.) — b. Uebungen, Präparationen u. Wörterverzeichnis. (122 S.)

Ohlert, Arnold. Deutsch-französisches Übungsbuch. Im Anschluss an die französ. Unterrichtsbücher des Verf. gr. 8°. (VIII, 132 S.) Hannover, C. Meyer. 1,20.

Otto, Emil. Französische Gespräche (Conversations françaises) od. franz. Konversationsschule. Eine method. Anleitg. zum Französisch-Sprechen. Durchgesehen v. Lehr. H. Runge. 6. Aufl. 8°. (VIII, 171 S.) Heidelberg, J. Groos. 1,80.

Ploetz, G., u. *O. Kares.* Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Verf. v. Dr. Gust Ploetz. Ausg. A. 3. Aufl. gr. 8°. (XII, 196 S.) B., F. A. Herbig. 1,40.

— Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. Ausg. C. Für Realschulen u. Oberrealschulen. gr. 8°. (XVI, 242 S.) B., F. A. Herbig. 1,80.

Ploetz, Karl. Schulgrammatik der französischen Sprache f. Mädchenschulen, umgearb. v. DD. O. Kares u. G. Ploetz. Alphabetisches Wörterverzeichnis. gr. 8°. (51 S.) B., F. A. Herbig. —,50.

Püttmann u. *Rehrmann.* Lehrgang der französischen Sprache. 1. Tl. gr. 8°. B., E. S. Mittler & Sohn. 1. Französisches Lese- u. Übungsbuch f. obere Klassen höherer Lehranstalten. (XIV, 722 S.) n. 5,—; geb. 5,50.

Rahn. Lehrbuch der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen u. verwandte Anstalten. 1. Tl. 7. Aufl. gr. 8°. (VII, 243 S.) Leipzig, O. R. Reisland. 1,30.

Rauch, Chr. Répétitions de grammaire française. Französische Repetitions-Grammatik. 2. Aufl. 8°. (267 S.) B., L. Oehmigke's Verl. 1,40.

Ricard, Anselme. Methodisches französisches Konversationsbuch (2. Teil des 1. Vokabelbuches) f. Anfänger. 8°. (VIII, 169 S.) Prag, G. Neugebauer. —.75.

— 1. französisches Vokabelbuch und erster Unterricht im französisch Sprechen. 2. Aufl. (Ausg. f. Oesterreich-Ungarn.) 8°. (VIII, 58 S.) Ebd. —,40.

Ricken, Wilh. Übungsbuch zum Übersetzen ins Französische f. die mittlere u. obere Stufe. 8°. (IV, 82 S.) B., W. Gronau. —,80.

Rossmann, Ph., u. *F. Schmidt.* Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung. 3. Aufl. gr. 8°. (XII, 361 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 2,80.

Schmitz, Bernh. Anleitung f. Schulen zu den ersten Sprechübungen in der französischen u. englischen Sprache. Ein Übungsbuch hauptsächlich f. Realschulen u. höhere Töchterschulen, nebst e. methodolog. Einleitg. 4. Aufl. gr. 8°. (80 S.) L., C. A. Koch. 1.—.

Stein, S. J. Ferd. Lehrgang der französischen Sprache im Anschluss an die Lehrpläne vom J. 1891. 1. Abtlg. (Quarta.) gr. 8°. (VII, 130 S.) Aachen, R. Barth, Verl. 1,20.

Toussaint, Charles, u. *G. Langenscheidt.* Anweisung, das Geschlecht sämmtlicher französischen Substantive durch 6 gereimte Fabeln in wenigen Tagen leicht und gründlich zu erlernen. 7. Aufl. gr. 8°. (16 S.) B., Langenscheidt. 1,—.

Walther, Erwin. Französisches Vokabelbuch f. die mittleren u. oberen Klassen der Mittelschulen. 4. gänzlich umgearb. Aufl. 8°. (III, 139 S.) Ansbach, C. Brügel & Sohn. 1,20.

Weitzenböck, Geo. Lehrbuch der französischen Sprache. 1. Tl. gr. 8°. (III, 140 S.) Prag u. Wien, F. Tempsky. — L,, G. Freytag. 1,80.

Wolter, Eug. Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. 1. Teil. 5. Aufl. gr. 8°. (VIII, 246 S.) B., R. Gaertner. 1,70; geb. 2.—.

Zangré, C. de. Französische Gespräche für den Unterricht. gr. 16°. (104 S.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei. —,80.

Bechtel, A. Enseignement par les yeux (leçons de choses) basé sur les cartes murales d'Édouard Hoelzel. 2 éditions. gr. 8°. Wien, E. Hölzel. 2,40. [1. Édition destinée à l'enseignement primaire supérieur. (X, 147 S.) — 2. Édition destinée à l'enseignement secondaire. (XIV, 117 S.)]

Beyer, F. Der neue Sprachunterricht. Ergebnisse der Lehrpraxis nebst Erörterungen und Leitsätzen. Pr. München 93. 43 S. 8°.

Keiper, P. Neue urkundliche Beiträge zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im früheren Herzogtum Zweibrücken insbesondere des Zweibrücker Gymnasiums. II. Teil. Pr. Zweibrücken 93. 24 S. 8°.

Lourdelet et *J. Steeg.* Les Langues vivantes à l'ouverture solennelle des cours et conférences de la Société pour la propagation des langues étrangères en France. Discours prononcés le 12 novembre 1893, au grand amphithéâtre de la nouvelle Sorbonne. In-8°, 12 pages. Asnières, Chevallier. Paris, 28, rue Serpente.

Paris, G. Le haut enseignement historique et philologique. Paris, Welter. fr. 1,50.

Mangold, W. Der neue Lehrplan des Französischen im Gymnasium. [In Zs. f. d. Gymnasialwesen. XLVII, 657—660.]

Schweitzer, C. Les Langues vivantes, leur rôle dans le monde moderne, la manière de les enseigner, discours prononcé le 31 juillet 1893, au grand amphithéâtre de la nouvelle Sorbonne, à la distribution des prix du concours général entre les lycées et collèges de Paris et de Versailles. In-8°, 8 p. Paris, au secrétariat de l'Association pour la propagation des langues étrangères en France, 34, rue Corbeau.

Spill, G. Üb. den neu-fremdsprachlichen Unterricht. gr. 8°. (30 S.) Hannover, C. Meyer. —,50.

Werner, E. Die Schulreformprojekte der französischen Revolution. Pr. Pforzheim 93. 15 S. 4°.

Winkler, A. Über den grammatischen Lehrstoff beim französischen Unterrichte an Oberrealschulen. Pr. Mähr.-Ostrau 93. 14 S. 8°.

Ahlström, A. Studies i den fornfranska laislitteraturen. Upsala, Alenquist & Wiksell. XVI, 168 S. 8°.

Arbellot. Du théâtre en Limousin au XVIe siècle. In-8°, 4 pages. Paris, librairie Leroux. (1893.) [Extrait du Bulletin du comité des travaux historiques et scientifiques (section d'histoire et de philologie, année 1893).]

Aranjo, F. L'engien du roman du Châtelain de Couci. [In: Zs. f. rom. Phil. XVII, 277 ff.]

Badel, E. Pierre Gringoire, poète français, hérault d'armes de Lorraine (1470—1539). In-16, 163 pages. Nancy, Voirin. (1892.)

Ballantyne, A. Voltaire's Visit to England, 1726—1729. 8°. London, Smith, Elder & Co. 8 sh. 6 d.

Banderet, P. Histoire résumée de la littérature française depuis ses origines jusqu'à nos jours. gr. 8°. (IV, 272 S.) Bern, Schmid, Francke & Co. 2,—.

Bécanier, A. Conférence sur Mme de Staël. In-8°, 23 p. Moulins, Charmeil.

— Conférence sur Pierre Dupont. In-8°, 20 p. Moulins, Charmeil.

Beiträge, Münchener, zur romanischen und englischen Philologie. Hrsg. v. H. Breymann u. E. Koeppel. VI. gr. 8°. L., A. Deichert Nachf. VI. Paul Scarron's Jodelet Duelliste u. seine spanischen Quellen. Mit e. Einleitg.: Die Resultate der bisher. Forschg. üb. den span. Einfluss auf das französ. Drama des XVII. Jahrh. Von R. Peters. (VII, 102 S.) 2,—.

Brandes, G, Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrh. Vorlesungen, geh. an der Kopenhagener Universität. Übers. u. eingeleitet v. Adf. Strodtmann. Einzig autoris. deutsche Ausg. 4. Aufl. 5. Bd. 8°. L., H. Barsdorf. 5. Die romantische Schule in Frankreich. Übers. v. W. Rudow. (V, 348 u. Generalreg. XV S.) 5,50.

— Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrh. Vorlesungen, geh. an der Kopenhagener Universität. Übers. u. eingeleitet v. Adf. Strodtmann. 3. Bd. 4. Aufl. gr. 8°. L., H. Barsdorf. 3. Die Reaktion in Frankreich. (VII, 242 S.) 3,50.

Brun, C. Les Troubadours à la cour des seigneurs de Montpellier. In-8°, 12 p. Montpellier, imp. Hamelin frères. [Extrait du Félibrige latin.]

Brun, P. A. Savinien de Cyrano Bergerac: sa vie et ses œuvres, d'après des documents inédits (thèse). In-8°, VII-387 pag. Paris, Colin et Ce.

Brunetière, F. Etudes critiques sur l'histoire de la littérature française.

5e série: la Réforme de Malherbe et l'Evolution des genres; la Philosophie de Bossuet; la Critique de Bayle; la Formation de l'idée de progrès; le Caractère essentiel de la littérature française. In-16, 281 pages. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.] — 2e série: les Précieuses; Bossuet et Fénelon; Massillon; Marivaux; la Direction de la librairie sous Malesherbes; Galiani; Diderot; le Théâtre de la Révolution. 4e édition. In-16, 351 p. 3 fr. 50.

Brunetière, F. Encore Victor Hugo. [Revue des deux mondes, 1. Oct. 1893.]

Chevalier, U. Poésie liturgique du moyen âge. Rythme et Histoire; Hymnaires italiens. In-8°, 236 p. avec 2 planches en phototypie. Paris, Picard. Lyon, Vitte. [Bibliothèque liturgique (t. 1er).]

Delaborde, H. F. Un frère de Joinville au service de l'Angleterre. Geoffroy, sire de Vaucouleurs. In-8°, 11 p. [Extrait de la Bibliothèque de l'École des chartes (année 1893, t. 54).]

Despois, E. Le Théâtre français sous Louis XIV. 4e édition. In-16, 429 p. avec plan. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Destranges, E. Le Théâtre à Nantes depuis ses origines jusqu'à nos jours (1430?—1893). In-16, 510 p. Paris, Fischbacher. 5 fr.

Ducat, A. Les Débuts littéraires de Xavier Marmier. In-8°, 23 pages. Besançon, imprimerie Jacquin. [Extrait des Mémoires de l'année 1893, séance du 9 février 1893.]

Duschinsky, W. Sur le Misanthrope de Molière. Pr. Wien 93. 22 S. 8°.

Eloesser, A. Die älteste deutsche Übersetzung Molière'scher Lustspiele. I. Diss. Berlin 93. 36 S. 8°.

Fournel, V. Fabre d'Eglantine, le comédien, l'auteur dramatique et le révolutionnaire. [Revue des questions historiques, 1893, Juli.]

Fränkel, L. Zu „Molière in Deutschland". [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCI, 263—270.]

Gidel, C. Les Français du XVIIe siècle. In-8°, VIII-455 p. avec grav. Paris, libr. Garnier frères.

Grabein, P. Die altfranzösischen Gedichte über die verschiedenen Stände der Gesellschaft. Diss. Halle 93. 121 S. 8°.

Guazzaloga, G. Gian-Giacomo Rousseau, Zamorani e Albertazzi.

Hanebuth, K. Über die hauptsächlichsten Jeanne d'Arc Dichtungen des 15., 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts. Diss. Marburg 93. 91 S. 8°.

Hédé-Haüy, A. Les Illustrations des Contes de La Fontaine: bibliographie, iconographie (pour faire suite à l'ouvrage du docteur Armand Desprès, „les Éditions illustrées des Fables de La Fontaine"). In-8°, 196 p. Paris, Rouquette et fils.

Histoire littéraire de la France. Ouvrage commencé par des réligieux bénédictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par des membres de l'Institut (Académie des inscriptions et belles-lettres). T. 31. (XIVe siècle.) In-4°, XXXI-837 p. Paris, Imp. nationale.

Jourdanne, G. Etude sur les littérateurs languedociens de Narbonne du XVIIe siècle à nos jours (lue à la réunion générale annuelle de la commission archéologique de Narbonne, le 6 janvier 1893). In-8°, 30 p. Narbonne, imprimerie Caillard, Carcassonne, bibliothèque de la „Revue méridionale", 3, rue Victor-Hugo.

Jourdain. La Bibliothèque du roi au début du règne de Louis XV (1718—1736). Journal de l'abbé Jourdain, secrétaire de la Bibliothèque, publié par H. Omont. In-8°, 92 p. [Extrait des Mémoires de la Société de l'histoire de Paris et de l'Ile-de-France (t. 20, 1893, p. 207—294).]

Kuhn, Ernst. Baarlam u. Joasaph. Eine bibliographisch-litteraturgeschichtl. Studie. (Aus: „Abhandlgn. d. k. b. Akad. d. Wiss.") gr. 4°. (88 S.) München, G. Franz' Verl in Komm. 2,60.

Labbé, E. Les Femmes au XIXe siècle. In-8°, 72 p. Paris, Delagrave. [Extrait de la revue „le Téléphone".]

Lemaitre, J. Impressions de théâtre. 7e série. 2e édition. In-18 jésus, 390 p. Paris, Lecène, Oudin et Ce. [Nouvelle Bibliothèque littéraire.]

Lindner, F. Die Chanson de Roland und die altengl. Epik. [In: Rom. Forsch. VII, S. 567—569.]

Littérature (la) française par les critiques contemporains. Choix de jugements recueillis par le R. P. Chauvin, M. G. Le Bidois. Du règne de Louis XIV à 1830. 5e édition, revue et corrigée. In-18 jésus, XVII-635 p. Paris, Belin frères. 4 fr.

Marmontel. La Société littéraire au XVIIIe siècle. In-8°, 36 p. Paris, Gautier. [Nouvelle Bibliothèque populaire à 10 cent., no 373.]

Meienreis, R. Adam de la Hale's Spiel „Robin und Marion" und des letzteren Stellung in der Entwickelung der dramatischen und musikalischen Kunst. Diss. Leipzig 93. 106 S. 8°.

Morf, H. François Rabelais. [In: Die Nation. Januar 1894.]

Mussafia, A. Zur Christoph-Legende. I. [Aus: „Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss."] Lex.-8°. (78 S.) Wien, F. Tempsky in Komm. 1,60.

Nastasi, J. Monographie sur Cligés de Chrestien de Troyes. Pr. Linz 93. 28 S. 8°.

Nordfelt, Andr. Les couplets similaires dans la vieille épopée française. Stockholm, Progr. 18 S. 4°.

Osborn, Max. Die Teufellitteratur des XVI. Jahrh. [Aus: „Acta germanica".] gr. 8°. (VI, 236 S. m. Titelbild.) B., Mayer & Müller. 7,—.

Paris, G. Jaufré Rudel. [Revue historique. Nov—Dec. 1893.]

Pridik, Eug. De Alexandri Magni epistularum commercio. gr 8°. (VII, 166 S.) B., Speyer & Peters. 3,—.

Reboul, R. Quelques amis de Malherbe. In-8°, 35 p. Paris, Techener. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]

Reichel, G. Zur Datierung von Adam de la Hales Singspiel Li gieus de Robin et de Marion. [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCI, 256—263.]

Renan, E. Les Ecrivains juifs français du XIVe siècle. In-4°, XVI-469 p. Paris, Imprim. nationale. (1893.) [Extrait de l'histoire littéraire de la France (t. 31).]

Roy, E. La vie et les œuvres de Charles Sorel, sieur de Souvigny, 1602—1674. Paris, Hachette. 8°. II, 436 S. fr. 7,50.

Sabatier, P. Vie de S. François d'Assise. 6e édit. Paris, Fischbacher. CXXI, 420 S. 8°.

Schultz, O. Zum Guiteclin. [Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCI, S. 247—250.]

Simon, J. Le rôle du roman dans la littérature contemporaine. [Journal des Savants, Octobre 1893.]

Sorel, A. Madame de Staël. 2e édition. In-16, 216 p. et portrait. Paris, libr. Hachette et Ce. 2 fr. (1893.) [Les Grands Ecrivains français.]

Suchier, H. Les quinze joies nostre dame. [In: Zs. f. rom. Phil. XVII, 282 ff.]

Sudre, L. Les Sources du roman de Renart (thèse). In-8°. VIII-356 p. Paris, Bouillon. (1892.)

Thuriet, C. Anecdotes inédites ou peu connues sur Lamartine. In-8°, 31 pages. Besançon, imp. Jacquin.

Vallée, L. La Bibliothèque nationale. Choix de documents pour servir à l'histoire de l'établissement et de ses collections; par Léon Vallée, bibliothécaire à la Bibliothèque nationale. In-8°, XII-526 p. Paris, Terquem. (1894.)

Vie de saint François de Sales, évêque de Genève. Edition revue par M. l'abbé Laurent. In-12, 108 p. avec 5 grav. Limoges, Ardant et Cᵉ.

Voigt, G. Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. I. 3. Aufl., besorgt von Max Schmidt. Berlin, Reimer. M. 10,—.

Weidinger, A. Die Schäferlyrik der franz. Vorrenaissance. Münchener Diss. Leipzig, Fork. IX, 67 S. 8°.

Wechsler, Ed. Die romanischen Marienklagen. Ein Beitrag zur Geschichte des Dramas im Mittelalter. Halle, Niemeyer. 104 S. 8°.

Zimmer, Heinr. Nennius vindicatus. Über Entstehung, Geschichte und Quellen der Historia Brittonum. gr. 8°. (VIII, 342 S.) B., Weidmann. 12,—.

Extraits des chroniqueurs français Villehardouin, Joinville, Froissart, Commines publiés avec des notices, des notes, un appendice, un glossaire des termes techniques et une carte par Gaston Paris et A. Jeanroy. Troisième édition. Paris 1893. IV, 480 S. 12°.

Lepitre, A. Les Chroniqueurs français du moyen âge: Villehardouin, Joinville Froissart, Commynes. In-12, VII-179 p. Paris Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducations chrétienne.]

Miracles de Nostre-Dame par personnages, publiés d'après le manuscrit de la Bibliothèque nationale; par Gaston Paris et Ulysse Robert T. 8: Glossaire et Tables, par François Bonnardot. In-8° à 2 col., II-376 p. Paris, Firmin-Didot et Cᵉ. [Société des anciens textes français, VIII.]

Paris, G. Le lai de la Rose a la Dame Leal. Imprimé pour les Noces d'argent Tobler-Hirzel. 58 S. 8°.

Sacaze, J. Inscriptions antiques des Pyrénées. Avant-propos par Albert Lebègue. 350 fig. gravées d'après les monuments originaux. In-8°, XI-579 p. Toulouse, librairie Douladoure-Privat. (1892.) [Bibliothèque méridionale, publiée sous les auspices de la Faculté des lettres de Toulouse (2ᵉ série, t. 2).]

Aubigné, A. d'. Histoire universelle. Edition publiée pour la Société de l'histoire de France par le baron Alphonse de Ruble. T. 7 (1585—1588). In-8°, 418 p. Paris. 9 fr.

Boileau. Œuvres poétiques. Edition classique, précédée d'une notice littéraire par Léon Feugère. In-18, XX-203 pages. Paris, Delalain frères. 90 cent. [Collection des auteurs français.]

— L'Art poétique. Précédé d'une notice littéraire et accompagné de notes par F. Brunetière. Petit in-16, 48 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 30 cent.

— Œuvres poétiques. Précédées d'une notice biographique et littéraire et accompagnées de notes par F. Brunetière. Petit in-16, XXVI-302 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr. 50. [Classiques français.]

Bossuet. Lettres et Pièces inédites ou peu connues de Bossuet. Recueillies par Armand Gasté. In-8°, 61 p. Caen, Delesques.

Chénier, A. Poésies choisies. In-32, 128 p. avec grav. et portrait. Paris, Boulanger. 60 cent. [Petite Bibliothèque diamant, 34.]

Constant, B. Les Cent Jours; la Souveraineté du peuple. In-8°, 32 p. Paris, H. Gautier. [Bibliothèque populaire à 10 cent., n° 363.]

Corneille. Le Cid. Publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec notices, analyse et notes philologiques et littéraires, par L. Petit de Julleville. In-16, 251 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr.

— Le Cid. Accompagnée de notes par E. Geruzez. In-32, 131 pages. Paris, Hachette et Ce. 40 cent.

Darmesteter, A., et *A. Hatzfeld.* Le Seizième Siècle en France. Tableau de la littérature et de la langue, suivi de morceaux en prose et en vers choisis dans les principaux écrivains de cette époque. 5e édition, revue et corrigée. In-18 jésus, XIV-301 p. Paris, Delagrave.

Fénelon. Aventures de Télémaque. Edition classique, précédée d'une notice littéraire par L. Feugère. In-18, XVIII-432 p. Paris, Delalain frères. 1 fr. 10.

Feuillet, O. Théâtre complet. T. 5. (Echec et mat; Palma, ou la Nuit du vendredi saint: la Vieillesse de Richelieu, York.) In-18 jésus, 405 p. Paris, C. Lévy.

Haase, G. Die Briefe der Herzogin Luise Dorothee von Sachsen-Gotha an Voltaire. [Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. 91. Bd. S. 405ff.; ib. 92. Bd. S. 1ff.]

Hugo, V. Œuvres complètes. Edition nationale. Illustrations d'après les dessins originaux de nos grands maîtres. Histoire. II: Histoire d'un crime. Fascicules 9, 10. Petit in-4°, p. 393 à 658. Paris, Testard.

Lamartine, A. de. Œuvres Poésies. „Jocelin." Petit in-12, III-328 p. Paris, Lemerre. 6 fr. [Edition publiée par les soins de la Société propriétaire des œuvres de Lamartine. — Petite Bibliothèque littéraire.]

— Philosophie et Littérature (Job lu dans le désert; De la prétendue décadence de la littérature en Europe et particulièrement en France; Racine, „Athalie") In-16, II-375 p. Paris, Lemerrre. 3. fr. 50. [Edition publiée par les soins de la Société propriétaire des œuvres de Lamartine. — Bibliothèque contemporaine.]

Loti, P. Œuvres complètes. T. 2. 3. In-8°. 555 p. Paris, C. Lévy.

Michelet, J. Œuvres complètes. Histoire de France. Moyen âge. Edition définitive, revue et corrigée. T. 1. 2. In-8°, XLVIII-476 pages. Paris, Flammarion.

Molière. Œuvres complètes. T. 1er. In-16, XXIV-479 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25.

Musset, A. de. Œuvres. T. 8: Contes et Nouvelles (Croisilles, le Merle blanc, Pierre et Camille, le Secret de Javotte, Mimi Pinson, la Mouche). In-4°, 329 pages. Paris, Lemerre. 25 fr. (1893.)

Satire, la, Ménippée. In-8°, 36 p. Angers. Paris, Gautier. [Nouvelle bibliothèque populaire à 10 cent., n 374.]

Voltaire. Œuvres complètes. T. 10. In-16, 507 p. Paris, lib. Hachette et Ce. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

— Siècle de Louis XIV. Publié avec une introduction historique et critique, une liste des enfants de Louis XIV et de ses ministres, des

notes, un index, par Emile Bourgeois. 2e édition, avec un index entièrement refondu et des gravures du temps accompagnées d'un commentaire. Petit in-16, LXIV-893 pages. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. 75.

Voltaire. Lettres inédites de Voltaire à Louis Racine. Publiées par Ph. Tamizeyde Larroque. Petit in-4°, III-45 pages. Paris, imp. Chamerot et Renouard.

Zola, E. L'Assommoir. Edition illustrée Livraison 1. In-4°, pages 1 à 8. Paris, Flammarion.

— La Débâcle. Edition illustrée. Séries 3 à 14. (Fin.) In-4°, p. 81 à 527. Paris, Flammarion.

Banner, Max. Französisches Lese- und Übungsbuch. 2. Kurs. gr. 8°. (IX, 165 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1,60 (1. u. 2.: 2,90).

Bechtel, Adf. Französisches Sprech und Lesebuch f. Bürgerschulen. 1. u. 2. Stufe. gr. 8°. Wien, A. Hölder. 1,96. [1. Für die 1. Klasse. 3. Aufl. (IV, 70 S.) —,92. — 2. Für die 2. Klasse. 2. Aufl. (IV, 76 S.) 1,04.]

Bibliothèque française. 1., 53. u. 54. Bd. 12°. Dresden, G. Kühtmann. 1. Thérèse ou l'enfant volé par A.-E de Saintes. 12. Aufl. Im Auszuge mit Anmerkgn. u. Fragen, nebst e. Wörterbuche neu hrsg. von Prof. Dr. C. Th. Lion. (IV, 91 u. 53 S.) 1,—. — 53. Le roman d'un jeune homme pauvre par Octave Feuillet. Für den Schulgebrauch bearbeitet v. Oberlehr. Dr. Rahn. Mit Wörterbuch. (149 u. 22 S.) 1,20. — 54. L'Abbé Constantin par Ludovic Halévy. Für den Schulgebrauch bearb. v. Dr. Hans Nehry. Mit Wörterbuch. (136 u. 24 S.) 1,20.

Bibliothek gediegener und interessanter französischer Werke. Zum Gebrauche höherer Bildungsanstalten ausgewählt u. m. den Biographieen der betr. Klassiker ausgestattet v. Ant. Goebel, fortgesetzt v. Johs. Brüll. 59. Bdchn. 16°. Münster, Theissing. —,50. 59. Boissier, Cicéron dans la vie publique et privée. Edition adaptée à l'usage des écoles. (X, 147 S.) —,50. 60. Boissier, Cicéron dans ses relations avec Atticus et Caelius. Ed. adaptée à l'usage des écoles. (V, 109 S.) —,40; geb. —,65.

Boileau. Epîtres et Art poétique. Notice, analyse et extraits par Louis Haudié. (Classe de troisième moderne, 4e année.) In-18 jésus, 47 p. Paris, Delagrave. 50 cent.

Breitinger H., und *J. Fuchs.* Französisches Lesebuch für Mittelschulen. I. Tl. 8. Aufl., neu bearb. v. G. Büeler u. P. Schneller. gr. 8°. (IV, 212 S.) Frauenfeld, J. Huber's Verl. 1,60. Questionnaire se rapportant aux chapitres I et III (III, 19 S.) —,20.

Breymann, H., und *H. Möller.* Französisches Übungsbuch (I) f. Gymnasien, Vokabel-Heft. gr. 8°. (32 S.) München, R. Oldenbourg, Abteilung für Schulbücher. —,30.

Cahen, A. Morceaux choisis des auteurs français classiques et contemporains (programme du 15 juin 1891), à l'usage de l'enseignement secondaire moderne, avec des notices et des notes. Classes de sixième, cinquième et quatrième. (Prose et poésie.) 2e édition. In-16, III-712 pag. Paris, libr. Hachette et Ce. 4 fr.

Collection d'auteurs français. Sammlung französischer Schriftsteller, für den Schul- und Privatgebrauch hrsg. u. m. Anmerkgn. versehen von G. van Muyden u. Ludw. Rudolph. 1. Serie, 3. Lfg., u. 4. Serie, 2.

5. u. 6. Lfg. 12°. Altenburg, H. A. Pierer. I, 3. Satires de Nic. Boileau. 2. Aufl. (72 S.) — IV, 2. Contes de ma mère l'Oie par Charles Perault. 3. Aufl. (88 S.) — 5. 6. De l'Allemagne par Mad. de Staël. 2. Aufl. (172 S.)

La Bruyère. Les Charactères. Chapitre 14: De quelques usages. Publié avec une notice biographique, une introduction littéraire et des notes historiques et grammaticales par G. Servois et A. Rébelliau. In-16, XLI-47 p. Paris, librairie Hachette et Cᵉ. 75 cent. [Auteurs français désignés pour l'épreuve de la lecture expliquée du brevet supérieur (années 1894, 1895 et 1896).]

Lehmann, J., u. *Ernst Lehmann.* Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache nach der Anschauungsmethode u. nach e. ganz neuen Plane, mit Bildern. in 6 Stufen. I. Stufe und V. Stufe, 1. Kursus gr. 8°. Mannheim, J. Bensheimers Verl. 6,35.

Loewe, Heinr. Cours français. 2. partie. Auf Grund seines Lesebuches La France et les Français. Mit steter Berücksicht. der neuen Lehrpläne u. Prüfungsbestimmgn. bearb. gr. 8°. Dresden, G. Kühtmann. 1,20; Einbd. —,20. 2. Neue französische Schulgrammatik. Mittelst. 2. (Titel-)Aufl. (V, 106 S.) (1892.) 1,20.

— La France et les Français. Neues französisches Lesebuch f. deutsche Schulen. Unter- u. Mittelstufe. Mit Wörterverzeichnissen u. vollst. Wörterbuch hrsg. gr. 8°. Ebd. 3,60.

Marcou, F. L. Morceaux choisis des classiques français, à l'usage de l'enseignement secondaire classique (programme de 28 janvier 1890). I. Classe de sixième. Nouvelle édition, considérablement augmentée. In-18 jésus, XII-283 p. Paris, Garnier frères.

— Morceaux choisis des classiques français, à l'usage de l'enseignement secondaire classique (programme du 28 janvier 1890). II: Classe de cinquième. In-18 jésus, VII-327 p. Paris, Garnier frères.

Masberg, J. Premier livre de lectures en prose et en vers. 8°. (X, 226 S.) Düsseldorf, A. Schneider. 1,50.

Molière. L'avare. Zum Schul- u. Privatgebrauch hrsg. v. J. Bauer und Dr. Th. Link. Mit Wörterverzeichnis. 8°. (VI, 144 S.) München, J. Lindauer. 1,20.

Prosateurs modernes. I. Bd. 8°. Wolfenbüttel, J. Zwissler. I. De Phalsbourg à Marseille. Aventures de deux enfants, bearb. nach G. Bruno's „Le Tour de la France" v. H. Bretschneider. 2. Aufl. (IV, 151 und Wörterbuch 35 S. m. 1 Karte.) 1,20.

Scheibner, F., und *Schauerhammer, G.* Französisches Lesebuch für Realschulen. VIII, 184 S. 8°. M. 1,80.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. 1. Bdchn. gr. 8°. B., R. Gaertner. 1. Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie dans la seconde moitié du XIXᵉ siècle par Maxime du Camp. Im Auszuge f. den Schulgebrauch hrsg., m. Anmerkgn. u. e. Anh. versehen v. Thdr. Engwer. (VIII, 174 S. m. 1 Plan.) 1,50.

— französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A.: Prosa. 10., 70—72. Bd. 8°. L., Renger. 10. Moeurs et coutumes des croisades [Aus: „Histoire des croisades"] v. Jos. François Michaud. Erklärt v. Frz. Hummel. 2. Aufl. (X, 114 S. m. 5 Abbildgn.) 1,20. — 70. Cinq-Mars ou une conjuration sous Louis XIII par le Comte

Alfr. de Vigny. Bearb. u. erklärt v. Gust. Strien. (XII, 116 S.) 1,20. — 72. De Leipsic à Constantinople. Journal de route 1892. Erzählt v. Jos. Aymeric. (VI, 105 S. m. 1 Karte.) 1,10.

Schulbibliothek. Dasselbe. Wörterbücher zu No. 67, 69 u. 72. 8°. Ebd. à —,20. — 67. Ausgewählte Erzählungen v. François Coppée. (15 S.) — 69. Conteurs modernes. (15 S.) — 72. De Leipsic à Constantinople. Par Jos Aymeric. (16 S.)

— französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. 45., 51., 57., 59., 73.—75. Bd. 8°. L., Renger. 45. Biographies historiques v. G. Dhombres u. Gabr. Monod. Für den Schulgebrauch erklärt v. H. Bretschneider. 3. Aufl. (VII, 81 S.) 1,—. — 51. Waterloo. Suite du Conscrit de 1813. Par Erckmann-Chatrian. Für den Schulgebrauch erklärt v. Jos. Aymeric. 2. Aufl. (IX, 125 S. m. 1 Karte.) 1,40. — 57. Les origines de la France contemporaine par H. Taine. Für den Schulgebrauch ausgewählt u. erklärt v. Otto Hoffmann. 2. Aufl. (VIII, 124 S.) 1,20. — 59. Le siège de Paris. Impressions et souvenirs v. Francisque Sarcey. Auswahl. Für den Schulgebrauch erklärt v. U. Cosack. 2. Aufl. (X, 148 S. m. 1 Karte.) 1,50. — 73. Histoire de France de 406—1328 [aus: Histoire de France] v. Lamé-Fleury. Für den Schulgebrauch bearb. v. J. Hengesbach. (VI, 98 S.) 1,—. — 74. La canne de jonc et Le cachet rouge par le Cte. Alfr. de Vigny. Für den Schulgebrauch erklärt v. W. Kasten. (VII, 82 S.) —,90.

Schullektüre, französische u. englische. No. 5. 8°. Hamburg, O. Meissner's Verl. 5. Histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'en 1814 par Mignet. Hrsg. v. G. Tiede. II. Tl. (III, 132 S.) Kart. 1,—; geb. 1,20.

Souvestre, Emile. Au coin du feu. Erklärt v. Dr. A. Güth. 2. Aufl., besorgt v. Realsch-Dir. Prof. Dr. G. Lücking. 1. Bd. gr. 8°. (116 S.) B., Weidmann. 1,—.

Steinmüller, G. Auswahl französischer Gedichte für den Schulgebrauch zusammengestellt und erläutert. Pr. Würzburg 93. 72 S. 8°.

— Auswahl französischer Gedichte, f. d. Schulgebrauch zusammengestellt u. bearb. gr. 8°. (72 S.) Würzburg, Ballhorn & Cramer. —,80.

Süpfle, L. Französisches Lesebuch f. die unteren u. mittleren Klassen der Gymnasien u. höheren Bürgerschulen, sowie zum Privatunterricht. Neu bearb. v. Dr. A. Mauron. 10. Aufl. gr. 8°. (VIII, 268 u. 119 S.) Heidelberg, J. Groos. 2,80.

Textausgaben französischer und englischer Schriftsteller f. den Schulgebrauch, hrsg. v. Osk. Schmager. 16. Bd. 12°. Dresden, G. Kühtmann. Geb. à 1,—. 16. Le siège de Paris. Impressions et souvenirs par Francisque Sarcey. In gekürzter Fassung hrsg. von J. Hengesbach. (VI, 129 S. m. 1 Plan.) Wörterbuch dazu (25 S.) bar —,25.

— dasselbe. Kommentar zum 14. Bd. 12°. Ebd. 1,—. 14. Kommentar zu Poésies françaises recueillies à l'usage des écoles allemandes par Jos. Vict. Sarrazin. Für die Hand des Lehrers. (89 S.) 1,—.

Voltaire. Histoire de Charles XII, roi de Suède. Edition classique, conforme au nouveau plan d'études, avec un choix de variantes, des notes philologiques, grammaticales et littéraires, précédée d'une notice biographique et d'une introduction, et suivie d'un dictionnaire historique et géographique, par M. E. Merlin. In-18 jésus, XXXII-332 p. Paris, Garnier frères.

Voltaire. Histoire de Charles XII, roi de Suède. Erklärt v. Emil Pfundheller. 4. Aufl. Mit 2 Karten v. H. Kiepert. 8°. (288 S.) B., Weidmann. 2,—.

Wershoven, F. J. Lese- und Lehrbuch der französischen Sprache f. die Unterstufe. 2. Tl. gr. 8°. (VIII, 95 S.) Cöthen, O. Schulze Verl. —,80.

Wingerath, Hub. H. Choix de lectures françaises à l'usage des écoles secondaires. 2. partie: Classes moyennes. 5. éd. gr 8°. (XII, 400 S.) Köln, M. DuMont-Schauberg. 3,—

Beaurredon. Grammaire des idiomes landais ou du gascon. [Société du Borda 1893. 1. trimestre, S. 19—33.]

Castot. Études grammaticales sur le dialecte gascon en Couserans. [Bulletin de la Soc. ariégeoise des sc., lettres et arts 1892, S. 39—152.]

Duret, Vict. Grammaire savoyarde, publiée par Prof. Ed. Koschwitz, avec une biographie de l'auteur par Prof. Eug. Ritter. gr. 8°. (XV, 91 S.) B., W. Gronau. 2,80.

Moisy, H. Glossaire comparatif anglo-normand, donnant plus de 5,000 mots aujourd'hui bannis du français et qui sont communs au dialecte normand et à l'anglais. Fascicule 5. In-8°, p. 577 à 736. Caen, imprim. et lib. H. Delesques. Paris, lib. A. Picard.

Zéliqzon, L. Die französ. Mundart in der preussischen Wallonie und in Belgien längs der preussischen Grenze. [Zs. f. rom. Phil. XVII 3/4.]

Wilmotte, M. Le Wallon. Hist. et littérature des origines à la fin du XVIIIe siècle. Bruxelles, Ch. Rozez. VIII, 160 S. 8°. [Bibl. belg. des connaissances modernes.]

Armanac gascou. Bigorre, Béarn, Armagnac, Lannes. 1894. (Segounde annade.) In-18, 48 p. Tarbes, Lescamela.

Armana prouvençau pèr lou bèl an de Diéu 1894, adouba e publica de la man di felibre, joio, soulas e passo-tèms de tout lou pople dóu miejour an quaranten dóu felibrige. In-16, 112 p. Avignon, Roumanille. Paris, Thorin; Taride; Martin; Marpon et Flammarion.

Catechisme dóu bon felibre. In-32, 19 p. Avignon, imp. Seguin.

Deleuze, P. A Mount-Pelié, poésie languedocienne (idiome de Pignan et de ses environs) accompagnée d'une traduction française. In-8°, 15 p. Montpellier, imp. Hamelin frères. [Extrait du „Félibrige latin“ (année 1893).]

Desrousseaux. Le Nunu, chanson en patois de Lille. In-16, 7 p. avec musique. Lille, imp. Danel. 15 cent.

Ferrand, D. La Muse normande. Publiée d'après les livrets originaux (1625—1653) et l'inventaire général de 1655, avec introduction, notes et glossaire, par A. Héron. T. 3. In-4°, 500 p. Rouen, imp. Cagniard. 1892. —,20

Lei Plesi doou cabanoun, nouvello tièro. Librioun n° 1. In-16, 8 pages. Marseille, imp. Doucet; 20, quei doou Port. 15 cent.

Péricaud, E. Goudelivo, légende provençale. Avec la traduction en regard. In-18 jésus, 39 p. Paris, imprim. et librairie Lemerre. 1 fr. 50. [Poètes contemporains.]

Rouquet, L. Lou Clapas, poésie patoise. Souvenir du centenaire de l'Université de Montpellier. In-8°, 8 p. avec vign. Montpellier, Hamelin frères.

Soulet, J. Les Pêcheurs languedociens, poésie languedocienne. Avec une petite causerie de Frédéric Mistral. In-8°, 20 pages. Montpellier, Hamelin frères.

Sourreil, A. Ouros d'amour (Heures d'amour), poésies gasconnes, avec traduction française en regard. In-18 jésus, X-264 pages. Agen, Ferran frères. Avignon, Roumanille. 3 fr. 50.

T'as la boul' à Barbier, rengaine. In-4°, 3 p. avec grav. Paris, impr. Delay; tous les libraires. 50 cent.

Tanche, H. L' Portrait de m' femme, chanson nouvelle en patois de Lille. In-4° à 2 col., 1 p. Lille, imprim. Wilmot-Courtecuisse.

Terro d'oc, revisto felibrenco e fedéralisto, publicado mesadieiromen per les de l'escolo moundino. 1° annido. N° 1. (Janvie.) In-8°, 16 p. Toulouse, imp. Berthoumieu. Abonnement annuel: 5 fr.

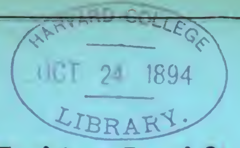
Troch, C. Les femmes cocues, chanson nouvelle en patois de Lille. In-4°, à 2 col., 1 p. Lille, imp. Liégeois-Six.

Violo, La. Cansounié prouvençaou. In-16, 91 pages. Marseille, Mme Canal. 50 cent.

Erbrich, E. Lieder aus dem Metzer Lande. Französische Volkslieder verdeutscht. Metz, Paul Even. 1893. VIII, 94 S.

Fourier de Bacourt. Souvenirs et Chants populaires du Barrois. In-8°, 63 p. Bar-le-Duc, imp. Contant-Laguerre.

Druck von Edmund Stein in Potsdam.



Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XVI, Heft 4 u. 6.
Der Referate und Rezensionen
zweites und drittes Heft.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1894.

Ausgegeben am 6. Oktober 1894.

INHALT.

Referate und Rezensionen.

Miszelle.



Referate und Rezensionen.

Jeanroy, A. *Les origines de la poésie lyrique en France au moyen-âge.* Études de littérature française et comparée suivies de textes inédits. Paris, Hachette 1889 8⁰ XXI u. 523 SS.

Paris, G. *Les origines de la poésie lyrique en France au moyen-âge.* (Extraits du Journal des Savants Nov. et Déc. 1891, mars et juillet 1892.) Paris 1892 4⁰ 63 SS.

Steffens, Dr. G. *Die altfranzösische Liederhandschrift von Siena* in Herrig's Archiv. B. LXXXVIII 1892 S. 301—360.

Meyer, P. et **Raynaud, G.** *Le Chansonnier Français de Saint-Germain Des-Prés* (Bibl. Nat, fr. 20050) Reproduction phototypique avec transcription. T. I. Paris, Didot 1892 8⁰ 173 Blätter. (Publication der Société des anciens textes fr.)

Bédier, Joseph. *De Nicolao Museto* (gallice: Colin Muset) *franco-gallico carminum scriptore.* Paris, E. Bouillon 1893 8⁰ 135 SS.

Clédat, Léon. *La poésie lyrique et satirique en France au moyen-âge.* Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1893 8⁰ 240 SS. (Aus: Classiques populaires. Prix de chaque vol. 1 fr. 50 c.)

Die bisher minder beachtete altfranzösische Lyrik wird nun ebenfalls mehr und mehr in die Kreise der Forschung einbezogen. Nachdem durch Raynaud's *Bibliographie des chançonniers fr. des XIIIe et XIVe siècles* ein bequemes Nachschlagewerk über das vorhandene Material geliefert und Schwan in seinem Buche *Die afr. Liederhss.* die Entstehung und das gegenseitige Verhältnis der erhaltenen Liedersammlungen untersucht hatte, ist neuerdings der Abdruck von zwei solchen Hss. erfolgt.

Steffens recht sorgfältige Wiedergabe der kleinen Sienaer Sammlung — sie besteht aus 101 Liedern — wird schon wegen der Schwierigkeit das Original einzusehen recht willkommen sein, besonders erfreulich aber ist der schön ausgeführte Photographiedruck des umfangreichen Pariser *Chansonnier* von S. Germain. Derselbe soll durch einen sorgfältigen Textabdruck, ein Liederverzeichnis

und eine ausführliche Einleitung ergänzt werden, die einen zweiten Band bilden werden.

Auch die Bearbeitungen der Werke einzelner *Trouvères* mehren sich. Mir liegt die vortreffliche Ausgabe der Gedichte Colin Musets vor, welche Bédier's lateinische Dissertation bildet. G. Paris hat ihr in der *Romania* von 1893 S. 285ff. eine längere und sehr anerkennende Besprechung gewidmet. Es sind 12 oder vielmehr 13 Gedichte, die sämtlich schon veröffentlicht waren, hier aber nach allen Hss. kritisch bearbeitet sind. Ich muss mir versagen hier näher auf Bédier's Arbeit einzugehen. Vielleicht habe ich Gelegenheit später darauf zurückzukommen, ebenso wie auf die Ausgabe, welche Wallensköld von Conon de Béthune's Liedern besorgt hat.

Noch vor diesen Abdrücken und Ausgaben erschien 1889 die wichtige, an neuen Ausblicken überreiche Arbeit von Jeanroy über den Ursprung der lyrischen Poesie in Frankreich, welche eine nicht minder wichtige ausführliche Würdigung durch G. Paris im Journal des Savants erfuhr.

Leider ist eine Besprechung dieser beiden Schriften in dieser *Zs.* seiner Zeit unterblieben und mir fehlt jetzt die Musse noch nachträglich in gebührender Weise die darin vorgetragenen Anschauungen zu diskutieren. Nur das möchte ich aussprechen, dass, wie scharfsinnig und in manchen Teilen überzeugend auch Paris' Kombinationen sind, er mir in seiner Herleitung fast der gesamten ältesten Lyrik Frankreichs aus den *reverdies* d. h. aus den *chansons exécutées en dansant aux fêtes des calendes de mai* doch zu weit geht. Auch hinsichtlich des Buches von Jeanroy will mir bedünken, als wenn Paris die Neuheit der darin vorgetragenen Anschauungen allzu scharf betonte. Dass die Mehrzahl der überlieferten mittelalterlichen Belege volkstümlicher Dichtungsarten nur als mehr oder weniger kunstmässige Nach- oder Umbildungen älterer eigentlicher Volkslieder anzusehen sind, ist doch nicht erst von J. hervorgehoben worden. Sein darum keineswegs gering anzuschlagendes Verdienst besteht meiner Meinung nach vielmehr darin, dass er durch eine zusammenhängende und alle einschlägigen Momente berücksichtigende Prüfung zuerst die volle Tragweite dieser Thatsache festzustellen versucht hat und darüber hinaus auch grundsätzlich darauf ausgegangen ist über die prähistorische lyrische Poesie Frankreichs thunlichst Licht zu verbreiten. Dass er die dichten Nebel, welche diese weitabliegenden Gegenstände zumeist unsern Augen verhüllen, nur teilweise zu verscheuchen vermochte, dass er die Entfernung der wenigen hervorragenden Turmspitzen nicht immer richtig abschätzte, kurz, dass bei seinen Ausführungen viel Hypothetisches, recht vieles das einer nüchternen Kritik schwerlich Stand halten wird, unter gelaufen ist,

das alles ist nur zu natürlich und kann darum auch nicht wesentlich die Verdienstlichkeit der Arbeit herabsetzen, muss aber dennoch scharf betont werden, um aus Paris' etwas zu reichlich gespendetem Lobe keine verhängnisvollen Illusionen entstehen zu lassen. Über den dritten, den Versbau betreffenden Abschnitt von J's Buch habe ich mich bereits in meiner romanischen Metrik und ausführlicher in Vollmöller's *Jahresbericht* (der ja nun doch wohl noch weiter erscheinen wird) geäussert. Von den beiden ersten Hauptteilen, welche die Dichtungsarten der ältesten französischen Lyrik und ihren Inhalt ermitteln wollen, will ich hier nur auf das dritte Kapitel des ersten Teiles, welches von den Tageliedern handelt, eingehen, ein Mal, weil es von Paris nur kurz besprochen ist, zum andern, weil J. darin hauptsächlich Anschauungen bekämpft, zu denen ich mich in der *Zs. f. rom. Phil.* IX S. 407ff. bekannt habe, und weil der Leser somit wenigstens zu erfahren wünschen wird, ob ich nach den Ausführungen J's meine Anschauungen geändert habe oder nach wie vor auf ihnen beharre.

Zunächst muss ich konstatieren, dass J. meine Anschauungen nicht ganz richtig aufgefasst und meine Worte unvollständig wiedergegeben hat. S. 63 heisst es bei J.: *Selon M. Stengel l'aube a passé par trois phases: tout d'abord le veilleur y jouait un rôle prépondérant; bientôt la pièce fut placée dans sa bouche; enfin de ce chant du veilleur sortit la plainte des amants sur la venue trop rapide du jour. La situation dépeinte par le veilleur s'avance ainsi au premier plan, tandisque lui-même recule de plus en plus, et ne sert plus enfin qu'à introduire cette situation. Nous entendons alors les plaintes de l'amante ou de l'amant, et l'appel du cor du veilleur ne sert qu'à les amener.* Ich habe mich aber l. c. S. 408f. folgendermassen ausgedrückt: „Die starke Hervorhebung der Rolle des Wächters, wie sie sich in unserer ältesten *alba* beobachten lässt, führte nun, meine ich, von selbst zur Ausbildung des eigentlichen Wächterliedes, in welchem der Wächter selbst redend auftritt. Schon frühzeitig wird sich nun aus dem Wächterlied das Klagelied der Liebenden über den allzu früh anbrechenden Morgen entwickelt haben. Diese Entwicklung fand offenbar dadurch statt, dass die Situation, welche oft genug im Wächterlied anschaulich durch den Wächter geschildert worden war, ganz in den Vordergrund gerückt wurde, während der Wächter als Erzähler der Situation immer mehr zurücktrat. Naturgemäss hören wir nun die Klagen aus dem Munde der Geliebten oder des Liebhabers selbst und des Wächters Hornruf bildet den Anlass dazu.“ Das klingt doch etwas verständlicher. Dass der Monolog — zuerst von dem Wächter, dann von einem der beiden Liebenden gesprochen wurde, scheine ich nicht nur zu sagen, sondern ich sage es mit klaren Worten. Nur die

mangelhafte Wiedergabe meines Gedankenganges erklärt auch, wie J. S. 65 sagen kann: *Mais on ne voit pas bien comment, d'un chant de veilleur sort une plainte amoureuse. Il y a là un hiatus, une solution de continuité qui nous embarrasse.* Enthielt nicht meiner Meinung nach das epische Wächterlied bereits vielfach eine *plainte amoureuse?* Meine Ansicht, der Monolog nebst epischem Eingang sei für die Alba charakteristisch, welche J. als *une nouvelle théorie ajoutée à la première* und als ebenso *contestable* wie die erste bezeichnet, ist darum auch nur eine Konsequenz aus der ersten. Der epische Eingang einer Anzahl Alben verräth ihren Ursprung, es sind die Eierschalen, welche der Alba, ebenso wie der Refrain aus der Zeit der epischen *gaita* noch verblieben sind. Die Existenz der *gaita* als einer von der *alba* verschiedenen Dichtungsart, welche die *Doctrina de compondre dictats* behauptet, lässt sich ernstlich nicht bestreiten. J. selbst giebt S. 72 zu, dass sie *peut-être un genre determiné* bildete und führt einen alten Beleg die *Chanson des soldats de Modène* an, auf welche auch Paris S. 37 Anm. 5 zu sprechen kommt. Ich verstehe darum auch nicht, wie er S. 63 sagen konnte: *Il ne faut pas croire, bien entendu, qu'il y ait eu là une poésie d'un genre déterminé, une sorte d'hymne adressé au soleil levant* (daran hat niemand gedacht!): *le veilleur chantait des chansons quelconques* (warum? Die ehrsamen Nachtwächter haben vor noch nicht langer Zeit noch ihre bestimmten Nachtwächterlieder gesungen, wie J. sonderbar genug in der Anm. auch andeutet), *soit pour tromper son ennui, soit pour montrer qu'il était bien éveillé.*

Während ich nun die *alba* als eine Abart der *gaita* ansehe und mich dabei auf den epischen Eingang einer Anzahl besonders volkstümlicher, auf den überall auftretenden Refrain mit dem Worte *alba* und auf den Charakter der ältesten zweisprachigen Alba stütze, betrachten J. und Paris unsere Dichtungsart als *une variante d'un genre plus étendu et plus largement représenté, qu'on peut appeler la chanson de séparation, qui exprime la douleur de deux amants obligés de se quitter* und halten die Verschmelzung mit der *gaita* und die dadurch bedingte Einführung des Wächters wie schon Bartsch für eine sekundäre Erscheinung.

Einen historischen Beweis haben sie aber für ihre Ansicht nicht erbracht. Ich vermag auch nicht einzusehen, warum das Motiv der Trennung zweier Liebenden bei Tagesanbruch nicht ein für das Wächterlied naheliegender gewesen sein sollte und warum unsere *alba*, die dieses Thema variirt, notwendig als die Abart der *chanson de séparation* angesehen werden müsse. Bei Ermittelung der Herkunft bestimmter volkstümlicher Dichtungsarten darf, meine ich doch, nicht ausser Acht gelassen werden, dass dasselbe Motiv sehr wohl in verschiedenen Gedichtgattungen selbständig verwandt werden

konnte, dass aber, wie bei der Etymologie der Worte neben deren Bedeutung vor allem die Wortform in Betracht kommt, auch hier neben den poetischen Motiven insbesondere die äussere dichterische Form — hier die epische Einkleidung und der eigentümliche Refrain — und deren allmähliche Umgestaltung zu berücksichtigen ist. Dass J. und Paris auf sie so wenig Gewicht gelegt haben, halte ich für einen wesentlichen Fehler. Ich glaube daher noch jetzt auf meiner Anschauung beharren zu müssen, wenn ich auch gern zugebe, dass J. wie P. manches neue Moment in die Diskussion gezogen und von weiteren Gesichtspunkten aus als ich an die Lösung der Frage herangetreten sind.

Schliesslich will ich nicht unterlassen zu bemerken, dass das, was J. S. 83 betreffs der *serena* im Gegensatz zu mir bemerkt: *il nous semble plus naturel de n'y voir qu'une fantaisie tout individuelle,* genau dem auch von mir S. 410f. Gesagten entspricht. Ich betrachte dort die Serena Guiraut Riquiers' als ältesten und einzigen Vertreter dieser Gedichtgattung und führe das noch des weiteren aus. J. legt mir dafür in den Mund, ich sehe sie an *comme le spécimen unique d'un genre ancien.*

Ich komme zur letzten der Eingangs aufgeführten Arbeiten, zu Clédat's Darstellung der lyrischen und satirischen Dichtung im mittelalterlichen Frankreich. Im Gegensatz zu dem rein gelehrten Charakter der vorerwähnten Schriften, ist Clédat's Buch auf weite Leserkreise berechnet. Leider ist es offenbar sehr eilig hingeworfen und besteht abgesehen von Eingang und Schluss aus recht oberflächlichen biographischen Notizen und sehr ungleich bemessenen Proben der Erzeugnisse einer grossen Anzahl provençalischer und nordfranzösischer Lyriker. Man merkt sehr bald, dass der Verfasser diejenigen Dichter, mit denen er sich bereits früher beschäftigt hat, unverhältnismässig bevorzugt. So sind Bertran de Born allein 18 Seiten eingeräumt, während Bernard de Ventadour, Guiraut de Borneil, Pierre Rogier, Pierre d'Auvergne sich zusammen mit noch nicht 12 Seiten begnügen müssen, so füllen die Auszüge aus Rutebeuf gar 24 Seiten von 75, welche der gesammten lyrischen und satirischen Poesie Nordfrankreichs gewidmet sind. Rutebeuf hier so ausgiebig zu bedenken, lag um so weniger Anlass vor, als Clédat ihn erst kürzlich zum Gegenstand einer Einzel-Darstellung in der Hachette'schen Sammlung der *grands écrivains français* gemacht hatte. (Vgl. Referat dieser *Zs.* XIII[2] 153ff.). Die sehr reichlich eingestreuten Gedichtproben sind nicht im Urtexte, sondern in neufranzösischer Umschrift mitgeteilt, in derselben Weise wie Clédat das schon bei Rutebeuf durchgeführt hatte. E. Stengel.

Thormann, Franz. *Thierri von Vaucouleurs' Johannes-Legende.* Berner Dissertation. Darmstadt 1892. 96 S.

Die Vers-Legende, welche den Gegenstand der vorliegenden fleissigen Abhandlung bildet, ist als Fragment von 5946 paarweisgereimten Achtsilbnern — der Schluss fehlt — in dem Codex Nr. 388 der Berner Handschriftensammlung erhalten. Von der Existenz einer zweiten vollständigeren Handschrift zu Carpentras, von der P. Meyer in der *Romania XXII*, 335 Mitteilung macht, hatte der Verfasser keine Kenntnis. Den Inhalt der Legende bildet Leben und Wirken des Apostels Johannes, soweit die Bibel darüber keine Auskunft erteilt; der Zweck, den der Autor verfolgt, ist, wie es scheint, weniger ein religiös-erbaulicher, als vielmehr der, für den Besuch des dem Johannes geweihten Arnulfsklosters zu Metz, dem er als Geistlicher entweder angehört oder angehört hat, Propaganda zu machen. Das Gedicht kann auf litterarische Bedeutung keinerlei Anspruch erheben, es besitzt ausschliesslich als Sprachdenkmal ein gewisses Interesse; geistiges Eigentum des Autors ist nur die Einleitung, die Erzählung selbst ist in ihren beiden Teilen nichts als eine ziemlich genaue, oft fast wörtliche, Übersetzung zweier apokrypher, auf griechischen Originalen beruhender, lateinischer Lebensbeschreibungen des Apostels. Die Übersetzung ist überdies eine ziemlich unbeholfene. Thormann meint, es wolle ihm bisweilen scheinen, „als ob der Stoff, der im Original nie jeglicher Anmut oder selbst geistiger Tiefe bar ist, unter des Mönches schwerfälliger Hand farblos, ja kindisch werde"; die an sich schon breite Darstellung der Vorlage wird bei ihm noch umständlicher, zur Poesie glaubte er einzig des Reimes zu bedürfen und dass er auch für den Wohlklang kein Ohr hat, zeigt die Häufigkeit des homonymen Reimes. Man kann es unter diesen Umständen nur billigen, dass Th. auf eine vollständige Ausgabe des Denkmals verzichtet und sich darauf beschränkt hat, eine Analyse des Inhalts zu geben, die benutzten Quellen nachzuweisen und zwei längere Stücke — 327 und 207 Verse — als Textproben zum Abdruck zu bringen. Den Hauptgegenstand seiner Abhandlung bildet die Untersuchung der Sprache, der Laut- und Flexionsverhältnisse des Denkmals; Th. gelangt zu dem Resultat, dass die Legende in einer Art ostfranzösischer, mit lothringischen Provinzialismen untermischter, Schriftsprache abgefasst ist und etwa aus dem 3. oder 4. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts stammt (vgl. indess bezüglich des letzteren Punktes die *Romania* a. a. O.). Die Untersuchung ist eine sehr gründliche, der Verf. zeigt sich über die einschlägige dialektologische Litteratur durchaus auf dem Laufenden. Bei der Dialektbestimmung wäre allerdings eine strengere Scheidung zwischen Formen, welche möglicherweise durch einen Copisten eingeführt sein könnten, und Formen, welche nach Ausweis des Versmasses und der Reime dem

Autor selbst zuzuschreiben sind, wohl am Platze gewesen. Erscheinungen wie der *i*-Nachklang nach freiem Vokal (der übrigens nicht auf den Osten beschränkt ist, vgl. diese *Zeitschrift* XIV², 47), Gruppe *n'r* ohne Gleitlaut *d*, *a* an Stelle anderer Vokale in vortoniger Stellung u. a. m., auf welche der Verf. sich behufs Bestimmung des Dialektes beruft, könnten, weil durch keines der genannten Kriterien gesichert, von einem Copisten herrühren und besitzen keinerlei Beweiskraft. Im übrigen ist es natürlich nicht ausgeschlossen, dass Th.'s Untersuchung in Einzelheiten durch Berücksichtigung der von der zweiten Handschrift gebotenen Überlieferung eine Rektifikation erfahren würde. An dem wesentlichen Resultat würde allerdings wohl nichts geändert werden. Auch einige zweifelhafte Stellen in den beiden Textproben dürften durch diese Handschrift wohl aufgehellt werden. — Was den Autor betrifft, so macht Th. aus inneren Gründen wahrscheinlich, dass er identisch ist mit einem gewissen *Theodoricus de Valliscolore,* dem eine versificierte lateinische Vita des Papstes Urban IV. aus dem Jahre 1265 zugeschrieben wird; in der Volkssprache scheint derselbe sich sonst litterarisch nicht betätigt zu haben.

WÜRZBURG. R. ZENKER.

Becker, Ph. Aug. *Jean Lemaire der erste humanistische Dichter Frankreichs.* Karl J. Trübner. Strassburg XII und 390 Seiten. 8⁰. 1893.

Da selbst die ausführlicheren Compendien Jean Lemaire meist nicht einmal namentlich anführen, so darf ein Werk über diesen bedeutenden Dichter beinahe einer litterarischen Ausgrabung gleichgestellt und, wenn es auf tüchtigen Quellenstudien beruht und lesbar geschrieben ist, doppelt willkommen geheissen werden. Da nun das vorliegende Buch diesen Voraussetzungen entspricht, so wird es nicht übel angebracht sein, wenn wir, nach einer flüchtigen Skizzierung der Verhältnisse, aus denen Lemaire hervorgegangen ist, seine litterarische Physiognomie, wie sie uns aus diesem Buche entgegentritt, in ihren Hauptzügen wiedergeben.

Lemaire's Kindheit fiel in eine Zeit, wo unter der starren Decke und den verknöcherten Formen einer sich als Poesie breit machenden Pedanterie nur selten ein poetisches Äderchen sichtbar war, und wo unter dem tauben Gestein einer conventionellen äusseren Mache und eines schwerfälligen Witzes nur hie und da ein Goldkorn echter unverlierbarer Dichtung zu finden war. Es herrschten in der französischen Litteratur die Rhétoriqueurs oder Orateurs[1]) der

[1]) Vgl. Adolf Birch-Hirschfeld, *Geschichte der französischen Litteratur seit Anfang des XVI. Jahrhunderts.* I. Bd. Stuttgart 1889.

burgundischen Schule, deren Gott Merknr nnd nicht Apollo war, und als deren Vater Georges Chastelain gelten darf; deren Richtung bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhnnderts die herrschende blieb und als deren äusserster Auslänfer Bouchet mit seinem 1550 gedrucktem letzten Werke gelten kann. Es war eine Zeit, wo eben erst das litterarische Orchester die Instrumente zu der Znkunftsmusik der Renaissance stimmte, wo, nachdem das klassische Altertnm in langer Nacht der Vergessenheit begraben war, die Frühsonne erst die höchsten Kuppen mit leiser Röte bestreicht, dann langsam in die tausend Risse und Schlnchten quillt, welcher erst später das volle mittägliche Licht des hellen Sonnenglanzes folgen sollte. Es dauerte noch lange, ehe der neugepflanzte junge Baum lebenskräftigen Unterwald um sich her ausstreute. Nur allmählich und kanm merklich änderten sich die Anschaunngen über den Inhalt und die Aufgabe, ja selbst über die Form der Dichtnng, nur nach und nach siegte der Naturlaut über das Angelernte, die freie Regung über die Schablone; nur langsam lernte der bisher wie auf einer Flugmaschine sich schwer emporarbeitende Dichter seine eigenen Schwingen gebranchen, nnr nach und nach wird in die alten Schlänche neuer Wein gefüllt. Den Rhétoriqueurs war die Poesie nicht die duftige Blnme des Lebens, die nur den Zweck hat schön zu sein und dnrch ihren Wohlgeruch zu erfrenen, sondern ein schnörkelreiches Gefäss, in das sie znweilen den unverdanlichsten lehrhaften Inhalt füllten, in das sie, wenn ihnen der Wein der Ideen ausgegangen war, die Würfel des Zufalls warfen, um blind mit ihrem Talente zu spielen. Der Stil, die mühelose Überwindung sprachlicher Schwierigkeiten, die virtuose Beherrschung und gekünstelte Reimverschlingung der Versformen galt ihnen alles, der poetische Gehalt beinahe nichts. „Oder man suchte, wo bloss die Unterhaltung Endzweck ist, die Kräfte des Verstandes spielend zn beschäftigen, nicht den schönen Schein einer Wirklichkeit hervorzurufen“.[1]) Der seit Guillaume de Lorris übliche Rahmen dieser lyrisierenden Dichtung war die Vision und die Allegorie. In dieses weitbauschige Gewand liess sich das heterogenste einkleiden und thatsächlich wurden selbst historische Referate in dasselbe gehüllt. Die Vision war oft der Deckmantel für das Unmöglichste, das Entlegenste liess sich nnter demselben vereinigen, das Bizarrste entschuldigen. Die Allegorie liess der Phantasie des Lesers den weitesten Spielraum und dieselbe für die armselige Schaffenskraft und dürftige Anempfindung des Dichters aufkommen. Dem wahren Dichter war sie eine lähmende Fessel, indem sie, anstatt seine Inspiration voll walten zu lassen, ihn zwang, sein ganzes Können auf einen Punkt hin zu pro-

[1]) Birch-Hirschfeld a. a. O. p. 69.

jicieren und sich klügelnd und tüftelnd die gewagtesten Vergleiche abzuquälen. Auch das wichtigste Werkzeug des Dichters, die Sprache dieser Schule entbehrte jene Schmieg- und Biegsamkeit, die sie den zartesten inneren Regungen Ausdruck zu verleihen befähigt hätte. Sie war teils spröde ungelenkig, teils bombastisch und hohl, und anstatt aus ihrem eigenen Wurzelreichtum sich fortzubilden, behängt sie sich mit lateinischen und griechischen Entlehnungen, denen man den erborgten Flitter sofort anmerkt.

Auch Lemaire hat sich vermöge seiner Geburt, seiner Erziehung und seiner persönlichen Verhältnisse von diesen Traditionen der burgundischen Schule nie ganz frei machen können und ist ihnen nur Dank seiner vollwichtigen Dichternatur nicht ganz unterlegen. An der Grenzscheide des Mittelalters und der Neuzeit stehend, das Vermächtnis von poetischen Gedanken und Formen des ersteren übernehmend, aber auch den Einwirkungen des aus den klassischen Studien hervorgegangenen Geistes nicht unzugänglich, ist er eine der ersten Lerchen des kommenden poetischen Frühlings. Wenn auch nicht von unanfechtbarer Gelehrsamkeit ist er dennoch in den Schacht des klassischen Altertums tief genug hinabgestiegen, um die antike Sage in ihrer mittelalterlichen Verkleidung als gefälscht zu verwerfen. Seine Anlehnung an seinen Oheim und Paten Molinet, der ihn in Valenciennes in die lateinischen Studien einführte, ist anfänglich eine so innige gewesen, dass man mit Recht seine ersten Werke als eine verbesserte Auflage von Molinet bezeichnen durfte. Wenn Lemaire seine Laufbahn mit Gegenheitsschriften über die Trauerfälle, die in seiner Nähe vorfielen, eröffnete, so sind auch Molinets beste Leistungen auf diesem Gebiete zu finden. Wenn Lemaire den schematischen Rahmen der Allegorie durchbricht, wenn die Verwendung des Traumes als dichterische Fiktion für ihn ein überwundener Standpunkt ist, so hat er auch hierzu schon in Molinet's *Trespas du duc Charles* die Anregung empfangen. Auch zu der objektiv plastischen Anlage seiner ersten Totenklagen, wie zu dem ersten Entwurfe der bucolischen Scenen in seinen frischen Hirtenliedern konnte er von demselben Werke desselben Dichters den Anstoss bekommen haben. Aber auch Octavien de Saint-Gelais, der Vertreter der französischen Hofpoesie unter Karl VIII, in dessen Dichtungen überall Gefühl und subjektive Empfindung zum Durchbruche gelangen, und dessen allegorische Welt das der eigenen Anschauung entnommene Detail belebt, konnte auf ihn mächtige Einwirkung ausgeübt haben.

In gewissem Sinne hat also auch Lemaire das geistige Erbe der Dichter des französischen Hofkreises und das der burgundischen Heimat angetreten, aber bald steht er auf eigenen Füssen. Immer mehr müssen in seinen Schöpfungen die stelzenhaft einherschreitenden

abstrakten Personifikationen, die blutleeren und allegorischen Schemen natürlichen, menschlich fühlenden Lebewesen weichen, immer mehr das Geschraubte und Verschwommene dem mit dem inneren Auge Gesehenen und erfassten, dem persönlichen Empfinden. „Wie der Schmetterling sich entpuppt, so streift der Dichter langsam die Hülle des allegorischen Gespinstes ab, um sich frei in der freien Luft der Poesie zu bewegen.“ Solch ein lyrischer Erguss, in dem er sich von allen Schlacken seiner Entwicklung befreit hat und der den Höhepunkt seiner Dichtkunst bezeichnet, ist Lemaires: *Regretz de la dame infortunée,* während seine *Couronne margaritique* die meiste selbstständige Erfindung aufweist. Durch den „Brief des grünen Liebhabers“, der recht auffallend die Bemühung kundbar macht, von der Poesie des Altertums nicht allein stofflich zu entlehnen, sondern ihr auch in Ausdruck und Darstellung nach zu eifern, gewann er erst so recht die von Saint-Gelais durch Übersetzung der ovidischen *Heroiden* eingeführte und von Clement Marot ihres heroidischen Charakters entkleidete Epistel für die französische Litteratur. Grösseren Einfluss aber als alle seine französischen Vorgänger übten auf ihn die Italiener Dante, Petrarca, Boccacio, Tilelfo und Serafino, wie überhaupt die ganze italienische Renaissance mit ihrem unerschöpflichen Jungbrunnen neuen geistigen Lebens. Im Laufe des XV. Jahrhunderts (es lässt sich diese Einwirkung sogar bis auf Dante zurückverfolgen) ist mancher Faden der italienischen Poesie allmählich in die französische durchgesickert. Aber erst viel später ist dieser Einfluss deutlich ersichtlich. Denn es sammeln sich vielleicht auch hier die Wasser in der Tiefe, um nach längerer Zeit unterirdischen Laufes an unerwarteter Stelle wieder hervorzubrechen. Da Lemaire in Lyon, dem Zentrum dieses Culturaustausches, verweilte, so wurde er vom Hauche dieses Geistes umweht, und da er erst später zu schreiben begann, so zeigen schon seine ersten Werke deutlich Spuren desselben. Aber erst seine wiederholten Romreisen zeigen ihn von der vollen Strömung ergriffen. Noch mehr aber als allen diesen mehr oder weniger wägbaren Potenzen in seiner näheren oder ferneren Umgebung dankt Lemaire seiner hohen Begabung, die ihn über seine Lehrmeister und Zeitgenossen erhebt, seiner Fähigkeit, hinter der nüchternen Äusserlichkeit der Dinge ihren inneren Zauber hervorzulocken und den hochgestimmten Ton auch festzuhalten. „Vor dem schwindelnden Abgrunde zurückbebend ist er allerdings bescheiden in niederen Regionen auf den blumigen Triften gewandelt, wo Catull einhergeht, wenn er Lesbias Sperling besingt“; dennoch bleiben Weihe, Schwung und Wärme bis zum Schlusse Eigenschaften seiner Dichtung. Lyrische Kraft und neckischer Humor sind die Grundzüge seines Genius, wie auch ein lebhafter Sinn für die Formen menschlicher Schönheit und die stärkste Empfindung für

die Allheilerin Natur und ihr geheimnisvolles Weben von Göttern und Halbgöttern, von Feen und Elfen, welche die äusseren persönlichen Erlebnisse stimmungsvoll begleiten. Der klare Bach, die murmelnde Quelle, der schattige Hain, das flüsternde Rohr, die friedliche Abendstille, der Gesang der Nachtigall, die blumige Wiese und die kühle Grotte entzücken immer wieder sein Herz und erregen seine Phantasie zu immer neuen Bildern. Die Bilder quellen ihm leicht hervor, sie brauchen nicht erst gepumpt zu werden, sie sind scheinbar nachlässig hingeworfen, und der Schweiss der Hervorbringung ist mit Meisterhand von ihrem Angesichte gewischt. Es fehlt freilich bei Lemaire inmitten des anmutigen Spieles seiner Phantasie nicht an störenden rationalisierenden Plattheiten. Auch bei der Farbengebung der heidnischen Götter giebt es bei ihm öfter Rückfälle ins Mittelalter. Dennoch hat er mehr als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen den antiken Geist in sich aufgenommen und ihm in der Poesie des XVI. Jahrhunderts die Bahn eröffnet.

Lemaire ist kein Bücherwurm von abstruser Gelehrsamkeit, der den Moderduft liebt, sondern die Biene, die den Blütenstaub in Honig verwandelt. Wir sehen auch an ihm, der Dichter sei zwar nicht das Produkt gelehrter philologischer Studien, wohl aber können diese letzteren dem Genius desselben, wenn er die Sprache beherrscht und sie veredelt, aufmerksam folgen, wenn er die congenialen Alten liest, um nach ihrer Art sein Lied zu singen, wie es ihm aus der Kehle dringt. Obwohl nicht im Besitze einer streng wissenschaftlichen Methode, weist er doch schon die dem französischen Humanismus eigene Vorliebe für Realien auf. Sein eigenstes Verdienst auf diesem Gebiete ist vielleicht die Wiedererweckung des spätgriechischen Hirtenromans. Während der Inhalt der einst so viel gelesenen *Illustrations des Gaules,* dieser Mischung von Chronik und Heldendichtung als längst überwunden gilt, giebt es in denselben neben trockenen Berichten im Chronikstil und neben Schilderungen gespreitzter Rhetorik Stellen von unvergänglicher Schönheit. Trotz aller seiner aufs Aktuelle gerichteten Aufmerksamkeit verfolgt er in seinen Schriften mit aller Glut seiner Seele bie beiden Ideale seines Herzens die Eintracht der Herrscher Europas und den gemeinsamen Kreuzzug gegen die Türken. Und gerade seine beiden darauf gerichteten Flugschriften hatten den grössten Erfolg. Die Sprache handhabt er wie ein echter Meister. Selbst in den *Illustrations,* wo er meist in den Fesseln des Zeitgeschmackes liegt, leistet er, „was eine begabte Feder nach den Regeln der Schule des rednerischen Stiles unter Verwendung eines aus dem Lateinischen ausgestatteten und verbrämten Wortschatzes zu erreichen vermag.“ [1])

---

[1]) Birch-Hirschfeld a. a. O. p. 92.

Am Raine seiner Dichtung glitzert mancher Tautropfen, klingt mancher Lerchenschlag „und prangt ein üppiger Blütenwuchs von Wörtern, Wendungen und Bildern, aus dessen Fülle die Nachkommen mit vollen Händen pflückten und Sträusse binden durften. Die Farbenpracht, die er entfaltet, lässt vielleicht die Weichheit der Abtönung vermissen; aber die Harmonie der satten Töne ist sorgfältig beobachtet und kunstvoll zurechtgelegt." [1]) Er hat mit grösster Feinfühligkeit die intimsten Reize und das innerste Leben der Sprache ergründet und es auch anderen zum Bewusstsein gebracht. Zur Ausweisung aller Ausländer von Wörtern, die den tüchtigen Eingeborenen den Platz wegnehmen, ist er allerdings noch nicht vorgedrungen. Doch kämpft er eher gegen die Latinismen an, als er sich ihnen ergiebt [2]) und bei aller Wahrung der Würde des Ausdruckes zeigt er eine unverkennbare Hingebung für das Volkstümliche. Ohne ein „wilder Neuerer" zu sein, führt er die später durch die Pleiade eingebürgerte *terze rime (vers tiercets)* in die französische Poesie ein, wie er auch die zwölfsilbige Langzeile wieder zu Ehren brachte. Er verlieh der rythmischen Periode Kraft und Schwung, und alle von ihm mit grosser Kunst gehandhabten Strophengebilde „haben den gemeinsamen Zug der Bedeutung des letzten Verses, der immer ein rhythmisches Glied für sich bildet und nie durch Binnenreim zerlegt wird und so den Gedanken, die er enthält, die Schärfe einer Sentenz verleiht." Die Schwierigkeiten des Reims überwindet er spielend; er ist bereits gegen den Geschlechtsunterschied desselben nicht gleichgiltig und giebt auch schon den Anstoss zum neufranzösischen Cäsurgesetz. Es haben auch die nachfolgenden Geschlechter seiner spontanen künstlerischen Natur die Anerkennung nicht vorenthalten. Rabelais in seiner „allumfassenden grotesken Epopöe" hat ihm einen Platz angewiesen. Die Dichterpleiade hat ihn als Pfadfinder anerkannt, Clement Marot hat es sich stets zur Ehre angerechnet, Lemaires Schüler zu sein. Du Bellay sagt von ihm: „Lemaire aus Belgien scheint mir zuerst Gallien und die französische Sprache erleuchtet zu haben." Pasquier stellt ihn an die Pforte der französischen Dichtung und bezeichnet ihn als den „ersten, der unter guten Feldzeichen der französischen Poesie einen Aufschwung verlieh, so dass alle späteren von ihm gelernt haben", und selbst seine Urgeschichte der Franzosen, obwohl ein unbeholfener, tastender, kindlich naiver Versuch hat den Nachfolgern die Wege gewiesen.

Wir haben nun an der Hand Beckers die Stellung Lemaires in der zeitgenössischen Litteratur zu zeichnen versucht. Es lag uns dabei selbstverständlich fern, dadurch die Lektüre des Werkes selbst

---

[1]) Becker p. 323.

[2]) Vgl. Becker p. 325.

überflüssig machen zu wollen, und wir haben dabei, wie man sah, das in dem Bnche so reichlich aufgeschichtete rein biographische Material als für nnseren Zweck belanglos ganz bei Seite gelassen. Wir können unser an der Spitze dieses Aufsatzes angedeutetes Urteil über das Bnch nur dahin zusammenfassen, dass wir in demselben eine jener umfassenden Biographieen erblicken, in denen der Verfasser das Bild seines Gegenstandes mit congenialem Verständnis erfasst und die geheimsten zartesten Fäden aufweist, die ihn mit seiner Zeit verbinden. Die Quellen nnd Vorarbeiten hat B. mit grossem Fleisse ausgenützt und dies in seinem Buche auch meist ersichtlich gemacht. Dass er sich in letzterer Beziehung ein gewisses Mass auferlegte, verdient nur unseren Dank, denn wir wollen nicht, dass uns der Verfasser in die Küche führe und uns alle Abfälle und Abgänge von anderer Schmaus zeige, anstatt uns ein geniessbares Gericht vorzusetzen. Nur auf eine Hilfsschrift hätten wir nachdrucksvolleren Hinweis gewünscht, auf J. Stechers *Notice sur la vie et les œuvres de Jean Lemaire de Belges,* ein vortreffliches, äusserst inhaltreiches Werkchen, auf der unserer Überzeugung nach (wir haben beide Schriften sorgfältig mit einander verglichen) B's Arbeit fusst und der er sicherlich sehr viel zu danken hat. So wird man B's mit Emphase ausgesprochene Meinung, (p. 70): „Ich müsste mich in meinem Urteile sehr irren, oder hier (in „grüner Liebhaber") ist wirklich in Gedanken und in Ansdruck — abgesehen von gewissen Längen und einzelnen Flickworten — Poesie in jenen anmutig tändelnden Scherztone, in dem Marot der Meister ist", gewiss beim ersten Lesen als *vin de son crû* halten und doch heisst es auch bei Stecher (p. XXIV): *„Le genre* (des *Amant vert*) *est condamné par Dubellay, qui le rapporte presque aux épiceries du moyen-âge, mais Quintil Horatian, y voit le prototype des jolies pièces de son poète Marot".* Dagegen citiert B. den eben erwähnten Stecher, nm ihm (unseres Erachtens ganz ungerechtfertigt) einen polemischen Stoss zu versetzen: Bei B. (p. 334) heisst es nämlich im Texte: „halb anerkennend, halb spottend hat ihm (Lemaire) Rabelais in seiner allumfassenden grotesken Epopöe seinen Platz angewiesen". Dazu die Anmerkung: „ . . . . . Ich begreife nicht, wie J. Stecher sagen kann *„Rabelais ne s'est pas contenté de railler ses étymologies et ses néologismes, il l'a bafoué pour sa polémique gallicane et son trop grand attachement à Cretin-Raminagrobis."* Wir gestehen, nicht genng feinfühlig und scharfsichtig zu sein, um zwischen diesen beiden Auffassungen einen wesentlichen Unterschied zu erblicken. Wir verkennen trotzdem nicht, dass B's Bnch Selbständiges genug anfweise; freilich sind seine Ergebnisse nicht immer unanfechtbar. So wirkt seiner Annahme, Lemaires Thätigkeit als Erzieher könne auch vor das Jahr 1498 gefallen sein, zwischen seinem Auf-

enthalte in Paris und seiner Anstellung beim Schatzamte in Villefranche, durchaus nicht überzeugend, und er ist den Beweis hierfür eigentlich schuldig geblieben. Wenn ferner B. aus dem Umstande, dass Symphorien Champier in seinem 1508 erschienenen Buche *de triplici disciplina* (der auch einen Katalog seiner Freunde enthält) Lemaires keine Erwähnung thut, den Schluss zieht, es sei auf Champiers Beziehungen zu Lemaire darum „kein besonderes Gewicht zu legen", so ist dem entgegenzuhalten, was Stecher (p. XIII) hierüber sagt: *Symphorien Champier fut si ravi de ce compliment* (Lemaires) *qu'il le plaça à la fin de son De claris medicinæ scriptoribus comme de son Ordre de chevalerie et de son Recueil des histoires des royaulmes d'Austrasie. Il faut voir dans son traité sur l'Antiquité de Lyon* etc. Ebenso wenig zwingend folgt daraus, dass zwischen Lemaire und Cornelius Agrippa ein Altersunterschied von vierzehn Jahren bestand und dass sie nur einmal in Dôle zusammengesiedelt; sie können kein Freundespaar gewesen sein. Sagt ja doch B. selbst auf der vorhergehenden Seite (p. 133) (wir citieren diesen Satz auch wegen seines merkwürdigen Aufbaues): „Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Lemaire nicht versäumt, den glänzenden Redner (Agrippa) zu hören, ja man könnte vermuten, dass er derjenige war, der ihm das Anerbieten machte, eine von ihm gehaltene Lobrede auf Margareta in das Französische zu übersetzen, derselbe dem Agrippa die Gunst des Königlichen Hofmalers Perreal verdankt. Agrippa selbst erinnerte sich seiner noch zwanzig Jahre später u. s. w." Es sind, wie man sieht, nur unbedeutende Aussetzungen, die wir an B's Buch zu machen haben, die den hohen Wert seiner schönen Arbeit nicht wesentlich beeinträchtigen können. Es erübrigt uns nur noch die Bemerkung, dass besonders der Abschnitt über Lemaires Metrik mit grosser Sorgfalt gearbeitet ist, und dass die äussere Ausstattung des Buches seines Inhaltes würdig ist.

NIKOLSBURG. JOSEF FRANK.

Oeuvres complètes de François Villon publiées d'après les manuscrits et les plus anciennes éditions par **Auguste Longnon,** Membre de l'Institut. Paris, Alphonse Lemerre 1892. CXII 365 S. 8°.

Longnon, dem wir bereits mehrere ausgezeichnete Arbeiten über Villon verdanken, hat jetzt auch eine Ausgabe dieses Dichters veranstaltet und sich dadurch ein neues grosses Verdienst um denselben erworben. Der Verfasser beginnt mit einer *Notice biographique,* in welcher er kurz die sicher festgestellten Ereignisse aus dem Leben des Dichters aufzählt, wobei er jedoch davon absieht, durch Heranziehung der in den Dichtungen hervortretenden Stimmungen und

Gefühlen das Lebensbild, namentlich das des inneren Menschen, inhaltreicher und anschaulicher zu machen. Auch übergeht er einige Erlebnisse ganz, z. B. den schnöden Streich, den ihm seine treulose Geliebte, Catherine de Vaucelles, gespielt hat und über den er sich G. T. 657 sq. so bitter beklagt. Dagegen ist es höchst dankenswert, dass im Anschluss an die Lebensbeschreibung sieben verschiedene umfangreiche Aktenstücke abgedruckt werden, welche sich auf Ereignisse aus dem Leben des Dichters beziehen und von denen drei (I, V, VII) hier zum ersten Male veröffentlicht werden.

Auf die Biographie folgt die Besprechung der Werke. Der Verfasser zeigt, wie im Laufe der Zeit eine Reihe nicht von Villon herstammender Dichtungen in die Ausgaben aufgenommen worden sind. Unter den nachweislich echten ist der *Roman du Pet au Diable* verloren gegangen. Das Gedicht, welches später *Petit Testament* betitelt wurde, nannte Villon selbst *Lais (P. T.* 64); erst später erhielt es, und zwar ohne Erlaubniss des Dichters *(G. T.* 756-7), den Namen *Testament.* Longnon giebt in dem Lexikon, wo er *laiz, lais* mit *legs,* also Legat, übersetzt, an, die Orthographie von *lais* sei von *laisser* beeinflusst. In Wirklichkeit ist das Verhältnis aber umgekehrt. Die richtige Orthographie ist *lais,* da das Wort ein Verbalsubstantiv von *laissier* ist. Daraus wurde mit phonetischer Schreibung *les* und hieraus *legs,* indem man das Wort irrtümlich mit *legare* in Zusammenhang brachte (vgl. *Revue des l. r.* 31, 446).

Hieran schliesst sich die Aufzählung der Handschriften, sowie sämtlicher bisher erschienener Ausgaben, weiter der Text der Dichtungen, der Variantenapparat und endlich das Lexikon zu dem Jargon und das Vocabulaire-Index.

Was die Herstellung des Textes betrifft, so hat eine Untersuchung der Handschriften ergeben, dass sich eine Gruppierung derselben nicht durchführen lässt, da bei der grossen Popularität Villons die Abschreiber sich nicht immer streng an ihre Vorlage hielten, sondern oft willkürlich abwichen, weil sie eine andere Lesart der betreffenden Stelle entweder selbst auswendig wussten oder wenigstens bei anderen gehört hatten. Daher hat Longnon auf eine Klassifizierung der Handschriften verzichtet und hat immer diejenige Lesart in den Text aufgenommen, die ihm die richtigste zu sein schien. Ganz einwandfrei ist aber diese Methode doch nicht. Wenngleich die Behauptung Longnons im allgemeinen als richtig zugegeben werden muss, daher ein so reinlicher Stammbaum, wie er sich bei mittelalterlichen Werken oft ergiebt, nicht aufgestellt werden kann, so treten doch aus gemeinsamen Fehlern mehrerer Handschriften in vielen Fällen deutliche Gruppierungen hervor. Die richtige, allerdings sehr mühsame Methode der Textkonstruktion würde wohl die sein, für jedes einzelne Gedicht diejenige Handschrift herauszusuchen,

die am wenigsten offenbare Fehler aufweist, diese dann dem Texte zu Grunde zu legen und, wo sie verderbt ist, zuerst die ihr am nächsten stehende zu Rate zu ziehen. Longnon ist, wie gesagt, eklektisch verfahren, und es ist zuzugeben, dass er in den allermeisten Fällen die richtige Lesart gewählt hat. Einige Male kann dies allerdings zweifelhaft erscheinen. So folgt er ab und zu einer einzelnen Handschrift oder einer Minderheit, wo die meisten oder die besten Handschriften einen durchaus einwandfreien Text aufweisen; in anderen Fällen ist sogar die von ihm verworfene Lesart die bessere. Hier einige Beispiele.

Im *Petit Testament* v. 84 ist statt *Ou* wohl *Et* mit BI zu lesen, da Villon mehrfach zwei Erben gemeinsam nennt, aber nie zwei zur Auswahl. Aus demselben Grunde ist dann v. 88 *luy* in das von vier Handschriften überlieferte *leur* zu verwandeln.

v. 92. *Et l'Asne Royé.* Das *ou* von ABF konnte beibehalten werden. Das Wort findet sich mehrfach bei Villon in der Bedeutung von „mit", so schon v. 90 in ABF (womit also Longnons Anmerkung zu der Stelle hinfällig wird, da *ou* mit *avec* gleichbedeutend ist), v. 126 in BFI, wo der Herausgeber auch *et* gewählt hat, während er es v. 227 und G. T. 1065 in den Text aufgenommen hat. Allerdings findet sich im Lexikon nur *o* in der Bedeutung „mit", und zwar ohne die beiden zuletzt angegebenen Stellen, sodass Longnon es hier, wie es scheint, als „oder" auffasst.

v. 279. *mis cy bonne* (= borne). Von den fünf Handschriften haben vier *mis en bonne (bourne, somme)*, eine *y mis bourne.* Die erste dieser beiden Lesarten ist allerdings kaum zulässig, weder wenn man *en* als Präp., noch wenn man es als Adv. (= in Bezug darauf) fasst, dagegen liegt kein Grund vor, die andere zu verwerfen. Die Annahme, dass *en* aus *cy* verlesen sei, ist sehr unwahrscheinlich.

Im *Grand Testament* ist v. 61 das von drei unter vier Handschriften überlieferte *cy* gegen *si* beizubehalten.

v. 70. *empreigne.* Es ist mit ACF zu trennen in *en preigne,* und ebenso v. 532 *emprent.*

v. 95. *ouurist* mit unorganischem *s* findet sich nur in C; es ist daher *ouurit* zu lesen.

v. 125. *ieune ne vieulx.* Auch das erste Adj. ist mit CF in den Plural zu setzen.

v. 157. *Ce fist il.* Die Handschriften haben *se, si* und *ci,* von denen *si* am meisten dem älteren Sprachgebrauch entspricht.

v. 190. *Je le dis.* Es ist nicht nötig, die von A und C überlieferte alte Form *dy* aufzugeben. Daher ist auch wohl v. 761 *dis* mit Rücksicht auf das Reimwort *refroidi* in *di* zu verwandeln.

v. 281. *me grementant.* Warum ist diese ungewöhnliche und unkorrekte Form von C gewählt, während die andern Hss. besser *guementant* (= gaimentant) oder *garmentant, guermetant* haben?

v. 472. *i' en faisoie largesse.* Drei unter vier Handschriften bringen die gleich gute Lesart *i' en feiz grande largesse.*

v. 480. *Si m'eust dit que.* Der Sinn erfordert „wenn er mir gesagt hätte"; daher ist mit FI *S'il* zu lesen, weil sonst bei Villon in der Bedeutung „wenn" stets *se* steht.

v. 769. *Et s'ainsi est qu'aucun n'eust pas Receu les laiz.* Die Lesart von CI *S'ainsi estoit* ist vorzuziehen, da das Imperf. besser zu dem Tempus des Nebensatzes stimmt.

v. 773. *Mais qui sont ilz? si le demande.* Besser: *Mais qui sont ilz, se le demande* „wenn er fragt, wer sie sind".

v. 819. *N' eau au bout de ses doiz aherdre.* Diese gegen das Zeugnis sämtlicher Handschriften im Anschluss an Marots Konjektur gewählte Lesart ist sehr geistreich, aber jedenfalls nicht die Villons. Es ist wohl mit C zu schreiben *N' au bout d'icelluy doiz aerdre,* denn der Dichter will sagen: „Wenn er, der Reiche, den Finger des Lazarus hätte brennen sehen, so hätte er diesen nicht um Erleichterung und die Erlaubnis gebeten, dass er an die Spitze von dessen Fingern rühren dürfe, um seinen Mund zu kühlen." Zwar entspricht dieser Gedanke nicht genau den Worten des Evangeliums, doch ist dies kein Grund, ihn deshalb zu verwerfen; Villon bemüht sich niemals, den Wortlaut der Bibel beizubehalten.

v. 822. *boyuent pourpoins et chemise.* Der Gleichmässigkeit halber verdient die Lesart von AC *pourpoint* den Vorzug.

v. 829. *Si ie n'ay eu fieure.* Besser *se* (wenn) mit CI statt *si*; vgl. zu G. T. 480.

v. 881. *ie n'en suis iungleresse.* Dies ist die Lesart von R, während C *jangleresse,* AIR aber *menteresse* aufweisen. Longnon versteht das Wort *jongleresse* jedoch auch bildlich, indem er es mit *menteuse, hâbleuse* übersetzt. Es muss aber zweifelhaft erscheinen, ob es in diesem Sinne auch *en* bei sich haben kann, d. h. ob die Konstruktion *estre jongleresse de qu. ch.* möglich ist.

v. 936. *Qui la portera?* Richtiger wohl mit AF *qui lui portera,* worin *lui* nach altem Brauch für *la lui* stehen würde.

v. 960. *Je m'en risse, s'enfant peusse marcher.* Dies könnte doch nur heissen: „Ich würde darüber (d. h. über den einstigen Verlust der Schönheit der ungetreuen Geliebten) lachen, wenn ich als Kind gehen könnte". C schreibt besser *se tant* statt *s'enfant,* also „wenn ich so lange gehen (= leben) könnte".

v. 977. *hairoit* zählt nur zwei Silben, daher ist es richtiger, die alte korrekte Form (*harroit* AF, *herroit* I) einzusetzen.

v. 1185. *Et seruir, sans y contredire.* Die aus den Hss. CFI zu erschliessende Lesart *Et obeïr sans contredire* kann bleiben. Die Ergänzung eines Dativs *leur* aus dem vorangehenden Accusativ *les* entspricht dem alten Sprachgebrauche.

v. 1350. *fenestre Qui soit ne debout ne en estre.* Man erwartet *Qui ne soit debout* u. s. w., da nur diejenigen Fenster ausgebessert werden können, die nicht in Ordnung sind.

v. 1358. *Dieu y vueille pourueoir.* Warum nicht *le* statt *y*, wie von vier Handschriften drei haben?

v. 1380. *Broie mauluiz.* Es ist schwer verständlich, warum die aus sämtlichen Handschriften zu erschliessende Lesart *Bruit la mauluiz* nicht beibehalten worden ist. Und ebenso ist v. 1444 aus ACIPR *en sang* statt *ou sang* stehen zu lassen.

v. 1566. *ramentroy* soll nach dem Lexikon die 1. Sg. Fut. von *ramentevoir* sein. Dies ist jedoch unmöglich, diese Form müsste *ramentevray* heissen, was eine Silbe zu viel ergäbe. Es ist also entweder *ramentray* zu bessern, das die 1. Sg. Fut. von *ramenter* (s. Godefroy) wäre, oder mit C *ramentoy* zu lesen.

v. 1573. Ist *endemente* ein richtiges Wort? und was bedeutet es? Das Lexikon giebt keine Übersetzung.

v. 1608. *non sera.* Besser ist mit CIJPR *fera* zu schreiben, was dann verbum vicarium zu dem vorangehenden *tiendra* sein würde.

v. 1665. *lairay.* Aus dem Ausdrucke *escoutent* in v. 1667 folgt, dass dafür das ausserdem auch besser bezeugte *liray* (AFI) einzusetzen ist.

Im Codicille v. 60 in *Se n'as tu soing* verdient die Lesart von F *sy* d. h. „und doch“ den Vorzug.

v. 111. *sous sa baniere.* Es war unnötig, das von allen Handschriften überlieferte *sur* zu ändern.

v. 139. *Se freres vous clamons.* Die Lesart von C *Se vous clamons freres* würde eine bessere Caesur ergeben.

v. 172. *Si prions tous.* Die unzweifelhaft richtige Lesart ist die von F *Si parlons.* Villon fordert nämlich seine fünf Sinne auf, zu dem Parlamentshofe, der ihn begnadigt hatte, folgendes zu sagen: „Hoher Gerichtshof, der Du uns vor dem Tode errettet hast, die Zunge allein genügt nicht, um Dich genügend zu preisen, daher wollen wir alle sprechen“. Jemand, der in demselben Verse unter dem Ausdrucke *fille du souurain Sire,* mit dem der Parlamentshof (la court) gemeint ist, die heilige Jungfrau verstand, schrieb *prions* statt *parlons* und dann änderte ein anderer *Si prie pour vous.*

v. 174. Die gegen sämtliche Handschriften vorgenommene Änderung von *cuer* in *cuers* ist abzuweisen, da Villon sein Herz auffordert, den Gerichtshof zu feiern, genau so wie in der nächsten

Strophe seine Zähne. In v. 179 steht daher *cuer* ebenfalls im Singular.

v. 206. *de me taire.* Die von der Mehrzahl der Handschriften überlieferte ältere Construktion *de moy taire* ist im Refrain beizubehalten, vgl. G. T. 256, 680, 768, 1825.

v. 216. *Y eust tant de philosophie.* Die in sämtlichen Handschriften befindliche Negation ist einzusetzen, also *N'y* zu schreiben, denn der Dichter will sagen: „Bildet Ihr Euch etwa ein, dass nicht so viel Philosophie in meinem Kopfe steckte, um zu sagen: ich appelliere?" Daher ist auch v. 218. *Si* (statt *S'y*) *auoit* zu schreiben, d. h. „es war doch der Fall".

v. 220. dit. Da der Sinn das Perf. verlangt, so verdient die Schreibung *dist* von CR den Vorzug.

v. 223. *si i'eusse eu la pepie.* Man muss mit CIJP *se* statt *si* beibehalten, denn der Sinn ist doch wohl „wenn ich nicht hätte sprechen, d. h. appellieren können".

Poésies diverses. Das erste Gedicht wird in wenigen Handschriften überliefert, und diese verwenden im Sinne von „wenn" die jüngere Form *si*, z. B. v. 17, 21 und 28; es erscheint jedoch angezeigt, das von Villon sonst regelmässig gebrauchte *se* dafür einzusetzen.

v. 24. *prendois.* Die sonst immer bei Villon vorkommende Imperfekt-Endung *-oye,* die in PR steht, scheint auch metrisch nicht anstössig zu sein.

v. 29. *la vroye* soll doch wohl „das wahre" scil. Kreuz heissen, daher ist *vraye* zu schreiben.

v. 67. *Bourde, verité, auiourd'uy m'est un.* Der Vers hat keine richtige Caesur. Im zweiten Teil ist die handschriftlich allein überlieferte Lesart *auiourd'uy m'est tout ung* beizubehalten, im ersten erhält man durch die Einführung der alten Form *verté* die richtige Silbenzahl.

v. 163. Die einzige Handschrift, die das Lied aufbewahrt hat, schreibt *Voulez vous que verité vous dye,* was eine Silbe zu viel ergiebt. Longnon streicht das erste *vous;* näher liegt es, das zweite zu entfernen, oder aber, wiederum *verté* zu schreiben.

v. 174. *soubzmettant.* Das überlieferte *soubmettans* ist nach damaligem Sprachgebrauch durchaus unanstössig.

In den dem Dichter mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit zugeschriebenen Dichtungen ist wenig zu bemerken. In v. 101 *Cy sçay bien comment y m'en va* ist die Stellung von *y* unmöglich; es ist wohl statt dessen *il* zu setzen.

v. 133. *On parle de champs labourer.* Die handschriftliche Überlieferung *des* (= *de labourer les champs)* durfte nicht geändert werden.

v. 153. *Ce n'est que ieu de bled soyer.* Der Sinn scheint *pas* statt *que* zu erfordern.

Auch in Bezug auf die Interpunktion, die ja ganz und gar von der Auffassung des Textes abhängig ist, vermag ich nicht immer Longnon beizustimmen. So würde ich im Petit Testament v. 43 am Schluss ein Semikolon setzen, um den Satz mit *puisque* zum Folgenden zu ziehen; in v. 50 Punkt statt Fragezeichen; in v. 234 Komma statt Semikolon; in v. 71 und 212 ein Komma am Schluss; in v. 115 das Ausrufezeichen streichen und es dafür in v. 116 hinter *parens* setzen.

Im Grand Testament ist nach meiner Auffassung der Punkt zu streichen in v. 3; ebenso das Komma in v. 170, 187, 638, 679, 781, 959 (hinter *flestrir*), 1312, 1470 und 1801 (am Schluss). Dagegen ist ein Komma einzuführen v. 779 hinter *ot,* v. 890 am Schluss und v. 1903 hinter *peu.* Ein Punkt ist zu setzen, und zwar statt eines Ausrufungszeichens v. 8; statt eines Fragezeichens v. 142 und v. 2014 (hinter *qui plus* „was mehr sagen will“). Ein Komma statt eines Punktes v. 822; statt eines Ausrufungszeichens v. 1236 und v. 1574. Ein Semikolon statt eines Punktes muss in v. 2013 stehen.

Im Codicille v. 49 ist der Punkt hinter *folleur* zu streichen; in v. 51 zu Anfang ein Gedankenstrich zu setzen, in v. 160 der Doppelpunkt durch ein Komma zu ersetzen. Weiter sind in v. 32 der Poésies diverses an Stelle der beiden Gedankenstriche zwei Kommata zu schreiben, und v. 163 ist als Frage aufzufassen. In den angeblich von Villon stammenden Gedichten endlich sind in v. 145—150 an Stelle der Fragezeichen Kommata zu schreiben. Dagegen will Longnon in den Verbesserungen das Komma am Schluss von v. 1782 durch einen Punkt ersetzen, was mir nicht richtig scheint.

Recht schwierig war auch die Frage zu beantworten, welche Orthographie bei der Feststellung des Textes angewandt werden sollte, da auch in Bezug auf diesen Punkt die Handschriften stellenweise weit auseinandergehen, sodass es kaum möglich ist, die eigene Schreibung des Dichters in allen Fällen mit Sicherheit zu erschliessen. Leider hat sich Longnon nicht darüber ausgesprochen, welche Grundsätze er in dieser Hinsicht befolgt hat, doch scheint er auch hier der Regel nach sich der Majorität der jedesmaligen Handschriften angeschlossen zu haben. Da nun aber die einzelnen Gedichte in ganz verschiedenen Handschriften überliefert werden, so zeigt auch der Text grosse Verschiedenheiten in der Darstellung eines und desselben Lautes. So erscheint die lateinische Endung *-atos* der Regel nach als *-ez,* dagegen als *és* in *fossés* P. T. 188, *nommés* ib. 195 u. ö. Ebenso finden sich Abweichungen von der gewöhnlichen Form *-uz* und *-iz (-utos, -itos),* z. B. *escus* P. T. 268 und 272; *devenus* G. T.

233; *endurcis* Codicille 130; *noircis* ib. 150 u. ö. Die Endung *-antes* wird fast immer durch *-ans* wiedergegeben, doch begegnen wir P. T. 194 der Orthographie *enfants.* Bei einigen Worten ist das Bestreben deutlich bemerkbar, eine einheitliche Schreibung consequent durchzuführen, selbst wenn in einigen Fällen die Handschriften abweichen, so schreibt Longnon stets *cuer*, ebenso immer *riens,* selbst wenn, wie z. B. im Refrain der Ballade G. T. 625 sq., alle Handschriften *rien* haben, und so erscheint auch der Dativ des bestimmten Artikels regelmässig in der Form *ou*, z. B. auch G. T. 1443, obwohl unter 7 Handschriften 5 *au* lesen. Ganz einzelne Abweichungen zeigen sich jedoch auch bei diesen Worten, so finden wir *cueur* Poés. div. 195; *rien* G. T. 1560; *au* P. T. 82, G. T. 472 u. a.

Aber auch sonst scheint Longnon seinem Principe nicht immer treu geblieben zu sein. So schreibt er P. T. 92 *royé*, obwohl ABI die korrekte Form *rayé* aufweisen; ebenfalls gegen eine Mehrheit von Handschriften und gegen seine sonstige Schreibung *euil* ib. 236 statt *oeil*; *mesgre* statt *maigre* oder *megre* ib. 238, G. T. 491; *m'ait* statt *m'aist* G. T. 124. Ebenso steht G. T. 1519 *Rommaines* statt mit einem *m*; ib. 1582 *paine* statt *peine* (poena); ib. 1638 *frez* statt *frois;* ib. 1823 *oe* (auca), obwohl P. T. 125 die Form *oye* durch den Reim gesichert ist.

Sogar gegen sämtliche Handschriften schreibt er z. B. *amasse* G. T. 478 statt der jüngeren Form *aimasse; Rommant* ib. 858 statt *Romant*; *Jaquet* ib. 1776 statt *Jacquet.* In anderen Fällen hat er die jüngere Form eines Wortes in den Text aufgenommen, obwohl die ältere Form mindestens ebenso gut bezeugt war. Dahin gehört P. T. 44 *ell'* statt *el;* G. T. 166 und Codicille 207 *feusse* statt *fusse;* G. T. 855 *requiers* als 1. Sing. Präs. statt *requier*; ib. 958 *viendra* statt des alten in drei Handschriften befindlichen *vendra;* ib. 1163, 1768 und Codicille 87 *fais* (facio) statt *faiz*; G. T. 1434 *matin* statt *mastin* (mit AIJR), wie auch ib. 1984 richtig steht; ib. 1894 *ni* statt *ne*; ib. 1910 *tonnerre* statt *tonnoirre* im Reim auf *voirre* (vĭtrum).

Unconsequent ist auch G. T. 1494 die Orthographie *eau* mit A, während CIPR die ältere Form *eaue* haben, ebenso ib. v. 1597 und Codicille 76 sogar gegen alle Handschriften. Zwar wird das auslautende *e* nicht mehr als Silbe gerechnet, doch geschieht dies bei Villon auch sonst zuweilen hinter Vokalen, aber darum wird das verstummte *e* doch in der Schreibung stets beibehalten, so zählt es nicht in *rue* P. T. 226, in *brayes* ib. 102 und in *Hue* Codicille 207.

Das Lexikon ist mit grosser Sorgfalt angefertigt und scheint sehr vollständig zu sein. Als fehlend sind mir wenige Worte aufgefallen, z. B. die Adjektivform *enfumere* scil. *fieure* G. T. 829 und

die beiden Verben *hasier* G. T. 952 und *papier* ib. 786. Sodann ist bei *hober* zu bemerken, dass die Form *hobes* G. T. 1546 nicht die 2. Sg. des Imperativs, sondern des Konjunktivs Praesentis ist.

Besondere Anmerkungen hat die Ausgabe nicht; alle Erklärungen finden sich in dem Vocabulaire-Index. Aber wir würden dieselben oft vollständiger wünschen. Mehr als eine Stelle ist, ganz abgesehen von den Anspielungen, noch dunkel, ja unverständlich, ohne dass wir erführen, wie der Herausgeber den von ihm gewählten Text verstanden wissen will oder was der vom Dichter gebrauchte Ausdruck bedeutet. Oft wird Longnon wohl selbst nicht im Stande sein, unsere Wissbegierde zu befriedigen, und es wäre daher erwünscht gewesen, wenn die bisherigen Erläuterungsversuche mitgeteilt worden wären. Manche Aufklärung haben wir bereits aus dem trefflichen Buche von Bijvanck, *Essai critique sur les oeuvres de François Villon,* Leyde 1882, erhalten; aber vieles bleibt auch hier unaufgeklärt. So z. B. Strophe 154 des *Grand Testament,* die allen bisherigen Herausgebern viel Kopfzerbrechen verursacht hat und die auch Gaston Paris *(Romania* 16, 424) sehr dunkel nennt. Der Schlüssel zur Lösung liegt in dem Worte *faffée* v. 1802. Nach meiner Ansicht bedeutet dies Wort bei uns und auch wohl in der von G. Paris aus Saint-Palaye angeführten Stelle *jeu d'amour.* Demnach sagt der Dichter: „Da ich von Feen abstamme (also Zauberkraft habe), so verleihe ich dem Meister Lomer die Gabe, recht viel geliebt zu werden — allerdings möge er sich nicht mit der Liebe zu vornehmen Mädchen und Frauen den Kopf heiss machen —, und dass es ihm keine Nuss koste (d. h. spielend gelinge), in einem Abend hundert Mal die „*faffée*" auszuführen — trotz Ogier von Dänemark". Wir hätten also eine Anspielung auf die bekannte Episode in Karls Reise nach Konstantinopel, wobei Villon allerdings Olivier mit Ogier von Dänemark verwechselt haben würde.

Ich schliesse hiermit meine Bemerkungen, welche nicht den Zweck haben, den Wert des schönen Buches herabzusetzen, vielmehr nur darauf hinweisen sollen, dass bei einem Dichter von der Bedeutung Villons die höchsten Ansprüche zu stellen sind und dass trotz allem, was bisher geleistet worden ist, doch noch viel zu thun übrig bleibt, bis wir zu einem völligen Verständnis seiner Werke kommen können.

GÖTTINGEN. ALBERT STIMMING.

Descostes. *Joseph de Maistre avant la Révolution,* souvenirs de la société d'autrefois, 1753—1793. Deux volumes, de 329 et 402 pages in-8°, avec les portraits de Joseph de Maistre et de son père le président Maistre. Paris, lib. Picard, 1893.

Depuis près d'un siècle, l'éminent auteur des *Considérations sur la France* (1797) a pris place au premier rang des publicistes et des écrivains politiques. Ses ouvrages de philosophie théologique, le livre du *Pape,* les *Soirées de Saint-Pétersbourg, ou Entretiens sur le gouvernement temporel de la Providence,* avaient fait de lui en France l'oracle d'un grand parti, le chef de la réaction intellectuelle contre la philosophie du XVIIIe siècle et les idées de la Révolution.

Dans un de ses meilleurs portraits,[1] Sainte-Beuve a parlé de Joseph de Maistre avec beaucoup d'impartialité et de justesse. Cette esquisse biographique, tracée par un maître, est encore aujourd'hui d'un très grand intérêt; mais elle est courte, et elle laisse désirer bien des détails et des développements. La publication de la Correspondance de Joseph de Maistre (Paris, 1851, 2 volumes) a donné quelque satisfaction à ceux qui voulaient connaître l'homme, après avoir lu l'étincelant écrivain et le publiciste passionné. Mais cette correspondance n'est abondante que pour les vingt dernières années de la vie de Joseph de Maistre. Toute sa jeunesse, qui s'est passée en Savoie (1753—1793) et les années de vie errante qui ont précédé son arrivée à Saint-Pétersbourg (1804) demeuraient pour ainsi dire en blanc.

M. Descostes, avocat à Chambéry, — déjà connu par d'intéressantes recherches d'histoire locale, et qui a été mis en vue par ses discours, ses articles, et son rôle dans les débats politiques de ces derniers temps, — a voulu recueillir tout ce qu'on peut savoir des quarante premières années de la vie de Joseph de Maistre; il a saisi en même temps l'occasion de faire le tableau de la vie provinciale dans la haute société de Savoie, à la fin de l'ancien régime.

Dans ce pays, les Maistre étaient de nouveaux venus. La généalogie de la famille ne remonte pas haut. M. Descostes n'a pas pu aller plus loin qu'en l'année 1698, où mourut à Nice François Maistre, dont le fils, noble André Maistre, avocat (il portait d'azur à trois fleurs de souci d'or, avec une belle devise: *Fors l'honneur nul souci)* fut lui-même le père de François-Xavier Maistre. Celui-ci exerça quelques fonctions dans l'administration du comté de Nice; en 1740, le roi de Sardaigne l'envoya occuper à Chambéry une place au Sénat de Savoie.

---

[1]) *Revue des deux mondes* des 15 juillet et 1er août 1843. Ce morceau a été recueilli dans le tome second des *Portraits littéraires.*

Bientôt après, malheureusement, la Savoie tomba aux mains d'une armée espagnole, qui exploita le pays sans ménagement. La contrée fut saignée à blanc pendant des années, et la misère fut grande. Enfin la paix ayant été conclue, les étrangers se retirèrent, la Savoie fut rendue à ses anciens maîtres et respira. On recommença à vivre; et notre Sénateur, âgé de 44 ans, songea à se marier. Il épousa (1750) Christine de Motz, jeune personne d'une bonne famille de robe, qui avait été anoblie en 1598.

François-Xavier Maistre était un homme de la vieille roche[1]); sa femme, au dire de son fils Joseph, fut une „sublime mère". Elle n'eut pas une tâche facile ni légère; ses enfants furent au nombre de quinze, et dix d'entre eux atteignirent l'âge adulte. Joseph fut l'aîné des garçons. „Né dans une famille de haute magistrature, dit-il, élevé dans toute la sévérité antique, abîmé dès le berceau dans les études sérieuses, membre d'un sénat gallican pendant vingt ans, profondément et systématiquement dévoué à la religion catholique ...." voilà en quelques lignes le tableau de sa sérieuse jeunesse.

Joseph de Maistre avait quinze ans, quand Jean-Jacques Rousseau, déjà illustre, revint à Chambéry une dernière fois, et alla sur la tombe de madame de Warens „pleurer le malheur de lui survivre"; mais le futur théoricien de l'ancien droit ne paraît pas avoir vu de ses yeux l'auteur du *Contrat social,* dont il devait combattre les idées avec tant de verve.

Il avait seize ans quand il fut envoyé par son père à l'Université de Turin, pour y faire ses études de droit. Licencié à 18 ans, docteur à 19, Joseph de Maistre avait vîte terminé ses études, beaucoup trop vîte. Saint François de Sales, deux cents ans auparavant, avait été plus heureux que lui: il avait étudié de longues années à Paris et à Padoue, et il ne revint au pays, avec le diplôme de docteur en droit, qu'à la fin de sa vingt-cinquième année, après quelques-uns de ces beaux voyages qui aident tant au développement de l'esprit, quand ils sont faits dans le bel âge de la vie. Mais ce que les Latins appelaient res angusta domi dominait la situation. Joseph de Maistre dut revenir à Chambéry par le plus court chemin, et y faire un stage de deux ans dans une étude d'avocat.

„C'est dommage, a dit Rousseau, que les Savoyards ne soient pas riches, ou peut-être serait-ce dommage qu'ils le fussent; car, tels qu'ils sont, c'est le meilleur et le plus sociable peuple que je connaisse. S'il est une petite ville au monde où l'on goûte la douceur de la vie dans un commerce agréable et sûr, c'est Chambéry. La

[1]) En 1780, il reçut le titre héréditaire de comte. Joseph de Maistre et son frère Xavier prirent la particule nobiliaire quand ils s'établirent en Russie.

noblesse de la province, qui s'y rassemble, n'a que ce qu'il faut de bien pour vivre; elle n'en a pas assez pour parvenir; et ne pouvant se livrer à l'ambition, elle suit par nécessité le conseil de Cinéas. Elle dévoue sa jeunesse à l'état militaire, puis revient vieillir paisiblement chez soi. Les femmes sont belles, et pourraient se passer de l'être: elles ont tout ce qui peut faire valoir la beauté, ou même y suppléer. Appelé par mon état à voir beaucoup de jeunes filles, je ne me rappelle pas d'en avoir vu à Chambéry une seule qui ne fût pas charmante."

C'est dans cette aimable société que Joseph de Maistre passa vingt années, tout en montant — jamais avant son tour — dans la lente hiérarchie de la magistrature, les degrés qui devaient le conduire en 1788 à la dignité de membre du Sénat. Chambéry était un lieu de passage, une étape pour tous les voyageurs de France et d'Italie. D'ailleurs, le cabinet d'un magistrat est l'un des endroits du monde où l'on apprend le mieux à connaître le cœur humain. Enfin Joseph de Maistre a fait ses vrais débuts d'écrivain à l'âge où son père s'était marié, à 44 ans, après avoir vu tous les orages de la Révolution, après avoir reçu les leçons de l'exil. En somme, si quelque chose a manqué à sa jeunesse:

N'avoir jamais changé de lieu ni d'horizon,

il n'en a pas trop souffert au regard de la connaissance du monde et des hommes.

Mais il n'en a pas été de même pour la connaissance des idées. M. Descostes a cité le testament du grand-père et parrain de Joseph de Maistre, le sénateur Joseph de Motz, qui lui avait légué ses livres „tant de droit qu'autres". Le légataire a fait bon usage de tous les in-folios dont il avait ainsi hérité. Il en a pris le suc, il s'en est nourri. Il ne s'en est pas contenté: il a lu les écrivains du jour, les philosophes qu'on vantait alors. Il les a pénétrés comme pouvait le faire leur égal ou leur supérieur, en perçant à jour leurs faiblesses. Mais les savants ses contemporains, il ne les a pas assez connus. Il n'est pas allé les voir à Paris, il ne les a rencontrés ni dans l'exil, ni en Russie. Il n'a vu l'Allemagne que par derrière, si j'ose ainsi dire. Il a lu trop de vieux livres, il n'a pas fréquenté les jeunes chercheurs; il est resté étranger au mouvement scientifique et philologique de son temps; et c'est pour cela qu'on trouve dans les *Soirées de Saint-Pétersbourg* des passages comme ceux-ci:

„Les Français, . . nos ancêtres, ont très bien su nommer les leurs par l'union partielle du mot ANCIEN avec celui d'ÊTRE, comme ils firent *beffroi* de *bel effroi*. Voyez comme ils opérèrent jadis sur les deux mots latins *duo* et *ire*, dont ils firent *duire*, *aller deux ensemble*, et par une extension très naturelle, *mener, conduire*. Du

pronom personnel *se*, de l'adverbe relatif de lieu *hors*, et d'une terminaison verbale *tir*, ils ont fait *s-or-tir*, c'est-à-dire *sehorstir*, ou, *mettre sa propre personne hors de l'endroit où elle était*, ce qui me paraît merveilleux. Etes-vous curieux de savoir comment ils unissaient les mots à la manière des Grecs? Je vous citerai celui de *courage*, formé de *cor* et de *rage*, c'est-à-dire *rage du coeur;* ou, pour mieux dire, *exaltation*, *enthousiasme du coeur*, dans le sens anglais de *rage* . . . . . Admirez, je vous prie, cette métaphysique subtile qui a su tirer de *unus* cette particule *on* qui joue un si grand rôle dans notre langue."

Les lecteurs de cette Revue n'ont pas besoin que nous leur commentions ce passage, et que nous en fassions le corrigé. On ne peut que reconnaître la vérité de ce que disait un jour M. Ernest Renan: „M. de Maistre, qui avait l'esprit éveillé sur tant de choses, en resta toujours à la philologie des jésuites, dont les *Soirées de Saint-Pétersbourg* présentent de si amusants spécimens." On ne peut trop regretter qu'un esprit si studieux ait quitté l'Université à dix-neuf ans, au moment même où il eût fallu y entrer. A. Chambéry, à Cagliari, Joseph de Maistre a travaillé avec acharnement, en autodidacte. Mais, comme le disait encore M. Renan: en érudition, la tradition est nécessaire, et les plus louables efforts n'y sauraient suppléer.

C'est dommage que Joseph de Maistre ne soit pas allé passer à Paris quelques années de sa jeunesse, comme son parent l'abbé de Motz, ou comme ce paysan de Chamonix dont M. Descostes nous raconte l'histoire (II. 228) qui assista dans la capitale à un cours de physique, et communiqua ses observations au professeur. C'est dommage qu'il n'ait pas eu de relations intellectuelles un peu actives avec ses voisins les savants de Genève, un Charles Bonnet, un de Saussure. Une originalité aussi puissante que la sienne n'en eût pas été entamée, il n'y aurait pas eu dans ses discours et ses écrits un paradoxe de moins: au contraire. Mais son horizon se fût élargi. Cette vaste intelligence aurait dominé plus d'espace encore, et son autorité n'aurait pu ainsi que grandir.

Mais n'insistons pas, et prenons de Maistre tel qu'il a été. C'est une figure assez noble et grande comme cela. Il était utile de rechercher ses origines, et de faire revivre le milieu où il a si longtemps vécu. M. Descostes s'est acquitté de cette tâche avec soin, avec abondance, avec compétence. Il faudrait maintenant, et ce sera difficile, arriver à suivre de Maistre dans le pays de Vaud et en Sardaigne. C'est la période encore obscure de sa vie.

EUGÈNE RITTER.

Revue d'Histoire littéraire de la France. 1re année, No. 1. 15 janvier 1894. Paris, Armand Colin et Cie., Editeurs, 96 p.

Mit grosser Freude wird jeder, der die französische Litteratur zum Spezialstudium macht, das Erscheinen einer Vierteljahrs-Zs. begrüssen, welche speziell der Litteraturgeschichte gewidmet ist. Nach dem ersten Hefte zu urteilen, verspricht diese Zs. ebenso reichhaltig, wie belehrend zu werden. Der Inhalt des H. 1 ist folgender:

1. René Doumic: *La comédie de moeurs contemporaine. Esquisse de l'histoire d'un genre.* Im Anschlusse an Hippolyte Parigots Schrift: *Le Théâtre d'hier,* Paris, Lecène et Oudin, 1 vol. erörtert der Verfasser, dass die moderne Pariser Sittenkomödie ihre Wurzeln in der Romantik, in Scribes Komödien und in Balzacs Romanen habe. Der ersteren entlehnen sie das *mélange de genres* und die *description du milieu,* letztere jedoch weit mehr hervorhebend, den zweiten das eigentlich theatralische, den dritten ihre Hauptgedanken. Sie schildern den Menschen als Glied der Gesellschaft nicht ohne pessimistische Übertreibung und typische Verallgemeinerung. Verf. bespricht dann sehr im Allgemeinen Dumas, Augier, Labiche, Sardou, Meilhac und Halévy, Pailleron und Becque. Von Sardou sagt er, dieser Theaterdichter könne ganz fehlen, ohne dass die dramatische Litteratur etwas verlöre, auch die Geschäftsgenossen Meilhac und Halévy, sowie Pailleron erscheinen ihm kleinlich, unbedeutend und keinen Fortschritt des Dramas anbahnend, Labiche dagegen als *„l'Homère d'une épopée boufonne"*. Die moderne Sittenkomödie unterscheide sich von der älteren durch die tragische Auffassung des Ehebruchs, durch den Versuch, sittliche Schäden nicht bloss zu verspotten, sondern auch zu reformieren, doch fehle ihr die psychologische Vertiefung.

2. Joseph Texte bespricht die 1725 erschienenen: *Lettres sur les Anglais et les Français* von dem Berner Schriftsteller Béat Louis de Muralt im Anschlusse an Ritters Aufsatz in dieser *Zs.* (1880) und an Greierz 1888 erschienene Biographie. Muralt ist ein Vorkämpfer der Anglomanie und des Kosmopolitismus in der französischen Litteratur des XVIII. Jahrhunderts.

3. Ferdinand Brunot erörtert eingehend Claude de Seyssel's Schutzrede für die franz. Sprache in seiner 1509 geschriebenen, doch erst 1559 erschienenen Vorrede zur Übersetzung des Justinus, des Abbreviators von Trogus Pomponius. Die Vorrede war an Ludwig XII. von Frankreich gerichtet und wollte der franz. Sprache Gleichberechtigung mit der lateinischen, namentlich im amtlichen Gebrauche, erkämpfen.

4. Émile Roy sucht Antonio Francesco Donis. *Il Avaro cornuto,* eine 1583 von Gabriel Chappuis ins Französische übertragene

Komödie, als Quelle von Molières *Avare* nachzuweisen. Molière hätte danach besonders das Liebesverhältnis Harpagons zur Mariane dem italienischen Vorbild entlehnt. Doch scheint das eher auf Chapuzeaus: *Dame d'intrigue* zurückzugehen, sowie sich auch für die sonst angenommenen Entlehnungen aus Doni Boisroberts *Belle Plaideuse* und zwei italienische Stücke (Ariosts *Suppositi* und die *Case svaligiate*) als Quellen nachweisen liessen. Für den Schluss des *Avare* würden Larriveys *Esprits* das wahrscheinliche Vorbild sein. Diese Übereinstimmungen sind von den Herausgebern Molières, namentlich von Moland und Mesnard, sowie zum Teil abweichend auch von Knörich in der Einleitung zu seiner Ausgabe des *Avare* eingehend erörtert worden. Roy kennt nur die französische, keineswegs treue Übersetzung des *Avaro cornuto,* nicht das Original. Dass Molière die eine oder das andere zugänglich gewesen sei, bedürfte noch des Nachweises.

In II. *Documents inédits* werden ein Brief Joachim du Bellays an seinen Verwandten, den Bischof von Paris, Eustache du Bellay, (vom 31. Aug. 1559), zwei seltene, seit 1767 nicht wieder gedruckte Briefe Montesquieus an den Grafen de Guasco (1754 u. 1755), die aber von letzterem wahrscheinlich zum Nachteile der Mme. Geoffrin umgeändert sind und ein Brief der letzteren an den Mathematiker Gabriel Cramer (1750) mitgeteilt. Sie haben keine entscheidende Bedeutung für die Frage, ob Guascos Ausgabe der *Lettres familières* Montesquieus (1767) auf Betreiben der Geoffrin an mehreren die letztere betreffenden Stellen verändert worden ist. Dasselbe gilt auch von einem Briefe Guascos an den Redacteur des *Journal encyclopédique,* Pierre Rousseau, und einem Briefe der Geoffrin an den Abbé de Veri (19. Okt. 1767 u. 24. Mai 1768). Die auf die Geoffrin bezüglichen Briefe sind von dem bekannten Herausgeber der *Correspondance littéraire, philosophique et critique,* Maurice Tourneux, der von Joachim du Bellay von P. de Nolhac mitgeteilt worden.

In einer Miscelle werden drei verschiedene Lesarten eines *l'Art* betitelten Stückes in Théophile Gautiers *Emaux et Camées* zusammengestellt. Eine davon war bisher ungedruckt. In einer anderen Miscelle wird ein ärztliches Attest vom 12. August 1644, das Molières satirische Schilderung der Ärzte einigermassen rechtfertigt, nach einer seltenen Schrift aus demselben Jahre wieder abgedruckt.

In einem Aufsatze: *Le Sentiment de la nature avant J.-J. Rousseau* ist besonders ein Brief des Abbé von Asfeld an Rollin (aus *Opuscules de feu M. Rollin,* Paris 1771, I, 171) von Interesse. Dann folgt noch ein zum Teil versifizierter Reisebrief Voltaires an Friedrich d. Gr. (27. Sept. 1743), den bereits L. Geiger in der wissensch. Beilage der Münchener Allg. Ztg. (11. Aug. 1893) publiziert hatte und ein

Nachweis, dass gelegentlich auch Shakespeares Hamlet und Klopstocks Messias von Mirabeau plagiirt seien. Die Bibliographie giebt Besprechungen verschiedener 1892 und 1893 erschienener französ. Werke, von denen de Grouchys *Documents inédits relatifs à Jean Racine et à sa famille,* Paris, Librairie Techener, 1892, besonderen Neuigkeitswert haben.

Die litterarische Chronik der Jahre 1892 u. 1893 berücksichtigt hier und da auch nicht-französisch geschriebene Werke.

R. Mahrenholtz.

Albrecht, G., *Vorbereitung auf den Tod, Totengebräuche und Totenbestattung in der altfranzösischen Dichtung.* Inauguraldissertation. Halle a. S., 1892.

Eine sehr fleissige und mannigfach interessante Arbeit. Ich habe schon, als ich in dieser Zeitschrift E. Henningers Dissertation über Sitten und Gebräuche bei der Taufe und Namengebung besprach, bezeugt, dass ich als Theologe diese Art von Untersuchungen sehr nützlich und lehrreich finde. Im Einzelnen bleibt man nicht selten im Zweifel, was bloss dichterische Ausschmückung ist und was allgemeiner Sitte und verbreiteten Anschauungen entspricht. Wiefern Studien dieser Art, die zunächst nur die Aufgabe haben können, das bei den Dichtern thatsächlich dargebotene Material zu sammeln und zweckmässig zu gruppiren, sich schliesslich in der kritischen Geschichtsschreibung verwenden lassen, ist eine Frage für sich; der Wert einer Dissertation, wie der vorliegenden, hängt davon nicht ab. Was sich aus den altfranzösischen Dokumenten erheben lässt, muss natürlich verglichen werden mit den Notizen bei anderen romanischen Dichtern, dann auch weiter mit dem, was die Germanisten, Anglisten etc. beisteuern können: erst dann wird es vielfach möglich sein, die letzten Fragen nach Herkunft, Sinn etc. der Bräuche aufzuwerfen. Was man aus den kirchlichen Lehren oder Vorschriften entnehmen kann, ist ebenso oft die Voraussetzung als auch umgekehrt die Folge der thatsächlichen volkstümlichen Sitten und Ideen. Die vorliegende Schrift hat folgende Abschnitte: I. Vorbereitung auf den Tod, II. Die Todesstunde, III. Zubereitung des Leichnams für die Bestattung, a) Gewöhnliche Zubereitung, b) Zubereitung des Leichnams für einen längeren Transport, IV. Transport der Leichen, V. Öffentliche Ausstellung, Totenwacht, VI. Der Trauerzug, VII. Der Trauergottesdienst, VIII. Die Bestattung, IX. Bestattung der Gefallenen im Kriege, X. Begräbnisstätten, XI. Sorge um das Seelenheil der Verstorbenen. Wie die Überschriften ergeben, ist das meiste Material, welches der Verfasser beibringt, von kulturhistorischer Art. Für

die Ideen über das Sterben, den Todeszustand, das Jenseits, die Beziehungen zwischen den Toten und den Hinterbliebenen etc. findet sich weniger; hier könnte ein Anderer die Arbeit des Herrn Albrecht wiederaufnehmen und weiterführen. S. 16—17 handelt Verf. davon, dass im Kriege, vor der Schlacht, wenn keine Gelegenheit mehr zur Beichte vor einem Priester und zur Absolution gegeben war, „zuweilen auch der Führer oder ein hervorragender Krieger die Sünden aller Anwesenden übernahm, um auf diese Weise ihnen die ewige Seligkeit zu erschliessen". Er citiert nur Ein Beispiel. Gleichwohl fügt er hinzu: „Diese Idee, ein einzelner könne, wie einst Jesus, die Sünde der ganzen Menschheit, die Sünden seiner Gefährten auf sich nehmen und letztere so vor dem Fegefeuer retten, ist nicht etwa eine willkürliche Erfindung des Dichters". Er beruft sich auf einen analogen Fall, den ein Führer der Sekte der Patariner nach einem geschichtlichen Zeugnis zeige. Der Fall ist, weil es sich eben um einen Patariner (Katharer) handelt, nicht beweiskräftig für allgemeinere Ideen. Es fragt sich, ob etwa andere romanische oder sonstige Dichter oder Chronisten von Ähnlichem und bei gutkirchlichen Leuten zu erzählen wissen. Übrigens redet der Verfasser, das sei nebenbei bemerkt, hier mit Unrecht vom „Fegefeuer"; soweit ich erkennen kann, handelt es sich um Seligkeit und Verdammnis; letztere führt in das Feuer der Hölle und dieses Feuer ist sehr zu unterscheiden von dem sog. Fegefeuer (purgatorium, ignis purgatorius), welches ein Vorbereitungsstadium für die Seligkeit ist. S. 36 ff. bespricht der Verf. eine merkwürdige Art von Notkommunion im Kampfe. „Befand sich der Sterbende allein, so raufte er sich selbst, nachdem er Gott um Vergebung seiner Sünden gebeten hatte, schnell mehrere Grashalme oder Blätter ab, welche er alsdann durch Bekreuzen im Namen des dreieinigen Gottes zu einer Art Sterbesakrament weihte und als solches verzehrte". Hierfür bringt Verf. eine ganze Reihe tadelloser Beispiele. Die Erklärung, die er für diese „Sitte" gewährt, trifft in ihrer abstrakt konstruktiven Art schwerlich das Richtige. Es wird sich um irgend eine Metamorphose eines älteren, vorchristlichen Brauches handeln. Doch weiss auch ich keine konkrete Erläuterung anzugeben.

Kattenbusch.

Rydberg, G. *Le Développement de Facere dans les Langues Romanes* (Doctordissertation der Universität Upsala, 255 Seiten 8°.). Paris 1893.

Die Arbeit Rydbergs ist gelehrt und scharfsinnig. Ihr Hauptverdienst liegt darin, dass sie für gewisse Formen des Verbums facere in überzeugender Weise vulgärlateinische Substrate nach-

weist, die von den klassischen verschieden sind. Auf einen vulgären Infinitiv fare, nicht auf facere, werden campidan. *fai*, provenç., catal.,[1]) span., rät[2]) *far*, ital. *fare* zurückgeführt. Die Ausführungen Rydbergs erhalten eine Bestätigung durch die dem Verfasser unbekannt gebliebene Thatsache, dass fare auch in Nordfrankreich fortlebt: der neuwallonische Infin. *fē* kann nur fare sein. Facere würde heute wall. *fẹr(e)* lauten (vgl. *dir(e)*): in einsilbigen Nomina ist im Wallonischen sogar auslautendes romanisches *r* erhalten *(mur, dur)*. Auch die Qualität des *e* spricht für die Herkunft von fare: überall, wo die Infin. der Verba auf -are geschlossenes *e* aufweisen (z. B. in den Noels Wallons, Revue des Patois Gallo-Romans I u. II), lautet auch unser Infinitiv *fẹ*, während daneben facis, factum zu *fę* werden.

Der Infin. *fẹ* ist nahezu über das gesamte neuwallonische Sprachgebiet verbreitet. Über Lüttich, s. Grandgagnage's Dictionn. Etymol.; Seraing, Ztschrift f. r. Ph. 9, 491, § 61; Verviers, Mélanges Wallons, S. 49; Stavelot, RdPGR II, 85, Z. 15; Malmedy, Ztschrift f. RPh. 17, 438; Nassogne (Provinz Luxemburg, nördlich von St.-Hubert), Revue de Philol. franç. et provenç. VI, S. 210, Z. 9 v. u., S. 212, Z. 22, während für St.-Hubert selbst Marchot *fẹr(e)* giebt. Aus der unphonetischen Schreibung *fer* im Gegensatze zu *faire* in den Proverbes Wallons (Bulletin de la Société Liégeoise de Littér. Wallonne, 2. Serie, Bd. XVII, S. 191, 198, 199, 351; 180, 346; 63, 155, 314) erhellt, dass *fẹ* auch in Namur und Charleroi[3]) üblich ist, während Mons *faire* hat. *Fé* begegnet endlich auch im Nordwesten, in Jodoigne (Bullet. l. c. S. 181, 213), in Hannut, Revue de Phil. franç. et provenç. V, S. 208, Z. 10, 20, 26 und im Thale des Geer, nördlich von Lüttich, s. Bulletin dSL Litt. Wall. 2. Serie, Bd. XVI, wo in der Erzählung Les sottai S. 537, Z. 25 und S. 538, Z. 7 v. u. unphon. *fer* neben dem Partic. *fait* steht.

Auch im Altwallonischen lässt sich fare nachweisen: *Feir* (neben *saeleir*, *fermeir*, *doneir* und Particip. *fait)* steht in der Ur-

[1]) Altcatal. *fayre* wird aus *fázer*, *fáer*, *fáyr(e)* erklärt, aber die Hauptsache, das auslautende *e*, bleibt dabei unaufgehellt. *Fayre* wird wohl Neubildung sein, *dir* kann durch *far* beeinflusst sein. Überhaupt hätte Rydberg die Vertreter von dicere, die vielfach mit denen von facere zusammenfallen, mehr berücksichtigen sollen.

[2]) Vergleicht man bei Gartner, Räto-Roman. Gr., fare § 192 mit Infin. minare § 200, so sieht man, dass fare in 7 Fällen bis auf die feinste Lautnuance mit (min)are übereinstimmt: in 2 Fällen wird fare zu *fa*, minare zu *menę*.

[3]) Charleroi liegt an der wallonisch-pikardischen Sprachgrenze: man vergleiche die schöne Arbeit von J. Simon, Les Limites du Picard et du Wallon, in den Mélanges Wallons, Lüttich 1892, S. 99 flg. Als neues und wichtiges unterscheidendes Merkmal kommt der wall. Inf. *fẹ* im Gegensatze zu pik. *fẹr* hinzu.

kunde I der Abtei Flône (südlich von Lüttich auf dem linken Maasufer), Romania 18, 221, Z. 14, aus dem Jahre 1234, der ältesten der aus der „Région au Sud de Liège" veröffentlichten.[1]) *Fer* ist des weiteren überliefert in Wilmotte's Gloses Wallonnes (Ende des 13. Jahrh.), in den Études Romanes dédiées à G. Paris, S. 249, Z. 4 v. u., neben *taire, faies (faits), faies, fai, fais (fais).* In dem altwallonischen Gedichte De Venus la deesse d'amor (ed. W. Foerster, Bonn 1880), Strophe 18, reimt der Inf. *fer* mit *amer* und *joster.* Die Stelle kann demnach nicht mehr als Beleg für die Bindung von offenem *e* mit dem aus *a* entstandenen *é* gelten (vgl. Suchier, Ztschr. f. R. Ph. 4, 418).

Rydberg zeigt im weiteren Verlaufe seiner Untersuchung, dass das romanische Futurum vielfach mit f a r e zusammengesetzt ist. Über franz. *ferai* ist die sehr anerkennende Recension von G. Paris Romania 22, 569 ffg. zu vergleichen. Im altcatal. *plauré* aus placēre + habeo neben *faray* wurde das palatale *c* zu *u*, da das *ē* verhältnismässig spät synkopiert wurde: „employés d'abord à la formation du futur, les infinitifs *plaure, jaure, noure* se sont affranchis plus tard et s'employèrent en dehors de cette connexion". Diese Erklärung scheint richtiger als die von Morel-Fatio, der Grundriss I, 679 das *u* in *plaure, jaure* auf eine Beeinflussung durch *plau, jau* zurückführt.

Für das Praesens Indicativi erschliesst Rydberg für 2—6 neben den klassischen Formen die vulgären fais, fait, faimus, faitis, faunt: franz. *fait* erkläre sich nur aus fait (facit wäre zu *faist* geworden), afr. *faimes* nur aus faimus (facimus wäre zu *faism(e)s* geworden). Über die Beziehungen von *faimes* zu *faisons* äussert sich der Vf. nicht mit der nötigen Bestimmtheit. Auf S. 95 scheint er anzudeuten, dass *faisons* eine analogische Bildung sei. Aber er gleitet zu rasch über diese Frage hinweg, die für die richtige Beurteilung verschiedener Verbalformen auch anderer romanischer Sprachen nicht unwichtig ist. Dass *faisons* eine analogische Bildung ist, erhellt aus der von R. nicht beachteten altostfrz. 1. Plur. *faions* (sehr häufig im Ezechiel, Abhandlungen der Bayrischen Akad. der Wissenschaften, Bd. 50, S. 34, Z. 8; 35, 2; 36, 5; 38, 1 v. u., u. s. w.). Hätte *faisons* von Alters her neben *faimes* bestanden, so hätte die endungsbetonte Form die stammbetonte einfach verdrängt, und man sieht nicht, weshalb man ein

[1]) In allen anderen von Wilmotte mitgeteilten Urkunden trifft man ausschliesslich *faire* — ein schlagender Beweis für die Richtigkeit der von Ch. Bonnier ZfRPh. XIV verteidigten Ansicht, dass die alten Urkunden zwar mundartliche Züge, bald mehr bald weniger, enthalten, dass sie aber kein getreues Bild der Mundart geben, und dass die wahre Quelle für die Erforschung auch der alten Mundarten die heutigen Patois sind.

fai-ons gebildet hätte. Wie *faisons* nach *faisoie*, so wurde umgekehrt nach *faions* ein ostfrz. Imperf. *faivet* Ezech. 40, 10; 63, 11; 79, 9 und ein Subjonct. *faiens* ib. 92, 4 gebildet. Im heutigen Ostlothringischen (s. *Ostfranzösische Grenzdialekte* — Französ. Stud. V — S. 99) sind sämtliche Formen mit stammhaftem *s* aus der Conjugation von *faire* geschwunden.[1])

Altcatal. *fasém* und *faséts* erklärt Rydberg aus vulgären *fakémos und *fakétes. Es fragt sich indessen, ob wir es hier, statt mit uralten Formen, nicht vielmehr mit Neubildungen zu thun haben, die sich zu älteren *fem, fets* wie *faisons* zu *faimes* verhalten. In ähnlicher Weise ist wohl span. *fazémos* (S. 79) Neubildung, während *femos* faimus wiedergiebt. Auf Seite 115 wird ein vulgärlat. fakémos als Substrat für das altitalien. *facémo* (heute mit anderer Endung *faciamo)* angenommen; ähnlich ist die auf S. 116 gegebene Erklärung für *facete*. Auf S. 116 wird zu 4. *faceme,* 5. *facete* aus Campobasso angemerkt, dass „dans les dialectes les formes originales sont encore en pleine vigueur". Ebendort werden die norditalischen *façemo, fasemo* als „traces du type régulier" bezeichnet. In den von Rydberg S. 116, 158 als Neubildungen vom Stamme *fa-* aufgefassten altsenesischen *faimo, famo, faemo* sehe ich die dem afrz. *faimes (faions)* entsprechenden Vertreter von faimus, während *facemo,* u. s. w. nicht auf vulgärem fakemo beruhen, sondern vielmehr Neubildungen sind; in Campobasso giebt es ein Perfekt. *facive, fačište* (S. 209), das sicher eine Neubildung ist. Das altsenes. Imperfekt *faieva, faeva* ist keine Neubildung nach dem Thema *fa-,* wie Rydberg S. 157 meint, sondern es ist vielmehr wie altostlothr. *faivet* unter dem Einfluss des Praesens *faimo* entstanden. Nach den genannten Formen wurden wiederum das senes. Perf. 2. *faésti,* 4. *faémmo* (S. 205) und das Plusquamp. Subj. *faiese* (S. 222) gestaltet. Die Wechselbeziehungen, die zwischen der 1. Plur. Praes. Ind. und dem Imperfekt unseres Verbums bestehen, werden auch durch die sprachlichen Verhältnisse der rätischen Mundarten bestätigt (s. Gartners Grammat. § 192): in Dissentis: Praes. Ind. 4. *fidyęin*, Impf. 1. *fidyęvel*, Konj. Praes. 4. *fidyęien*, Imp. Conj. *fidyés* (das analogische *dy* ist nicht aus lateinischem *c* hervorgegangen); in anderen Mundarten: 4. Praes. *fáin,* Imperf. *fēva;* — 4. Pr. *fažõ,* Ipf. *fažove;* — 4. Pr. *fatšun,* Ipf. *fatšęa.* Auch hier ist 4. *fažõ, fatšun* späte, analogische Bildung.

Auch über die Zeiten von facere, die auf die klassisch

[1]) Auch in einem Teile der Wallonie (Mélanges Wallons, S. 49 und 58, s. v. *faire)* braucht man heute im Praes.-Ind. 4. *fã* (*-ã* entspricht lautlich dem alten *-aimes* nicht), 5. *fę,* 6. *fę,* Imperf. *fęf(e)*, u. s. w.; 4. und 6. *fã* findet man bei Belfort und in der ganzen Franche-Comté; 6. *fã* ist also auch französisch, nicht bloss provençalisch.

lateinischen Formen zurückgehen, sagt Rydberg viel Beachtenswertes: ich erwähne besonders den Abschnitt über das Perfektum. Freilich kann ich in diesem Abschnitt wie auch in demjenigen über die Entwicklung von facere nicht allen Ausführungen des Herrn Verfassers beipflichten: so z. B. hat m. E. Rydberg nicht bewiesen, dass früh synkopiertes fekrunt provenç. zu *feiron* habe werden können: *cr*, resp. *gr* wäre unversehrt erhalten geblieben wie in *negre*, *suegre*, *lagrema*, *entegra*. Nach einigem Schwanken erklärt Rydberg afr. *feïs*, statt *fesis*, als eine Analogiebildung nach *veis*. Beachtet man jedoch, dass *feissent* schon im Leodegar, *feisses* in der Append. des Alexius vorkommt, dass der Roland *feist*, *feistes*, der Computus von Philipe von Thaon (s. Mall, S. 111) *feissum* (auch *preisent*, *oceissent* statt *presissent*, *ocesissent)* hat, so ist die Frage berechtigt, ob nicht das *s* durch Dissimilation gefallen ist.

Ich schliesse, indem ich das Studium des Buches allen Fachgenossen empfehle. Es ist ein schönes Zeugnis von dem Aufblühen der romanischen Studien auf der skandinavischen Halbinsel.

A. Horning.

Albert, A. C., *Die Sprache Philippes de Beaumanoir in seinen poetischen Werken*, eine Lautuntersuchung. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandl. Nachf. (Georg Böhme) 1893 = Münchener Beiträge zur Romanischen und Englischen Philologie herausgegeben von H. Breymann und E. Koeppel, V. Heft, 60 S.

Es soll hier nicht darüber gestritten werden, ob bei der Kürze des von Suchier seiner Ausgabe der poetischen Werke Beaumanoirs vorangestellten Entwurfes einer Dialektbestimmung das Bedürfnis für eine erneute Untersuchung der einschlägigen Fragen vorlag oder nicht. Hervorgehoben sei nur, dass Suchiers Ergebnis, nach welchem der Dichter als ein Pikarde erscheint, der den in seiner Zeit vielfach bemerkbar werdenden centralen Neigungen entsprechend, sich des französischen Dialektes bedient, ohne indes die Eigenheiten seiner heimischen Art in allen Fällen zu verleugnen, durch Albert's Darlegungen in keiner Weise modificiert wird. Sicherlich war es auch Albert nur darum zu thun, Suchiers gedrängte, treffende Skizze, sei es zu eigener Übung, sei es aus Freude am Gegenstande, zu einer nach allen Seiten wohl abgerundeten und auf sämtliche Einzelheiten sorgsamst eingehenden Erörterung des Sachverhaltes auszubauen, und dass er dabei von einem gewissen, wenn auch, wie wir sehen werden, nicht überall sicheren Verständnis für sprachliche Erscheinungen und einer ziemlich umfassenden Kenntnis der zur

Frage gehörigen Litteratur unterstützt wurde, darf man anerkennen.

Nur scheint es mir, als hätte A. in seinem Streben nach Vollständigkeit öfter das Mass des Zulässigen überschritten, so wenn S. 14 die bekannte Entwicklung von *jacet* zu *gist*, oder S. 12—14 die Lautgeschichte von Wörtern wie *sire*, *sarrazin*, *eglize* unter Heranziehung aller bisher anderwärts darüber gethanen Äusserungen abgehandelt wird, ohne dass eigentlich Neues zur Lösung der Zweifel beigetragen würde. Die Erkenntnis der Mundart Beaumanoirs wird durch solch Verfahren ebensowenig gefördert, wie durch die S. 15 stehende Mitteilung, dass in *afubler* aus *affibulare* der Wandel von *i* zu *u* dem folgenden Labial zu danken sei. So ist es auch recht auffällig, dass S. 14 die ganz gewöhnliche Thatsache der Dreisilbigkeit von *roïne* = *regina* mit allen zu Gebote stehenden Mitteln von neuem nachgewiesen wird. Dass trotzdem dem Verfasser die Structur dieser Bildung nicht ganz klar ist, zeigt eine Äusserung S. 24, wonach „das Vorhandensein des Diphthonges *oi* in diesem Worte“ auf Anbildung an *roi* beruht.

Das eigentliche Verhältnis von Formen wie *pri*, *proi* zu *proions*, *prions* (S. 24) entzieht sich der Kenntnis des Verfassers. Er versteigt sich zu der Behauptung, dass im Pikardischen „Kontraktion des *oi* zu *i*“ eingetreten sei, und weiss derselben nur eine veraltete zuletzt von Metzke H. A. 65 S. 63 wiederholte Aufstellung entgegenzuhalten. Dass hier vor allem zwischen betontem und unbetontem Stamm geschieden werden muss, erkennt der Verfasser nicht, wie ihm denn überhaupt die Litteratur der heute erledigten Frage fremd geblieben ist.

Man vermisst zuweilen in Albert's Beweisführung die in Arbeiten, wie die hier besprochene, unerlässliche Akribie und Behutsamkeit des Urteils. S. 33 wird *avenanment* als ein Fall aufgeführt, in dem Gemination vorliege, diese hier aber ebenso bedeutungslos sei, wie in *aimme*, *plainne*, *Romme* u. dergl. Wie weit er sich hierin von Suchier's vorsichtig wägender Betrachtungsweise entfernt, erhellt aus der S. 25 schlankweg gethanen Behauptung, dass für Beaumanoir *ui* ein steigender Diphthong war. Die Schreibung *i* für *ui*, auf die sich der Verfasser beruft, ist doch für sich allein noch kein Beweis (neben *aniëus* übrigens auch *ani* für *anui : li*, Man. 6235), um so weniger als nach Suchier I S. CLIV die Bindung von *joli* mit *o li* Man. 2693 darzuthun scheint, dass der Dichter *li* für *lui* verwendet habe. Da Beaumanoir indessen den reichen Reim bekanntlich nicht durchgeführt hat, so bleibt die Frage in der Schwebe. Ebenso wenig wie diesem ist Albert auch anderen von Suchier vorgezeichneten Problemen nicht näher getreten; so musste er S. 33 auf den von letzterem I, S. CLIV—V behandelten Reim *regnes* : *paines* näher

eingehen oder ihn doch wenigstens erwähnen. Da wo von dem Wesen des *s* gehandelt wird (S. 36—38), musste auf die von Suchier S. CLIII berührte seltsame Bindung zwischen stimmhaftem und stimmlosem *s* von neuem aufmerksam gemacht werden; schon der bei Albert S. 58 erwähnte Reim *plaisse (placeat) : entrelaisse,* Man. 491 hätte den Verfasser stutzig machen müssen. Wir befinden uns hier angesichts einer bisher wenig beachteten und, so viel ich sehe, für Dialektbestimmungen überhaupt noch nicht ausgebeuteten Erscheinung. Zu den von mir (Studien SS. 28, 128) mitgeteilten Beispielen sei es verstattet folgende hinzuzufügen: J. Journi reimt nicht bloss desconfisse : gerpisse 740, conduisent : puissent 3015, sondern auch aguise : isse 1030; beim Renclus de Moiliens findet sich einmal garandise = garantisse : justise, eglise, quise, prise, Car. XL, 3 (vergl. dazu van Hamel CXLII u. CXLV); ferner: confuse : fusse, cusse; despise : preïsse, vesquisse, Monm. Michel, Théat. fr. m. â. S. 213; *parroise : noise,* Ren. 10385; *herice : atice,* eb. 1224; *fenisse, obeisse : aprise, enprise,* Berner Liederhs. H. A. 43 S. 321, CDXXIV; *tolissent : sisent (sederunt),* Blancandin 5995. Vielleicht ist *glose* auszuscheiden, wenigstens finde ich es ausschliesslich mit stimmhaftem *s* gebunden: *glose : enclose,* Ille et Galeron 9; *: close,* J. Journi 303, *: cose,* eb. 2386; *repose, cose* u. s. w., Rencl. d. Moil., Mis. IX, 9; *: prose,* G. Guiart, Roy. Lign. (Buchon) VII, 2757, *: chose,* eb. VII, 5774.

POTSDAM. A. RISOP.

Lanusse, Maxime. *De Joanne Nicotio philologo* (Pariser Doctordiss). Gratianopoli 1893, 8°, 203 S.

Gegenstand vorstehender Arbeit ist ein hervorragender Philolog des 16. Jahrhs., Jean Nicot, der Verfasser des *Thresor de la langue francoyse.* Lanusse will die grossen Verdienste dieses Gelehrten um Ausbildung der französischen Lexikologie und Etymologie, welche bislang nicht gebührend gewürdigt waren, in das rechte Licht setzen. Vielen sei, so bemerkt der Verfasser einleitungsweise, Nicot bisher nur bekannt, weil nach ihm der Tabak seinen lateinischen Namen Nicotiana führt (was auch im Thresor selbst ausdrücklich hervorgehoben wird). Die Arbeit ist dem ruhig weiter fortbestehenden Zopfe der französischen Promotionsbestimmungen entsprechend in lateinischer Sprache abgefasst, wodurch das Interesse an ihr einigermassen beeinträchtigt und die Lektüre unnötigerweise erschwert wird. Über ihre Gliederung heisst es S. 4: „*Primum, vitam Nicotii breviter complectimur; tum, exposito quibus propriis virtutibus Thesaurus emineat, vel quae in eo desiderentur, duos locos fusius tractamus: quid enim de gallicae linguae originibus senserit Nicotius, et qua via*

atque ratione Gallicorum vocabulorum, quae a Latino sint, figuram et sententiam interpretatus sit, id quam diligentissime expendere conati sumus; perpendimus denique quatenus sermonis saeculi XVI testis habendus est.“

Im ersten Teile stellt L. demnach fest, dass N. circa 1530 in Nîmes geboren, ungefähr 1563 nach Paris gekommen und in königliche Dienste getreten sei. Einige Zeit habe er als Gesandter in Portugal geweilt und von dort auch die Tabakpflanze zur Einführung in Frankreich empfohlen. Schon zwei Jahre vor Veröffentlichung seines *Thresor* sei er am 10. Mai 1604 in Paris verstorben. Aus mehreren Citaten des *Thresor* ergiebt sich, dass unser Lexikograph sich auch dichterisch versucht hat. Beiläufig sei hier bemerkt, dass die Strophenform einer dieser Gedichtstellen (s. v. *cri*) nicht uninteressant ist. Die Stelle lautet:

Sus mon ame Qu'on entâme
Un deuil plus amer que fiel:
Sus ma voix De mes esmois
Jette un cri amont le ciel.

Wir haben also eine Schweifreimstrophe vor uns, deren Kurzzeilen 1, 2 und 4, 5 noch deutlich ihre Herkunft aus einem 7-Silbner verraten. Während nämlich die beiden ersten weibliche 3-Silbner bilden, ist Z. 4 ein männlicher 3- und Z. 5 ein männlicher 4-Silbner. Die 6-zeilige Strophe ist also zunächst auf eine 4-zeilige 7-Silbner-Strophe zurückzuführen und diese, da Z. 1 und 3 reimlos sein würden auf ein 14-silbiges Reimpaar.

Aus seinem Werke geht ebenfalls hervor, dass unter der grossen Anzahl Sprachen, welche N. mehr oder weniger beherrschte, sich auch die Sprache der alten Troubadours befand. Stellen aus Rigauld de Berbezill, Pierre d'Auvergne, Arnaut Daniel, Jaufré Rudel, Aymeric de Belenuci (lies: -nuei) werden von ihm angezogen (vgl. s. v. *guet apensé, rime*).

Im zweiten Teile sucht der Verfasser zu ermitteln, was in dem Thresor als N.'s spezielles Eigentum zu gelten hat. Es ist das im Einzelnen nicht immer mit Sicherheit festzustellen; denn den Grundstock seines Wörterbuches bildet das zuerst 1539 erschienene *Dictionnaire* von Robert Estienne, das erweitert von Thierry 1564 und zum Teil umgearbeitet unter Mitwirkung Nicots 1573 von Jacques du Puy neu aufgelegt war. N. hat aber seine Vorlage einer grundsätzlichen Umgestaltung unterworfen, viele ausführliche Erklärungen in französischer Sprache beigefügt, das Geschlecht der Substantiva und die Accentstelle der mehrsilbigen Worte angegeben, für eine grosse Anzahl Worte etymologische Erörterungen angestellt (was bei R. Estienne nur in ganz vereinzelten Fällen geschehen war), den verzeichneten Wortschatz ganz bedeutend vermehrt und

hier und da auch die Verwendung der Worte durch Belege aus zeitgenössischen oder etwas älteren Schriftstellern veranschaulicht. Durch vergleichende Gegenüberstellung einer Anzahl Artikel aus den Bearbeitungen von 1564, 1573 und 1606 ermöglicht L. dem Leser, sich über die Thätigkeit N's im Einzelnen ein selbständiges Urteil zu bilden. Eine Erörterung der Lücken und Mängel, welche der *Thresor* aufweist, beschliesst diesen Teil der Arbeit.

Im dritten Teile werden die etymologischen Aufstellungen N's einer besonderen Prüfung unterzogen. Während sonst im 16. Jh. die französische Sprache zum grossen Teil von der hebräischen oder gewöhnlicher von der griechischen Sprache abgeleitet wurde, gesteht N. dem Griechischen einen weit geringeren Einfluss auf das Französische zu. Er nimmt zwischen Budé, Bovelles, J. Dubois, H. Estienne, L. Trippault, den einseitigen Verfechtern griechischer Herkunft einerseits und denjenigen andererseits, welche wie Claude Fauchet, Estienne Pasquier und der Verfasser des *Discours non plus melancoliques que divers* (Poitou 1557) schon richtig in der lateinischen Sprache die Hauptquelle der fr. erkannt hatten, einen vermittelnden Standpunkt ein. Die Zahl der fr. Worte, für welche er griechische Herkunft annimmt, ist immerhin noch eine beträchtliche. (Im *Appendix* stellt L. sie S. 183—201 zusammen). Die bei weitem grösste Zahl aber führt er auf lateinische Vorbilder zurück. So hat L. festgestellt, dass von 108 mit *a* beginnenden Worten, für welche N. eine Etymologie aufgestellt hat, sich 85, die lateinischen Ursprungs sein sollen, befinden. Ausserdem erhebt er oft genug Widerspruch gegen griechische Herleitungen seiner Vorgänger oder giebt seine eigenen derartigen Deutungen nur als unmassgebliche Vermutungen. Wichtig ist, dass N. nebenher auch einzelne Worte aus dem Hebräischen, Arabischen, Keltischen, Deutschen oder auch aus einer der anderen romanischen Sprachen, insbesondere der italienischen, spanischen und provenzalischen stammen lässt und sich dabei des gelehrten Charakters der Worte letzterer Art wohl bewusst ist. Nicht gering ist auch anzuschlagen, dass unser Lexikograph hinsichtlich der Laut- und insbesondere hinsichtlich der Bedeutungswandlungen der franz. Worte gegenüber den ihnen zu Grunde liegenden lateinischen weit verständigere Ansichten hegt als seine Zeitgenossen.

Im vierten und letzten Teile hebt L. hervor, eine wie wertvolle Quelle für die Beurteilung der fr. Sprache des 16. Jh.'s N.'s *Thresor* sei. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, dass N. als eine Art Vorgänger von Malherbe gelten muss, da er offenbar mit vollem Bewusstsein einer grossen Anzahl von Neubildungen der damaligen Zeit die Aufnahme in sein Wörterbuch versagt habe, und wiederholt Bemerkungen wie s. v. clochier begegnen: *Aucuns en vsent pour chaque bourg ou village, comme quand ils disent qu'il y*

a tant de clochers en France, telle signification n'est bonnement reglée. Freilich ist von den veralteten Worten der früheren Ausgaben des *Dict.* von R. Estienne so gut wie keines beseitigt, aber doch fast bei allen ist ihre Ungewöhnlichkeit ausdrücklich betont.

Vorstehendes Resumé zeigt zur Genüge, dass die Arbeit von L. als eine recht lehrreiche bezeichnet werden muss. Sie verdient wegen der Sorgfalt der Ausführung überdies alles Lob.

E. STENGEL.

Paris, Gaston. *Le haut enseignement historique et philologique en France.* Paris, H. Welter 1894, 8°, 61 S.

In *Zs.* XV² S. 175 ff. besprach ich Lot's Schrift *L'enseignement supérieur en France* und machte besonders auf die herbe Kritik aufmerksam, welche der Verfasser an dem derzeitigen Universitätsunterricht in Frankreich ausübt, während er ihm gegenüber unsere analogen Verhältnisse in allzu rosigem Lichte schildert. Ich war darum zu glauben geneigt, dass auch seine herbe Kritik bedeutend über das Ziel hinausschiesse. Nun stimmt ihr aber ein Mann wie Gaston Paris in allen wesentlichen Punkten zu. Das verdient jedenfalls unsere volle Beachtung.

Die Brochüre von Paris besteht aus dem Abdruck 1) einer in zwei Artikeln des *Journal des Débat* erschienenen Besprechung von Lots Buch, 2) einer ebenda kurze Zeit hinterher erfolgten Erwiderung von Lavisse nebst einer kurzen Replik von G. Paris und 3) einer Denkschrift über die Reform des höheren Unterrichts aus dem Jahre 1872, welche von einer Kommission hervorragender Gelehrter unter Vorsitz von Renan abgefasst und dem damaligen Unterrichtsminister übergeben worden war.

Paris schildert zunächst, wie er nach seiner Rückkehr aus Göttingen vor ungefähr 30 Jahren sich so recht des Abstandes zwischen deutschem und französischem höheren Unterricht bewusst geworden sei und wie er sich schon damals bemüht habe, deutsche Einrichtungen und deutsche Lehrmethoden in seiner Heimat zur Geltung zu bringen. Von einer ganzen Anzahl ähnlich Gesinnter seien analoge Versuche einer gründlichen Reform des akademischen Unterrichts gemacht, freilich seien in den Einzelheiten die Ansichten vielfach weit auseinander gegangen und die an letzter Stelle von ihm mitgeteilte Denkschrift trage ebenfalls die deutlichen Spuren starker Kompromisse an sich. Aber weder sie noch irgend welche anderen Vorschläge hätten bis jetzt greifbare Resultate gezeitigt und fast sehe es so aus, als seien alle Hoffnungen auf eine gründliche Besserung vergeblich. Das Erscheinen von Lots Streitschrift zeige gleichwohl, das auch die jüngere Generation noch mit vollem

Enthusiasmus für wirklich wissenschaftliche Studien einzutreten im Stande sei. Dadurch habe er sich verpflichtet gefühlt, von neuem in den Kampf einzugreifen, schon um dem beherzten Gesinnungsgenossen Muth einzuflössen, aber auch um das hinzuzufügen, was er selbst zur Sache noch zu sagen habe.

Dem von Lot angeschlagenen Ton stimmt Paris offenbar nicht zu, wohl aber rühmt er die Ehrlichkeit seiner Gesinnung. M. Lot sagt er S. 9, *est visiblement d'un tempérament belliqueuse et même quelque peu agressif; il pousse la sincérité jusqu' à la rudesse, la franchise jusqu' à la brutalité. Il a d'ailleurs les convictions entières, les haines vigoureuses et aussi les grandes espérances de la jeunesse.* An dem Titel des Buches rügt er, dass er viel zu umfassend sei, da auch Lot so gut wie ausschliesslich nur den historisch-philologischen Universitäts-Unterricht behandle.

Die Schwäche dieses Unterrichts in Frankreich giebt sich nach Paris S. 19 hauptsächlich an folgenden Zügen zu erkennen: *petit nombre des professeurs, petit nombre des leçons faites, petit nombre des étudiants, sujets peu scientifiques des cours, manière peu originale et peu instructive de les traiter.*

Eingehender als Lot hebt Paris die ungenügende Besoldung der französischen Professoren hervor, wodurch manche tüchtige Kraft dem Universitätsunterricht verloren gehe. Die Erhöhung der Stundenzahl, welche der Professor wöchentlich erteilt (2 bis 3 Stunden im Durchschnitt), sei dringend erforderlich und lasse sich leicht durch Einführung bezahlter Privatvorlesungen, wie sie in Deutschland beständen, erreichen.

Die Schwäche der Vorlesungen selbst werde, wie Lot dargelegt habe, weit mehr von den Studenten als von den Professoren verschuldet. Lot möchte insbesondere die ganz verkehrten Prüfungsreglements beseitigt und eine möglichst grosse Mannigfaltigkeit in der Auswahl der zu wählenden Prüfungsfächer eingeführt wissen. Paris ist in letzterer Beziehung anderer Meinung und erblickt seinerseits das Hauptübel in der immer ungenügender werdenden Vorbildung der Studenten. Er verlangt (S. 25) Ersatz der von den übrigen Gymnasialklassen innerlich vollkommen losgelösten Selekta, der sogenannten Philosophie, durch eine wirkliche Gymnasialklasse, durch welche die bisherigen stümperhaften Kenntnisse in den alten Sprachen, in Geschichte und Geographie und in den Elementen der Naturwissenschaften thunlichst vervollkommnet werden könnten, er verlangt überhaupt, dass man nicht wie bisher in Frankreich mit dem 18., sondern erst mit dem 20. Jahre die Schule verlasse, dann ein Jahr diene und erst mit dem 21. Jahre die eigentlichen Studien beginne. Nach 3jährigem Studium könnte das erste Examen, die „licence", welche *porterait (avec la connaissance du grec et du latin*

comme base générale) sur des matières facultatives, abgelegt werden und zwei Jahre hinterher für jede der in Frage kommenden Beamtenlaufbahnen eine eigene Staatsprüfung vor Specialexaminatoren. Ich glaube nicht, dass diese Vorschläge von Paris als besonders glücklich bezeichnet werden können, abgesehen davon, dass sie schon aus äusseren Gründen unausführbar erscheinen. Ich glaube vielmehr dass, wenn der gegenwärtige Lycealunterricht in Frankreich *est jusqu'en philosophie, purement formel et mnémonique,* wenn er *n'apprend aux jeunes gens à penser par eux-mêmes et ne leur donne ni le goût ni le moyen de s'instruire d'une façon personnelle et désintéressée* (S. 23) es unnütz sein würde, diesen Unterricht noch um ein Jahr zu verlängern, und dass statt einseitig Wert auf eine mehr oder weniger gründliche Kenntniss der alten Sprachen und Literaturen zu legen, es weit mehr darauf ankommt, die veraltete einseitig formalistische und bis zu einem gewissen Grade sogar gerade aus dem übermässigen Betrieb der alten Sprachen hervorgegangene Unterrichtsmethode aufzugeben und auf das Ziel wahrer Gymnasialbildung mit allen Mitteln moderner Methodik, aber ohne ängstliches Klammern an die bisherigen Lehrgegenstände, hinzuarbeiten.

Was die Vermehrung der Zahl der Professoren anlangt, so warnt Paris S. 27 davor, nicht zu viele feste Professuren für Spezialwissenschaften zu begründen, wie das Lot angeraten hatte. *Chaque Faculté des Lettres pourrait n'avoir que quatre ou cinq chaires fixes, de titre très large, réservées, avec des appointements plus hauts et certaines prérogatives, aux professeurs les plus distingués. Les autres seraient simplement „professeurs à la Faculté des lettres" et enseigneraient ce qu'il voudraient, sous la direction du conseil de la Faculté, qui veillerait à ce que les branches indispensables du savoir fussent convenablement représentées.* Auch diese Vorschläge von Paris scheinen mir kaum durchführbar und im einzelnen auch keineswegs unbedenklich. Doch ist es natürlich für einen Ausländer ohne genauesten Einblick in alle einschlägigen Verhältnisse misslich, sich in eine nähere Diskussion über solche Vorschläge einzulassen.

Bei der Ergänzung der Professoren erkennt auch Paris an, dass eine wesentliche Besserung eingetreten sei, man ernenne nicht mehr einen Hellenisten zum Professor der französischen Litteratur und umgekehrt. *Les professeurs sont bien supérieurs à ce qu'ils étaient il y a trente ans, où tel professeur d'histoire faisait un cours en lisant à son public, charmé d'ailleurs, les Récits mérovingiens* (von Thierry), *où tel autre était professeur de littérature étrangère (quel titre!) sans savoir un mot d'aucune langue étrangère, sauf un peu d'anglais ou d'italien.* Aber heute ‚*nos facultés de province meurent d'inanition et d'ennui. Les changements apportés dans leur régime, depuis vingt ans, ont eu pour principal résultat de transformer généralement leurs*

leçons plus ou moins brillantes, où le soir se donnaient rendez-vous les dames cultivées, les magistrats et les officiers en retraite, en véritables classes de collège, où l'on corrige mélancoliquement des versions et des thèmes grecs, latins, allemands ou anglais.' Die tüchtigen Professoren verlangten darum sehnlichst nach Zuhörern, denen sie ihre Wissenschaft vortragen und die sie in der Kunst, sie sich anzueignen, unterweisen könnten. (Was sagen denn unsere einseitigen Praktiker und unsere Herren Bureaukraten zu diesen Schilderungen unserer kleineren deutschen Universitäten der Zukunft, wenn all ihre schönen Reformen erst verwirklicht sein werden? Entsprechen sie wirklich ihrem Ideale?)

Paris möchte auch, dass die Professoren möglichst in loco vorrückten und dass sie thunlichst nur ihrer Fakultät oder Universität, und in sehr lockerer Weise dem Unterrichtsminister unterstellt sein möchten. Die jetzt mehr und mehr verschwindende Rivalität deutscher Universitäten möchte er auf die französischen übertragen sehen, indem die grossen Städte mit einander wetteifern müssten *d'appeler ou de garder, moyennant quelques sacrifices largement compensées, les représentants les plus distingués de la science. Les professeurs seraient perpétuellement tenus en haleine par une concurrence féconde, et ne seraient plus hypnotisés, comme ils le sont presque tous aujourd'hui, par un regard constamment fixé sur Paris.* Wahrlich schöne Wünsche, aber ach, auch für uns in Deutschland nur Wünsche! Bei uns treibt ja Alles dazu, dass auch unsere Nachfolger *par un regard constamment fixé sur Berlin* hypnotisiert werden müssen.

Auch die Vorbildung für die so wichtige Professorenstellung lässt nach Paris derzeit in Frankreich noch viel zu wünschen übrig. Da die Fakultätsvorlesungen für die rein gelehrten Bedürfnisse künftiger Professoren völlig unangemessen seien, so schlägt er vor, zunächst wenigstens nur *élèves diplomés der „École des hautes Études“* zu Fakultätsprofessoren zu ernennen. Die *École des hautes Études* ist bekanntlich noch eine Schöpfung aus dem Ende des Kaiserreichs und umfasst einen Cyklus von wissenschaftlichen Seminaren, wie solche bei uns jetzt an allen Universitäten für alle Hauptfächer bestehen. In ihr wirken die besten Kräfte und sie hat wahrlich vortreffliches geleistet. Da aber mit ihrem Besuch keinerlei staatliche Berechtigungen verknüpft sind, so rekrutiert sich ihre Mitgliederzahl mehr aus Ausländern als aus Franzosen. G. Paris berichtet sogar, dass er einmal zu seinem Schmerze unter einigen 20 Teilnehmern, die sich bei Beginn eines Lehrkursus zusammengefunden hatten, Schweizer, Deutsche, Schweden, Rumänen, Amerikaner aber keinen einzigen Franzosen gefunden habe. Wie eindringlich und überzeugend er aber auch seinen vorerwähnten Vorschlag empfiehlt und begründet, Erfolg wird er damit kaum haben, da

durch ihn die Eifersüchtelei der Fakultäten und namentlich auch der sonstigen Écoles wach gerufen wird und sie alle in der That als der École des hautes Études untergeordnet erscheinen würden. In der am Schlusse abgedruckten Erwiderung widerspricht denn auch Lavisse diesem *énorme et singulier privilège* und diesem *monopole de l'éducation scientifique* auf das Bestimmteste.

Endlich bemerkt Paris noch S. 33: *Il serait souhaitable qu'à l'avènement d'universités aux vieux sens du mot, sens si français et si glorieux correspondît la radiation définitive du mot Université au sens napoléonien (il désigne, disent les dictionnaires, „l'ensemble des fonctionnaires attachés à l'instruction publique et l'administration qui en a la surveillance“), et qu' à cette radiation se joignît, pour l'enseignement supérieur, une indépendance complète à l'égard des fonctionnaires chargés de donner ou de surveiller les autres ordres d'enseignement.*

Der Verfasser beschliesst seine Besprechung von Lot's Buch mit längeren recht pessimistischen Reflexionen über die Zukunft des wissenschaftlichen Unterrichts auf geschichtlich-philologischem Gebiete in Frankreich, Reflexionen, die in folgenden Sätzen (S. 42) ausklingen: *C'est un grand bonheur que les arbitres de nos destinés aient encore pour ces études surannées un certain respect traditionnel, et veuillent bien leur laisser le moyen de subsister maigrement. Profitons de ce que nous avons; tâchons de remplir dignement les chaires des Facultés et des écoles spéciales, du Collège de France et de l'École des hautes Études, et renonçons aux grandes espérances que nous avions pu concevoir. Entretenons pieusement la petite lumière qui nous reste, entourons-la de nos mains et ne l'exposons pas, sous prétexte de la faire mieux briller, à des yeux qu'elle pourrait importuner: craignons qu'un beau jour un poing brutal ne vienne s'abattre sur ce frêle flambeau et ne nous laisse dans l'obscurité complète.* Sein einziger Trost besteht darin, dass es auch jetzt noch junge begabte Leute wie Lot giebt, die mit Wärme und Überzeugung den Kampf, den die ältere Generation bereits aufgegeben habe, fortzusetzen Willens und im Stande seien.

Mit warmer Teilnahme müssen die Pfleger geschichtlichen und philologischen Unterrichts auf deutschen Universitäten die nun schon 60jährigen Bemühungen französischer Gelehrter verfolgen, welche im wesentlichen alle darauf abzielen, den Stätten wissenschaftlichen Unterrichts in Frankreich ihre alte Unabhängigkeit zurückzuerobern, ihnen wieder zahlreichere und fähigere Lehrer und Schüler zu verschaffen und sie damit wieder zu Pflanzstätten wirklicher Forschung umzugestalten. Unserer Teilnahme und dem aufrichtigen Wunsche für endliches Gelingen dieser Bestrebungen mischen sich freilich bange Sorgen für die Zukunft unserer eigenen Universitätszustände bei, Sorgen, denen ich bereits bei Gelegenheit der Besprechung von

Lot's Schrift Ausdruck verliehen habe, und die durch neuere Massnahmen der preussischen Regierung speziell den Vertretern neuphilologischer Studien sich noch zwingender aufdrängen. Wenn die preussische Regierung in demselben Augenblicke, wo wir uns anschickten, den hundertsten Geburtstag unseres Altmeisters Diez festlich zu begehen, Pläne hegte, welche zur Ausführung gebracht die Zerrüttung des bisherigen neuphilologischen Universitäts-Unterrichts zur Folge gehabt hätten, wenn die mühsam und, wie gern zugestanden werden soll, noch recht unvollkommen ausgestaltete neuphilologische Unterrichtsmethode unserer Seminarien geringschätzig behandelt wird und sogar der Plötzismus, allerdings nur der verschämte, im wissenschaftlichen Staatsexamen wieder mitsprechen will, dann gehört wahrlich ein unverwüstlicher Optimismus oder vielmehr ein unverantwortlicher Leichtsinn dazu, sich in Sicherheit zu wiegen. Möge der Widerstand gegen einen so kurzsichtigen Utilitarismus bei uns kein allzu schwächlicher bleiben, und mögen wir rechtzeitig Vorsorge treffen, dass uns dieselben Zustände erspart werden, welche patriotisch gesinnte Franzosen im dortigen wissenschaftlichen Unterricht so lebhaft beklagen, bisher aber vergeblich abzustellen sich abgemüht haben!

Marburg im März 1894. E. Stengel.

Tisseur, Clair. *Pauca paucis.* Nouvelle édition augmentée d'une seconde série. Lyon, Bernoux et Cumin. 1894. 8°. 380 SS.

Die Dichtungen, mit denen uns hier Tisseur beschenkt, sind nichts weniger als im Geschmacke der Modernen (etwa nach der Theorie Robert de Souza's) gehalten, sowohl dem Inhalt wie der Form nach. Melancholie ist die Stimmung, der die grösste Zahl entsprungen ist. Nicht überschwellende Lebenslust kommt in ihnen zum Ausdruck, sondern die Resignation darüber, dass der Lebensfaden bald zu Ende gesponnen, dass die Jugendzeit unwiderbringlich verloren. Linde Herbstluft durchweht alle Dichtungen und die milde Oktobersonne breitet ihren verklärenden Glanz darüber aus. Tisseur ist weder ein Parnassien noch gar ein Décadent, sondern ein Klassiker. Er lebt und webt in den Ideen des Alterthums und derer, welche sie wiederathmen. André Chénier, der vor 100 Jahren der grossen Revolution zum Opfer fiel, und mit dem man sich neuerdings auch bei uns näher zu beschäftigen beginnt,[1]) bildet wohl sein Hauptvorbild unter den französischen Dichtern, dem er auch in der dichterischen Form, insbesondere in der künstlerichen Behandlung

[1]) Vgl. K. A. Martin Hartmann's verdienstliche *Chénier-Studien* im Jahresbericht des Kgl. Gymn. in Leipzig. Leipzig. 1894. 4°.

des Enjambements nacheifert. Unter deutschen Dichtern ist es vornehmlich Goethe, für den er eine hohe Verehrung an den Tag legt. No. XI der die Überschrift *Domestica* tragenden Abteilung bietet ein herrliches Zeugnis dafür in den Versen: *A propos des élégies romaines,* von denen hier einige zugleich als Beispiel der klassischen Formgewandtheit Tisseur's Platz finden mögen.

Goethe, je relisais, pensif, cette élégie
Où, par le jeu divin d'enchantements secrets,
Tu fais saillir aux yeux éblouis l'éffigie
De la noble beauté romaine. J'admirais
Comme à la vie antique associant ta vie,
Tu règles l'ardeur même aux lois de l'eurythmie,
Au point que dans ton vers, fait de frémissement,
Nul ne sait qui l'emporte, ou l'artiste ou l'amant . . . . .
Mais pour que la chaleur de ton hymne émouvant
Avec mon sang figé circulât dans mes veines,
Pour vivre de ta vie, ô poète! il faudrait
L'âge des cheveux noirs et de l'émoi secret,
L'âge où l'âme enfiévrée est toute de mystères,
L'âge étrange où l'on hait les couches solitaires.
Il faudrait que la Parque oublieuse eût des ans
Laissé tarir le fleuve. — Et tes dards embrasants
Ont glissé sur mon coeur tranquille et doux, ô Goethe!

Die vorliegende Sammlung von Tisseur's Gedichten zerfällt in zwei auch äusserlich getrennte Gruppen. Die erste war bereits 1889 in einer nur für Freunde bestimmten Ausgabe gedruckt. Sie ist nun, nachdem eine Anzahl angesehener französischer Kritiker sie anerkennend besprochen hatte, in neuer Auflage vermehrt um eine neue Folge im Buchhandel erschienen. T. hat den anspruchslosen Titel der ersten Ausgabe auch jetzt beibehalten; denn er fürchtet sehr *que „l'état d'âme' qui a inspiré ces vers soit celui d'un nombre assez minime pour que le livre puisse encore, sans démenti, porter son titre.* Es ist nicht unwahrscheinlich, dass sein Pessimismus, hoffentlich aber nur für die Dichtungen, Recht behält, in welchen die antike Einkleidung unserem heutigen Denken denn doch zu frostig erscheint.

Während die erste Gedicht-Serie sich der Form nach noch ganz in den Bahnen der herkömmlichen französischen Verskunst bewegt, hat sich der Dichter in der zweiten Reihe *affranchi de plusieurs des prétendues règles admises par les traités officiels de poésie, notamment des règles de la rime aux yeux.* Er hat seine metrischen Ansichten zuvor ausführlich in den von uns hier (S. 1 ff.) besprochenen *Modestes observations* etc. dargelegt. Danach nimmt er in seinen späteren Gedichten den kühnsten Neuerern gegenüber noch eine vermittelnde Stellung ein und ist nach wie vor ein Feind aller

hohlen Künsteleien. Reime zwischen Singularen und Pluralen lässt er unbedenklich zu, z. B. S. 303 *oliviers : sablier* u. s. w., während er sich Reime wie: *là : moi,* die z. B. in Sabatier's *Faust* ganz gewöhnlich begegnen, nirgends gestattet.

In den Versarten liebt T. eine grosse Abwechslung und verwendet dabei auch ganz ungewöhnliche, oder allgemein übliche in ungewöhnlicher Gliederung. Unverkennbar ist seine Neigung längere Zeilen dreigliedrig zu bauen. So finden wir 1.) den 9-Silbner aus 3+3+3 in zwei Gedichten: S. 290 u. 308, 2.) den 11-Silbner aus 4+3+4: S. 286 VII, 3.) den 12-Silbner aus 4+3+5: S. 290 XIV (vgl. *Modestes obs.* S. 74 Anm. und ein Gedicht bei Jeanroy *Origines* S. 355), oder 4.) aus 3+6+3: S. 271 VIII, 291 XVII oder auch 5.) aus 4+4+4: S. 256, 293 XX, 295 XXIV (unter gewöhnliche 12-Silbner gemischt: S. 270. 2, 309. 6, 332. 2), 6.) den 13-Silbner aus 4+5+4: S. 288 X, 7.) den 14-Silbner aus 4+4+6: S. 263 V, 273 IX, 292 XVIII. Ein Mal bedient er sich auch des 10-Silbners aus 5+5: S. 313, aber nur in einer *Chanson de May „trouvée en un vieux livre“*. Das Gedicht ergiebt sich in der That als eine Nachbildung der bekannten *chanson à personnages*, in welcher an Stelle der *mal mariée* eine Nonne getreten ist. (Bartsch, Romanzen und Pastourellen I n° 33).

Im Gegensatz zu den Parnassiens und Décadents beobacht T. die festen Accente im Innern der Langzeilen sehr streng; nur bei dem 12-Silbner aus 4+4+4 ist der erste Accent ein Mal vernachlässigt, nämlich S. 293, 1: *Jeté dans la | brumeuse geô | le de la vie.* Dagegen unterdrückt er oft die danach herkömmlicher Weise eintretende Pause, indem er der betonten eine tonlose Wortschlusssilbe folgen lässt, wodurch also schwache Reihenschlüsse enstehen. So 1.) im 9-Silbner: S. 290 XV, 3 *Pourquoi naî|tre, mourir? | Je te vois || Du cosmos misérable ironie;* 2.) im 10-Silbner bei dem gelegentlich auftretenden Reihenschluss nach sechster statt nach vierter Silbe: S. 265, 8: *Une source frigi|de, murmurante,* S. 267, 7 v. u.: *Pourqoui donc une Ter|re si cruelle?;* 3.) im 12-Silbner aus 6+6: S. 295 XXV 2 ff.: *Croit-elle que tout pleu|re sa mort? Considère || Que ta vie . . . || N'est rien qu'une parcel|le vaine, indifférente,* S. 332, 3: *Une lueur, || Ainsi qu'un crépuscu|le boréal, éclaire || De lugubres rayons une lugubre Terre;* 4.) im 12-Silbner aus 4+4+4: S. 256, 4, S. 295, 2: *Dans l'impassi|ble gravité, | les sages dieux,* 333, 1: *Luttent encor | pour l'existen|ce. Quelques peaux || D'ours . . . couvrent leur chair,* 361, 2 v. u.; 5.) im 14-Silbner aus 4+4+6: S. 292, 2: *De l'odieu|se multitude | a fui le souffle épais.*

Um den Leser in den Stand zu setzen, sich über den oft äusserst wirksamen Klang der ungewöhnlichen Versarten bei Tisseur eine Vorstellung zu bilden, mögen hier einige Proben mitgeteilt werden:

a) 9-Silbner: S. 308 No. 5 der *Sub Sole* überschriebenen Gedichte mit dem Titel „*Le lézard gris*“

1. Le lézard | innocent | vient furtif
   Se chauffer | aux rayons | de novembre.
   Sur le seuil | attiedi | de ma chambre,
   Il se tient | immobile | et craintif.
2. L'heure au pas | monotone | et sûr, l'heure
   Passe et fuit. | S'abreuvant | de soleil
   Oublieux | du réel | , il demeure
   Engourdi | sous l'efflu|ve vermeil.
3. Nos deux sorts | sont jumeaux: | solitaire,
   Patient, | coutumier | de souffrir,
   Sans venin, | un abri | sous la pierre
   Te suffit | pour rêver | . . . et mourir.

b) 10-Silbner (5+5): S. 313 *Chanson de May* (vgl. oben):

1. Amour a chassé | la froidure haïe,
   Amour vient d'ouvrir | la rose esjouie;
   Au long d'un bosquet, | sous une abbaye,
   Je l'aillois cueillant, | l'âme espanouie.
   J'ouïs une voix, | d'esmoys envahie[1]):
   „Je sens le doulx mal | sous ma gorgerette;
   „Mauldit soit celuy | qui me fit nonnete! . . .
4. „De quelque seigneur | si j'estois l'amie,
   „Les aspres soucys | ne me tiendroient mie;
   „Rouge encor seroit | ma levre blesmie;
   „Dans son sein vouldrois | ma teste endormie.
   „Je sens le doulx mal | sous ma gorgerette;
   „Mauldit soit celuy | qui me fit nonnete!“
5. Dans mon sang couroit | la parole ouïe:
   Ta voix, May divin! | veult estre obéie!
   Du moustier tirai | la nonne, esbahie
   Que son coeur troublé | l'eust ainsi trahie.
   La pucelle en fleur | chantoit, esblouie:
   „Je sens le doulx mal | sous ma gorgerette;
   „Loué soit Jésus, | plus ne suis nonnette!“

c) 11-Silbner aus 4+3+4: S. 286 No. VII der Aurea Carmina

Cherche la vie | apaisée | et transparente
Comme l'azur | lumineux | des nuits d'été,

---

[1]) Dies ist eine Pluszeile, welche in den Strophen 2—4 fehlt und durchaus im Original, das überdies die etwas abweichende Reimformel: *a a a b b b* aufweist und dessen Refrain durchweg lautet:

„Je sent les dous maus les ma ceinturete,
„Malois soit de deu qui me fist nonnete.“

Man beachte die vielen absichtlichen Archaismen bei Tisseur.

Lorsque le choeur | innocent | des grillons chante,
Lorsque la Paix | vient remplir | l'immensité.
Règle la vie | en ton sein, | toujours égale,
Comme le grain, | lentement, | sans intervalle,
Au sablier | de Kronos | précipité.

d) 12-Silbner (4+3+5): S. 290 No. XIV der *Aurea carmina*
Est ce une fin, | cette fin | de toutes les choses?
Ton corps s'éteint, | se dissout: | du fumier infâme,
Sous le baiser | d'Hélios, | va naître une rose.
Pas un ato|me ne peut, | dans l'ardente flamme,
S'annéantir. | Rien ne meurt, | tout se recompose.
Comment pourrait | disparaître | un atome d'âme?

e) 12-Silbner (3+6+3): S. 271 No. 8 der Vetera unter dem Titel: Aprilis.

La saison | des renoncules d'or, | la saison
Qui transforme | en scintillant écrin | le gazon,
3. Reparaît, | les yeux baignés d'amour; | elle éveille
La fourmi, | dans ses greniers blottie, | et l'abeille
Attendant, | sous l'abri tiède et clos, | le moment
6. Où la fleur, | dont le bouton hâtif | pointe à peine,
Va s'unir, | alourdie et pâmée, | à l'amant.
Le dieu Pan, | cheri des chevriers, | dieu charmant,
9. Dieu léger, | descend des monts neigeux; | il ramène
Tous ces dons, | la grâce et le souci | du domaine.

Während hier nur zwei unter zehn Zeilen auch noch einen vierten Accent auf der sechsten Silbe haben (5 u. 7), zeigt No. XVII der Aurea carmina (S. 291) in drei unter fünf Zeilen einen solchen (2, 3, 5):

Resigné, | renonce au vaste Hémus, | à l'Ida;
Aux forêts, | jusqu'aux cieux s'élevant, | éternelles.
Trop heureux, | si le Pèr e divin | t'accorda
D'un cyprès, | au front épais et noir, | l'ombre grêle
Pour t'asseoir, | sans desirs, sans remords, | sans querelles.

f) 13-Silbner (4+5+4): S. 288 No. X der *Aurea carmina*

O Père saint, | si tu détenais | dans ta main droite
Ce pur trésor | qu'éternellement | l'homme convoite:
3. La Vérité! | Puis dans l'autre main, | l'ardent désir,
Qui la poursuit, | sans même l'espoir | de la saisir,
Je te dirais: | „Source de tout bien, | ouvre ta gauche!
6. Conserve-moi | les songes errants | que l'âme ébauche,
Ma passion | irrémédia|ble du Pourquoi!
L'éclat du Vrai, | trop vif, pour nos yeux, | n'est que pour toi!
Rien n'ennoblit | que l'effort, l'effort | même illusoire.
Ce qui m'émeut, c'est l'âpre combat, non la victoire.“

g) 14-Silbner (4+4+6): S. 273 No. IX der *Vetera*, betitelt: *Patroklès.*

. . . .

21. D'un doigt léger | le Pythien | touche le vaste dos.
Le trouble noir | est descendu | dans l'âme du héros;
Le casque d'or | roule à ses pieds; | et l'aigrette, éclatante,
24. Jetant l'effroi, | se souille et traîne | en la fange sanglante.
La Force ardente | a délaissé | les membres; la cuirasse,
Qui recouvrait | les flancs nerveux, | vacille, se délace,
27. Glisse; le bras | laisse échapper | le bouclier, et l'orbe,
Comme un grand toit, | couvre le sol. | Alors le vil Euphorbe,
Tel un bouvier | piquant un boeuf | du rustique aiguillon,
30. Le frappe au dos. | L'avide airain | s'ouvre au coeur un sillon.
Semblable au pin | déraciné, | l'Opontien s'incline,
Tombe pesant | ... Et sa grande âme | a quitté sa poitrine....
44. Soldat obscur | en la mêlée | humaine, sans effroi,
Comme lui meurs, | silencieux, | sous le mystique doigt!

Die 14-Silbner machen — obwohl ähnlich gebaute schon bei Fantosme, in der Vie de S. Auban und in Venus la Deese vorkommen (vgl. Tobler[3] S. 104) — fast den Eindruck, als wären sie durch Wiederzusammenfügung von Schweifreimversen entstanden, als ginge also ein Reimpaar auf eine Schweifreimstrophe der Form $a_4 a_4 b_6 c_4 c_4 b_6$ zurück, indem in letzterer die 4-Silbner ja nur ihrer Reime entkleidet zu werden brauchten, um das 14-silbige Reimpaar herzustellen. Umgekehrt sind bekanntlich die trochäischen 14-Silbner älterer Zeit durch Zerlegung in Schweifreimstrophen der Form $a'_3 a'_3 b_7 c'_3 c'_3 b_7$ verwandelt worden und Tisseur's Strophenform $a_3 a_3 b'_7 c_4 c_3 b'_7$ S. 305 ist offenbar nur eine moderne und gekünstelte Variante davon. Als eine ebensolche giebt sich auch die Strophenform $a'_8 b_7 c'_8 b_7$ S. 319 No. 2 der *Chants du village* mit der Überschrift: *L'euphorbe* zu erkennen. Auf diese Weise erklärt sich ohne Schwierigkeit die Reimlosigkeit der *a*- und *c*-Zeilen.

Übrigens ist auch die Schlusszeile der Strophenform $a'_8 a'_8 b'_8 b'_8 c_7$, die Tisseur S. 316 in einer sehr freien Nachbildung der mittelalterlichen *Alba* angewandt hat, reimlos; und in seiner wohlgelungenen Bearbeitung von Heine's Wallfahrt nach Kevlaar (S. 337 ff.) hat T. in Nachahmung des Originals ebenfalls solche in der französischen Poesie sonst ungewöhnliche Waisen zugelassen. Der stimmungsvolle Schlussteil des *Pèlerinage* möge den Schluss auch dieser Anzeige bilden: . . . .

11. L'enfant soupirant prend l'offrande;
Soupirant va vers Notre-Dame.
Des larmes luisent dans ses yeux
Les mots s'échappent de son âme:

12. „O vous entre toutes bénie,
„O Vierge pure, ô Vierge sainte,
„Très bénigne Reine des cieux,
„Vers vous laissez monter ma plainte!
13. „Nous demeurons, ma mère et moi,
„Dans Cologne la catholique,
„La ville aux quatre cents chapelles,
„A la superbe basilique!
14. „Et près de nous logeait Gretchen.
„Et maintenant Gretchen est morte.
„O Vierge, guérinez mon mal!
„Regardez ce coeur que j'apporte!
15. „O guérissez mon coeur souffrant!
„C'est un pauvre enfant qui vous prie.
„Soir et matin il redira:
„Louanges soient à vous, Marie!“
16. La mère, avec le fils dolent,
Sont endormis dans leur chambrette.
Entre soudain la Vierge sainte;
Sa marche est légère et discrète.
17. Elle se courba vers l'enfant,
Et sur sa poitrine innocente
Très doucement posa la main,
Et puis disparut souriante.
18. La mère, en rêve, avait tout vu.
— Tout s'obscurcit. — Non sans effort,
Elle secoua le sommeil.
Les chiens aboyaient à la mort.
19. Le petit, les traits reposés,
Gisait mort dans son humble lit;
La fraîche rougeur de l'aurore
Se jouait sur son front pâli.
20. La mère joignit les deux mains;
Et sein gouflé, larme tarie,
Elle murmurait faiblement:
„Louanges soient à vous, Marie!“

E. Stengel.

Plauchud, Eugène. *Lou Diamant de Sant-Maime.* Fourcouquié, A. Crest, Esquichaire de l'Atenéu, 1893. 8°. 283 SS. Mit sieben phototypischen Abbildungen.

Inmitten eines reichen Flores lyrischer Blüten, reifen im Haine der zeitgenössischen provençalischen Poesie in aller Stille die goldenen

epischen Früchte. Ihrer sieben, voll Frische und Süsse, bietet seinen Landsleuten soeben der Feliber von Fourcouquié in den eben so vielen Gesängen seiner reizenden Troubadour-Novelle „Lou Diamant de Sant Maime". *Sant Maime* war das Lieblingsschloss des Grafen Raimund Berengar des Grossen von Provence und *lou Diamant* hiess im Volksmunde des Grafen liebreizende jüngste Tochter Beatris, später Gemahlin Karls von Anjou, uns als ehrgeizige Fürstin und leidenschaftliche Feindin der Hohenstaufen bekannt. Aber nicht die geschichtliche Gestalt Beatrisens lässt die Phantasie des Dichters vor uns erstehen, sondern die kaum erst erblühende holde *chato de prouvenço*, noch halb ein Kind, zur Zeit ihres ersten unschuldigen Liebesromans mit dem jungen Troubadour Gouchié.

Bei Beginn der Erzählung tragen die drei sagenhaft schönen ältern Schwestern Beatrisens bereits Kronen. Margarethe ist mit dem heiligen Kreuzfahrer Ludwig IX von Frankreich, Alienor mit König Heinrich III von England, Susanna mit dessen Bruder Richard von Cornwallis, dem spätern deutschen Schein-Kaiser, vermählt. Beatris lernen wir zuerst kennen bei Gelegenheit ihres im Vaterhause festlich begangenen fünfzehnten Geburtstages. Nach berühmtem Muster beschreibt uns der Dichter die Reize seiner jugendlichen Heldin nicht sowohl direct, als in ihrer Wirkung auf die sie umgebende Männerwelt:

Wie lieblich doch die Jüngste war
Der auserlesnen Töchterschar
Des Grafen Reimund Berengar!
Für Alle war es offenbar
— Sie selbst nur ward es nicht gewahr —
Dass ihre Stirn so morgenklar,
Des jungen Busens Zwillingspaar,
Das reiche goldne Ringelhaar,
Ihr Auge, blau und wunderbar
Die Herzenslust und Brandgefahr
Der Herren in Harnisch und Talar
An ihres Vaters Hofe war.

Der Graf Berengar, ein väterlicher, vielgeliebter Regent, lässt sein Volk am Familienfeste teilnehmen. Auch viele Troubadours haben sich eingefunden und wetteifern in ihren Gesängen. Den Preis trägt Gouchié davon, mit einer Canzone, deren erste und letzte Strophe gewissermassen das Leitmotiv der ganzen Dichtung bilden:

Mit Ihr darf Keine sich vergleichen!
Ihr Aug ist blau, ihr Blick ist mild,
Den Lippen süsser Laut entquillt,
Sie ist Provencens Ebenbild,

Sie ist mein Hort und Gnadenzeichen;
Doch eh im Tod mein Auge bricht
Erfährt sies nicht.

— — — — — — —

Ihr gelten meiner Liebe Gluten,
Ihr hab ich all mein Herz geweiht,
Ihr will ich folgen jederzeit,
Für sie bin ich zum Tod bereit;
Mit Freuden will ich für sie bluten!
Dann, wenn dereinst mein Auge bricht,
Verberg ichs nicht!

Gouchié ist, ohne es zu wissen, ein Nachkomme des ein Jahrhundert zuvor durch seine Tapferkeit berühmt gewesenen Bastards von Fourcouquié, also fürstlichen Blutes. Er ist aber in der Meinung aufgewachsen, ein Sohn des Volks zu sein, dem allerdings durch einen Geistlichen eine sorgfältige Erziehung zu teil geworden ist, und wagt es nicht, seine Augen zu Beatris zu erheben. Und als inmitten der Festlichkeiten der König Peter von Aragon und Karl von Anjou erscheinen, mit der Absicht, um Beatrisens Hand zu werben, verschwindet Gouchié aus dem Schlosse und folgt Abends seufzend von ferne dem Reiterzuge, in dem sich der Graf mit seinen Damen und Gästen von Schloss Maime nach seiner Residenz Fourcouquié begibt.

Glanzvoll und farbenreich sind die Bilder des Aufzuges der Volksmenge, der Ratsgesandten und der Troubadours zum Feste, der Ankunft der Prinzen und der fürstlichen Cavalcade, die bei Sonnenuntergang durch die Felder zieht.

In Fourcouquié wird unter dem Vorsitze der berühmten „Trouveresse“ *Faneto von Goutelme* ein Minnehof abgehalten — wieder eine prächtige Schilderung. Inzwischen hat sich, als dritter Freier, der Graf Raimund von Toulouse eingefunden. Emeri Peguilhan, Péire Vidal und Bertrand von Lamenon singen das Lob der drei Fürsten, aber Beatris, ihren Gedanken an Gouchié nachhängend, ist eine zerstreute Zuhörerin. Da ertönt leise aus dem Schlossgarten der Gesang einer wohlbekannten Stimme:

Mit Ihr darf Keiner sich vergleichen! u. s. w.

Am folgenden Tage findet zu Ehren der fürstlichen Gäste eine grosse Jagd statt. Nach der Mittagsrast zerstreuen sich die Jäger wiederum nach allen Seiten, nur Beatris verweilt noch etwas mit ihren Damen im Schatten eines Baumes. Da dringt plötzlich ein verwundeter Bär auf die Wehrlosen ein, aber in demselben Augenblick stürzt Gouchié, der die Nacht im Walde und den Tag ungesehen in der Nähe der Geliebten zugebracht hatte, aus dem Dickicht hervor und erlegt das wütende Tier zu Beatris Füssen.

Der Graf Berengar belohnt den Retter seiner Tochter mit dem Ritterschlage und nimmt ihn unter die Herren seines Hofes auf. Aber nicht lange darf Gouchié sich der Gunst des Vaters seiner Angebeteten erfreuen. Die Sorge um die Zukunft seiner geliebten Provence, zu deren alleiniger Erbin, mit Ausschluss der königlichen Schwestern, er seine jüngste Tochter bestellt hatte, legt den edlen Fürsten in ein frühes Grab. Der Hofnarr Rigoulet, ein kluges altes Männlein voll heisser Vaterlandsliebe, enthüllt Gouchié das Geheimnis seiner Herkunft und ermutigt ihn, um die Prinzessin zu werben und damit die Provence den Provençalen zu erhalten.

Auf einem Spaziergange mit Beatris, den Gouchié benutzen will, um ihr seine Liebe zu gestehen, werden die Beiden auf dem Rückwege nach dem Schloss von Bravi überfallen, die Aragon zur Entführung Beatris' gedungen hatte, um sich mit ihrer Person des Erbes der Provence zu versichern. Gouchié schlägt einen der Briganten mit der Faust zu Boden, entreisst ihm sein Schwert, streckt drei weitere Angreifer nieder, die übrigen ergreifen die Flucht. Im Schloss ist der Lärm gehört worden, es naht Hülfe, Beatris ist frei. Aber Gouchié hat eine tötliche Wunde empfangen, der er nach wenigen Tagen erliegt. Und sterbend flüstert er der Geliebten den Schluss seines Liedes zu:

Dir galten meiner Liebe Gluten,
Dir hab ich all mein Herz geweiht,
Dir wollt ich folgen jederzeit,
Für Dich zu sterben froh bereit;
Mit Freuden wollt ich für Dich bluten!
Nun, da der Tod mein Auge bricht,
Verschweig ichs nicht!

Und der Dichter schliesst mit den Worten:

„Em' éu s'es envoura l'àmo de Prouvènço!"

Zahlreiche episodische Sagen und Legenden vervollständigen das anziehende Bild der mittelalterlichen Provence. Die Dichtung bewegt sich, mit Ausnahme der eingelegten Canzonen und Sirventen in vierfüssigen Jamben, die mit Alexandrinern und gelegentlich eingestreuten jambischen Langversen abwechseln. Das Ganze ist mit dem vollen Reimreichtum der provençalischen Kunstpoesie geschmückt. Wie alle Erzeugnisse des Felibertums durchweht auch das Epos vom *Diamant* ein Hauch sittlicher Reinheit und Gesundheit, der wohlthuend absticht von der ewigen Variation des einen Themas in der neueren und neuesten Pariser Schriftstellerei. Ausnahmen vorbehalten; aber sie sind wahrlich selten genug.

Die Gestalt Gouchiés ist historisch nicht verbürgt. Wohl aber erzählt eine in der Gegend der Niederalpen von Matiéu Paris gesammelte Tradition von einem jungen provençalischen Edelmann,

der keine anderen Schätze besessen als seine Sangeskunst und seine Liebe zu Beatris, und der es versucht habe, den vornehmen fremden Freiern die Braut streitig zu machen. Auf diese dürftige Nachricht hat Plauchud seine Dichtung aufgebaut und in ihr dem Gefühl der besten seiner Landsleute Ausdruck gegeben, die es heute noch, nach mehr als sechshundert Jahren, nicht verwinden können, dass die Provence von jener Zeit an aufgehört hat, ein wahrhaft selbständiges Land zu sein. Denn wenn auch der förmliche Anschluss an die centralistische Grossmacht erst nach dem Tode des Königs René stattfand, so bestand die Unabhängigkeit, seit der Thronbesteigung der Fürsten aus dem Hause Anjou, doch mehr dem Namen als der That nach.

Plauchud hat seine Troubadour-Novelle im Dialekt von Fourcouquié verfasst. An Feinheit der Charakterzeichnung und psychologischer Tiefe kann sie sich mit dem, was die deutsche Litteratur unter dem gleichen Titel bringt, nicht messen. Aber eine heisse Liebe zur Heimat, ein lebhaftes Empfinden für den Glanz ihrer Vergangenheit, für die Schönheiten seiner Natur und Landschaft erfreuen den Leser auf jeder Seite und erwecken den Wunsch, dass Plauchud seiner schönen Gabe bald eine weitere folgen lassen möchte. —

A. Bertuch.

Oeuvres de Molière, nouv. éd. etc. par M. M. **Eugène Despois** et **Paul Mesnards.** Tome Xème. Paris, Hachette & Cie 1889. Tome XIème ib. 1893.

Während die früheren Bände dieser grossartigen und musterhaften Molière-Ausgabe immer bald nach ihrem Erscheinen in dieser Zeitschrift zur Anzeige gelangten, hat sich noch keiner bereit finden lassen, dem zehnten nun schon nicht mehr ganz neuen Teile gleiche Ehre zu erweisen. Und dieses Missgeschick lässt sich wohl erklären. Der X. Band enthält die Biographie des Dichters auf 486 eng gedruckten Seiten. Leute nun, denen das Molière-Studium nicht besonders nahe liegt, überlassen die Ehre, ein so berühmtes Werk zu kritisieren, herzlich gern den Molièristen. Diese aber haben Lebensbeschreibungen über ihren Helden schon zu Dutzenden gelesen, alte und neue, wissenschaftliche und populäre, objektive und tendenziöse, wortreiche und bündige, auch sie sind daher nicht erpicht darauf, wieder eine neue 486 Seiten lange Darstellung durchzuarbeiten, um am Ende der Arbeit feststellen zu können: „Es steht nichts neues darin," was ihnen auch bei Beginn ihrer Mühe schon völlig bekannt war. Seit den Biographien von Mahrenholtz, Lotheissen und Moland (2. Ausg.) ist nichts entdeckt oder gefunden

worden, wodurch die Kenntnis über Molière's Leben irgendwie beeinflusst würde, und auch diese neue Arbeit Mesnard's bringt weder neue Thatsachen, noch neue Gesichtspunkte. Die Erzählung beginnt mit des Dichters Urahnen, welche im 14. Jh. zu Beauvais lebten, und schreitet dann Schritt für Schritt chronologisch weiter, bis auch Mme. de Montalant, des Dichters überlebende Tochter, i. J. 1723 des Todes verblichen ist.

In Bezug auf vollständige Benutzung des gesamten einschlägigen Quellenmaterials, ferner in der ruhigen, umsichtigen Erörterung der vielfachen Probleme und Streitfragen, endlich in Anführung aller Dinge, welche die noch immer vorhandenen *points obscurs* aufzuklären scheinen könnten, leistet das Werk das überhaupt Erreichbare, und über keine Mol. betreffende Frage wird es den Suchenden im Stiche lassen. Somit ist das Buch als biographisches Nachschlagewerk, besonders seitdem 1890 eine *table alphabétique et analytique* dazu erschien, von unschätzbarem und bleibendem Werte; aber eine Schrift, welche man mit Genuss und ästhetischem Interesse von Anfang bis zu Ende lesen kann, kurz ein biographisches Kunstwerk ist es nicht. Das zeigt schon äusserlich der gänzliche Mangel irgend einer Gliederung des Stoffes in kleinere Abteilungen. Jedenfalls aber hat Mesnards eine auf lange Jahre hinaus massgebend bleibende Verarbeitung des biographischen Materials geliefert, was wohl mit unsäglicher Mühe verbunden, aber auch in hohem Grade verdienstvoll ist.

Der XI. nur 326 Seiten umfassende Band enthält hauptsächlich die *notice bibliographique* von A. Desfeuilles. Dieselbe zerfällt in zwei Hauptteile, von denen der erste die Ausgaben der Molière'schen Werke, u. zw. 1. Einzeldrucke, 2. Sammeldrucke und Gesamtausgaben, 3. Übersetzungen behandelt; der zweite Hauptteil zählt Schriften auf, welche auf Molière sich beziehen, u. zw. 1. solche, welche auf die einzelnen Dichtungen Bezug nehmen, 2. biographische und litterarische. Innerhalb der einzelnen Abteilungen ist im allgemeinen die chronologische Aufzählung durchgeführt. Augenscheinlich hat der Verf. Vollständigkeit zu erreichen nicht erstrebt, er hat nur die bedeutenden und irgendwie wichtigen Erscheinungen verzeichnet. Wenn eine kritische Musterung so angelegter Bibliographien auch kaum möglich ist, so muss man doch nach eingehender Durchsicht zu der Ansicht kommen, dass wirklich wertvolle Werke nicht übersehen worden sind. Freilich vermisse ich ungern die Zélinde und, was man mir nicht verargen wird, meine Ausgabe des Villiers'schen Festin de Pierre. Deutsche Arbeiten sind ausgiebig und auf gerecht würdigende Weise herangezogen, zu bedauern aber ist, dass von deutschen Zeitschriften fast nur die vorliegende Berücksichtigung gefunden hat; Herrig's Archiv enthält manchen Aufsatz (z. B. von

Mahrenholtz), der recht wohl eine Erwähnung verdient hätte. Für den gewöhnlichen Bedarf reicht das Dargebotene aus, zumal es in den Abhandlungen zu den einzelnen Werken eine grossartige Ergänzung findet. Lacroix' Bibl. mol. wird dadurch nicht überflüssig gemacht, aber Moland's Bibliographie in I. B. seiner neuen (Raub-)Ausgabe ungeheuer übertroffen. — Dann folgen S. 276 bis 318 *additions et corrections* zu den früheren Bänden, in welchen auch wieder deutsche Verbesserungs- und Erklärungsvorschläge gewürdigt und zum Teil angenommen werden.

Von dieser Molière-Ausgabe stehen nun noch aus das Album, besonders aber das Lexikon. Dass A. Desfeuilles, der seit Despois' frühzeitigem Tode die Commentierung der einzelnen Stücke besorgte, der geeignete Mann ist, um eine Arbeit von dieser Tragweite zu leisten, wird jeder Kenner unumwunden zugestehen; möge es ihm gelingen, auch im *Lexique* etwas Mustergültiges zu schaffen und das Werk, welchem er vom ersten Entstehen seine Kräfte gewidmet hat, auf das Schönste zu krönen.

DORTMUND. W. KNÖRICH.

Sachs, Karl. *Französisch-Deutsches Supplement-Lexicon.* Eine Ergänzung zu Sachs-Villatte, encyklopädisches Wörterbuch, sowie zu allen bis jetzt erschienenen französisch-deutschen Wörterbüchern. Berlin, Langenscheidt, 1894. Gr. 4; Mk. 10.

Man konnte früher der französischen Sprache mit Recht den Vorwurf machen, sie sei allzu spröde in der Aufnahme neuer Wörter und wache allzu ängstlich darüber, dass der fast wie ein Heiligtum behütete Sprachschatz nicht leichtfertig durch kecke Eindringlinge entweiht werde. Seit den letzten Jahrzehnten aber hat sie aus Ursachen verschiedener Art diese Bedenklichkeit abzulegen begonnen; sie ist kühner, kosmopolitischer geworden. Sie nimmt ohne weiteres, wo es ihr passt, und selbst aus trüber Quelle, neue Elemente in sich auf; fast täglich eignet sie sich Fremdwörter an oder bildet selbst mit grosser Freiheit solche, um sie sofort in den schriftlichen Gebrauch zu bringen.

Man kann zwar diese plötzliche Hast nach Neuem eine bedenkliche nennen, die möglicher Weise zur teilweisen Verwilderung des Idioms führt. Aber es ist eine Bewegung, eine Thatsache, die sich nicht ignorieren lässt und mit welcher man rechnen muss. Bei der weiten Verbreitung und der Bedeutung, welche die französische Sprache und das französische Schrifttum in Europa geniesst, muss man notwendig im Auslande auf diese Evolution Rücksicht nehmen,

und am wenigsten kann sich ihr die französisch-deutsche Lexicographie entziehen. Diese Notwendigkeit hat der verdiente Verleger des mustergültigen encyklopädischen Wörterbuches der französischen Sprache von Sachs richtig erkannt, indem er eine seit längerer Zeit sorgfältigst vorbereitete Ergänzung dieses Werkes unter der Aufschrift *Französisch-Deutsches Supplement-Lexikon* auf nicht weniger als 328 Seiten kürzlich erscheinen liess.

In ihm sind zunächst die seit dem Jahr 1869, in welchem die grosse Ausgabe des Wörterbuches veröffentlicht wurde, in den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens massenhaft entstandenen Neubildungen in nahezu erschöpfender Vollständigkeit aufgenommen. Sorgfältig sind auch neue Bedeutungen älterer Wörter verzeichnet. Bereicherung hat auch die Aufzählung der Eigennamen erfahren, ja vielleicht in zu ausgedehntem Masse. Denn die Namhaftmachung ganz kleiner und historisch unwichtiger Ortschaften, Bäche und Berge wie *Capelle*, *Brigach*, *Infernet* war wohl entbehrlich, ebenso die Aufführung mancher wenig bedeutender Personennamen, unter denen sich z. B. auch die zwei Chocoladefabrikanten *Menier* und *Suchard* befinden. Statt dieser hätte wohl eher *Belisame*, die Minerva der alten Gallier, und *Roquelaure*, der in der französischen Litteratur ungefähr ein ähnlicher Typus wie unser Eulenspiegel ist, Berücksichtigung verdient. Ebenso sind dialektische Ausdrücke in zu ausgiebiger Zahl aufgenommen, namentlich schweizerischen Ursprungs, z. B. *boiton*, *bouclement*, *châble*, *channe*, *frédieu*, *chête*, *pipatzer* u. s. w. Allzu grosse Gastfreundschaft hat man endlich den Argot-Wörtern erwiesen, sogar den widerlichsten und anstössigsten. Diese hätte man den Parisismen von Villatte überlassen können, die nun fast sämtlich in dem Supplement aufgenommen worden sind.

Wenn aber in mancher Hinsicht zu viel aufgenommen ist, so lassen sich anderseits auch einige Lücken in dem Buche nachweisen. Diese waren allerdings der Natur der Sache nach unvermeidlich. Denn es vergeht fast kein Tag, keine Stunde, in der nicht — sei es durch einen ernsten Ursprung, sei es durch die blosse Laune eines Schriftstellers — neue Wörter aufschiessen und ihre Lebenskraft versuchen. Wir wollen im Folgenden aus unseren gelegentlichen Notizen eine kleine Sammlung als Nachtrag zu dem so reichlich in dem Supplement Gebotenen geben. Wir beginnen mit der Aufzählung derjenigen Neologismen, welche auf dem Boden der Wissenschaft entstanden sind, und nennen zunächst die auf dem unendlichen Gebiet der Medicin und Chemie jüngst aufgetauchten, ohne aber Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Es sind folgende: *acétophosphate*, s. m.; *anesthiseur*, a.; *anthracommarin*, a.; *antibacillaire*, a.; *antipulmonaire*, a.; *antisarcine*, s. f.; *antivacciniste*, s. m.; *aseptie*,

s. f.; *autoempoisonnement,* s. m.; *s'autosuggestionner; bacille-virgule,* s. m.; *bactériologue,* s. m.; *blépharoplastre,* s. m. (= réparation des paupières au moyen de lambeaux empruntés à la face); *boricine,* s. f.; *un cardiaque; les cardio-scléroses; la carbonite* (von Gellhof erfundener Sprengstoff); *une cérébralité* (z. B. -spéciale eine besondere Geistesanlage); *choleriser* qn.; *cinnamique,* a.; *dentin,* s. m. (Zahneinspritzungsmittel); *dinitrosocrésorcine,* s. f.; *duboisine,* s. f.; *dysenthériser,* qn.; *énervant,* s. m. (schwächendes Mittel); *une existabilité* (z. B. nerveuse); *extravasculaire; filipuncture,* s. f. (opération qui consiste à introduire dans un anévrisme un fil métallique, en vue d'y déterminer des modifications favorables); *ganglionnaire,* a.; *glycérophosphate,* s. m.; *grippe-éclair,* s. f.; *gynéoclinique,* s. f.; *hydrophile,* a. (z. B. de la ouate —); *hypnotiseur,* s. m.; *hypodermie,* s. f.; *hypotension,* s. f.; *laryngisé* (z. B. phthisie — e); *laryngologique; la licithine* (la substance chimique dont est tissé notre cerveau); *lupeux,* a. (= mit dem Lupus behaftet); *massothérapie,* s. f.; *maternité-ouvroir* (= asile pour les femmes enceintes); *microbiologiste,* s. m.; *mioxybenzoïque,* a.; *morphinomanique,* a.; *otologique,* a.; *phospaturique,* a.; *rhinologique,* a.; *salicylé,* a. (z. B. bière — e); *self-décomposition,* s. f.; *la séquardine* (élixir de longue vie inventé par le physiologiste Brown-Séquard.); *sulfurine,* s. f. (Produkt zur Herstellung von Schwefelbädern); *thalline,* s. f. (antipyretisches Heilmittel); *thoracoplastie,* s. f.; *toxine,* s. f.; *tuberculine,* s. f. (Benennung der Koch'schen Erfindung, auch *Kochine* in Frankreich genannt); *vecteur,* s. m. (Träger irgend eines Krankheitsstoffes).

Von Neologismen, welche sich auf andere Wissenschaften, auf Kunst, Litteratur und Völkerverhältnisse beziehen, sind unter anderem folgende als neuentstandene hinzuzufügen: *un africaniste* (Afrikareisender), *un alsacilogue* (Forscher über elsässische Geschichte), *une aristophanade, la britannisation* (z. B. de nos usages), *cinérer* (bisweilen statt *incinérer* gebraucht), *le contre-sort* (Entzauberung), *confessionnaliser* (z. B. une école), *la cunéiformologie, le dédouanement, encorné* (Sigfried l'encorné, der gehörnte S.), *la féminicité* (in der Bedeutung „Weiblichkeit", von dem französischen Schriftsteller Weiss gebraucht), *le financeur* (z. B. d'un parti), *les galimatins* (eine moderne französische Dichterschule mit ähnlichen Tendenzen wie die *décadents); germano-russe, un hiverneur* (auch un *hivernant,* ein Kurgast, der südliche Länder im Winter aufsucht); *un Ibsénite* (Anhänger des norwegischen Dramatikers Ibsen); *un médiaviste* (in gleicher Bedeutung wie *moyen-âgeux); juivo-allemand; mélotypie,* f. Notendruck; *panamérique* (z. B. union —); *néo-musicien* (Musiker der neuesten Richtung; *panteutonique; le panteutonisme; teutophile; se teutoniser; un peuple-pasteur; une pompiette* (eine Art Malerei) *posticher* künstlich nachbilden, nachahmen); *prud'hommeux* (z. B. *langage*),

réincarner; russo-autrichien; la socialisation (z. B. *-rurale,* die Bearbeitung des Landvolkes durch Verbreitung socialistischer Lehren); *syndicataire,* eine Berufsgenossenschaft bildend; *une tissotade,* a. deutschfeindliche, leichtfertige Schrift, wie die Veröffentlichungen des französischen Schweizers Tissot.

Besonderen Einfluss auf zahlreiche Bildung neuer Wörter in den genannten Gebieten und besonders in der Berührung politischer Tagesfragen übt der französische Journalismus aus. Er muss für das Bedürfnis des Augenblicks in hastiger Eile schaffen und greift, um grössere Kürze im Ausdruck zu erzielen, oft zu unförmlichen Wortbildungen. Häufig greift er zu Zusammensetzungen mit *anti—,* z. B. *anti-agraire, anti-allemand, anti-dictatorial, anti-esclavagiste, anti-phylloxériste, anti-réactionnaire,* u. s. w. Mit Vorliebe schaffen die Journalisten Substantiva auf *isme* und *iste*, die geschmacklos und fast barbarisch klingen z. B. *blanquisme, différentisme, fonctionnarisme, solutionnisme; sensitivisme; trucisme* (abgedroschener Kunstgriff); *congressiste, crémationniste, expositonniste, illustionniste, militariste, peintres pleinairistes, peintres zébristes; les quatrième-étatistes français* (scherzhafter Ausdruck für den s. g. vierten Stand in Frankreich).

Auch Endungen auf *ard* sind nicht selten, s. B. *un majoritard, un patriotard, un cumulard* (Schriftsteller oder Geschäftsmann, der zugleich verschiedenartige Angelegenheiten übernimmt).

Der nämlichen Quelle, der Tagespresse, verdanken noch folgende Neologismen ihren Ursprung: *les fondsecrétiers* (Zeitungsreptilien), *les farnienteux* (Nichtsthuer); *s'imministrer*, sich in das Ministerium hineindrängen; *une panamine* (ein Verfahren wie bei der Panama-Angelegenheit); *épiscoper; mesures repopulatrices; syndicataire,* a.; *un tarabiscoteur (d'obscurités); un struggleforlifeur; usinage* (fabrikmässige Behandlung z. B. eines litterarischen Gegenstandes); *un vertumane* (scherzhaft im Sinne von „Tugendheld"; ebenso *la vertumanie); les meetingueurs* (= diejenigen, welche an einer Volksversammlung teilnehmen).

Neben häufiger Anlehnung an englischen Vorgang, wie in dem eben angeführten Beispiele, findet man nur selten Verwendung deutscher Wörter wie z. B. *un Kapellmeister.* Am häufigsten sind Wortbildungen aus dem Griechischen und Lateinischen z. B. *nécrophilisme* (im Gegensatz zu *nécrophobie* gebildet); *la statuite* (= *statuomanie); la statufication* (das Errichten von Bildsäulen); *la bêtomanie* (Vorliebe für Thiere); *pluricolore; kleptomanie,* die krankhafte Sucht, in Läden Waren zu entwenden); *l'oniomanie* (die Kaufsucht, z. B. eines Sammlers von Kunstgegenständen).

Als eine dritte Klasse neuaufgekommener Wörter kann man

diejenigen aufführen, welche sich auf die praktische oder materielle Seite des Lebens beziehen. Wir beginnen mit Ausdrücken des heutigen Sportlebens in seinen verschiedenen Äusserungen: *ascensionnisme* (Liebhaberei für das Besteigen hoher Berge), *athlétisme, bicyclie* (Fahren auf dem Zweirad), *bicyclomanie, un challenge* (engl.); *cotillonner; un célériрède* (eine dem Velociped ähnliche Erfindung); *un coltineur* (= coureur chargé de poids); *cycler* (radfahren); *footballeur; une glaciplane* (ein aus Wien stammender und auch in Paris eingeführter grosser Eishobel, um die Eisfläche für die Schlittschuhläufer recht glatt zu machen); *poliste* (ein Spieler im Polo); *un pneumatique* (Velociped mit pneumatischen Reifen); *un stadiste* (Jemand, der im Wettlauf, dem *stade français,* sich übt); *véloce-sport* (Name einer Zeitschrift für Radfahrkunst). — Durch die amerikanische Tänzerin Loïn Fuller wurde in Paris *la serpentine* beliebt. Als das englische Spiel „Puzzle" auch in Frankreich eingeführt wurde, erhielt es neben seinem englischen Namen auch die Bezeichnung *le Jeu des sept boules* (in Deutschland unter den Namen „alle Schweine in den Stall" bekannt).

Die in Frankreich ziemlich zahlreichen Anhänger der Heilmethode von Kneipp — scherzhaft *les va-nu-pieds* genannt — erhielten den Namen *Kneippistes* (auch adjektivisch gebraucht). Sie rühmen besonders die *action dynamogéniante* (kräftigend) *de l'eau.*

Auf Toilette und Körperpflege beziehen sich folgende Ausdrücke: *le baleinage* (Fischbeingestell als Corsett dienend); *un coud-gants* (kleines Werkzeug, um Handschuhe zu nähen), *crême-neige* (Verschönerungsmittel für die Haut); *dentier vulcanoplastique; une épaulière de maintien* (Schulterhalter für Mädchen); *eau épithéliale (remède contre la calvitie); le garçonnisme* (die Sucht von Frauen Männerkleidung anzulegen); *jupe-cloche* (ein crinolineartig gebauschter Rock); *la mammelliane* (rend la poitrine ferme et ronde); *l'Ondine* (Name einer *poudre de riz,* die ganz rein und frei von fremdartiger Beimischung ist); *le porte-savon* (Seifenbehälter).

Aus dem Gebiete der neuesten Industrie und der technischen Erfindungen etc. erwähnen wir folgende Wörter: *un auditif* (Hörrohr beim Telephonieren); *un alimentateur,* ein Apparat, um die abgerahmte Milch durch Einführung fremder Stoffe zu fälschen; *un bigophone* (Name eines Blasinstruments); *bombifier* (durch explodierende Bomben niederschmettern); *dynamiter* als *verbe actif* in der Bedeutung: etwas mit Dynamit zerstören; *une dérocheuse* (puissante machine pour les dragages sous-marins profonds); *une distrubuteuse automatique* (ein auf öffentlichen Plätzen aufgestellter Automat zum Verkauf von Chocolade u. s. w.); *chocolatier* (z. B. *industrie—e); eiffelesque* (wie eiffelien; *une liseuse* (kleiner Lesepult); *ignifuger* qn., Jemand durch imprägnierte Kleidung vor dem Verbrennen schützen; *hermitine,* ein

kürzlich von *Hermite* erfundenes, kräftiges Desinfektionsmittel; *la hannetonnide*, ein gelblicher Färbestoff; *la grenade-extincteur* (Löschmittel bei einem Zimmerbrand); *obus-sirène*, eine Haubitzgranate, die beim Explodieren einen singenden Ton von sich giebt; *le photosphère* (Name eines kürzlich erfundenen photographischen Apparates, der vollkommener und praktischer als die bisherigen sein soll); *la Panclastite* (Name einer Gesellschaft, welche Brevets für explodierende Substanzen vermittelt); *une peseuse mécanique* (eine Wägmaschine auf öffentlichen Plätzen); *un sauteur ailé* (Name für eine neuerfundene Flugmaschine); *un rouleau concasseur* (Strassenwalze); *le tramway Berthier ou tubulaire; poële manivelle* (qui chauffe par circulation d'air); *la Schnœbelite* (poudre de guerre inventée par l'Alsacien Schnœbelin); *le repoissonnement* (Wiederbevölkerung eines Flusses oder Teiches mit Fischen); *le canophile* (Hundeliebhaber); *un laryngiloque* = un ventriloque; *une porte-correspondance* (ein Gestell zum Aufbewahren von Briefen); *des serpentins* = lange Streifen aus buntem Papier, mit welchen man sich ähnlich wie mit den *confetti* an Fastnacht auf der Strasse bewirft; *toile-toiture,* Dachleinwand; *sèche-cigares* (kleines Gestell, auf welchem man die Cigarren im Zimmer ablagern lässt); *cigarette-cigare* eine kleine Cigarre (cigare par la matière, cigarette par la forme). Dagegen ist *cigare-cigarette* eine Cigarre, welche nicht aus Tabak, sondern nur aus Papier, in Tabaksaft getaucht, besteht (eine amerikanische Erfindung).

Zum Schlusse noch folgende kleine Bemerkungen. Unter den im Supplement zahlreich aufgeführten Substantiven, von denen — allerdings meist nur scherzweise eine Femininform gebildet worden ist — kann man noch *une députée, une gradée* und *une verdurière* hinzufügen. Das Wort *germanique* hat eine Nebenbedeutung erhalten, die es früher noch nicht hatte. So werden die Deutschfreunde in Frankreich bisweilen *nos Germaniques* . . . genannt (= *Teutomanes).* Nicht selten wird neuerdings *la démoralisation* in allgemeinerer Bedeutung gebraucht; so z. B. kann man von einer *démoralisation des produits* lesen. Ebenso wird *un déséquilibré* nicht bloss in der speciellen Bedeutung „ein erblich psychopathisch Belasteter" gebraucht, sondern steht oft geradezu für „Halbverrückter" (der das geistige Gleichgewicht verloren hat). Bei dem Städtenamen Gotha endlich hätte die elliptische Ausdrucksweise *consulter le Gotha* für *consulter l'almanach* de G. aufgenommen werden können.

HEIDELBERG. TH. SÜPFLE.

Ries, John. *Was ist Syntax?* Ein kritischer Versuch. **Marburg, 1894. 163 S. gr. 8⁰. Preis: M. 3,00.**

Die vorliegende Schrift zerfällt in zwei Teile, einen spezielleren, in dem die üblichen Systeme einer Prüfung unterworfen werden, und einen allgemeineren, in dem der Verfasser, von dem ersten Teile ausgehend, zu positiven Ergebnissen zu gelangen sucht.

Die Verschiedenheit der Auffassung von Syntax in den einzelnen Schriften, sagt der Verfasser, dränge ihn dazu, den Begriff Syntax festzulegen. Dass kein befriedigendes System der Syntax vorhanden sei, habe darin seinen Grund, dass die systematische Gliederung der Gesamtgrammatik nicht einwandfrei sei. Alle Syntaktiker hätten bisher ihr Forschungsgebiet unrichtig abgegrenzt. Richtig hebt der Verfasser dabei hervor, wir fussten auf der Auffassung der Alten, die in den modernen Sprachen nicht am Platze sei.

Der Verfasser geht damit zu den Hauptrichtungen in der syntaktischen Litteratur über, innerhalb deren er drei Hauptarten syntaktischer Werke unterscheidet. Ein sehr grosser Teil der dahin gehörenden Werke gehöre der Mischsyntax an, die systemlos den Stoff zusammenstelle. Von der Mischsyntax ausgehend, ergebe sich die Alternative, entweder den wahren Kern der Syntax in der Satzlehre zu suchen oder aber diese selber ganz über Bord zu werfen. Letzteres thue Miklosich, der sage, Syntax heisse jener Teil der Grammatik, welcher die Bedeutung der Wortklassen und Wortformen darzulegen hat. Das Widerspiel des Systems Miklosich sei die Auffassung, die Syntax einfach als Satzlehre definiere. Letztere Auffassung teilt der Verfasser im grossen und ganzen, wenn er auch der Definition von Syntax als Satzlehre nicht unbedingt zustimmen zu können behauptet. Aus der Gleichsetzung von Syntax und Satzlehre entsprängen Missstände für die Anordnung des Stoffes im Einzelnen. Bei jeder dieser drei Hauptarten der Auffassung bezw. Behandlung der Syntax falle man immer in denselben Fehler der zu weiten Stoffbegrenzung, sobald man in der Syntax die Bedeutung bezw. den Gebrauch der Wortarten und Wortformen lehre.

Letzteres führt den Verfasser auf seinen zweiten, allgemeineren Teil, auf die Stellung der Syntax im Rahmen der Gesamtgrammatik. Seine Erörterungen und Erwägungen führen ihn zu zwei nach verschiedenen Prinzipien vorgenommenen Einteilungen der Gesamtgrammatik, nämlich zur Einteilung 1. nach Einzelwort und Wortgefüge und 2. nach Form und Bedeutung. Beide Einteilungsprinzipien kreuzten sich gegenseitig, und es handle sich nur darum, welches von den beiden man dem anderen über- bezw. unterordne. Indem der Verfasser dem ersteren Gegensatz von Einzelwort und

Wortgefüge den Vorzug giebt, kommt er zu folgender Einteilung der Gesamtgrammatik: I. Lehre vom Einzelwort (Wortlehre); 1. Von der Form der Worte: Wortarten (nach formalen Gesichtspunkten), Flexionslehre; 2. Von der Bedeutung der Worte (hierher werden z. B. Synonymik und Lehre vom Bedeutungswandel gerechnet), der Wortarten, der Flexionsarten. II. Lehre vom Wortgefüge (Syntax); 1. Von der Form der Wortgefüge, 2. Von der Bedeutung der Wortgefüge. Aus dieser Einteilung ergiebt sich für den Verfasser die Antwort auf seine Frage: Was ist Syntax? Die Syntax hat es nur mit der Form und Bedeutung der Wortgefüge zu thun, während die systematische Lehre von der Bedeutung der Wortarten und Wortformen der Wortlehre zufällt.

Der strittige Punkt ist die Frage, wohin die Bedeutung der Wortarten und Wortformen zu rechnen ist. Der Verfasser trennt sie von der Syntax, muss jedoch zugeben, dass die Lehre von dem Wortgefüge (Syntax) nicht durchweg von der Form und Bedeutung der Worte unabhängig ist, dass beide also sich nicht vollständig von einander trennen lassen; denn sie greifen ineinander. Die Kenntnis der Wortlehre, der Lehre von Flexion und Rektion, ist notwendig zum Verständnis der Syntax. Es bleibt schliesslich die Erwägung übrig, ob nicht die Syntax, die Lehre von der Form und Bedeutung der Satzgefüge, den wesentlichen Bestandteil der Grammatik bildet, die Lehre vom Worte dagegen, da sie als Vorbedingung zur Syntax unumgänglich notwendig ist, als Hilfsmittel zum Verständnis der Syntax, als eine Art Vorsyntax anzusehen ist. Dadurch wäre das Ineinandergreifen zur Genüge erklärt. Die Kenntnis der Lehre vom Worte lässt sich denken ohne die Kenntnis der Lehre vom Wortgefüge, letzteres dagegen nicht ohne die Kenntnis des ersteren. Die Gesamtgrammatik würde somit zerfallen in eine Vorsyntax, welche die Wortarten und Wortformen nach ihrer Flexion und Rektion behandelte, und in die eigentliche Syntax, die Lehre von dem Wortgefüge. Einiges von dem, was der Verfasser dem Kapitel der Bedeutungslehre der Wortarten und Wortformen zuweist, wie Synonymik und Bedeutungswandel, würde, da rein lexicalisch, überhaupt aus der Grammatik herausfallen.

Wenn auch das schliessliche Ergebnis, zu dem der Verfasser in seinen Erörterungen gelangt ist, nicht vollkommen befriedigen kann, so bleibt die Schrift immerhin wichtig als Beitrag und Anregung in einer Frage, deren klarer und einwandfreier Beantwortung wir noch weiterhin unsere Aufmerksamkeit zu schenken haben.

C. This.

Mey, Oskar, *Die Schulen und der organische Bau der Volksschule in Frankreich.* Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus, 1893. 226 S. 8°.

Während eines längeren Aufenthaltes in Paris hat der Verfasser ein reiches Material über das französische Volksschulwesen gesammelt und dasselbe zu einer ansprechenden Studie verarbeitet. In eingehender und zuverlässiger Weise werden wir über die Verwaltungs- und Aufsichtsbehörden unterrichtet, über die Mutterschulen, Volksschulen und Fachschulen sowohl im allgemeinen als speziell in Paris, über die Aus- und Weiterbildung der Lehrer und last not least über die Besoldungs- und Pensionierungsverhältnisse. Nur wenige Stellen fallen bei der Lektüre auf, wo eine präcisere Ausdrucksweise am Platze gewesen wäre. Pag. 87 z. B. in dem Abschnitt über den maire wäre wohl die Bemerkung angebracht gewesen, dass die Eltern resp. deren Stellvertreter, welche Kinder zu Hause oder in einer Privatschule wollen erziehen lassen, verpflichtet sind, 14 Tage vor Beginn des Unterrichts dem Bürgermeister Mitteilung zu machen. Erfolgt eine solche Erklärung nicht, so werden letztere einer öffentlichen Anstalt zugewiesen. Wenn pag. 107 von der Erwerbung des certificat d'études primaires élémentaires gesprochen wird, so musste noch hinzugefügt werden, dass die Mädchen auch eine Handarbeit (travail de couture) zu liefern haben. Es ist dies deswegen von Wichtigkeit, weil sie 25 points haben müssen, um zur mündlichen Prüfung zugelassen zu werden, während die Knaben nur 20 brauchen. Vielleicht wäre auch für manchen interessant gewesen zu erfahren, dass ungenügende Leistungen in einem Fach den Ausschluss von der Prüfung zur Folge haben. Pag. 147 Z. 15 muss noch hinzukommen „resp. 9 im dritten Jahr“. Wollte der Verf. auch auf die Lehrpläne nicht näher eingehen, weil sie „einen weiten Spielraum in ihrer Anwendung lassen“, so wären doch sicherlich viele ihm dankbar gewesen für eine Übersicht über die Stundenverteilung nebst Pensenangabe in grossen Zügen, da man ein besseres Bild für die einzelnen Stufen erhalten hätte. Indessen sollen diese Ausstellungen den Wert der Arbeit nicht schmälern, die künftighin von jedem mit Vorteil zur Hand genommen werden wird, der sich über das französische Primärschulwesen orientieren will.

Leider können wir das gleiche Lob nicht den ersten 60 Seiten des Buches zollen. Hier hat sich O. M. verleiten lassen, nach einer Auseinandersetzung über die Verfassung Frankreichs Notizen über das enseignement supérieur und enseignement secondaire „zu einem besseren Verständnis“ des Folgenden zu veröffentlichen. Nun ist aber das enseignement primaire so in sich abgeschlossen, dass es ganz gut ohne die beiden andern behandelt werden kann; was allenfalls nötig ist, um die Organisation zu begreifen, konnte in einem kurzen einleitenden Kapitel abgemacht werden. Was hier jedoch vorliegt, wird dem Kenner des französischen Schulwesens äusserst lückenhaft erscheinen, für denjenigen aber, der sich unterrichten will, völlig wertlos sein.

Greifen wir z. B. das Mittelschulwesen heraus. Wie kann man, nur rein äusserlich betrachtet, auf etwas mehr als 2 Seiten die „Entwicklung des höheren Schulwesens“ erledigen? So kommt es denn, dass abgesehen von einigen Bemerkungen über das Baccalaureat, die noch nicht einmal vollständig richtig sind, kaum etwas über das enseignement secondaire classique gesagt wird. Ohne auf die verschiedenen Unterrichtsordnungen, die unter dem Kaiserreich erschienen, aufmerksam zu machen, beginnen wir einmal mit der Republik. Für die „Entwicklung des höheren Schulwesens“ ist doch von grosser Wichtigkeit das Circular J. Simon's

vom 27. September 1872, da hierin in nuce die Reform von 1880 enthalten ist, nicht minder interessant sind die conservativen Zurückschraubungen unter dem Ministerium Batbie 1873, der Lehrplan von 1874, der unter Herrn von Cumont zur Durchführung gelangte, erwähnenswert die Bestrebungen der Männer, die die völlige Wandlung im Jahre 1880 vorbereiten halfen u. s. w. u. s. w. Von alle dem findet man hier kein Wort.

In einem andern Abschnitt, der die Überschrift hat „Besondere Gebräuche in den höheren Schulen Frankreichs" wird nur von dem concours zwischen den lycées und colléges der Departements und dem der Pariser Anstalten, an dem jetzt auch Chaptal teilnimmt, gesprochen. Selbst wenn wir bei der Überschrift nur an die Ämulation denken, wie es der Verf. scheinbar gethan hat, so musste er doch mit der exemption beginnen und vielleicht mit den Schmausereien und den photographischen Aufnahmen von la Saint-Charlemagne enden. Warum wird die Disciplin nicht gestreift, die doch seit dem Bericht H. Marion's (5. Juli 1890) eine so grosse Rolle spielt? Warum fehlen in dem Kapitel über das Lehrpersonal Angaben über die Pflichtstunden, Konferenzen, conseil de discipline, über die seit 1888 resp. 1890 eingeführte, wenn auch beschränkte pädagogische Ausbildung — die Bemerkung pag. 50 bezieht sich doch nur auf die école normale —, warum vermisst man bei den akademischen Graden die certificats d'aptitude aux fonctions de l'enseignement dans les lycées et colléges de garçons? Warum werden bei den Reformschriften nicht angeführt A. Duruy, l'instruction publique et la démocratie 1879—1886 (Paris 1886), Ch. Bigot, questions d'enseignement secondaire (Paris 1886), E. Dreyfus-Brisac, l'éducation nouvelle II (Paris 1888)? Wollte der Verf. auch L. Debierre, quelques mots sur la réforme de l'enseignement secondaire (Paris 1890), M. Guérin, la question du latin et la réforme profonde de l'enseignement secondaire (Paris 1890) u. a. unbeachtet lassen, so hätte er uns durch die Citierung von Marion's Schriften: le mouvement des idées pédagogiques en France depuis 1870 (Paris 1889) und l'éducation dans l'université (Paris 1892) entschädigen sollen, die einen guten Überblick über die durchgeführten Reformen geben. In dieser Partie, die von den Reformbewegungen handelt, trifft man den Satz: „Grösser noch als bei uns ist die Zahl der Broschüren und Bücher derer, die den Grund des Übels erkannt zu haben glauben." Ich denke, auf diesem Gebiet die französische und deutsche Litteratur ziemlich vollständig zu kennen, und wenn auch zuzugeben ist, dass viele der französischen Bücher dickleibiger als die unsrigen sind, so ist doch, Gott sei Dank, Frankreich noch nicht von einer solchen Hochflut überschwemmt wie Deutschland.

Ich will auf andere Teile des enseignement secondaire und auf das enseignement supérieur nicht weiter eingehen. Diese Bemerkungen werden den Verf. überzeugt haben, dass bei einer neuen Auflage die ersten 60 Seiten eine vollständige Umarbeitung erfahren oder unterdrückt werden müssen.

Mit der Drucklegung hat O. M. es scheinbar recht eilig gehabt, wie auffallende Satzbildungen und Wendungen beweisen; vgl. pag. 36, 3 v. u.: *als* Zeitschrift ist die wöchentlich erscheinende: Les sports athlétiques; pag. 39, 27: von Zeitschriften sind (fehlt: zu erwähnen?); pag. 44, 14 fehlt: vorzulegen; 102, 6: neben dem Turnen sind die militärischen Übungen; 112, 15: diese beiden Beamten entsprechen unserer Einrichtung des Stadtschulrates; 177, 7: ausser diesen wissenschaftlichen Unterrichtsgegenständen sind noch die Übungen in den Handarbeiten u. s. w. Recht störend wirken auch die zahlreichen Druckfehler; Verwechslung von u und n: 9, 12; 36, 13; 37, 23; 39, 24; 47, 12; 115, 9; 193, 4 v. u.; 199, 9; 202, 6. Ausserdem pag. 4 letzte Zeile: Monographies péd;

31, 4 v. u. Librair*ie*; 39, 24 *Ad*rien; 44, 19 Prü*f*ungen; 59, 4 inter*e*ssant; 73, 12 Streit*e*; 88, 13 infant schools; 88, 20 Unterrichtsminister*i*um; 93, 11 Lineal; 101, 11 Gewand*t*heit; 108, 12 v. u. *od*er; 113, 4 v. u. fehlt: in; 119, 9 philanth*r*opische; 134, 5 v. u.; 140, 4 v. u.; 172, 15 muss wohl heissen 1811; 191, 3 v. u. Sainte-Beuve; 191 letzte Zeile: Gr*é*ard; 214, 10: Vermischung von Französisch und Englisch; 219, 9 rue d*e* V. Ist pag. 28 das dritte baccalauréat moderne ausgefallen, da pag. 34 die richtige Angabe sich findet?

C. Dorfeld.

Ohlert, A., *Methodische Anleitung zum Unterricht im Französischen.* Hannover, Carl Meyer, 1893. 111 S. 8°. geb. 1,50 M.

Verf. giebt uns im vorliegenden Buch eine bis ins einzelne gehende Darstellung des Unterrichtsverfahrens in vollständiger Durchführung für die Unterstufe und in ausgewählten Proben für die Mittel- und Oberstufe. Derartige methodische Darbietungen nehmen in der Volksschullitteratur einen grossen Raum ein, sind aber, wenn wir die idealen „Lehrproben“ einmal unberücksichtigt lassen, auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens seither seltener gewesen. Und mit Recht! Denn man kann erwarten, dass z. B. ein Neuphilologe, der auf der Universität gründliche französische Studien gemacht hat, und dem während seines Seminarjahres theoretisch und praktisch das vorgeführt worden ist, was hier behandelt wird, künftig aus sich selbst heraus *im einzelnen* seinen Unterrichtsgang zu gestalten wissen wird. Wenn aber ältere Fachgenossen, denen O. durch seine Schrift „manche Anregung zu übermitteln“ gedenkt, dem imitativen Unterrichtsverfahren näher treten wollen, so werden ihnen infolge ihrer längeren Amtserfahrung die Broschüren von Klinghardt, Quiehl, Walter u. s. w. genügen. Der denkende Mensch nimmt wohl Direktiven an, perhorresziert jedoch allzu eingehende Vorschriften resp. Muster; wer aber „Knecht des Schulbuchs“ ist, der bleibe der sogenannten neuen Unterrichtsweise fern, und keine Behörde zwinge ihn dazu.

Wenn man von diesen Einwendungen allgemeinerer Natur absieht, die sich auf solche Ausarbeitungen überhaupt beziehen, so verrät die Behandlung des Stoffs einen tüchtigen Lehrer. Jedoch gestatte der Verf. noch einige Bemerkungen. Hält es O. für psychologisch richtig, den Schüler Falsches bilden zu lassen, sodass verwirrende Gehöreindrücke resp. Sehbilder entstehen, wie dies p. 61 (a-il), p. 64 (donner-avons etc.), p. 65 (vendreai), p. 66 (j'apercevoirai), p. 67 (das ist nicht richtig!) u. s. w. geschehen ist? Warum wird der Schüler Dinge gefragt, die er noch nicht beantworten kann (p. 88)? Der Verf. sagt selbst einmal, der Schüler müsse die Abstraction auf Grund eines r e i c h l i c h e n Anschauungsstoffes vollziehen. Wie stimmt dazu p. 47, wo nur zwei Imperfektendungen bekannt sind, und alles Fehlende hinzugeschrieben wird; wie p. 60, wo ebenfalls nur zwei Formen von *être* vorliegen, p. 87 zwei Endungen des historischen Perfects? Jeder Kollege, unter dessen Aufsicht Probelektionen abgehalten werden, wird bestätigen, wie schwer es den Lehramtskandidaten fällt, unnötige Zusätze zu unterdrücken. Deshalb will es mir auch nicht einleuchten, dass der Lehrer in diesen „idealen Mustern“ beständig „gut“ und „richtig“ gebraucht (p. 46 ff.). Ein paar nicht korrekt gestellte Fragen, sowie einzelne Druckfehler wird der Verf. wohl schon selbst verbessert haben.

C. Dorfeld.

Boerner, O., *Lehrbuch der französischen Sprache*, 2. Auflage, Leipzig, Teubner; 1893. 332 S. 8°. geb. 2,60 M.

Boerner, O., *Die Hauptregeln der französischen Grammatik*, 2. Auflage, Leipzig, Teubner; 1893. 155 S. 8°. geb. 1,60 M.

Mit der Verteilung des grammatischen Stoffes, der in O. Boerners *Lehrbuch der französischen Sprache* zur Einübung gelangen soll, wird man im grossen und ganzen einverstanden sein, ebenso wird man es billigen, dass der Schüler mit dem Vokabelschatz des täglichen Lebens in genügender Weise bekannt gemacht wird. Leider wird dieser letztere Vorzug schwer erkauft dadurch, dass in den Exercices und Thèmes der 88 Lektionen meist zusammenhangslose Einzelsätze geboten werden, die z. T. an jene Auslese erinnern, die O. Frick auf der Berliner Dezemberkonferenz zum Vortrag gebracht hat (die Gemüse dieses Kaufmanns sind sehr gut, aber er hat mir oft schlechte Äpfel verkauft u. s. w.). Es wird vielen Fachgenossen schwer verständlich sein, wie der Herausgeber nach der reichen Litteratur der letzten Jahre Einzelsätze in dieser Masse noch hat bringen können. Über ihren Wert resp. Unwert hier noch ein Wort zu verlieren ist unnötig, es genügt, die Thatsache als charakteristisch zu verzeichnen.

Die Wahl der Lesestücke wird nicht unbeanstandet bleiben. Wozu wird in Lektion 53 z. B. *Esope et son maître Xanthus* abgedruckt? Ich bin zwar nicht der Meinung derer, die glauben, man müsse *nur* Stoffe behandeln, die uns über Land und Leute, Staatseinrichtungen etc. belehren, und sehe schon voraus, dass in Bezug auf diesen Punkt die nächsten Jahre eine Überproduktion aufweisen werden; allein Stücke, die sich auf das Altertum beziehen, bringe man nicht in ein Buch für untere und mittlere Klassen, da wir Passenderes für dieses Alter französischen Schulbüchern entnehmen können. Im Anschluss hieran noch zum Anhang A und B eine Bemerkung, die sich jedoch nicht nur auf Boerner erstreckt. Auf die Zusammenstellung der Lektüre muss vielfach eine grössere Sorgfalt verwandt werden; es genügt nicht, eine Reihe von Stücken zusammenzuschneiden oder solche abzudrucken, weil sie schon oft in anderen Büchern gestanden haben, sondern es muss Rücksicht genommen werden, dass mindestens immer zwischen einigen Verbindungsfäden geschlungen werden können, und der Schüler nicht durch alle möglichen Gebiete gehetzt und seine Aufmerksamkeit abgelenkt werde.

Trotz der Rechtfertigungen Boerners p. VI u. VII kann ich mich mit den Sprechübungen nicht einverstanden erklären. Dieselben sind Sache des Lehrers, und wenn derselbe sich abhalten lässt, ihnen regelmässig in seinem Unterricht eine Stelle einzuräumen, weil sie nicht im Buch abgedruckt sind, dann wird auch der Gewinn kein grosser sein, wenn sie nach dem Buch veranstaltet werden. Ebenso muss man von einem Fachlehrer — ein anderer kann den Unterricht nach den neuen Forderungen überhaupt nicht geben — erwarten, dass er sich mit dem Regel- und Vokabelschatz der einzelnen Klassen vertraut macht; sollte er aber einmal in der ersten Zeit ein bisher unbekanntes Wort gebrauchen, was ihm ja die Haltung der Gesamtklasse sofort zeigt, so kann man dem Schaden doch verhältnismässig leicht abhelfen, und die Beantwortung wird noch lange nicht „unmöglich gemacht“. Auch missfällt es mir, dass von Lektion 30 ab erst ein Teil der Vokabeln für die Sprechübungen im Anhang erlernt werden muss.

Ablehnender als dem Lehrbuch stehe ich den *Hauptregeln der franz. Grammatik* gegenüber. Ohlert sagt einmal, „es soll bei weitem nicht alles, was wissenschaftlich erkannt ist, in der Schule gelehrt werden;

was aber in der Schule gelehrt wird, das soll stets in der von der Wissenschaft erkannten Form gelehrt werden." Aber damit hat es in dieser Grammatik noch gute Wege. Man öffne nur, und sofort fallen die „zusammengesetzten" Vokale (ou, au etc.) dem Leser ins Auge. Derartige Aufstellungen sind eben möglich, wenn ein Verfasser von der Schrift ausgeht und den Laut vernachlässigt. Dieser Mangel macht sich nicht nur im ersten Kapitel, sondern auch in andern geltend. Man vergleiche z. B. die Darstellung des Eigenschaftswortes bei Boerner mit der in Breymanns Elementargrammatik. Wie einfach, klar und übersichtlich ist alles bei letzterem nicht zum mindesten infolge der sauberen Auseinanderhaltung von Laut und Schrift, während bei ersterem nur Stoff aufeinandergehäuft wird! Wie unwissenschaftlich ist die Behandlung des Verbums! Boerner stelle einmal seine Ausführungen zusammen mit denen in Ohlerts Schulgrammatik, die ich für eine der besten Leistungen der letzten Jahre halte. Hier das Bestreben, die „Mannigfaltigkeit der sprachlichen Erscheinungen auf allgemeine innere Gesetze zurückzuführen und so ihren wissenschaftlichen Grund zur Anschauung zu bringen", dort rohe Empirie, die *dormir, servir* u. a. noch unter den „unregelmässigen" Verba figurieren lässt. Wie platt ist die Darstellung des Subjonctifs p. 128 ff.! Zwar empfängt man wie überall den Eindruck, dass B. eine Reihe älterer Grammatiken durchgearbeitet hat, nicht aber den, dass er mit der grammatischen Forschung selbst so vertraut ist, wie es von dem Herausgeber eines *brauchbaren* Schulbuchs erwartet werden muss. Deshalb glaube ich auch nicht, dass Boerners Unterrichtswerken, wenn sie nicht in wissenschaftlicher und methodischer Beziehung bedeutende Umarbeitungen erfahren, die Zukunft gehört, wie einzelne Recensenten ausgesprochen haben.

C. DORFELD.

Wershoven, *Lese- und Lehrbuch der französischen Sprache für die Unterstufe.* Otto Schulze's Verlag. Coethen 1893. Preis ungeb. 75 Pf. 76 S.

Zu den Lehrmitteln auf neusprachlichem Gebiet, die den neuen Lehrplänen ihre Entstehung verdanken, gehört auch das vorliegende Büchlein. Den Mittelpunkt des Unterrichts bilden 50 Musterstücke, meist Originaltexte. Was mir an diesen Texten vornehmlich gefällt, das ist neben ihrer sprachlichen Einfachheit die grosse Mannigfaltigkeit des Inhalts. Man findet in dem Lesebuch neben einigen *leçons de choses*, der einfachsten Art, die Verfasser mit Recht an den Anfang setzt, Fabeln, Gedichte, Anekdoten, Naturgeschichtliches und auch einiges auf Frankreich und seine Bewohner Bezügliche, das nach Inhalt und Umfang der Altersstufe des Schülers durchaus angepasst ist.

Als nicht unwichtig möchte ich auch hervorheben, dass Verfasser bei der Auswahl der Texte ganz besonderen Wert auf einen gut verwendbaren Vokabelschatz gelegt hat. Das grammatische Anschauungsmaterial, das diese Musterstücke bieten, hätte allerdings hie und da noch etwas ausgiebiger sein können, um so mehr als die deutschen Uebungsstücke fehlen. Soll das Büchlein mit gutem Erfolg im Unterricht verwertet werden, dann dürfte es wohl geraten sein, eine Anzahl von diesen Lesestücken nach dem eben angedeuteten Gesichtspunkt mehr oder minder umzuarbeiten, wie dies ja in so erfolgreicher Weise in den Lehrbüchern von Strien und Ploetz-Kares geschehen ist. So müsste z. B. in dem ersten Stück, wo es sich um die Veranschaulichung des Artikels handelt,

auch je ein Beispiel von dem nicht apostrophierten bestimmten Artikel mit vertreten sein, soll anders das Wort „induktiv“ auch hier seine volle Geltung behalten.

Die grammatische Stufenfolge vom Leichten zum Schweren hat W. sehr geschickt durchgeführt. An die Musterstücke schliessen sich die Präparationen mit den grammatischen Anweisungen, und auf diese folgt die Grammatik, die in kurzer, klarer Fassung das bringt, was nach den neuen Lehrplänen für das erste Unterrichtsjahr gefordert wird. Aus praktischen Gründen dürfte es sich wohl empfehlen, das hohe kurze und das tiefe lange *a* getrennt vorzuführen und sie nicht zu einem Laute zu verschmelzen, wie dies W. auf S. 55 unter dem Kapitel „Laut und Schrift“ gethan hat.

Zum Schluss möchte ich noch auf ein sprachliches Versehen hinweisen. Auf S. 8 muss es heissen: *rempli de* statt *rempli par*.

O. Rühlemann.

Peters, *Elementarbuch der französischen Sprache.* Leipzig 1893. Neumann (Lucas). 197 S.

Vorliegendes nach der analytisch-induktiven Methode bearbeitete Lehrbuch bildet den Vorkursus zu Peters Grammatik und Übungsbuch. Die dem Unterricht zu Grunde gelegten Lesestoffe hat Verfasser den zur Zeit gebräuchlichsten französischen Elementarlesebüchern entnommen. Mit der Auswahl der für das erste Unterrichtsjahr bestimmten Texte kann ich mich nicht einverstanden erklären. Sie bestechen zwar durch die Neuheit und Vielseitigkeit des Inhalts, stellen aber in sprachlicher Hinsicht an den Schüler meist zu hohe Anforderungen.

So finden wir in einem der ersten Texte: *„La première lecture française“* schon folgendes: *Je sais déjà lire. Puis il ouvrit le livre et lut le morceau. La peine qu'il s'était donnée pour apprendre à lire. Je veux te faire le plaisir.* Dies eine Beispiel dürfte genügen, um zu zeigen, mit welcher Fülle unverdaulichen grammatischen Materials die Schüler schon von vornherein überschüttet werden. Im übrigen kann ich mich nur lobend über das Lehrbuch aussprechen. Besonders gefallen hat mir die Grammatik, die sich durch Kürze, Klarheit und praktische Übersichtlichkeit auszeichnet.

O. Rühlemann.

Knebel, *Französische Schulgrammatik.* 19. Auflage nach den neuen Lehrplänen und Lehraufgaben bearbeitet von Dr. Hermann Probst, Geh. Reg.- und Provinzial-Schulrat a. D. und Prof. Dr. Gustav Englich, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Danzig. Leipzig 1893.

Wenn die Grammatik von Knebel-Probst auf unseren höheren Lehranstalten nächst Ploetz bis jetzt am meisten benutzt wurde,[1]) so spricht das für ihre Brauchbarkeit, und es ist uns wohl begreiflich, wenn eine bereits bejahrte Dame, deren korrektes, regelfestes Französisch wir bewunderten, uns sagen konnte, sie verdanke das vor allem der Grammatik

---

[1]) Vgl. Schweppe, *Die Lehrbücher der frz. Sprache an den höheren Unterrichtsanstalten*, Progr. des Stadtgymnasiums zu Stettin 1890.

von Knebel, die mit ihrer klaren, präcisen Regelfassung sich ihrem jugendlichen Geiste fest eingeprägt habe. Sed habent sua fata libelli — viele Jahre sind seit dem ersten Erscheinen der Knebelschen Grammatik verflossen, die romanische Sprachwissenschaft ist zu hoher Blüte gelangt und hat im Bunde mit der stets zunehmenden Erkenntnis der Wichtigkeit des französischen Sprachstudiums als Frucht eine Reihe von Leistungen auch auf dem Gebiet der franz. Schulgrammatik gezeitigt, hinter denen der alte Knebel, trotz der Bearbeitung durch einen so feinen Kenner der frz. Sprache wie Hermann Probst, zurückgeblieben ist. Leider waren die von letzterem zur Einübung der Grammatik geschriebenen Lehrbücher methodisch wenig zu diesem Zweck geeignet. Im Elementarbuch wie in den Übungsbüchern für die mittleren und oberen Klassen findet sich eine Überfülle von Stoff, der den entlegensten Gebieten angehört, und eine dementsprechende Fülle seltener Vokabeln, deren Kenntnis meist vorausgesetzt wird; ferner erfordern sie eine so eingehende Bekanntschaft mit der franz. Syntax, dass nur begabtere Schüler eines Realgymnasiums, geschweige denn die eines Gymnasiums die gestellten Aufgaben befriedigend lösen könnten. Mit Rücksicht auf die neuen Lehrpläne müssten sie geradezu von neuem geschrieben werden. Wir hatten daher auch die Grammatik bereits zu den Toten geworfen, und siehe, sie ist in 19. Auflage wieder auferstanden, diesmal unter Mitarbeiterschaft des Prof. Dr. Englich, der sich in seiner Abhandlung *Die französische Grammatik im Gymnasium* (Progr. des Kgl. Gymnasiums zu Danzig 1886) bereits eingehend mit dem Buch beschäftigt hatte.

Schon äusserlich giebt sich ein Fortschritt gegenüber den früheren Auflagen zu erkennen: die abschreckende Dickleibigkeit der letzteren hat einem viel handlicheren Format Platz gemacht. Ein Blick in das Innere des Buches lehrt sofort, wodurch diese Verbesserung erzielt worden ist: ganze Kapitel, welche früher das Buch unnütz beschwerten, sind weggefallen, die Regeln sind knapper und präciser gestaltet, seltenere Fälle und Einzelheiten sind ausgeschieden oder äusserlich als solche gekennzeichnet. Ob damit aber eine in jeder Hinsicht brauchbare Schulgrammatik hergestellt ist, möchten wir bezweifeln. Man mache sich doch endlich einmal klar, welchen Lernstoff eine praktische Schulgrammatik enthalten muss und lasse alles sonstige Beiwerk beiseite. Wir sind hier einer Meinung mit Schweppe (s. A.), nach welchem eine Schulgrammatik so beschaffen sein soll, „dass jeder Lehrer jedem durchschnittlich begabten Schüler das darin enthaltene Mass an Regeln in der ihm zugemessenen Zeit und Anzahl Stunden, ohne ihn zu überbürden, beizubringen im Stande ist. In systematischer Ordnung gebe die Grammatik so viel, dass das, was der Schüler mit Unterstützung derselben schreibt, grammatisch korrekt ist. Von seltenen Ausnahmen und Feinheiten und solchen Erscheinungen, über die jedes brauchbare Lexikon Auskunft giebt, ist abzusehen. Stilistische Gewandtheit erwirbt man sich nicht aus der Grammatik, auf der Schule überhaupt nicht, dazu ist die französche Sprache zu schwer, und abweichende Erscheinungen in der Lektüre muss der Lehrer zum Verständnis bringen." Da nach den neuen Lehrplänen der Betrieb des grammatischen Unterrichts an den höheren Lehranstalten mit und an solchen ohne Latein im einzelnen verschieden sein muss, so sollten die Verfasser von Schulgrammatiken auch ausdrücklich angeben, welchen Zwecken die von ihnen herausgegebene besonders dienen soll, oder für die verschiedenartigen höheren Lehranstalten besondere Ausgaben herstellen. Vergleicht man die jetzt vorhandenen Schulgrammatiken nach diesen Gesichtspunkten, so wird man selbst in Werken neueren Datums, z. B. in den Grammatiken von Ulbrich, Kühn u. a.,

eine Menge von Dingen finden, welche der Schüler systematisch aus der Grammatik lernen soll oder wenigstens lernen kann. Da finden wir eine Stilistik, Metrik, Lexikalisches und Synonymisches, alles Dinge, welche der Schüler besser bei der Lektüre auf induktivem Wege lernen kann und nach den neuen Lehrplänen auch so lernen soll. Wenn nun gar der alte Knebel-Probst einen ganzen (übrigens gänzlich veralteten) Teil über „Wortbildung" nebst „Ergebnissen der geschichtlichen Sprachforschung" enthielt, so durfte man bei einer den Lehrplänen entsprechenden Umgestaltung des Buches mit Recht erwarten, dass dieser Ballast beseitigt würde, und das haben denn auch die Bearbeiter der neuen Auflage gethan. Leider finden sich noch immer zwei Abschnitte grösseren Umfangs, die gleichfalls ohne Schaden hätten fortbleiben können, nämlich der ganze erste Teil (Aussprache und Rechtschreibung) und der Anhang (Aus der französischen Verslehre). Der erstere enthält den althergebrachten Mischmasch von Laut- und Buchstabenlehre und bringt zwar nicht die Fülle von sehr entlegenen Raritäten der Aussprache, wie wir sie z. B. bei Plattner finden, ist jedoch beim Unterricht gar nicht zu verwerten, denn was hier über das Alphabet, die Hülfszeichen des Alphabets, die Aussprache etc. gelehrt wird, ist dem Schüler der Hauptsache nach längst bekannt, ehe er die Grammatik in die Hände bekommt, und alles übrige lernt er in der Praxis des Unterrichts durch den Lehrer oder durch das Lexikon. In der Vorrede zur 18. Auflage erfahren wir allerdings, dass dieser Teil „hauptsächlich zum Nachschlagen und zur Orientierung für den Lehrer(!) bestimmt ist." Dann gehörte es erst recht nicht in eine Schulgrammatik. Will man aber dieses Kapitel in der Grammatik durchaus nicht entbehren, so kann es sich heutzutage nur um die Darstellung der Laute auf physiologischer Grundlage durch eine einfache Lautschrift und ihre Bezeichnung durch die übliche Schrift handeln, was Probst in der Vorrede zur 18. Auflage allerdings energisch von sich abweist. Wie einfach sich das Kapitel auf dieser Grundlage gestaltet, kann man aus der wohl gelungenen Ausführung in den Grammatiken von Kühn, Ohlert und Ricken sehn.

Zur Formenlehre haben wir Folgendes zu bemerken. Wie viel nützlicher eine Lautlehre mit den hauptsächlichsten bei der Bildung der Formen wirksamen Lautgesetzen gewesen wäre, zeigt sich schon bei Aufstellung der Formen des Artikels, wo *de le* zu *du* einfach „zusammengezogen" wird. Man vergleiche hierzu auch S. 85, wo zur Erklärung von Formen wie *je vaux, je veux* auf die „Nominalbildung" (?) verwiesen wird, ohne dass dadurch dem Schüler eine klare Einsicht in diesen Laut- und Buchstabenwandel verschafft würde. Der sogenannte „Teilungsartikel" gehört nicht in die Formenlehre, auch nicht aus praktischen Gründen, denn das Erforderliche ist dem Schüler bereits aus dem Elementarbuch bekannt. In § 20 (Pluralbildung) finden sich noch immer die aus der guten alten Zeit der französischen Grammatik stammenden Wörter *le bal, le carnaval, le régal, le bail, le soupirail, le vitrail.* Die „Pluralbildung zusammengesetzter Substantive" verdiente keinen Hauptparagraphen (vgl. die kurze und doch ausreichende Darstellung bei Ohlert). § 22 und 23 sind zu entbehren. Der Paragraph, welcher das Geschlecht der Substantive auf Grund der Bedeutung behandelte, ist fortgefallen und dafür sind zwei Hauptregeln gegeben, welche dasselbe nach Bedeutung und Endung im Anschluss an das Lateinische bestimmen lehren. Schade nur, dass dieser Paragraph und noch manches andere in der Grammatik den Gebrauch derselben auf lateinlosen höheren Lehranstalten verbietet. In § 26 konnte No. 3 (homonymes) gestrichen werden. § 27 und 28 waren besser zu vereinigen, desgleichen § 29 mit § 19, 20 und 21. In

dem Kapitel vom Fürwort (§ 35—48) ist mit Recht alles ausgeschieden worden, was in die Syntax gehört. In dem Kapitel vom Verbum (§ 49 ff.) ist das Conditionnel noch immer als Modus(!) angeführt, während die meisten neueren Grammatiken dasselbe längst richtig als Imperfektum des Futurums bezeichnen. Der Mangel einer Lautlehre und der Hervorhebung der in der Formenbildung wirksamen Lautgesetze lässt die „Orthographischen Bemerkungen zur I. Konjug.“ immer noch als etwas ganz Isoliertes und Zufälliges erscheinen. (Vgl. § 54 und 58). § 55 (Gebrauch der Hilfszeitwörter) war besser in der Syntax zu behandeln. Wenn die Ergebnisse der romanischen Sprachforschung jetzt mehr als bisher in die Schulgrammatiken bei der Darstellung und Erklärung von sprachlichen Dingen Eingang finden, so ist das nur zu billigen. Was aber soll die Einteilung der Konjugation in eine lebende und erstarrte? Dieses, wohl von Brachet herrührende Einteilungsprinzip. ist weder von so durchgreifender wissenschaftlicher noch von so praktischer Bedeutung, dass es zur genauen Charakterisierung der verschiedenartigen Konjugationsformen dienen könnte. Die Unzulänglichkeit desselben zeigt sich sofort, denn § 58 ist überschrieben „Die regelmässigen Verben auf *re* oder die III. Konjugation“ und § 60 enthält wie bisher die unregelmässigen Zeitwörter. Wissenschaftlich wäre nur eine Einteilung auf Grund der Perfektbildung, aber nichts wäre unpraktischer für eine Schulgrammatik. In den Vorbemerkungen zu § 60 ist von der Einschiebung „euphonischer“ Laute die Rede, wie z. B. des *d* in *vien-d-rai.* Dass ein solcher Lautvorgang mit dem „Wohlklang“ nichts zu thun hat, lehrt jedes Kompendium der Phonetik. Bei der Anordnung der unregelmässigen Verba gefällt uns nicht, dass bei derselben teils von der jetzigen Sprachform, teils von der lateinischen Grundform ausgegangen wird. Nur die erstere war als Einteilungsprinzip zu benutzen. Von den „unvollständigen“ Zeitwörtern können noch einige gestrichen werden. Das Gleiche gilt von den in § 62 aufgeführten abweichend gebildeten Adverbialformen. § 64 gehört in die Syntax, allerdings nicht in dieser Ausführlichkeit. Die Auffassung, dass die Praepositionen keinen Kasus regieren, sondern mit ihrem Nomen in dem Artikelverhältnis verbunden werden, wobei ersteres dem Sinne des Satzes nach im Nominativ erscheine, ist uns neu; jedenfalls aber beruht die damit verbundene Bemerkung, dass es keine Ausnahme sei, wenn das relative Fürwort *qui* in der Nominativform neben den Praepositionen gebraucht wird, auf sprachgeschichtlich falscher Grundlage, denn dieses *qui* ist gar nicht der Nominativ des Relativums, sondern entspricht lateinischem und afrz. *cui*, das auch *qui* geschrieben wurde und sich nur in dieser Gestalt erhalten hat.

Über die Syntax ist im allgemeinen zu bemerken, dass die Klarheit und Folgerichtigkeit der Regeln bedeutend gewonnen hat, und wir stehen nicht an zu bemerken, dass dieselbe gute Dienste bei einem grammatischen Unterricht auf breiterer Grundlage leisten kann, wie etwa auf dem Realgymnasium. Soll dieselbe dem französischen Unterricht auf dem Gymnasium dienen. so müsste mindestens der vierte Teil des Ganzen, besonders alles Lexikalische, gestrichen und die zu sehr sich in Einzelheiten verlierenden Regeln müssten noch weit mehr, als es gegenüber der alten Auflage geschehen ist, unter allgemeineren grammatischen Grundgesetzen zusammengefasst werden, wie das auch die neuen Lehrpläne vorschreiben. Die Fassung der Regeln im einzelnen giebt zu Ausstellungen wenig Anlass, doch ist über die Einteilung des Stoffes im ganzen noch einiges zu bemerken. Das 2. Kapitel des Syntax trägt die Überschrift „Gebrauch der Kasus und der Kasuspraepositionen“. Schon in den früheren Auflagen ist uns dies weitläufig ausgeführte Kapitel in einer franz. Schul-

grammatik als wenig zweckmässig erschienen und wir verstehen nicht recht, warum man diese Anlehnung an die lateinische Grammatik in der Neubearbeitung nicht aufgegeben und den Stoff nicht wie die neueren französischen Schulgrammatiken in anderen Kapiteln untergebracht hat, wie Praepositionen, Artikel, Adverbium. Vieles würden wir auch bloss lexikalisch bei Vorkommen in der Lektüre lernen lassen, wie z. B. fast alles, was § 76 und 77 enthalten. In einer Kasuslehre würde die Lehre von der Rektion der Verba nicht zu entbehren sein; in der vorliegenden Grammatik bildet dieselbe einen besonderen Abschnitt und wird erst viel später beim Verbum behandelt.

Wir fassen unser Urteil dahin zusammen, dass die französische Schulgrammatik von Knebel-Probst-Englich den an eine neuere Schulgrammatik zu stellenden Anforderungen, insbesondere mit Rücksicht auf die Neugestaltung des französischen Unterrichts durch die neuen Lehrpläne, vorzugsweise aus praktischen Gründen, im ganzen nicht wohl zu entsprechen vermag. Sie kann auch so lange zur Einführung nicht empfohlen werden, als nicht entsprechende Übungsbücher vorhanden sind, denn wenn die früher von Probst herausgegebenen bisher nur mit geringem Nutzen und grossen Schwierigkeiten zu verwenden waren, so ist das erst recht der Fall, wie bereits oben bemerkt, seit dem die neuen Lehrpläne in Kraft getreten sind. Ob neue Lehrbücher vorbereitet werden, ist uns nicht bekannt. Wie man darin den sehr weitschichtigen Stoff der Grammatik genügend verarbeiten und zur allseitigen Übung und vollen Anschaulichkeit bringen will, ohne die dem Unterricht gesteckten Grenzen zu überschreiten, vermögen wir allerdings nicht einzusehen.

K. Roeth.

Zatelli Domenico, *Il primo capitolo di un corso di lingua francese per le scuole.* Programm der Scuola reale superiore Elisabettina von Rovereto. 1892. S. 17—56.

Es ist erfreulich, dass die analytisch direkte Methode, die beim Unterrichte des Französischen und Englischen schon an vielen deutschen Oberrealschulen Österreichs verwendet wird, nun auch in den italienischen höheren Lehranstalten Eingang zu finden beginnt. Die italienischen Neusprachlehrer haben eben auch erkannt, dass sie mit der „grammatisierenden“ Methode nicht die gewünschten Erfolge erzielen, und suchen nicht nur für das Französische, sondern auch für das Deutsche,[1]) das an den italienischen Oberrealschulen die Stelle des Englischen vertritt, Lehrgänge nach dem Muster der deutschen Lehrbücher von Fetter und Bechtel zu schaffen. Zu diesen „Neuerern“ gehört auch Zatelli, der sich über den Zweck und den Inhalt seiner Arbeit folgendermassen äussert: „In queste pagine, le quali formano il capitolo che serve d'introduzione allo studio della lingua francese, mi sono proposto di dare le regole della pronunzia e di rendere in pari tempo famigliari allo scolare un certo numero di voci di uso comune e le forme verbali che più frequentemente occorrono.“ Der Verfasser, der mit Recht die Anleitung zu einer richtigen Aussprache als die erste Aufgabe des Anfängerkursus hinstellt, zeigt sich mit den Ergebnissen der modernen Phonetik vollkommen vertraut, sodass seine Angaben nur selten zu irgend einer Bemerkung Anlass

[1]) In dem oben erwähnten Programm geht der Abhandlung Zatelli's der Aufsatz *La fonetica come scienza ausiliare nell'insegnamento della lingua tedesca col metodo analitico*“ von A. Laharner (S. 3—15) voran.

geben. S. 24 *les, mes, tes, ses* werden mit offenem *e* angegeben, wiewohl Paul Passy in diesen Worten ausschliesslich geschlossenes *e* gesprochen wissen will. Vgl. auch Koschwitz, Zur Aussprache des Französischen in Genf und in Frankreich, S. 20 ff. — S. 31 *Jacques* wird wohl jetzt nicht mit kurzem, sondern mit langem tiefem *a* gesprochen, s. Franke, Phrases de tous les jours, s. 55. — S. 34 In *exercice, exact, exister, exhorter* wird der Tradition gemäss das erste *e* als ein offenes bezeichnet. Doch sagt schon Lesaint, Traité complet de la prononciation française dans la seconde moitié du XIXe siècle, IIIe éd., p. 52: „*E* au commencement des mots et suivi de *x* a le son *e presque fermé* devant une voyelle“ und P. Passy liest in solchen Wörtern regelmässig ein geschlossenes *e*. — S. 31 f. Es ist zu bedauern, dass der Verfasser die zwei ihrer Klangfarbe nach verschiedenen *a* nicht auseinander hält; klingt denn das lange *a* in *l'esclave, la page* ebenso wie in *hélas, l'espace?* — S. 40. In *le premier homme* ist nach Passy und Koschwitz, a. a. O. p. 65 das *e* vor *„ròm“* nicht geschlossen, sondern offen auszusprechen. — S. 56. Dass die Aussprache *équestre = ecüèstr* veraltet ist, bezeugt Koschwitz, a. a. O. 33.

Druckfehler sind wohl *lažeografi* (statt ð), *ladmuasèl, lэpua.l* (langes a).

Der Verfasser meint (und darin stimmen wir ganz mit ihm überein), dass, wenn dieses Kapitel, das auch einige Übungsstücke mit möglichst zusammenhängendem Inhalt einschliesst, gut durchgearbeitet worden ist, man ohne weiteres zur Lektüre kurzer Erzählungen, Beschreibungen etc. schreiten könne, wobei man jedoch nie die Grammatik ausser Acht lassen solle.

TROPPAU. J. ELLINGER.

Emile Souvestre, *Au Coin du feu.* Auswahl mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. C. Humbert. Leipzig, E. A. Seemann, 1891 (11. Band der Martin Hartmann'schen Schulausgaben französischer Schriftsteller). 91 nebst 39 Seiten besonders geheftete Anmerkungen.

Mit der Auswahl der uns gebotenen sechs kleineren Erzählungen: 1. *Un Intérieur de diligence;* 2. *Les deux Devises;* 3. *L'Oncle d'Amérique;* 4. *Les Dix Travailleurs de la Mère Vertd'eau;* 5. *Les Choses inutiles;* 6. *Un Oncle mal élevé,* können wir uns nur einverstanden erklären, desgleichen mit der 7 Seiten umfassenden Einleitung, in welcher das Leben und die litterarische Thätigkeit Souvestre's kurz skizzirt und auf die in den einzelnen Erzählungen enthaltenen sittlichen Lehren mit grosser Wärme hingewiesen wird. Es ist durchaus zu begrüssen, wenn dem immer noch ziemlich verbreiteten Vorurteil von der absoluten Frivolität der neueren französischen Roman- und Novellenlitteratur dadurch entgegengewirkt wird, dass Erzählungen dieses Schlages mehr und mehr auf deutschen Schulen gelesen werden.

Was beim Kommentar in erster Linie auffällt ist dessen unverhältnismässige Ausdehnung: 39 Seiten Anmerkungen zu 82 Seiten Text! Und hier handelt es sich um einen modernen — nicht allermodernsten — Prosaschriftsteller, der eine einfache leichtverständliche Sprache schreibt; zu historischen oder litterarischen Erörterungen giebt der Stoff sozusagen keinen Anlass. Der Herausgeber hat eben die Aufgabe des Lehrers übernommen, indem er auf Schritt und Tritt nicht nur die für die Weiterentwickelung der Erzählung und der durch dieselbe illustrirte Moral

wichtigen Momente hervorhebt, sondern auch eine Menge syntaktischer Fragen bespricht, z. B. warum hier das Défini, dort das Imparfait steht, warum hier *an* und nicht *année* gebraucht ist, darauf aufmerksam macht, dass *c'est—que* zum Hervorheben eines Satzgliedes dient, dass *aller* mit dem Infinitiv eine unmittelbar bevorstehende Handlung bezeichnet, kurz eine ganze Reihe sprachlicher Erscheinungen ganz gewöhnlicher Art erörtert. Was gesagt wird, ist, mit wenigen nachher zu nennenden Ausnahmen, richtig; ob es aber alles in einer Schulausgabe am Platze ist, ist eine andere Frage. Weitaus die meisten dieser grammatischen Erläuterungen wären, meiner Ansicht nach, in der Schulstunde bei der Lektüre selbst vom Lehrer zu geben, beziehungsweise aus den Schülern herauszulocken, nicht aber vom Schüler schon bei der Präparation zu Hause gedruckt zu lesen. Dies Bestreben, sich an die Stelle des Lehrers zu setzen, hat ferner zur fast unvermeidlichen Folge gehabt, dass die gleichen Erklärungen mehrmals vorkommen. So wird z. B. der Unterschied zwischen *à, en* und *dans deux heures* p. 13, Z. 24 und p. 83 Z. 6 auseinandergesetzt, derjenige zwischen *observer* und *faire observer*, p. 14, Z. 28 und p. 23, Z. 14, zwischen *oeuvre* und *ouvrage*, p. 70, Z. 19 und p. 80, Z. 23; dass, wenn der die Verba *faire, laisser* u. s. w. begleitende Infinitiv ein Akkusativobjekt bei sich hat, der von *faire, laisser* etc. abhängige Akkusativ durch den Dativ ersetzt wird, ist p. 13, Z. 29 und p. 49 Z. 12 erörtert, ebenso die Weglassung des Artikels bei *avoir peine, avoir faim* und ähnlichen Verbindungen p. 61, Z. 29 und p. 87 Z. 21. Andererseits, wenn denn doch einmal in so ausführlicher Weise kommentiert werden sollte, darf man sich wundern, dass wirklich seltenere Ausdrücke unerklärt geblieben sind, wie p. 13, Z. 27: *l'accotement de la route;* p. 61, Z. 31: *son nez crochu toujours en conversation avec son menton;* p. 61, Z. 36: *une ferme plus arrentée de dettes que de revenus;* p. 88, Z. 7: *la catégorie des innocents.*

Sachlich sind, wie schon bemerkt, nur wenige Ausstellungen zu machen. Die Erklärungen p. 15, Z. 15: „*l'on* von *l'homme*" und p. 49 Z. 26: „*voici* aus *vois ici*" sind ungenau; ebenso p. 56 Z. 5: „*ça été = cela a été*". Der Michel Lévy'sche Text, der zu Grunde gelegt ist, ist mir nicht zugänglich: in der, wahrscheinlich ersten Ausgabe, von Giraud und Dagneau, Paris 1852, steht hier das allein richtige *ç'a été,* das keiner Erklärung bedarf. Die gleiche Ausgabe hat für die Stelle p. 15. Z. 34: *j'ai déjà huit heures de retard,* während Herausgeber *en retard* liest, das als durchaus ungewöhnlich jedenfalls einer Erklärung bedurft hätte, falls die Lesart nicht einfach auf einem Versehen beruht. Ob *fistot,* p. 57, Z. 16, mit *fichtre* etwas zu thun hat, ist mir sehr zweifelhaft; ebenso dass *vieille fille,* p. 16, Z. 18, viel gehässiger sein soll als das deutsche „alte Jungfer". Bei *chauffeuse* endlich, p. 85, Z. 16, das mit „Stövchen" übersetzt wird, liegt vielleicht eine Verwechslung mit *chaufferette* vor. *Chauffeuse* bezeichnet einen bequemen warmen Lehnstuhl (s. Sachs W. B. s. v.).

Die Ausstattung des Büchleins ist wiederum durchaus lobenswert; Druckfehler sind mir nur ganz wenige aufgefallen: p. 6, Z. 7 *Amerique* st. *Amérique;* p. 9. Z. 1 *Meisterwork* st. *Meisterwerk;* p. 45, Z. 3 *émritez;* p. 63, Z. 33 *sgnei* st. *signe;* in den Anmerkungen: p. 1, Z. 5 von unten *poign* st. *poing;* p. 25, Z. 9 *George* st. *Georges.*

G. SOLDAN.

Erckmann-Chatrian. *Waterloo, Suite d'un Conscrit de 1813.* Herausgegeben und erläutert von H. W. Glabbach, Berlin, Verlag von Friedberg & Mode. 1893.

Leider fehlt dieser Ausgabe die Eigenschaft, die für eine Schulausgabe in erste Linie zu stellen ist: die Korrektheit. Gewisse Teile des Buches wimmeln geradezu von Druckfehlern und zwar beschränken sich diese nicht nur auf einfache Versehen, sondern beruhen teilweise auf systematisch beibehaltenen fehlerhaften Schreibungen; so z. B. wenn vor „que“ „dass“, ein Komma gesetzt wird oder nach „*très*“, das seit 1878 von der Akademie abgeschaffte Tiret wieder auftritt (z. B. p. 20, Z. 6, p. 40, Z. 4. — p. 24, Z. 9, 16). Die Schreibung von „Blücher“ schwankt zwischen „Blücher“ und „Blucher“. Auch auf das beigegebene Spezialwörterbuch erstreckt sich diese Flüchtigkeit, so fehlt z. B. bei *calèche* die Angabe des Genus, *cimetière* fungiert als Femininum u. a. m. Das Büchlein bedarf, um es für die Schule brauchbar zu machen, einer gewissenhaften Durchsicht.

MAX HOSSNER.

Theuriet, A. *La Princesse Verte*, für den Schulgebrauch bearbeitet von L. E. Rolfs. (Band 78 der Dickmannschen Schulbibliothek). — VIII und 90 S. — Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1894. Preis gebunden M. 0,90.

Der erste deutsche Romanist, der auf die Wichtigkeit des Dichters Theuriet für die Erzählungslitteratur überhaupt und die Schullektüre insbesondere hinwies, war der allzu früh geschiedene Heinrich Körting (cf. *Gallia* I. pag. 348ff.). Lebte K. noch, so hätte er sicherlich seine helle Freude daran, dass der Rengerschen Schulbibliothek jetzt drei Bände Theuriet auf einmal einverleibt werden: ein Bändchen mit 13 Erzählungen (hggb. von A. Gundlach), ein zweites mit einer mannigfaltigen Auswahl aus den reizvollen *Enchantements de la forêt* (hggb. von L. E. Rolfs), endlich aus dem gleichen Werke die vorliegende Erzählung aus Theuriets Knabenjahren. Diesen drei neuen Bändchen wird der Erfolg nicht fehlen, und die Konkurrenz wird sich pünktlich beeilen, auch diese Perlen zeitgenössischer Erzählungskunst in wohlfeilen gelbroten Massenausgaben auszuschlachten.

„Prinzesschen Immergrün“ ist die Frucht von Theuriets Knabenphantasie. Er macht sich als kleiner Schüler nach einer Arreststunde auf, um die verzauberte Prinzessin im Walde aufzusuchen, von welcher er träumt, seitdem die Märchensammlungen des Nachbar Hutmachers ihm durch die Hände gegangen sind. Mit einem Kameraden, der bald abtrünnig wird, erlebt er allerhand drollige Abenteuer auf der Flucht, kommt zum Hause eines alten Sonderlings, der ihm die richtige Deutung der immergrünen Prinzess giebt und ihn nach Hause bringt. Für jugendliche Leser wird namentlich die Beschreibung des altmodischen Schullebens unserer Väter, sowie der stumpfsinnigen Auswendiglernerei und Schulzucht der guten alten Zeit (S. 18ff., 77ff.) von Interesse sein.

Theuriets Sprache ist klar und durchsichtig, aber mit allerlei den Schülern sonst nicht dargebotenen Redensarten aus der Alltagssprache durchmengt. Da nun das Uebersetzen der frischen und anregenden Erzählung — etwa in Sekunda — ziemlich flott von statten gehen soll, so hat der Herausgeber fast auf jeder Seite nachzuhelfen. Deshalb giebt Rolfs eine Anzahl von Verdeutschungen seltenerer Vokabeln oder ganzer

Sätze. In den allermeisten Fällen sind diese Uebersetzungsnachhilfen gut und zutreffend. Indessen kann bei einigen dem Schüler die eigentliche Bedeutung schwerlich klar werden. Aus der Uebersetzung *il était un tantinet sur sa bouche* (4. 7) = er ass einen leckeren Bissen zuweilen ganz gern, geht weder hervor was *un tantinet* heisst, noch dass *être sur sa bouche* = *être porté sur la bouche* = *être gourmand* ist. Ebensowenig ist die lakonische Verdeutschung lass sehen (29, 4) für *montre voir* geeignet, die Bedeutung dieses ungemein häufigen *voir* hervortreten zu lassen.

Unrichtig ist die gegebene Ableitung von *plier en marmotte* (73, 26) von der Form des Murmeltiers. Das richtige steht im Anhang S. 88 und bei Littré s. v.; *recommander au prône* (76, 23) ist jem. einem Pfarrer für seine Predigt, d. i. zum Abkanzeln vor versammelter Gemeinde empfehlen, also hier der Schwester Eulogia zu einer tüchtigen Strafpredigt. Aehnlich heisst *une danse* (28, 6) weiter nichts als eine Tracht Prügel (bei der man etwa vor Schmerz hin- und hertanzt).

Mehr als bei irgend einem anderen Autor werden hier Meinungsverschiedenheiten über die Notwendigkeit oder Ueberflüssigkeit einer Erklärungsnote oder einer Nachhilfe obwalten. Als Norm möchte Referent betrachten, dass ein Theurieterklärer bei den Wörtern und Ausdrücken helfend eintritt, die in Schulwörterbüchern, bezw. bei den üblichen Schulautoren nicht zu finden sind. Namentlich hätte also die Nachhilfe auf Ausdrücke des Alltagslebens zu achten, die leider im Schulunterricht zu wenig vorkommen. Ref. vermisst demnach eine Erklärung zu *donner campos* (11, 13), zu *enfant musard* (2, 10), *la petite salle* (sc. à manger, 2, 29),[1]) zu *charpagne* (3, 37), zu *il donnait ses coups de fer* (5, 35), *le pas de la porte* (6, 20) etc. Bei *trois coups résonnèrent* hätte der französ. Brauch erwähnt werden müssen, wonach trotz elektrischer Klingel immer noch das Aufgehen des Vorhangs auf diese urwüchsige Art angekündet wird. Ebenso wäre zum Verständnis von S. 18 zu erwähnen gewesen, dass in Frankreich der Schulzwang erst seit 1871 besteht. Dagegen dürfte wohl eine Fussnote zu *almanach à images* (3, 1), zu *chêne ciré* (7, 34) etc. etc. unnötig erscheinen, wenigstens nicht so notwendig als z. B. eine allgemeine Bemerkung über den vom Deutschen abweichenden Gebrauch von *vous* an Stellen wie 4. 32, 23. 9, 26. 31 etc. Die Phrasen *être dans ses petits souliers* (74, 7) und *un bon averti en vaut deux* (74, 5) hätten ebenfalls eine Fussnote verdient.

Noch erheblicher werden die Meinungsverschiedenheiten über die zu gebenden Sacherklärungen und über deren Fassung sein. Das Programm der Schulbibliothek verlangt das einzig richtige: „alles sachlich notwendige ohne gelehrtes Beiwerk“, und Rolfs hat sich dies zur Richtschnur genommen, so dass seine Noten S. 79—89 vorzüglich geeignet erscheinen, nicht bloss das Verständnis des Textes zu unterstützen, sondern insbesondere auch reichen Stoff zu Sprechübungen zu bieten. Mit grosser Sorgfalt und gründlicher Sachkenntnis hat er alles irgendwie notwendige zusammengetragen. Dass die Fassung einzelner zu kleinen Abhandlungen angeschwollenen Noten (z. B. 83) knapper sein könnte, ist nebensächlich.

Rolfs kennt offenbar Frankreich und die Franzosen aus selbsteigner Anschauung. Die Etymologie jedoch ist ein schlüpfriges Gebiet, auf welchem er weniger sicher einherschreitet. Wer in seiner Ausgabe der *Enchantements* S. 72 gelesen hat, dass *Noël* entweder aus Dies natalis oder aus Emanuel entstanden sein soll, der begreift die auf der ersten Seite dieses

---

[1]) *la salle* heisst in Ostfrankreich durchgängig das Ess- und Wohnzimmer, selbst wenn es noch so klein ist. In Landorten der Franche-Comté nennt man es *le poêle.*

Bändchens stehende Note, wonach *tout de go* mit *galerie* zusammenhängen könnte; die von Littré beigebrachte Form *tout de gob* in der Redensart *avaler tout d'un (de) gob* giebt die einzig richtige Ableitung von *gober*.

Schwerlich dürfte ferner *flon-flon* die „bekannten oder neugedichteten leichten Weisen“ der Vaudevilles bezeichnen, sondern vielmehr onomatopoetisch das Rauschen der begleitenden Blechmusik (*les cuivres* 9, 29). Die ausführlichen Bemerkungen über die Mahlzeiten (S. 80) sind zutreffend, aber die angegebenen Zeiten stimmen nicht mehr. Jetzt ist in der Provinz die Essenszeit ungefähr die gleiche wie in Deutschland; in Paris ist die *Diner*stunde zum grossen Leidwesen der Bühnenleiter immer weiter in den Abend hinein gerückt worden. Ref. wurde in Paris stets auf 7, 7½, ja auf 8 Uhr eingeladen und fand im Sommer vor 6½ oder 7 Uhr nur wenige Gäste in den Restaurants der Boulevards und in denen des Quartier Latin vor. Die Ankündigungen der Restaurants bezeichnen 6 Uhr als Beginn der Dînerstunde; anders vielleicht die grossen Hôtels.

Bei einem offenbar gründlichen Kenner französischen Lebens ist der Ausspruch merkwürdig, dass der Franzose sich wenig auf Herstellung feiner Wurstwaren verstehe, und die besten Erzeugnisse dieser Art deutschen Ursprungs seien (S. 81). Alle Hochachtung vor Gothaer Würsten und dergl., aber echte *andouillettes*, *crépinettes*, *galantines* und dergl. (Theuriet, S. 4, 9ff.) hat der Hgb. offenbar nie gesehen. Sonst würde er im Gegenteil sagen, dass die französische *charcuterie* sich zur deutschen Wurstelei verhält, wie die feine französische Küche zur Kaffee- und Kartoffelküche mancher Gegenden Deutschlands. Doch — de gustibus etc.

Wie bereits oben erwähnt, möchte Ref. seine Ausstellungen als rein subjektive Aeusserungen betrachtet wissen. Möglicherweise nimmt der Hgb. in betreff der Erklärungsweise einen ganz anderen und von Vielen gebilligten Standpunkt ein. Jedenfalls hat Ref. das hübsche Büchlein mit grossem Interesse gelesen und hofft hierin Nachahmer zu finden, zumal die Ausstattung vornehm, der Preis billig und der Text fehlerfrei ist.

Nach neuerer Orthographie schreibt man *rhytmé* (29, 24). S. 83 unten steht *de Aulnoy*.

FREIBURG IM BR. JOSEPH SARRAZIN.

Theuriet, André. *Les Enchantements de la forêt*, für den Schulgebrauch bearbeitet von Ludwig E. Rolfs. — (Band 80 der Dickmannschen Schulbibliothek.) — Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1894. — VIII und 76 Seiten 8°. — Preis gebunden M. 0,80.

Die in dem Bändchen wiedergegebenen Erzählungen und Skizzen aus *L'Enchantement de la forêt* sind durch Hachette's Bibl. des Écoles et des Familles in Frankreich Gemeingut geworden. In der Auswahl von Rolfs werden sie auch bei uns sich rasch Bahn brechen: auf eine 40 Seiten grosse, prächtige Erzählung *L'Ecureuil* folgen in seiner Ausgabe neun kleinere Skizzen aus Wald und Vogelwelt, welche für Sekundaner eine erquickende und spannende Lektüre abgeben müssen. Auch die Art der Bearbeitung verdient volles Lob. Trotz der einfachen und durchsichtigen Sprache erfordert Theuriet gerade hier wegen der zahlreichen Spezialausdrücke aus Botanik und Zoologie und wegen einzelner Provinzialismen viel Wörterbuchwälzen. Daher ist es zu billigen, dass Rolfs solche Ausdrücke, die selbst Nationalfranzosen unbekannt sein könnten, einfach in den Noten verdeutscht hat, z. B. *pouillot*, *écobueur*, *bourdaine*, *épilobe*,

épicéa, coutre, tronce, charpagnée, godet. Aber unnötig sind *rire aux éclats* (38, 25), *qui se gausse de la bise* (50, 16), *embonpoint envahissant* (5, 23), *flairant* (13, 35) und andere Ausdrücke, die der Schüler teils schon kennen soll, teils leicht im Wörterbuch finden und wieder verwenden kann.

Hinwiederum wäre zu dem Kernspruch, dass im Kampf ums Dasein *le mieux résistant et le mieux râblé* obsiegt (19, 25), eher eine Fussnote zweckmässig gewesen.

Es ist einleuchtend, dass bei Theuriet die Sacherklärung jedem Nichtfranzosen bedeutende Schwierigkeiten machen und eine sehr ins Detail gehende Kenntnis französischen Provinzlebens erfordern muss. Rolfs zeigt sich seiner Aufgabe vollauf gewachsen. Sein Notenanhang entspricht selbst hochgespannten Anforderungen. Gleichwohl ist Ref. in einzelnen Punkten anderer Ansicht als Rolfs. Der *col-cravate* (3, 12) ist einfach der steife „Vatermörder“ unserer Grossväter. Die scherzhafte Mahnung an die Magd *vous allongerez votre souper, ma fille* (3, 2) enthält weit mehr, als die nüchterne Verdeutschung am Fusse der Seite andeutet: man denke an das ominöse *allonger la soupe* (= verdünnen, verwässern). Nicht zutreffend ist S. 7, 16 *la potée* als Suppe erklärt. Thatsächlich enthält dieses ostfranzösische Nationalgericht (7, 19) Suppe, Gemüse und Fleisch. Auf die Zubereitung der namentlich zur Zeit der jungen Gemüse ganz vortrefflichen *potée* versteht sich nur eine bürgerliche Hausfrau. In allen Pariser Restaurants würde man vergeblich danach fragen; selbst der Name ist den Herren Kellnern und Köchen unbekannt. Nicht in allen Teilen richtig sind die Bemerkungen zum französischen Mittelschulwesen S. 69: viele *collèges* haben die Prima ebenso gut wie die *lycées*, und die Bezeichnung *professeurs agrégés* kommt nicht allen akademisch gebildeten Gymnasiallehrern zu, sondern nur denen, die sich dem sehr schwierigen *concours d'agrégation* unterzogen haben. Die meisten Lehrer an Collèges sind blosse *licenciés*. Die *maîtres répétiteurs* (vulgo *pions*) haben keinen Unterricht zu erteilen, sondern nur die Arbeitsstunden zu beaufsichtigen. — Die Etymologie von *Noël* (S. 72) aus *natalem* steht durch die Schwestersprachen des Französischen so unzweifelhaft fest, dass die andere endlich aussterben könnte. Alte *Noëls* sind nicht bloss in der Gascogne und in Béarn erhalten, sondern vorzugsweise im Osten: wer kennt nicht die prächtigen *Noëls bourguignons?*

Es könnten noch einzelne Kleinigkeiten erwähnt werden. z. B. die Angabe, dass ein Frank = 81 Pfg., das Fehlen des Tiret bei *Côte-d'or,* ein paar verkehrte Accente u. s. w. Aber derlei geringe Versehen werden in einer Neuauflage sicher verschwinden. Es war dem Ref. ein wirklicher Genuss, das von Rolfs in so geschickter Weise zusammengestellte und mit hervorragendem Fleiss bearbeitete Bändchen durchzulesen. Mögen viele Berufsgenossen sich und ihren Schülern den gleichen Genuss gönnen.

FREIBURG IM BR. JOSEPH SARRAZIN.

Paris et ses environs, mit 13 Abbildungen, 1 Karte und 1 Stadtplan, für die Schule hggb. von Joh. Leitritz. (Band 82 von Dickmann's Schulbibliothek.) Leipzig, Rengersche Buchhandlung. XII und 174 S. — Preis M. 1,80.

Das immer entschiedener sich geltend machende Streben, beim fremdsprachlichen Unterricht nur Lesestoffe zu verwenden, die Land und Leute näher bringen, hat neuerdings eine Reihe vortrefflicher Chrestomathien über Frankreich und die Franzosen hervorgebracht. Ganz neu

ist aber der Versuch, aus den besten Werken über Paris ein eigenes Bändchen zur Schullektüre zusammenzustellen, auf welches demnächst — laut Ankündigung — eine ebenso neuartige *Anthologie géographique* über Frankreich folgen soll. Wenn je Lehrbücher einem Bedürfnis entsprachen, so sind es sicherlich diese beiden.

Die ersten 25 Abschnitte der hochinteressanten Parisanthologie von J. Leitritz beschäftigen sich mit der allgemeinen Physiognomie der Riesenstadt, der Charakteristik ihrer vielgestaltigen Bewohner, den hervorragendsten Bauwerken, öffentlichen Plätzen, Anlagen, Denkmälern, mit den künstlerischen und geistigen Schätzen von Paris, den wissenschaftlichen Instituten, dem Unterrichts- und Bühnenwesen und dergl. Wir möchten eine derartige Anthologie entschieden einer Auswahl aus M. Ducamps bekannten Werke über Paris vorziehen.

Mit Abschnitt 26 Balzac's *„les Romains“* — worunter ja nicht die Landsleute von Cicero und Tacitus zu verstehen sind, sondern die „Ritter vom Kronleuchter“ — beginnt der zweite Teil, welcher die bemerkenswertesten Einrichtungen der Grossstadt (égouts, administration etc.), die auffallenden Einzelerscheinungen unter ihren Bewohnern, vor allem aber das charakteristische Leben und Treiben an einzelnen Stellen und zu einzelnen Zeiten vortrefflich skizziert. Wir werden in die Zentralmarkthalle geführt (S. 55—58, eine lebenerfüllte Schilderung), auf den *Pont-Neuf*, zu den Bouquinisten an den Seinestaden, an die Vergnügungsorte des friedlichen Spiessbürgers *(Jardin des Plantes)*, zu Volksfesten etc. Wir lernen die Bettlertypen kennen, die Paris allein aufweist (S. 71 ff.), den *Gamin de Paris* (75 ff.), dem Barbier und Victor Hugo eine europäische Berühmtheit verschafft haben, dann die vielberufenen *cris de Paris*, die zum Teil aus der Zeit herstammen, wo der gewöhnliche Mann nicht lesen konnte.

Mit No. 39 treten wir in einen neuen Abschnitt der buntgestaltigen Darstellung ein: kurze, scharfumrissene Bilder führen das Pariser Treiben am Neujahrstag, zu Fastnacht und beim Nationalfest vor, aber auch die Stimmung und das Aussehen der Stadt an einzelnen geschichtlichen Tagen des Kriegsjahrs 1870/71. Damit das Ganze nicht mit einem trüben Missklang schliesse, folgt dann die Beschreibung eines verregneten *Grand-prix*-Tages und ein schöner kurzer Aufsatz des alten Republikaners Louis Blanc *„Le Charme de Paris“*.

Damit hätte nach des Referenten Empfindung das fesselnde Buch schliessen sollen. Der Anhang S. 116—35 giebt eine doch nur dürftige Skizze von Paris' herrlichen Umgebungen; der allgemeine Ueberblick S. 116—118 hätte vollauf genügt und etwa nach S. 8 verlegt werden können.

Die Quellen der Leitritz'schen Darstellung sind die besten Werke über Paris in alter und neuer Zeit, aus denen mit ausserordentlichem Geschick passende Abschnitte ausgewählt und bearbeitet wurden. Trotzdem neben Levasseur, Viollet-le-Duc und einigen Fremdenführern Schriftsteller wie L. Blanc, Balzac, Claretie, Du Camp, Zola, Fournel, Achard u. a. bei der Anthologie vertreten sind, wird selbst der strengste Kritiker zugeben müssen, dass die Darstellung wie aus einem Gusse erscheint und Dank der Ueberarbeitung seitens des Hgb. nirgends Unebenheiten aufweist. Ebenso werden die Holzschnitte, obwohl mitunter etwas klein, willkommene Anschauungsmittel sein, insbesondere diejenigen der Hauptdenkmäler. Von schwer zu übertreffender Klarheit sind der Plan der Stadt selbst, sowie derjenige von Paris und Umgebung. Mit dieser Ausstattung fremdsprachlicher Lesebücher betritt die Rengersche Verlagshandlung ganz neue Wege.

Die Fussnoten und der reichliche Notenanhang S. 136—174 werden die Benützung des lehrreichen und anregenden Buches im Schulunterricht wesentlich fördern. Der Hgb. zeigt sich hier als ein vorzüglicher Kenner französischen Lebens und speziell des hauptstädtischen; auf den Druck hat er überdies besondere Sorgfalt verwendet, wenigstens hat Ref. keine Druckfehler gefunden, ausser S. 133, 12 und 163, 8.

Somit sind alle Vorbedingungen da, um dem neuen Hilfsmittel für den französischen Unterricht eine freundliche Aufnahme und eine dauernde Verwendung zu sichern. Das Buch wird die Schüler von U. T. an durch alle Klassen begleiten und in die Einförmigkeit der Lektüre Abwechslung bringen. Für künftige Auflagen möchte Ref. indessen einige Verbesserungen vorschlagen, da ein derartiges Werk nur durch Zusammenarbeit vieler einigermassen vollkommen gestaltet werden kann.

Betreffs der Auswahl fragt es sich zunächst, ob die prächtige Skizze *Paris à vol d'oiseau* aus Victor Hugo's *Notre-Dame-de-Paris* in zweckmässiger Ueberarbeitung nicht Aufnahme finden und das eine oder andere Aufsätzchen entbehrlich machen könnte. Die Textüberarbeitung müsste auf alle Stellen sich erstrecken, aus denen die Zeit der Abfassung des betr. Stückes hervorgeht, oder welche heute nicht mehr ganz zutreffende Angaben enthalten. Dahin gehört S. 24 die Bemerkung, dass die Wandgemälde im Pariser Stadthaus erst in ein paar Jahren fertig sein werden, ferner S. 43, dass „seit 15 Jahren" die Pariser Schulen einen gewaltigen Aufschwung genommen haben, oder S. 101, dass „vor 10 Jahren" der *Mont. Valérien* mit Granaten illuminierte. Seit 1870 hat das herrliche Baden-Baden (das übrigens nicht im Schwarzwald liegt, wie Anhang 146 angegeben) zum grossen Leidwesen der dortigen Gastwirte und Gewerbetreibenden aufgehört, Pariser Modebad zu sein; der Boulevardier unserer Tage geht im Sommer in ein Seebad, am liebsten nach Trouville. Dementsprechend wären 30, 30 und vielleicht auch 117, 21 abzuändern.

Einzelne Stellen des Textes bedürfen noch der erklärenden Zuthat, so reichhaltig auch der Kommentar ist. Der Hgb. möge bedenken, dass der grösste Teil der jetzt im Dienste thätigen Neusprachler Frankreich und Paris noch wenig kennt und daher auf einen kundigen Kommentar angewiesen ist. Was denkt sich z. B. ein Schüler unter *l'ancienne Université et ses luttes savantes*, unter den sog. *écoliers* der „guten alten" Zeit (114, 31), oder unter der Herrschaft *des salons et des philosophes* (114, 38)? Wird jeder Lehrer im stande sein, befriedigende Erklärungen hierzu zu geben, oder den Schülern auseinanderzusetzen, was unter *le drame en vogue* im Gegensatz zu den *grandes scènes littéraires et lyriques* (S. 7) gemeint ist, nämlich die Boulevardbühnen Porte-Saint-Martin und dergl., im Gegensatz zu Comédie française, Odéon und zur Grossen Oper? Jedenfalls wäre es vielen interessant gewesen, die S. 37 angedeutete Inschrift am Père Lachaise kennen zu lernen. Die *École militaire* (4, 11) ist nicht von Ludwig XV. gebaut, sondern eine Privatspekulation des durch Beaumarchais so bekannt gewordenen Pâris-Duverney. Der König stand anfangs dieser Gründung ganz ablehnend gegenüber und wurde schliesslich durch Beaumarchais zu einem Besuche bestimmt. Jetzt beherbergt der Riesenbau nicht bloss die École supérieure de guerre, sondern ein Dragoner- und ein Artillerie-Regiment. Bei *squares* (113, 10) und bei *Enghien* (129, 18) vermisst man die Angabe der französischen Aussprache, bei *sur le carreau* (57, 3) die Erklärung, bei *les voyageurs pour Paris* (100, 29) die Bemerkung, dass dies die Aufforderung der Schaffner zum Einsteigen ist; bei *tunique* und *capote bleue* (99, 28) eine kurze Bemerkung über die französische Uniform, dass nämlich die zu den 28tägigen Uebungen eingezogenen Reservisten stets die *capote* tragen

statt des Waffenrocks. *Faire des bonshommes sur les murailles* (77, 5) heisst Karikaturen auf die Wände malen, *bonshommes* sind die ersten Zeichenversuche französischer Kinder; — *emboiter le pas* (76, 35) ist im Schritt mitmarschieren; — la cotte ist nicht bloss die weitbauschige Leinenhose, sondern die bis auf die Knöchel herabreichende Leinenblouse der Anstreicher (84, 30); — *les écoles de frères* (88, 27) sind Volksschulen, die von „Kongreganisten" geleitet sind, nicht Elementarschulen schlechtweg; — *du vinaigre fouetté* (121, 39) kann unmöglich zu Schaum geschlagener Essig sein, den man statt Wein verzapft; — die Bezeichnung „Herr von Lesseps" (S. 139 unten) ist ungenügend; gemeint ist Ferdinand de Lesseps, nicht etwa sein vom Panamakrach schwer getroffener Sohn Charles; — die Fassung der Anmerkung zu 24, 15 ist unklar; — der Ausdruck Finanzintendant (Note zu 24, 16) wäre zu meiden, oder zu erklären gewesen; — beim *Carrousel*platz (S. 145 oben) fehlt die Erwähnung des grossen Gambettadenkmals gegenüber dem Triumphbogen (Kontrast!), beim Verse *les fleurs fleurant Paris* etc. (146 oben) diejenige des Urbilds dazu:

le mur murant Paris rend Paris murmurant.

Bei der *fédération* (35, 32) wäre das Datum 14. Juli 1790 nicht überflüssig; beim *Collège de France* (32, 20) eine nähere Erklärung der „populären Vorträge", die man in Deutschland sich ganz anders denkt. Es ist wohl ein Versehen, wenn die notwendigen Erklärungen zu *Saint-Cyr* (100, 39ff.) und den *saint-cyriens* wegblieben und nicht einmal bei Mme de Maintenon dieser Anstalt und ihrer Vorgeschichte Erwähnung geschieht, wenn auch nur durch Hinweis auf 119, 31. Beim *Grand-prix* (109, 17) ist zu berichtigen, dass seit 1892 der Preis auf 200000 Franken erhöht ist und seit 1893 ein neues Rennen zu 100000 Franken in Longchamps im Oktober stattfindet *(Prix du Conseil municipal)*. Vielleicht wäre es auch erwähnenswert gewesen, dass seit 1887 die Franzosen alle Jahre den Grand-prix de Paris gewonnen und seit *Robert the Devil* nur drei Engländer gesiegt haben.

Dass Wien an bunter Völkermischung Paris übertrifft (S. 137), glaubt Ref. nicht, ebenso wenig, dass die Nationalbibliothek neben dem British Museum die reichste Büchersammlung ist (S. 138); sie ist bei weitem die grösste der Welt. Weshalb heisst der Square Saint-Jacques S. 145 oben „rasen- und blumenreich"? Er ist es nicht mehr als irgend ein anderer. Die Schreibung *Davoust* (S. 148 oben) weicht allenthalben der urkundlich richtigen ohne s. Die Noten zum französischen Mittelschulwesen (44, 27 und 45, 3) sind nicht zutreffend: der Realschulunterricht heisst nicht mehr enseignement spécial, sondern *enseignement moderne*, wie aus jedem Palmarès ersichtlich, und das Lycée hat nicht 8, sondern 9 Klassen, wobei die Prima *philosophie* und *rhétorique* heissen, die Obersekunda *seconde* und so weiter, bis zur *huitième* = Sexta. Ferner ist unrichtig, dass nur Donnerstags die Internen die Schulräume verlassen dürfen: dies geschieht an jedem schulfreien Tage, sobald der Fürsorger *(correspondant)* dies zugiebt und keine *privation de sortie* als Strafe vorliegt. Dass die französischen Gymnasiums-Direktoren ihren Lehrern „geistig meist ganz untergeordnet" sind, mag allerdings vorkommen, wie auch anderwärts; aber hier dürfte Leitritz wohl den *proviseur* mit dem *économe* verwechseln, da ja die Direktoren aus dem höheren Lehrerstande hervorgehen. Ungenau ist wohl die Angabe 69, 15, dass Marmier den Bouquinisten zu einem fröhlichen Mahl 1000 Fr. vermacht habe: das Legat muss höher sein, denn dieses merkwürdige Dîner findet alljährlich auf Marmiers Kosten statt. Wenn es S. 153 heisst, die Bibliothek Ste Geneviève liegt nördlich vom Panthéon, so wird niemand daraus die Lage dieser

berühmten Anstalt auf der Nordseite des das Pantheon umrahmenden Platzes entnehmen; ebensowenig entnimmt man aus der lakonischen Notiz zum Papa *Chevreul* (S. 149) den Grund zur grossen Beliebtheit seiner Vorlesungen: der hochverdiente Forscher war bis nach seinem 100. Geburtsjahr thätig. Erfinder des köstlichen *Joseph Prudhomme* ist der Humorist Henri Monnier (Scènes populaires, Paris 1830, XIV u. 208 S. 8°).

Hinter dem Pseudonym *Bernadille*, welches mehrmals im Inhaltsverzeichnis vorkommt, verbarg sich ehemals der bekannte Schriftsteller Victor Fournel, Verfasser des S. 77 gedruckten Aufsatzes. Die Note zu 45, 30 beweist zwar ein stark ausgeprägtes Nationalbewusstsein, wird aber bei Nichtpreussen auf ebenso starke Zweifel stossen.

FREIBURG IM BR. JOSEPH SARRAZIN.

Bibliothèque française. Verlag von Gerhard Kühtmann in Dresden. 3. Band: *Madeleine,* extrait de l'ouvrage de J. Sandeau. Mit Anmerkungen, Fragen und einem Wörterbuch zum Schul- und Privatgebrauch neu herausgegeben von Prof. Dr. C. Th. Lion. 9. Auflage. 1892. IV und 104 S. geb. M. 0,60. 8. Band: *Courage et bon cœur,* anecdotes du temps de l'Empire. Par E. M. de St. Hilaire. Avec notes allemandes et questionnaires par Mme A. Brée. 7. Auflage, durchgesehen und mit Wörterbuch zum Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. C. Th. Lion. 1892. IV und 82 S. geb. M. 0,90. 26./27. Band: *Rosa.* Une histoire de jeune fille par Mme E. de Pressensé. Ire partie. Mit Anmerkungen und Fragen nebst einem Wörterbuch zum Schulgebrauch herausgegeben von Meta von Metzsch. 5. Aufl. 1891. IV und 186 S. geb. M. 1,40. 28./29. Band: Dasselbe. IIe partie. 5. Auflage. 1891. IV und 186 S. geb. M. 1,40. 40./41. Band: *Petite mère* par Mme E. de Pressensé. Im Auszuge mit Anmerkungen und Frage nebst einem Wörterbuch zum Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. C. Th. Lion. 3. Auflage. 1892. IV und 179 S. geb. M. 0,90.

Die fünf Bändchen gehören zu einer Sammlung von Textausgaben, deren französische Serie bis jetzt 52 Nummern umfasst. Von diesen sind die ersten 49 ursprünglich von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig verlegt worden und vor einigen Jahren in den Kühtmannschen Verlag in Dresden übergegangen. Seitdem erscheinen sie in ganz anderem, bedeutend geschmackvollerem Gewande. Druck, Papier und Einband tragen den weitgehendsten Ansprüchen Rechnung; das Format ist vergrössert worden. Freilich ist bei den meisten Nummern infolge der neuen eleganten Ausstattung auch eine Preiserhöhung eingetreten. Für einige Bändchen sind die Preise ungemein hoch gestellt. Die Sammlung umfasst eine Anzahl Erzählungen, Novellen und Anekdoten von neueren französischen Autoren, die bisher an höheren Anstalten nur wenig gelesen worden sind; es sind indes auch klingende Namen, so Alphonse Daudet, Hector Malot und Jules Sandeau, in kleineren Werken hier vertreten.

Was die mir vorliegenden fünf Bändchen betrifft, so sind sie inhaltlich alle recht brauchbar und fesselnd. Mme de Pressensé's *Petite mère* ist vom Herausgeber stellenweise gekürzt worden; um jedoch den inneren Zusammenhang der Erzählung zu wahren, hat Lion die verkürzten Partien in französischer Sprache inhaltreich kurz zusammengefasst. Seine Kürzungen sind durch Kursivschrift kenntlich gemacht. Auch Sandeau's *Madeleine*

wird auszugsweise geboten; indes ist in dieser Ausgabe nicht ersichtlich, wo und in welcher Weise Lion den Originaltext beschnitten und zusammengefasst, oder ob er lediglich den Sandeau'schen Wortlaut ohne weitere Zuthaten durch geschickte Auswahl aneinandergeschweisst hat. Da ich keine französische Originalausgabe der *Madeleine* zur Hand habe, muss ich diese Frage unerörtert lassen. Die übrigen genannten Nummern haben keine Kürzungen erfahren.

Da alle Bändchen der Sammlung nach gleichen Grundsätzen bearbeitet sind, mache ich nachstehend über dieselben einige für alle gemeingültige Bemerkungen. Alle Bändchen enthalten zu jedem längeren Abschnitte je ein *Questionnaire;* hierdurch unterscheidet sich diese Sammlung von den meisten anderen Textausgaben. Ich kann indes nicht finden, dass der Wert dieser Fragensammlungen der räumlichen Ausdehnung, die sie umfassen, sowie der Arbeit, die sie den Herausgebern verursacht haben, auch nur annähernd entspräche. Zu wirklich intensiven Gesprächsübungen über das Gelesene sind die Fragen zu wenig zahlreich, und überdies sind sie auch vielfach so allgemein gehalten, dass es eines ungemein guten Gedächtnisses seitens des Lernenden bedarf, um sie befriedigend und umfassend zu beantworten. In einem Lehrbuch für den Anfangsunterricht können derartige *Questionnaires* über kleine Textstückchen sehr fördernd wirken und werden vielen Fachgenossen aus dem einen oder anderen Grunde willkommen sein, wenngleich der geübte Schulmann leicht darauf verzichten kann. Die *Questionnaires* finden sich jetzt am Ende jedes Bändchen vereinigt, während sie in den früheren Auflagen jedem einzelnen Kapitel angefügt waren. Für den Unterrichtserfolg kann diese Aenderung kaum von Belang sein. Auch sind die früher im Texte angebrachten Ziffern, womit auf die betreffende Frage hingewiesen wurde, nunmehr beseitigt; sie waren allerdings auch überflüssig. — Hinsichtlich der Anmerkungen in Gestalt von Fussnoten bin ich anderer Ansicht als die Herausgeber. Wenn diese Anmerkungen lediglich Wortübertragungen sind, so mag das fürs Selbststudium zur Not angehen, aber in Ausgaben für den Schulgebrauch sollten die nötigen sachlichen Erläuterungen und erst recht die Vokabelübertragungen aus naheliegenden Gründen nicht unter dem Text, sondern getrennt davon, als Anhang oder in besonderen Heftchen, geboten werden. Betrachtet man die Fussnoten der vorliegenden Bändchen näher, so fragt man sich unwillkürlich, ob die Herausgeber sich darüber klar geworden seien, was in die sog. Anmerkungen und was ins Wörterbuch gehört. Denn die grosse Mehrzahl der Noten bringt nackte Wortverdeutschungen. In den von Lion besorgten Ausgaben findet sich allerdings hier und da auch eine vereinsamte syntaktische Bemerkung oder eine Frage über das Warum dieser oder jener grammatischen Form. Ferner hat Lion kurze biographische Notizen über im Text vorkommende Persönlichkeiten am Fusse der Seite beigefügt. Warum er dieselben in *Madeleine* in deutscher, in *Courage et bon cœur* in französischer Sprache abgefasst hat, ist nicht ersichtlich. Während nun ferner in Lion's Ausgaben die in den Fussnoten verdeutschten Vokabeln im Spezialwörterbuch bis auf seltene Ausnahmen f e h l e n, ist Meta von Metzsch insofern gründlicher zu Werke gegangen, als sie dieselben im Wörterbuch nochmals wiederholt. Das Richtige wäre gewesen, Beide hätten alle Wortverdeutschungen n u r im Spezialwörterbuch gebracht. Andrerseits sind die allergewöhnlichsten Wörter, deren Bedeutungen jedem Anfänger geläufig sein werden, so z. B. *cela, comme, comment, donner, être, eau, monsieur, non, ou, où, parler* u. s. w. u. s. w. in den Spezialwörterbüchern der Sammlung sorgfältig verzeichnet. — Da über die im Text selbst vorkommenden Persönlichkeiten in den Anmerkungen kurze Mitteilungen gemacht werden, so wären erst

recht einige einleitende Bemerkungen über die Lebensumstände und die Geistesrichtung der Autoren, sowie über den Kunstwert und die litterarhistorische Stellung der betreffenden Stücke am Platze gewesen. Auch Zeilenzählung würde sich empfohlen haben. Die Texte der Lion'schen Ausgaben von *Madeleine* und *Petite Mère* enthalten eine auffällige Menge von Druckfehlern, die zwar in einem Verzeichnis berichtigt werden.

R. KRON.

Collection d'auteurs français. Sammlung französischer Schriftsteller für den Schul- und Privatgebrauch, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von **G. van Muyden,** Dr. phil. und **Ludwig Rudolph,** Oberlehrer a. D. Altenburg, Verlagshandlung von H. A. Pierer. 1892. 8°. geheftet je M. 0,50. Serie V Lief. 5: *La Belle-Nivernaise,* par Alphonse Daudet, 6 und 77 S. Lief. 6: *Contes pour les vieux et les jeunes*, par André Theuriet, 6 und 79 S. Lief. 7: *Parmi les hérons et les alligators,* par Henri Gaullieur, 6 und 71 S. Lief. 8: *Petit Bleu*, par Gyp, 76 S. Lief. 9: *La bise,* comédie en un acte, par Edouard Romberg. *A la baguette*, comédie en un acte, par Jacques Normand, 6 und 58 S. Lief. 10: *Histoires extraordinaires: Le canot de l'amiral. Le Kraken. Le bœuf*, par Eugène Mouton (Mérinos). 80 S.

Abweichend von den meisten Sammlungen fremdsprachlicher Textausgaben tritt die *Collection d'auteurs français* ohne ein dem Leser zugängliches kurzes Programm vor die Oeffentlichkeit. Nach den bisher erschienenen fünf Serien zu urteilen, beabsichtigen die Herausgeber, ohne Rücksicht auf den Standpunkt des Lesers eine Auswahl aus dem ganzen Gebiete der für die Schul- und Privatlektüre geeigneten Stoffe zu bringen. Die Sammlung enthält daher bis jetzt klassische und moderne dramatische Werke, Romane, Novellen, Historisches, Reiseschilderungen und Lyrisches. Die mir vorliegenden sechs neuesten Lieferungen der fünften Serie bringen ausser zwei einaktigen Lustspielen nur Novellen.

Wenn im Folgenden nun an den in Rede stehenden Ausgaben Kritik geübt wird, so soll durchaus nicht verkannt werden, dass sie ihre guten Eigenschaften haben. Mit der Stoffwahl wird man sich beispielsweise gerne einverstanden erklären, da eine Reihe höchst anregender Stücke hier zum erstenmale bequem zugänglich gemacht werden. Lehrer und Schüler werden die Texte mit Genuss lesen. Auch die biographischen Notizen sind zu gebrauchen; hier macht sich indes eine gewisse Ungleichheit in der Behandlungsweise geltend, indem die Lebensbilder von Daudet, Theuriet und Gaullieur ziemlich eingehend, die der anderen Autoren dagegen im Lapidarstil gehalten sind. Im allgemeinen bringen die Schüler erfahrungsmässig den Einzelbiographien wenig Teilnahme entgegen. Drum ist es empfehlenswerter und würde zum Verständnis des betreffenden Lesestoffs mehr beitragen, wenn die Herausgeber vor allen Dingen Gewicht darauf legten, die Stellung, welche der Autor mit seinem Werke in der litterarischen Richtung seiner Zeit einnimmt, in klarer, bündiger Form zu kennzeichnen. — Was die Behandlung der Texte aber angeht, so könnte manches anders sein. Die „Anmerkungen" am Fusse jeder Seite sind es, die manchen Fachgenossen ablehnend stimmen werden. Hier sollte man alles das finden, was dem Schüler eine zweckmässige Erleichterung gewähren kann, sachliche und sprachliche Erläuterungen, ge-

schichtliche und geographische Bemerkungen, Erklärungen schwieriger Konstruktionen und ungewöhnlicher Wendungen und dergl. Derartige Anmerkungen gehören in der Pierer'schen Sammlung zu den grössten Seltenheiten. Um so zahlreicher aber sind in den Fussnoten die Wortverdeutschungen vertreten, ohne dass sie jedoch das Wörterbuch ganz entbehrlich machten. Sowohl derjenige, welcher Privatlektüre treibt, als die Schüler der Oberklassen werden recht häufig in die Lage kommen, sich im Lexikon Rats zu erholen. Der des Lateinischen nicht kundige Schüler wird eine Reihe von Vokabeln vermissen, die der Gymnasiast oder Realgymnasiast ohne Mühe versteht; andere Verdeutschungen sind jedem Quartaner geläufig. Die Herausgeber hätten besser gethan, ein alphabetisches Verzeichnis der nicht allgemein bekannten Wörter jedes Stücks aufzustellen; dadurch wären eine Anzahl Wiederholungen vermieden worden, und der Lernende würde sich bei dieser Einrichtung schnellstens über den Sinn dieses oder jenes bereits vorgekommenen, ihm wieder entfallenen Wortes Auskunft verschaffen können. Im übrigen sind die meisten Schüler der Oberstufe im Besitz eines allgemeinen Lexikons, sodass es der Mitteilung der neuen Vokabeln, sei es in den Fussnoten, sei es in einem Spezialwörterbuch, nur in schwierigen Fällen bedarf. — Die Zeilen hätten numeriert werden sollen. Der Druck ist im allgemeinen korrekt; in Lief. 5, S. 9 Mitte, muss es statt tolèrerait doch tolèrerait heissen. Die Schrift ist zwar gross und deutlich, indes könnte der Durchschuss etwas vermehrt werden. Ferner wäre ein dauerhafter, steifer oder biegsamer Einband statt des leichten Papierumschlags wünschenswert; denn nach kurzer Zeit wird der Schüler nur noch fliegende Blätter in Händen haben.

Im Ganzen betrachtet stehen die Pierer'schen Ausgaben nicht auf der Höhe, und es kann nicht Wunder nehmen, wenn die meisten Fachgenossen den Konkurrenzsammlungen, die entschieden Besseres bieten, den Vorzug geben.

R. KRON.

Auteurs français. Sammlung der besten Werke der französischen Unterhaltungslitteratur mit deutschen Anmerkungen herausgegeben von **Dr. Richard Mollweide,** Oberlehrer am Lyceum zu Strassburg i. Els. IV. Bändchen. Émile Souvestre, *Au coin du feu.* Strassburg i. Els. Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt. 1892. 121 S. 8°. geb. M. 1,00.

Wie der Gesamttitel andeutet, will diese Sammlung eine unterhaltende und zugleich belehrende, die Kenntnis der französischen Sprache fördernde Auswahl aus der französischen Unterhaltungslitteratur bieten. In erster Linie sind es die Gebildeten, vornehmlich die gebildete Damenwelt, sodann auch Studierende, junge Offiziere, Postbeamte und solche, die in einer Prüfung den Nachweis ihrer Kenntnis der französischen Sprache zu erbringen haben, an die sich der Herausgeber mit seinem neuen Unternehmen wendet. Und in der That, müssige Stunden zu Hause, im Wartesaal, im Eisenbahnwagen oder auf dem Spaziergange werden sich mit der Lektüre dieses vierten Bändchens, sowie der schon vorher erschienenen Nummern (welche Novellen und Erzählungen von Alfred de Musset, Xavier de Maistre, Ch. Nodier, Honoré de Balzac und Rod. Tœpffer bringen) angenehm verkürzen lassen. Auch zur Klassenlektüre sind diese Ausgaben nicht gradezu unverwendbar, indes eignen sich die Wortverdeutschungen in den Fussnoten erfahrungsgemäss für Schulzwecke weniger, als für die-

jenigen Leser, welche das lästige, zeitraubende Nachschlagen im Wörterbuch umgehen möchten. Für den Leserkreis also, an den sich die Sammlung wendet, sind die Anmerkungen — lediglich Vokabelverdeutschungen — ganz am Platze. Als bekannt werden nur die Elemente der Formenlehre und Syntax und die elementarste Vokabelkenntnis vorausgesetzt. In ungewöhnlichen Fällen wird auch die Aussprache angegeben. Grammatische Unterweisung ist ausgeschlossen, nicht aber knappe sachliche, geschichtliche und geographische Bemerkungen, insofern sie das Verständnis des Textes erleichtern helfen. Dem mir vorliegenden vierten Bändchen ist eine kurze biographische Notiz vorangestellt, die dem Dictionnaire général von Dezobry & Bachelet entlehnt ist und in französischem Gewande das Allernotwendigste über Émile Souvestre und seine schriftstellerische Thätigkeit mitteilt. Die Ausstattung lässt nichts zu wünschen übrig; der Druck ist scharf, der Einband geschmackvoll und dauerhaft, der Preis von M. 1,00 angemessen.

R. Kron.

Textausgaben französischer und englischer Schriftsteller für den Schulgebrauch herausgegeben von Professor **Oskar Schmager** in Gera. Verlag von Gerhard Kühtmann in Dresden. 11. Band: *Le Chevrier de Lorraine* von Émile Souvestre. Herausgegeben von Oberlehrer Dr. G. Erzgraeber in Güstrow. 1892. XI und 80 S. kl. 8°., broschiert M. 0,60, gebunden M. 0,80. Anmerkungen für den Lehrer gratis.

Die Firma Gerhard Kühtmann in Dresden hat jüngst u. a. auch den Verlag des leider zu früh verstorbenen Dr. Herm. Schlutter in Gera käuflich erworben und der von Schlutter begründeten obengenannten Sammlung französischer und englischer Textausgaben neuerdings ein 11. Bändchen, Souvestre's *Le Chevrier de Lorraine* hinzugefügt. Wie alle bis jetzt erschienenen Bändchen dieser Sammlung, so ist auch das mir vorliegende streng nach den für alle Ausgaben von Schlutter und Schmager als massgebend aufgestellten Grundsätzen bearbeitet. Der Text ist ohne Kommentar, eine treffliche Einleitung mit den nötigsten Personalnotizen und den zum Verständnis des Werkes dienlichen geschichtlichen und sonstigen Bemerkungen geht voraus. Mit den noch vielfach beliebten wenn auch störenden Wortverdeutschungen in den Fussnoten wird der Leser hier glücklich verschont. Auch von einem Spezialwörterbuch hat Erzgraeber abgesehen und damit vielen Fachgenossen einen Gefallen erwiesen. Warum auch dem vorgeschrittenen Schüler ein allgemeines Lexikon vorenthalten? Die kleinen Spezialwörterbücher leiten meistens zu Trägheit und Täuschungsversuchen während der Unterrichtsstunden an. Die für den Lehrer kostenlos erhältlichen Anmerkungen liegen mir nicht vor. Druck, Papier und Preis geben zu Ausstellungen keinerlei Anlass. Der Text selbst ist frei von Druckfehlern. Auch auf die Interpunktion ist mit Sorgfalt geachtet worden. — Was den Stoff angeht, so ist der *Chevrier de Lorraine* eine Art Zugabe zur zweiten jener vier Geschichtchen, welche Souvestre „Au bord du lac“ genannt hat, weil er sie an dem villenumrahmten, höchst anmutigen See im Dörfchen Enghien-Montmorency bei Paris niederschrieb. Die treffende Schilderung, welche Souvestre in jener zweiten kleinen Geschichte von den verkommenen gesellschaftlichen Zuständen Frankreichs ums Jahr 1400 giebt, wird im *Chevrier de Lorraine* erweiternd ergänzt. In acht Kapiteln führt der Verfasser uns in die Zeit

kurz vor dem Auftreten der Jungfrau von Orléans zurück und erzählt in fesselnder, stilistisch meisterhafter Weise, wie betrübend es um jene Zeit in Frankreich aussah. Das Bändchen eignet sich trefflich zur Klassenlektüre, und jeder, der es einer näheren Prüfung unterzieht, wird dem Herausgeber die verdiente Anerkennung nicht versagen können.

R. Kron.

Sammlung französischer und englischer Gedichte zum Auswendiglernen. Für höhere Unterrichtsanstalten zusammengestellt vom Lehrerkollegium der höheren Mädchenschule zu Duisburg. Joh. Ewich, Duisburg 1893, 105 S.

Viele Schulanstalten haben für ihren Gebrauch die jährlich zu lernenden Gedichte, deutsche, franz. und englische, in einem besonderen Bändchen zusammengestellt und recht daran gethan. Dass aber derartige kleine Sammlungen nun auch gleich der Allgemeinheit angeboten werden, halte ich nicht für nötig und wünschenswert. — Die franz. Abteilung hat 26 Nummern, von denen die letzten 5 Anhang überschrieben sind. An Übersetzungen findet sich Goethe's Haideröschen und Erlkönig, sowie Chamisso's Riesenspielzeug; ich würde derartige Übersetzungen nicht lernen lassen, will aber mit Kollegen darüber auch nicht streiten. Im übrigen sind vertreten: Victor Hugo mit 7 Nummern; Lafontaine und Béranger mit je 3; Michelet, Arnault, Lemoine, Tastu, Andrieux, Pons de Verdun, Delavigne, Lamartine, Reboul mit je 1; auch Racine hat den Traum der Attalie beisteuern müssen, als ob Schülerinnen der 1. Klasse, wenn es sein muss, nicht ein Stück aus der klassischen Tragödie lernen könnten, welche sie gerade lesen. Die meisten Gedichte, eigentlich alle, sind alte Bekannte aus Lüdekings u. a. Lesebüchern, der modernen Dichtung hätte man doch Einiges entnehmen müssen. — Die englische Abteilung zählt 29 Nummern, ebenfalls allbekannte Sachen. Shakespeare hat unter andern des Antonius Rede aus Julius Caesar in extenso liefern müssen. — Dem Inhalte nach wenden sich die Gedichte beider Abteilungen stark an das Gemüt; man mag das allgemein als richtig für die weibliche Jugend betrachten, doch findet man glücklicherweise auch andere Ansichten. — Die Anordnung ist getroffen nach den Schwierigkeiten, welche die einzelnen Stücke bieten; jedem Gedicht ist ein Vokabelverzeichnis beigegeben, welches bisweilen wohl etwas mehr that, als nötig. Denn wer nicht weiss, dass *la tombe* das Grab, *les pleurs* die Thränen heisst (vgl. Nr. 26), der braucht auch nicht Hugo'sche Gedichte zu lernen.

Für die betreffende Schule, welcher das Büchlein in erster Reihe bestimmt ist, wird es gut und nützlich sein; dass andere Schulanstalten dazu greifen werden, glaube ich nicht.

Dortmund. W. Knörich.

Miszellen.

Erwiderung.

Lloyd, R. J., *Some Researches into the Nature of Vowel-Sound.* Liverpool 1890.

— — *Speech Sounds: their Nature and Causation.* In: *Phonetische Studien* 1890—1892, Bd. III—V (Nicht abgeschlossen).

I have read with much interest Dr. Pipping's recension of the above works (vol. XV, pp. 157—172 of this *Zeitschrift*). It is now about five years since Dr. Pipping and myself, unknown to each other, undertook the investigation of the nature of vowel-sounds, but upon totally different lines. Dr. Pipping undertook, by the aid of Hensen's Sprachzeichner, to analyze the *sung* vowels into their acoustic elements, whilst I endeavoured to produce artificial *whispered* vowels by the resonance of cavities whose proper tones or pitches could be accurately checked by mathematical calculation. In one important respect our conclusions agreed: we both found that all, or nearly all, the vowels had *more than one* characteristic or essential resonance. This was opposed to the conclusions of many other investigators, even such recent ones as Prof. Hermann of Königsberg and Prof. Trautmann of Bonn. Even Helmholtz had not suspected the existence of a second resonance in A, O or U, but in the course of 1892 Prof. Hermann himself communicated to the *Archiv für die gesammte Physiologie* (Bd. 53, S. 1) the results of experiments with Edison's latest phonograph, shewing a marked *second* resonance in (German) U, Å and E.

But the question arose how these resonances were related to each other. Were the two resonances of a given vowel both of *fixed pitch*, or nearly so: or were they capable of considerable variation, so long as the *interval between them* was pretty closely preserved? Dr. Pipping answered this question in the former sense: I, in the latter: and we do so still. I am therefore at the present moment partly Dr. Pipping's ally and partly his opponent. The strong appreciation which he has been pleased to express towards some portions of my work is certainly no stronger than that which I feel towards some of his; but after giving due consideration to all the valuable facts which he has brought to light I fail to see that on the disputed question of fixity of pitch they either justify his own inferences or invalidate mine.

Dr. Pipping devotes the earlier pages of his recension to an exposition of errors into which, he says, I have fallen. Some of these are real and some imaginary. As those which are real do not lie at the root of my doctrine, I will content myself here with expressing my best thanks for the corrections. But some of them I had corrected already;

e. g. as to tuning of cavities, compare *Phon. Stud.* IV. 2. S. 204 with V. 1. S. 8. Nor can I admit that this was an obvious error, seeing that it had the authority of eminent anatomical specialists such as Lennox Browne and of equally eminent physicists such as Jenkin & Ewing. Others of them I had since detected. I have abandoned, for example, my first explanation of Willis's experiment (*Phon. Stud.* IV. 3. S. 294) in favour of one analogous to that which I afterwards gave of the „railway“ vowels (*Phon. Stud.* V. 1. S. 21).

But there are a very large number of Dr. Pipping's criticisms which I cannot accept in any sense. I will instance a few of them here, and many more will appear incidentally in the succeeding pages. I invite the reader first of all to compare the two passages quoted by Dr. Pipping (p. 160) from me, and judge for himself whether there is the smallest contradiction between the one and the other, much less an „*Umschwung*“, — a rightabout turn.

I fear also that Dr. Pipping is too much inclined to regard whisper as mere noise (*Flüstergeräusche*, p. 159: *Geräuschlaute* p. 168), ignoring the fact that it is noise accompanied by resonance: and resonance is not noise, but tone.

I have ventured to infer that, if a cavity possessed two such tones, a *differential* tone might be apprehended by the ear. Dr. Pipping infers that two adjacent partials of a sung vowel usually generate their common fundamental, *as a differential tone*. It is extremely hard to see why he permits himself (p. 170) to draw the latter inference while he forbids me (p. 159) to draw the former.

Dr. Pipping blames me (p. 159) for not sufficiently regarding the influence which „the firmness of the walls and the width of the aperture“ exert upon the *range* of a given resonance. He assigns a range of a whole octave (*Om Klangfärgen hos sjungna Vokaler* p. 77) to the lower resonance of the very open Finno-Swedish Ä. But when he assigns (*ibid.* p. 69) the same wide range to that of German U, one begins to wonder what either firmness of walls or width of aperture has got to do with the matter in that case.

But I desist from discussing isolated points like these in order to take up the main question at issue, and that in the following order, (1) as to the alleged disproofs of my theory of „radical ratio“, (2) as to the alleged victorious proofs of the fixed-pitch theory, and (3) as to the kind of proof of which either theory is capable.

But first let me state as accurately as possible the difference between Dr. Pipping's views and my own. A cursory reader of Dr. Pipping's article would certainly carry away the notion that he attached no importance whatever to the „radical ratio“ (or relative pitch) of the resonances which constitute a given vowel, and that I, on the other hand, attached just as little importance to their actual or absolute pitch. But both of these impressions would be equally wrong. Dr. Pipping does allow a secondary importance to „radical ratio“, and I allow a secondary importance to actual pitch.

To make this perfectly clear let me make a few *verbatim* quotations: first from Pipping's recension. —

„Es fällt mir zwar nicht ein zu bestreiten, dass bei Vokalen mit „mehr als einem Verstärkungsgebiete das Intervall zwischen den Ton- „höhen maximaler Resonanz zur Charakterisierung des Klanges beitragen „könnte (p. 162).

„. . . . schliesslich haben wir bei Vokalen mit wenigstens zwei „Verstärkungsgebieten die gegenseitige Entfernung dieser Gebiete zu „berücksichtigen (p. 167).

Then from my second article on *Speech-Sounds* (*Phon. Stud.* IV. 1. 66.)

„These resonances may wander considerably in absolute pitch, so „long as the ratio of their frequency remains unimpaired, without altering „the essential character of the vowel. How far this wandering may „extend has not yet been [here] enquired into, but certainly to a range „of several tones."

I have no wish to minimise the differences between Dr. Pipping and myself. That would be as great a mistake as to exaggerate them. But the above extracts make it indisputably manifest that Dr. Pipping does not deny all influence to „radical ratio" nor do I deny all influence to actual pitch. Moreover the experiments by which my doctrine is supported appear to me to be far more conclusive than those on which Dr. Pipping relies. Experiments are given (*Ph. St.* IV. 1. 51 and V. 2. 132) where the actual pitch of the resonances was altered by 4 semitones without impairing the vowel, whilst an alteration of *one* semitone in the relative pitch destroyed it completely.

I therefore read with some astonishment Dr. Pipping's assertion (p. 162) that „the weakest point in Lloyd's works is, without doubt, the „doctrine of the „radical ratio" ". But this statement is fortunately accompanied by an attempt to prove it, with which I shall now have the pleasure to deal. „It would be an unpardonable waste of time", says Dr. Pipping, „to recount all the phenomena which contradict Lloyd's „doctrine. A single experiment is sufficient to make it completely clear „to us that Lloyd's view cannot be accepted." It may safely be assumed that an argument which is introduced in these terms is the very strongest which its author is able to advance. Let us see therefore what it amounts to.

It is none other than that experiment with the phonograph which has been common property for the last fifteen years, but which has recently been repeated with the present improved instrument, by Prof. Hermann (*Archiv f. d. ges. Physiologie,* bd. 47, s. 42) and now again by Dr. Pipping. It is the simple experiment of altering the *speed* of reproduction. Hermann's article appeared in 1890, but I was disappointed to find that it was of no use to me whatever, because it omitted to indicate in any way the *extent* of the alteration of speed which produced the results communicated. Dr. Pipping is not quite so reticent; though even he tells us very little. It is a great pity that he did not tabulate his results for each vowel. This is the more to be regretted because Dr. Pipping is one of the few physicists who seem to apprehend that any vowels exist except those of their own native tongue, and whose remarks on speech-sounds, as such, do not at times inspire great mistrust of the accuracy of their discrimination of them.

He tells us however (p. 162) that a transposition of a Fourth or a Fifth (such as would be produced by increasing the speed of the phonograph by one-third or one-half respectively) sufficed to make many of the vowels unrecognisable: others preserved their essential character under this ordeal though with clearly perceptible modifications. This transposition, amounting to 5 or 7 semitones, is called by Dr. Pipping a *very slight* change (eine *sehr kleine* Veränderung)! There is evidently in these matters a difference of the widest kind between Dr. Pipping and myself in our conceptions of the weight of words. I find on referring to *Speech-Sounds,* that I have spoken of a similar transposition of *four* semitones

as „very considerable": while to my mind it would appear that a „fixed-pitch" which is free to vary 3, 5 or 7 semitones both ways, besides having a free range of perhaps, an Octave to begin with, is chiefly distinguished by its want of fixity.

I, therefore, boldly ask, which of the two theories is destroyed by this experiment —? Certainly not mine. The greatest alteration which I have made in the actual pitch of my artificial resonances was one of four semitones. I confined myself to that, because it seemed to me to be the widest range of difference which the actual size of adult-human organisms entitled me to expect. Within that range I did not find *any* change in the vowel. But I am not at present concerned to deny that greater changes might perhaps have different results; I have in fact on practical grounds deliberately postponed that question, as may be seen from the extract already given: and I have done so because much smaller changes in *relative* pitch of resonances appeared to act much more powerfully on the character of the vowel, and therefore to demand prior investigation.

If either theory is upset by Dr. Pipping's crucial experiment, I think it is his own! He says with perfect truth that, when the characteristic range of a resonance stretches through the whole Octave from g^2 to g^3, a transposition of a Third (3 or 4 semitones) matters but little. Now the *lower* resonances assigned by Dr. Pipping to his respective vowels have very often the range of an Octave. They also nearly all *overlap;* and it is therefore hardly in their power to give any *characteristic* distinction to a vowel by their *actual* pitch. But with the *upper* resonance of each vowel it is otherwise. I cannot see that Dr. Pipping *ever* assigns more than two semitones as the range of an upper resonance, and sometimes he assigns very much less. Here therefore, if anywhere, are the really *characteristic* resonances of the vowels, and *a transposition of three semitones ought to destroy them all utterly.* But in this experiment it did not. Therefore it seems to me that by this experiment Dr. Pipping has shaken his own theory much more than mine: and that the extreme confidence of his deductions from it (p. 163) is entirely unwarranted.

Dr. Pipping criticises adversely the largeness of the ratios (29 to 37) which I assign to the *i* vowels; but I have not perhaps drawn sufficient attention to the fact that the vital parts of my demonstration are unaffected by any error in the numerical values which I have assigned to the ratios. Let it once be admitted that „like articulations produce like sounds" and the theory of „radical ratios", i. e. of fixed *intervals*, becomes a mathematical certainty, even if no single actual ratio is ever accurately determined. That the former doctrine carries the latter with it is fully admitted by Dr. Pipping (p. 165). I have already given proofs of the former which seem satisfactory to my own mind, but the continuation of *Speech-Sounds* will afford me opportunities of placing it in a still clearer light. And whatever proves this doctrine must disprove at the same time that of absolute pitch. I shall also deal without delay, in *Speech-Sounds,* with Dr. Pipping's criticism of the radical ratio 1, which I assign to the *U* vowel. Let me finally, in quitting the rotation-experiment and its consequences, direct attention to the very pertinent remarks made thereupon by Vietor in the new edition of his *Phonetik* p. 32, note 4.

But the victory of the fixed-pitch theory, says Dr. Pipping, (p. 164) is final! We look round for the proofs of this alleged victory, and we find that they are twofold, (1) the supposed authority of Helmholtz, (2) the results of recent phonautographic experiments. Under the former head

Dr. Pipping goes a little out of his way to twit Vietor with having attempted to teach Helmholtz acoustics. But when one finds Dr. Pipping on the very next page (p. 165) proceeding to teach Helmholtz how to express himself about vowels and to inform him what he really meant to say, one is inclined to think Vietor may have the best of it in any controversy which may arise on such points. These however are personal matters, and in these remarks I desire above all things to preserve a purely impersonal standpoint.

The simple fact is that Helmholtz can only be pressed into the service of the fixed-pitch theory by assuming that he meant to say something more than he actually did say. He has said that the resonances of women's and children's vocal cavities *may* be brought to an equality with those of men by narrowing their apertures. His interpreters say that he did not mean to say *may*, but *must:* but I prefer to think that he knew what he meant to say.

Let us just consider in one simple and obvious case what this doctrine, not of Helmholtz, but of Helmholtz's interpreters, would lead us to. The cry of an infant is a vowel-sound, — usually either *ä* or *ae*. In either case the articulation is very wide, — almost the widest of which the mouth is capable. The same vowels are also used as interjections by grown men; and here also the articulations are very wide, though hardly so wide, relatively, as those of the infant. These are the facts: now for the theory. The vowel in question, be it *ä* or *ae*, has, according to this theory, a certain fixed oral resonance. If it is produced by a smaller mouth, the aperture of that mouth must be *contracted,* until it yields a resonance as deep as that of the larger mouth. This seems at the outset surprising, and contrary to fact; and we are tempted therefore to pursue it a bit further and submit it to arithmetical tests.

The vocal organs of a man are, roughly speaking, about twice as large, in each *lineal* dimension, as those of an infant. It is quite permissible to postulate a particular case wherein this ratio would hold good exactly. In such a case, with apertures of the same *relative* size, the resonances of the cavities would always differ exactly by an Octave. On the fixed pitch theory therefore the infant's vowel-resonances would need to be redressed in every case by a severe contraction of the labial orifice. The formula applicable to this process may be found in Helmholtz, Appendix II, or in *Phon. Stud.* III. 3. 268; and anyone may easily convince himself therefrom that this redressing process would require the infant's orifice to be made *sixty four times smaller* in area than the man's orifice for any given vowel, and *sixteen times* smaller than its own relatively equal orifice. The infant *ought* therefore to be unable to sound its characteristic vowel except through an orifice resembling that of a very tight *u*; whilst *u* itself, and *o*, ought to be totally impossible. But the infant itself knows better, and opening its mouth to its widest, yells lustily on *ae* and *ä*.

We turn now to the recent physical researches which are supposed to support the same theory, including those of Dr. Pipping himself. It is impossible to signalize too often the importance and interest of the facts disclosed by those researches; but the question here before us is not as to the value of the facts, but as to the validity of the inferences which they are supposed to support. To prove that the resonances are constant for each vowel in the *same* individual is nothing to the point: that has always been conceded (*Phon. Stud.* IV. 1. 66). To prove that the resonances are constant within a few semitones for all adult individuals of anything like normal size would also amount to nothing: that also

is freely admitted (*Phon. Stud.* V. 2. 140—141). Let it once be proved that vocal organs of conspicuously different size have produced vowels of identical resonance, and then the fixed-pitch theory will have begun to establish itself: but I cannot see yet that it has a leg to stand on. Dr. Pipping calculated resonances of the Finno-Swedish vowels from his own voice and that of Mrs. Pipping: he happened to find the resonances of both voices to be nearly identical, and he straightway generalized from these two individuals to the whole human race. Now surely this was rather rash; and as to Prof. Hermann, I am not sure that he professes to have proved more than that *his own* vowel-resonances are constant; for all his principal phonograms are taken from his own voice, and he makes no attempt to compare them at the same pitch, with those of any other. It is true that he pronounces the vowel-resonances to be *relatively* fixed, but that may mean relatively to the producing organism; in which case I am exactly of the same mind.

But really I do not need to refute the doctrine of fixed-pitch, when the evidence gathered in its favour refutes it so decisively. Since last I collated that evidence (*Phon. Stud.* IV. 3. 305), Prof. Hermann has repeated his experiments with slightly different results (*Arch. f. d. ges. Physiologie,* bd. 53, s. 1), and another set of results has been announced (ibid., bd. 50, s. 307—314) by Boeke. It is somewhat difficult to compare these four sets of results, because Boeke only deals with the five (German) vowels *i, e, a, o, u:* and Pipping's vowels are Finno-Swedish, except *u*. But the *i, e, a* and *u* seem sufficiently near identity to be fairly compared; and if we compare the upper resonance determined for each of them, we find that for *i* it varies from c^4 to g^4: for *e,* from a^3+ to f^4+: for *a,* from e^3 to d^3: and for *u,* from c^3 to a^2. Admitting that some part of these differences may be due to small differences in the vowel itself, and some part also to divergencies of method, it seems to me after all that what they really prove is that the resonances of a given vowel are *not* fixed.

In stating these results I have no wish to be drawn into the lively controversies which have arisen between the investigators. Contrary to Dr. Pipping's impression (p. 170) I took no side in those controversies. I had no need; and the words cited (*Phon. Stud.,* IV. 3. 304) do not bear that construction. My business was with the *whispered* vowels, and I welcomed all information about *sung* vowels as subsidiary: but whether a given high resonance, for example, was determined by Prof. Hermann as an inharmonic partial, or by Dr. Pipping as reinforcing two adjacent harmonic partials, made little difference to me, for my immediate purpose.

I sympathize heartily with Dr. Pipping's opinion that now, when objective acoustic analyses are possible, we ought no longer to remain satisfied to indicate the character of vowels by tongue- and lip-position. Precisely: but a great many more such analyses are still needed before the vowels can be said to have been satisfactorily defined in that way. No one would therefore rejoice more than myself to see Dr. Pipping's work resumed and carried much further. There are points in which the results of the *Sprachzeichner* might be serviceably checked by other methods (see *Phon. Stud.* IV. 3. 302). The crucial comparison of widely different vocal organs remains to be made. The nature of national and personal differences remains almost untouched. In these things alone there is work for years.

Dr. Pipping ventures the assertion (p. 167) that vibrations of identical form will produce different vowels according to the speed (i. e. the pitch) at which they are reproduced, but the only instance which he

gives in support of this assertion is the change (p. 163) of Sw. *u* into *ö* in the phonograph. Prof. Hermann, in relating the same experiment, says that a sufficient acceleration caused *all* vowels to approach a sound lying between *ä* and *ö*, and that retardation caused them to shift still more quickly to a „bleating“ sound, somewhat like *ö*.

Readers of *Speech-Sounds* will all remember the persistent recurrence of *ö*-like sounds in all our experiments. We were never in any instance able to pass by gradual alteration of the cavities from one definite vowel to another. We found in *every* case an indefinite vowel lying between each pair of definite ones: and that vowel was always *ö*-like. The definite vowels appear to owe their definiteness to the definite simplicity of their radical ratios: as soon any one of them begins to shift from its radical ratio it begins to degenerate into something *ö*-like, nor does it recover from this degeneracy until, in the process of change, it begins to approach another simple radical ratio and another definite vowel.

In experiments of this kind therefore the appearance of an *ö*-like sound simply indicates that the original vowel is gone, that the conditions of its production are no longer present. That this should happen, when the phonographic reproduction is either unduly accelerated or unduly retarded, need occasion no surprise. A great acceleration would prevent the repeating needle of the phonograph from entering into the finer traces of the phonogram at all: whilst the „bleating“ described by Prof. Hermann seems to indicate the carrying down of the resonances, or of the glottal tone, or both, to a point where the pulses which form the note begin to be separately audible and they cease to be recognised as human.

I rather fear that, in attempting to define vowels according to the „regions“ which they respectively excite in the *membrana basilaris*, Dr. Pipping may have given to the „practical“ school of phoneticians some occasion for rude merriment. They will come forward in their brutal practicality and ask whether, when they wish to teach vowels to their pupils by this method, any means are provided for exciting the right „regions“ in their pupils' heads.

But seriously, I do not think that the *membrana basilaris* and its structure help the claims of fixed-pitch in the slightest degree. Is there any evidence that the *membrana* is an apparatus of fixed-pitch, beginning and ending, like a seven-octave piano, on some definite note? Is there any evidence that the *membrana* is more sensitive to fixed-pitch than to relative pitch? It is a well-known fact that the most practised musicians fail to discriminate the *octave* in which some given note lies, when it is heard in isolation: but the man hardly exists who cannot discriminate correctly between a note and its Octave, when heard together. The keenest sensibilities, therefore, of the *membrana* are directed to the recognition, not of fixed-pitch, but of relative pitch: and on this ground also it seems probable that the delicate task of the recognition of vowels is based chiefly on the latter, rather than on the former property of the *membrana basilaris*.

I submit therefore to the judgment of the instructed reader that the alleged disproofs of my theory of relative pitch or „radical ratio“, and the alleged proofs of the fixed-pitch theory, are both totally groundless; and I proceed in the last place to enquire into the nature of the proof of which either theory is capable.

I have been trained in the school of Mill to value hypotheses simply in proportion to their power of co-ordinating and explaining *facts:* and I value my theory simply and solely because I have found it capable of explaining all the phenomena which I have hitherto encountered in the

exploration of vowel-sounds. I point with some satisfaction to five instances wherein phenomena, otherwise mysterious, are clearly explained by the application of this theory. The first is the alteration which takes place in the oral articulation of a vowel when it is nasalized (*Phon. Stud.* IV. 3. 288). The second is the widening of labial orifice which takes place when some vowels are sung to a rising scale of musical notes (*Phon. Stud.* V. 1. 8). The third is a crucial case of „compensation“, where a vowel is preserved by two alterations which *both* reduce the actual pitch (*Phon. Stud.* V. 1. 18). The fourth is the fact that a whispered tube-vowel may be quite spoiled by simply slackening the tension of the glottis while rigidly maintaining the oral articulation (*Phon. Stud.* V. 3. 269). The fifth is the enforced transformation of *i* to *i*² in loud singing (*Phon. Stud.* V. 3. 270). I find that a like transformation takes place also in *u* and *ü*.

I have always given the fixed-pitch theory the most respectful consideration, and have carefully considered its applicability to the above and other facts. But when I find it repeatedly failing to account for things which the other theory does account for, I am less and less disposed to regard it as feasible. I doubt if any of the five phenomena named above can be brought into line with the fixed-pitch theory: some of them certainly cannot. But the other theory explains them, and I value it simply because it does so, and because it has turned out in practice to be much the better guide in devising and prosecuting new researches. But apart from that I do not value it one iota, and would renounce it without compunction tomorrow if decisively confuted by fact.

But fact is one thing and hypothesis is another; and it does not distress me in the least to find that this theory is in conflict with certain conjectures about the *membrana basilaris* and the contraction of infant orifices, which are partly contrary to fact and partly beyond any manner of observation. Dr. Pipping seems to be himself sensible of some defect in his theory when he admits that there is something dark (p. 168) about the generation of the whispered vowels. I can only hope that the further prosecution of his researches may lead him to recognize what I believe to be the true doctrine, viz, — that the resonances of a given vowel are fixed only for the individual, and that not of strict necessity, but by what logicians would call the „inseparable accidents“ of organic structure and habit: that in different individuals the said resonances are much less rigidly fixed, and may even vary by several tones where the organs of the speakers are of widely different dimensions: but that in all cases the interval between the resonances of the given vowel remains unchanged.

The progress of phonetic science is such that I have no doubt whatever that in a few years' time Dr. Pipping and myself will be of one mind upon all the questions herein raised: but in the meantime we are each bound to put our respective views before the public as forcibly as we know how, and I trust that nothing I have said in this reply will be construed into any depreciation of his most valuable researches and most welcome criticism.

LIVERPOOL. R. J. LLOYD.

Novitätenverzeichnis.

Catalogue des manuscrits de la bibliothèque de l'Arsenal. T. 9. (2e fascicule.) Table générale des archives de la Bastille (A-K); par Frantz Funck-Brentano. In-8°, p. 277 à 633. Paris, impr. Plon, Nourrit et Ce. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

— général des manuscrits des bibliothèques publiques de France. Départements. T. 16: Aix; par M. l'abbé Albanès. In-8°, XII-728 pages. Paris, Plon, Nourrit et Ce. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

— général des manuscrits des bibliothèques publiques de France. Départements. T. 23: Bordeaux; par Camille Couderc. In-8°. XLVIII-747 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce.

Delisle, L. „Catalogue des incunables de la bibliothèque Mazarine, par Paul Marais et A. Dufresne de Saint-Léon (Paris, H. Welter, 1893, in-8° de VIII et 811 p.)"; In-4°, 58 p. Paris, Imp. nationale. [Extrait du Journal des savants (janvier, février, mars et mai 1894).]

Catalogue et Analyse des thèses latines et françaises admises par les facultés des lettres, avec index et table alphabétique des docteurs; par M. Ath. Mourier et M. F. Deltour. Année scolaire 1892-1893. In-8°, 56 p. Paris, Delalain frères.

Führer durch die französische und englische Schullitteratur. Zusammengestellt v. e. Schulmann (Dr. Adf. Kressner.). 2. durch e. Nachtrag verm. Ausg. der 2. Aufl. gr. 8°. (IV, 208 u. Nachtrag 75 S.) Wolfenbüttel, J. Zwissler. 2.25; Nachtrag, enth. die neuen Erscheingn. u. Besprechgn. aus den J. 1892 u. 1893, allein —,75.

Gröber. Prof. *Gust.* Grundriss der romanischen Philologie, unter Mitwirkg. v. G. Baist, Th. Braga, H. Bresslau etc. hrsg. v. G. G. II. Bd. 2. Abtlg. 3. Lfg. Lex.-8°. (S. 257—384.) Strassburg, K. J. Trübner. 2,—.

Körting, Gust. Encyklopädie u. Methodologie der französischen Philologie. Sep.-Ausg. aus dem 1886 erschienenen 3. Thl. der Encyklopädie und Methodologie der roman. Philologie. gr. 8°. (X, 421 S.) L., O. R. Reisland. 6,—.

Claudin, A. Les Origines de l'imprimerie à Auch. In-8°, 32 pages. Paris, Claudin. [Extrait de la Revue de Gascogne.]

Behrens, D. Diez, Fr., Festrede zur Feier von Diez' 100stem Geburtstag. Mit einem Portrait und bisher nicht veröffentlichtem biographischem Material. Giessen, Curt von Münchow. 1,—.

Breymann, H. Friedrich Diez. Sein Leben und Wirken. Festrede gehalten zur Feier des 100sten Geburtstages. Leipzig, G. Böhme. 0,90.

Foerster, Wendelin. Freundesbriefe v. Friedrich Diez. Progr. gr. 4°. (35 S.) Bonn, (F. Cohen). 2,—.

— Friedrich Diez. Festrede gehalten zur Feier des 100sten Geburtstages den 3. März 1894. [Sonderauszug aus der Neuen Bonner Zeitung.]

Kressner, A. Friedrich Diez, sein Leben und seine Werke. Osterwieck a/H. Buchdruckerei von A. W. Zickfeldt.

Stengel, E. Zum hundertsten Geburtstag von Friedrich Diez [In: Westöstliche Rundschau I].

Bloch, Gilbert. die Reform der französischen Orthographie im Anschluss an die Petition Havet, professeur am Collège de France. an die Académie française. gr. 8°. (IV, 234 S.) Biel. (Aarau, H. R. Sauerländer.) 3,20.

Braune, T. Beiträge zur germanischen und romanischen Etymologie. Pr. Berlin 94. 31 S. 4°.

Clédat, L. Grammaire raisonnée de la langue française; par Léon Clédat. Avec préface de Gaston Paris, de l'Institut. 3e édition. In-18 jésus, XVI-236 p. Paris, Le Soudier. 3 fr. 50.

Dictionaire de la Société filologique française, précédé de lètres préfaces de MM. Henri de Bornier, Emile Chasles, Emile Gebhart, Eugène Lintilhac, Albert Malet, Hector Malot et Auguste Vacquerie, membres du conseil de la Société. 3e édition des Mots réformés. In-8°, 64 p. Paris, au siège de la Société, 4, place du Louvre. 2 fr. 50.

Flammarion, C. Dictionaire encyclopédique universel, contenant tous les mots de la langue française et résumant l'ensemble des connaissances humaines à la fin du XIXe siècle. Illustré de 20,000 figures gravées sur cuivre. T. 2. Séries 25, 26. In-4° à 2 col., p. 105 à 184. Paris, Flammarion....

L'ouvrage se composera de 800 à 1,000 livraisons, qui formeront environ huit volumes in-8°. On peut souscrire, dès à présent, pour le prix net de 80 fr. 10 cent. la livraison; 50 cent. la série.

Fröchtling, L. L'emploi des temps dans la Chronique des Ducs de Normandie. (Première Partie). Pr. Sondershausen 94. 21 S. 4°.

Huguet, E. Etude sur la syntaxe de Rabelais comparée à celle des autres prosateurs de 1450 à 1550, thèse. In-8°, VIII-460 p. Paris, Hachette et Ce.

Kelleter, F. Ein Beitrag zur Sprache des venezianischen Roland-Manuskriptes V4. Pr. Aachen 94. 24 S. 4°.

Koschwitz, E. Grammaire historique de la langue des Félibres. Greifswald, Avignon, Paris. VIII, 194 S. 8°.

Leithaeuser, Oberlehr. *J.* Gallicismen in niederrheinischen Mundarten. II. Progr. 4°. (25 S.) Barmen. (L., G. Fock.) 1,—.

Meyer-Lübke, W. Grammatik der romanischen Sprachen. II, 2. Leipzig, O. R. Reisland.

Schmidt, *K.* Die Gründe des Bedeutungswandels. Ein semasiologischer Versuch. Pr. Berlin 94. 44 S. 4⁰.

Talbert, *F.* Le Morbus foneticus, étude médico-grammaticale et historico-comparative. In-8⁰, 72 p. Paris, Société d'éditions scientifiques. [Extrait de la Voix parlée et chantée, revue mensuelle.]

Tannery, *P.* Sur l'étymologie du mot „chiffre". In-8⁰, 8 p. Paris, Leroux. [Revue archéologique.]

Tobler, *Adf.*, vermischte Beiträge zur französischen Grammatik. Gesammelt, durchgesehen und vermehrt. 2. Reihe. gr. 8⁰. (VIII, 251 S.) L., S. Hirzel. 5,60.

Vising, *J.* Om det 2ª sammansatta perfektet i de romanska språken. [Nord. tidsskr. f. filol. 3die række. II.]

Gebler, *H.* Von Regnard und seiner Behandlung des Verses. Pr. Magdeburg 94. 18 S. 4⁰.

Boerner, *Otto*. Hilfsbuch für den französischen Unterricht in Schule und Haus. 2. (Titel-)Ausg. gr. 8⁰. (V, 155 S.) L. (1889), B. G. Teubner. Geb. in Leinw. 1,80.

Brachet, *A.*, et *J. Dussouchet*, Cours de grammaire française fondé sur l'histoire de la langue. Théorie et Exercices. Cours élémentaire. Nouvelle édition, entièrement refondue. Livre de l'élève. In-16, 144 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 90 cent. [Cours complet d'enseignement primaire.]

Breymann, *H.*, u. *H. Moeller*, DD., französisches Übungsbuch f. Gymnasien. 2. Tl. gr. 8⁰. (VII, 199 S.) München, R. Oldenbourg, Abteilung für Schulbücher. 2,20; geb. 2,70.

— — französisches Übungsbuch f. Gymnasien. Schlüssel zu I u. II. gr. 8⁰. (71 S.) München, R. Oldenbourg, Abtlg. f. Schulbücher. 1,50.

— — französisches Elementarbuch. 5. Aufl. des Elementar-Übungsbuches u. der Elementar-Grammatik. Ausg. B. gr. 8⁰. (VIII, 125 S. m. 2 Konjugationstaf.) München, R. Oldenbourg, Abteilg. f. Schulbücher. 1,80; geb. in Leinw. 2.30.

— — französisches Übungsbuch. 2. Tl. Ausg. B. gr. 8⁰. München, R. Oldenbourg, Abteilg. f. Schulbücher. 2. Zur Einübung der Satzlehre. Ausg. B. (Enthält zugleich die Grammatik II.) (VIII, 243 S.) 3,—; Einbd. —,50.

Buchholtz, *v.*, einfache Genusregeln m. leicht fasslichen Gedächtnisstützen für die gebräuchlichsten französischen Substantive. 12⁰. (IV, 41 S.) B., Rosenbaum & Hart. —,40.

Buchner's Lehrmittel f. den französischen Unterricht v. DD. Prof. Wilh. Scheffler, Geo. Stern u. Albr. Reum. Französische Grammatik. II. Tl. Satzlehre. Von Dr. Geo. Stern. gr. 8⁰. (X, 78 S.) Bamberg, C. C. Buchner, Verl. 1,40.

— dasselbe. Französisches Lesebuch f. die Mittelstufe v. Dr. Geo. Stern. gr. 8⁰. (XVI, 308 S.) Ebd. 3,60.

Durand, *L.* Die vier Jahreszeiten für die französische Konversationsstunde, nach Hölzel's Bildertafeln im genauen Anschluss an „The four seasons by E. Towers-Clark". 1—4. Giessen, Emil Roth. à —,40.

Ehretsmann, J., u. *E. Schmitt.* Übungsbuch f. den französischen Anfangsunterricht. 1. Tl. Mit Benutzg. der in der Strassburger Druckerei u. Verlagsanstalt erschienenen Bilder f. den Anschauungsunterricht. 3. Aufl., neu bearb. v. E. Schmitt. gr. 8°. (XII, 199 S.) Strassburg, Strassburger Druckerei u. Verlagsanstalt. 1,75; geb. 2,—.

François. Tableau de conjugaison. In-4° oblong, 2 pages. Valenciennes, Lesieur.

Hahn, Th., u. *E. Roos*, französischer Sprech-, Schreib-, Leseunterricht f. Mädchenschulen. 2. Stufe, bearb. v. Th. Hahn. gr. 8°. (XII, 89 S.) Halle, H. Gesenius. Kart. 1,30.

Kampmann, G. Grammaire pratique de la langue française, avec de nombreux exercices. 25e édition. In-12, 340 p. Nancy, Berger-Levrault et Ce. 1 fr. 75.

Kron, R., dialogische Besprechung Hölzelscher Wandbilder in englischer Sprache. Stadt. Mit 1 Anschauungsbilde. Englische Sprechübgn. für Klassen- und Selbstunterricht. gr. 8°. (VIII, 55 S.) M.-Gladbach, E. Schellmann. —,75.

— dasselbe in französ. Sprache. Französische Sprechübgn. gr. 8°. (VIII, 51 S.) Ebd. —,75.

Langenscheidt, G. Konjugations-Muster für alle Verba der französischen Sprache, regelmässige wie unregelmässige, mit Angabe der Aussprache jeder aufgeführten Zeitform u. Person. 3. Aufl. gr. 8°. (54 S.) B., Langenscheidt. 1,—; geb. 1.40.

Loewe's, Dr. *Heinr.*, Unterrichtsbriefe zur schnellen u. leichten Erlernung der fremden Sprachen nach neuer, natürlicher Methode. Französisch. Unter Mitwirkg. v. C. Charmillot hrsg. 3. Aufl. 10 Lfgn. gr. 8°. (VIII, 304, 80 u. 39 S.) Berlin, C. Regenhardt. à —,50 (kplt. geb. in Leinw. 6,—).

Meybrinck, E. Auswahl französischer Synonyma für die höhere Mädchenschule. Pr. Kiel 94. 24 S. 4°.

Navatel, L. et *C.*, et *B. Perez.* Développements des sujets de composition française donnés à la Sorbonne aux examens du baccalauréat ès lettres (rhétorique) de 1888 à 1893. Précédés d'un tableau méthodique des sujets dictés de 1881 à 1888. 3e édition, In-12, 388 pages. Paris, Croville-Morant. 3 fr. 50.

Naud, L. Dictionnaire des difficultés orthographiques et des homonymes (nouvelle édition, entièrement refondue). In-8°, VIII-111 p. Paris, 23, boulevard Montparnasse.

Plattner, Ph. Lehrgang der französischen Sprache. 2 Tle. gr. 8°. Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. 5,90. 1. 6. Aufl. (VIII, 288 S.) 2,40. — 2. 3. Aufl. (VIII, 395 S.) 3,50.

— *Ph.* Spécimen d'un Dictionnaire de la prononciation française. Pr. Berlin 94. 11 S. 4°.

Ploetz, Gust., und *Otto Kares*, DD., kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. Ausg. B. Für Gymnasien und Realgymnasien. 2. Aufl. gr. 8°. (XVI, 229 S.) B., F. A. Herbig. 1,70.

— — dasselbe. Ausg. C. (f. Real- u. Oberrealschulen.) 2. Aufl. gr. 8°. (XVI, 242 S.) Ebd. 1,80.

Ploetz, Gust., und *Otto Kares*, DD., kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Sprachlehre, auf Grund der Schulgrammatik v. Dr. Karl. Ploetz bearb. v. DD. Gust. Ploetz und Otto Kares. 4. Aufl. gr. 8°. (XVI, 119 S.) Ebd. 1,—.

— — dasselbe. Schlüssel zum Elementarbuch. Ausg. B. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. 8°. (IV, 64 S.) B., F. A. Herbig. 1,—. Wird nur an Lehrer geliefert.

Reuter, Reallyc.-Prof. *M.* Hauptregeln der französischen Grammatik. 2. Aufl. gr. 8°. (VII, 100 S.) St., J. Roth. 1,60.

Ricard, Prof. Dr. *A*, aide-mémoire de la conjugaison des verbes français réguliers et irreguliers. 2. Aufl. Fol. (2 S.) Prag, G. Neugebauer. —,20.

Ricken, Dr. *Wilh.* Lehrgang der französischen Sprache f. die 3 ersten Jahre des französischen Unterrichts an Realschulen jeder Art u. an höheren Mädchenschulen. gr. 8°. (VII. 79 S.) B., W. Gronau. —,80; geb. 1,—.

Rossmann, Oberrealsch.-Oberlehr. Dr. *Ph.*, u. Realsch.-Dir. Dr. *F. Schmidt.* Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung. 4. Aufl. gr. 8°. (XII, 361 S. m. Abbildgn.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Geb. 2,80.

Schild, P. Elementarbuch der französischen Sprache nach den Grundsätzen der Anschauungsmethode und unter Benutzung der acht Hölzel'schen Wandbilder. I. II. Basel, E. Birkhäuser.

Schmitz-Aurbach, Chr. v. Leitfaden der französischen Sprache. Nach der analyt. Methode bearb. 1. Tl. 3. Aufl. gr. 8°. (48 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. Kart. —,50.

Scholl, Reallehr. *Karl A.* Übungsaufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Zum Einüben der französ. Formenlehre u. Syntax f. die mittleren Klassen höherer Lehranstalten zusammengestellt. gr. 8°. (VIII, 177 S.) Freising, Dr. F. P. Datterer in Komm. 1,50.

Schulthess, J. Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische bestehend in Erzählungen, Parabeln, Anekdoten, kleinen Schauspielen und Briefen für den Schul- und Privatgebrauch. Zürich, Fr. Schulthess. M. 1,40.

Strien, Realgymn.-Dir. Prof. Dr. *G.* Schulgrammatik der französischen Sprache. 1. Abtlg. Laut- u. Formenlehre. Ausg. A: Für lateinlose Schulen. gr. 8°. (78 Seiten.) Halle, E. Strien. —,75. Ausg. B: Für Gymnasien u. Realgymnasien. (74 S.) —,75.

— Elementarbuch der französischen Sprache. Ausg. A: Für lateinlose Schulen. 4. Aufl. gr. 8°. (IV, 98 S.) Halle, E. Strien. Geb. in Leinw. 1,—.

— Lehrbuch der französischen Sprache. I. Tl. Ausg. A: Für lateinlose Schulen. 2. Aufl. gr. 8°. (VI, 148 S.) Ebd. Geb. in Leinw. 1,40.

— dasselbe. I. Tl. Ausg. B: Für Gymnasien u. Realgymnasien. gr. 8°. (VII, 126 S.) Ebd. Geb. in Leinw. 1,20.

Tabelle der gebräuchlichsten unregelmässigen französischen Verben. 2. Aufl. gr. 8°. (16 S.) Flensburg, Huwald. —,30.

Ulbrich, O. Vorstufe zum Elementarbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. 2. Aufl. gr. 8°. (IV, 79 S.) B., R. Gaertner. Kart. —,80.

Weiss, M. Französische Grammatik für Mädchen. I. Mittelstufe. 2. verbesserte Auflage. Paderborn. F. Schöningh.

Wohlfahrt, Gymn.-Prof. Dr. *Thdr.*, französische Grammatik für die bayerischen Gymnasien. 2. Tl. gr. 8°. München, Literar.-artistische Anstalt. Geb. in Leinw. (à) 3,—. 2. Französische Syntax für höhere Schulen. Mit stilist. Anh. und Übungsbuch. (VII, 295 S.)

Zelle, F. Französische Repetitions-Grammatik. Pr. Berlin 94. 33 S. 4°.

Ahlheim, A. Die Schriftstellerlektüre der Ober-Sekunda nach den Grundsätzen der Konzentration. II. Pr. Bensheim 94. 23 S. 4°.

Dejob, C. L'Instruction publique en France et en Italie au XIX[e] siècle. In-18 jésus, 455 p. Paris, lib. Colin et C[e].

Fiebiger, E. Zur Erzielung einer guten Uebersetzung aus dem Französischen. Pr. Brieg 94. 22 S. 4°.

Gouin, F. Essai sur une réforme des méthodes d'enseignement. Exposé d'une nouvelle méthode linguistique. L'Art d'enseigner et d'étudier les langues. 2[e] édition. In-18 jésus, 555 p. Paris, impr. Bellier et C[e]; Ecole pratique des langues vivantes, 250, rue Saint-Jacques. 5 fr.

Lewin, H. Die Benutzung kulturgeschichtlicher Bilder im neusprachlichen Unterricht. Pr. Biebrich 93. 34 S. 4°.

Mauss, F. Du nouvel enseignement de la langue française dans nos „Gymnases"; sa valeur pédagogique. Pr. Wesel 94. 25 S. 8°.

Müller, Gymn.-Prof. Dr. *H.* Der französische Unterricht im deutschen Gymnasium. gr. 8°. (43 S.) Heidelberg, O. Petters. 1,20.

Quensell, H. Über die Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts auf der höheren Mädchenschule. Pr. Essen 94. 9 S. 4°.

Schild, P. Wie muss der fremdsprachliche Unterricht umkehren? Zürich, E. Birkhäuser. 43 S. 8°.

Suchier u. *Wagner*, Rathschläge für die Studierenden des Französischen und des Englischen an der Universität Halle a. S., Max Niemeyer. 12 S. 8°. —,25.

Barine, A. Les Grands Ecrivains français. Alfred de Musset. 2[e] édition. In-16, 183 p. et 1 planche. Paris, Hachette et C[e]. 2 fr.

Becker, H. Zur Alexandersage. Alexanders Brief über die Wunder Indiens. Pr. Königsberg 94. 26 S. 4°.

Berger, P. Ernest Renan et la chaire d'hébreu au Collège de France, leçon d'ouverture faite au Collège de France, le 9 décembre 1893. In-8°, 31 p. Paris, Leroux. [Extrait de la Revue de l'histoire des religions (t. 28, n° 3).]

Biré, E. Victor Hugo après 1852. L'Exil, les Dernières Années et la Mort du poète. In-16, 384 p. Paris, Perrin et C[e].

Brunetière, F. Etudes critiques sur l'histoire de la littérature française. 4[e] série. 2[e] édition. In-16, 391 p. Paris, Hachette et C[e]. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

— L'Evolution de la poésie lyrique en France au XIX[e] siècle. Leçons professées à la Sorbonne. T. 1[er]. In-8°, 336 pages. Paris, Hachette et C[e]. 3 fr. 50.

Cogordan, G. Joseph de Maistre. In-16, 207 p. et portrait. Paris, Hachette et C[e]. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français.]

Conférences faites aux matinées classiques du théâtre national de l'Odéon par MM. G. Larroumet, Francisque Sarcey, Henri de Lapommeraye, F. Brunetière, etc. Préface de M. Henri de Lapommeraye. I: Shakespeare et le théâtre français; le Mariage de Figaro; Molière et la famille, etc. 5e édition. In-18 jésus, XXIV-284 pages. Paris, Crémieux. 3 fr. 50.

Döhler, Sem.-Lehr. Dr. *Emil*, coup d'oeil sur l'histoire de la littérature française. Kurzer Überblick üb. die Geschichte der französ. Litteratur. Für den Schulgebrauch bearb. 3. Aufl. gr. 8°. (23 S.) Dessau, P. Baumann. Kart. —,40.

Ducros, *L.* Diderot: l'homme et l'écrivain. In-16, 349 pages. Paris, Perrin et Ce.

Engwer, Oberlehr. Dr. *Thdr.* Emile Zola als Kunstkritiker. Progr. 4°. (36 S.) B., R. Gaertner. 1,—.

Faguet, E. Dix-neuvième siècle. Etudes littéraires (Chateaubriaud, Lamartine, Alfred de Vigny, Victor Hugo, A. de Musset, Th. Gautier, P. Mérimée, Michelet, George Sand, Balzac). 12e édition. In-18 jésus, XII-456 pages. Paris, Lecène, Oudin et Ce. 3 fr. 50.

— Dix-huitième siècle. Etudes littéraires (Pierre Bayle, Fontenelle, Lesage, Marivaux, Montesquieu, Voltaire, Diderot, J. J. Rousseau, Buffon, Mirabeau, André Chénier). 12e édition. In-18 jésus, XXX-537 pages. Paris, Lecène, Oudin et Ce. 3 fr. 50. [Nouvelle Bibliothèque littéraire.]

Freppel. Bossuet et l'éloquence sacrée au XVIIe siècle. Cours d'éloquence sacrée fait à la Sorbonne pendant les années 1855-1856 et 1856-1857. 2 volumes. In-8°. T. 1er, VIII-396 p.; t. 2, 508 p. Paris, Retaux et fils. (1893.)

Gasté, *A.* Bossuet en Normandie, discours prononcé dans la séance solennelle de rentrée des Facultés, le 3 novembre 1893. In-8°, 49 p. Caen, Delesqes. (1893.)

Gautier, L. Les Epopées françaises. Etude sur les origines et l'histoire de la littérature nationale. 2e édition, entièrement refondue. T. 2. (Deuxième partie.) In-8°, p. 417 à 803. Paris, lib. Welter.

Genty, *T.* Notes sur Darès le Phrygien et sa traduction par Charles de Bourgueville, sieur de Bras, à propos de la réimpression de l'exemplaire unique de la bibliothèque de Caen. Grand in-16, XII, 143 p. avec grav. Caen, imp. Valin, lib. Massif. (1893.)

Grands (les) Historiens du XIXe siècle (études et extraits), professeur. In-18 jésus, XXVIII-436 pages. Paris, Delagrave.

Hartmann, K. A. M. Chénier-Studien. Nebst einem Abdruck von Chénier's bataille d'Arminius. Pr. Leipzig 94. 60 S. 4°.

Hofmann, E. François Tristan L'Hermite, sein Leben und seine Werke. I. Tristans Leben. Diss. Leipzig 94. 79 S. 8°.

Hünerhoff, *A.* Ueber die komischen „vilain"-figuren der altfranzösischen chansons de geste. Diss. Marburg 94. 50 S. 8°.

Klemenz, P. Les petites poésies de Pierre Corneille. I. Pr. Kattowitz 94. 16 S. 4°.

Koschwitz, *Ed.* Über die provenzalischen Feliber und ihre Vorgänger. Rektorats-Rede. gr. 8°. (38 S.) B., W. Gronau. —,60.

— Französische Volksstimmen während des Krieges 1870—71. Heilbronn, Salzer. 132 S. 8°.

Kressner, A. Rustebuef ein französischer Dichter des XIII. Jahrhunderts. Pr. Cassel 94. 24 S. 4°.

La Brière, L. de. Montaigne chrétien. Réflexions tirées des „Essais“. Petit in-18 carré, 266 p. Lagny. Paris, Chailley.

Lanson, G. Bossuet. In-8°, 235 p. avec portrait. Paris, Lecène, Oudin et Ce. [Collection des classiques populaires.]

Larroumet, G. Marivaux: sa vie et ses œuvres, d'après de nouveaux documents. Nouvelle édition. In-16, XIV-520 pages et grav. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. (1893.) [Bibliothèque variée.]

Lefebvre, L. Le Théâtre de Lille au XVIIIe siècle. Auteurs et Acteurs. In-16, 120 pages. Lille, Lefebvre-Ducrocq.

Lemaitre, J. Les Contemporains. Etudes et Portraits littéraires. 3e série. (Octave Feuillet, Edmond et Jules de Goncourt, Pierre Loti, etc.) 12e édition. In 18-jésus, 365 p. Paris, Lecène, Oudin et Ce. [Nouvelle Bibliothèque littéraire.]

Lumière, H. Le Théâtre-Français pendant la Révolution (1789—1799). Avec plusieurs lettres inédites de Talma. Lettre-préface de M. Jules Claretie. In-18 jésus, X-440 p. Paris, Dentu. 3 fr. 50.

Mabilleau, L. Victor Hugo. In-16, 208 pages et portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. (1893.) [Les Grands Ecrivains français.)

Martonne, A. de. Le Sonnet dans le midi de la France. In-8°, 65 p. Aix, Makaire. 2 fr.

Merlet, L. Poètes beaucerons antérieurs au XIXe siècle. Notices par Lucien Merlet, membre correspondant de l'Institut. T. 1er. In-8°, XII-285 p. Chartres, imp. Durand. [Bibliothèque chartraine.]

Monod, G. Hippolyte Taine. In-8°, 28 p. Versailles, imp. Cerf et Ce. [Extrait du Bulletin de l'Association des anciens élèves de l'Ecole normale pour 1894.]

Morillot, P. André Chénier. Orné de plusieurs reproductions d'après Cazes fils, Mallet et Suvée. In-8°, 240 p. Paris, Lecène, Oudin et Ce. [Collection des classiques populaires.]

Mostert, W. Das Mystère de Saint Genis, seine Quelle und seine Interpolatoren. Diss. Marburg 94. 51 S. 8°.

Paris, G. Tristan et Iseult. In-8°, 44 p. Paris, Bouillon. [Extrait de la Revue de Paris du 15 avril 1894.]

Peters, R. Über den Einfluss der spanischen Litteratur auf das französische Drama des XVII. Jahrhunderts. I. Diss. München 1893. 34 S. 8°.

Pillet, A. Essai sur les pensées de Pascal. Pr. Breslau 94. 35 S. 4°.

Poplinaux. Discours sur l'Œuvre de Saint-François-de-Sales, prononcé à Saint-Martial de Montmorillon. In-8°, 8 pages. Poitiers, imprimerie Oudin et Ce.

Potez, H. Jean Bodel et le jeu de saint Nicolas. In-8°, 24 p. Abbeville, imprimerie du Cabinet historique de l'Artois et de la Picardie. (1893.)

Sainte-Eve, F. Un rendez-vous littéraire en Franche-Comté au XVIIIe siècle. Marsollier. In-8°, 13 p. Besançon, imprimerie Jacquin. [Extrait des Annales franc-comtoises (janvier-fevrier 1894).]

Schroeder, H. J. J. Rousseau's Brief über die Schauspiele. Pr. Berlin 94. 16 S. 4°.

Schneegans, Priv-Doz. Dr. *Heinr.* Geschichte der grotesken Satire. gr. 8°. (XV, 524 S. m. 28 Abbildgn.) Strassburg, K. J. Trübner, Verl. 18,—

Scholl, *S.* Die Vergleiche in Montchrestiens Tragödien. Münchener Dissertation. 68 S. 8°.

Sée, *C.* L'Université et Mme de Maintenon. 2e édition. In-16, XXXV-187 pages. Paris, Cerf. 3 fr. 50.

Spirgatis, Oberlehr. *Eug.* Verlobung und Vermählung im altfranzösischen volkstümlichen Epos. Progr. 4°. (27 S.) B., R. Gaertner. 1,—.

Tetzner, *F.* Die Bildungsbestrebungen im Frankenreiche vor Karl dem Grossen. Pr. Leipzig 94. 11 S. 4°.

Verdunoy et *Thierry*. Les Auteurs français du XVIIe siècle. In-8°, VIII-472 pages. Dijon, Ratel.

Witkowski, *G. J.* Les Accouchements dans les beaux-arts, dans la littérature et au théâtre. In-8°, 594 pages avec 212 figures. Paris, Steinheil. 15 fr.

Wolterstorff, *H.* Essai sur la vie et les oeuvres de Rodolphe Töpffer. I. Pr. Magdeburg 94. 22 S. 4°.

Aliscans, m. Berücksicht. von Wolframs v. Eschenbach Willehalm kritisch hrsg. v. Gust. Rolin. 8°. (LXIX, 163 u. 132 S.) L., O. R. Reisland. 10,—.

Chanson, *la, de Roland.* Histoire, analyse, extraits, avec notes et glossaire, par L. Petit de Julleville. In-18 jésus, 126 p. Paris, Colin et Ce.

Jeanroy. *A*, et *H. Teulié.* Mystères provençaux du XVe siècle, publiés pour la première fois, avec une introduction et un glossaire. In-16, LIV-331 pages. Toulouse, Douladoure-Privat. 7 fr. (1893.) [Bibliothèque méridionale (1re série, t. 3).]

Suchier, *H.*, Provenzalische Diätetik. Auf Grund neuen Materials herausgegeben. Abdruck aus der Festschrift zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Universität Halle. Halle a. S., M. Niemeyer. 26 S. 4°.

Blondel. *R.* Œuvres de Robert Blondel, historien normand du XVe siècle. Publiées d'après les manuscrits originaux, avec introduction, notes, variantes et glossaire, par A. Héron. T. 2. In-8°, Liij-429 p. Rouen, Lestringant. (1893.)

Boileau. Œuvres complètes de Boileau. 2 vol. In-16. T. 1er, 318 p.; t. 2. 382 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25 le vol.

Coppée, *F.* Œuvres complètes de François Coppée, de l'Académie française. Edition illustrée par F. Flameng, A. Dawant et Tofani. Edition Lemerre. Prose. T. 5. In-8°, 394 p. Paris, Houssiaux et Ce.

Corneille, *P.* Nicomède, tragédie. Accompagnée de notes. In-32, 92 p. Paris, Hachette et Ce. 40 cent.

— Théâtre choisi. Avec une notice biographique et littéraire et des notes par E. Geruzez. In-16, LXXXVIII-527 pages. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. 50.

— *P.*, et *T.* Œuvres complètes de P. Corneille. Œuvres choisies de Thomas Corneille. T. 3. In-16, 403 p. Paris, lib. Hachette et Ce. 1 fr. 25.

Hugo, *V.* Œuvres complètes de Victor Hugo. Edition nationale. Illustrations d'après les dessins originaux de nos grands maîtres. Philo-

sophie. I: Littérature et Philosophie mêlées. Fascicule 2. Petit in-4°, p. 97 à 100. Paris, Testard.

Hugo, V. Œuvres complètes de Victor Hugo. Edition nationale. Illustrations d'après les dessins originaux de nos grands maîtres. Philosophie. II: William Shakespeare. Fascicule 5. Petit in-4°, p. 400 à 513. Paris, Testard.

La Fontaine. Fables de la Fontaine. Edition illustrée. Livraisons 1 à 8. In-4°, pages 1 à 64. Paris, Boulanger.

— Fables de la Fontaine. Notice, analyse et extraits par Emile Hinzelin. In-18 jésus, 218 p. Villefranche-de-Rouergue. Paris, Delagrave. [Petite Bibliothèque des grands écrivains.]

Lettres choisies des meilleurs écrivains épistolaires, avec notices sur les auteurs par M. Stanislas B. In-8°, 448 p. Aix, imp. Nicot.

Lévêque, E. Iconographie des fables de La Fontaine, La Motte, Dorat, Florian, avec une étude sur l'iconographie antique. In-8°, 230 p. y compris un album de 104 héliogravures de Boussod et Valadon tirées en sanguine. Paris, Flammarion. (1893.)

Maistre, X. de. La Jeune Sibérienne. In-8°, 144 p. avec gravures. Lille, Taffin-Lefort. Paris, librairie de la même maison.

Michelet, J. Œuvres complètes de J. Michelet. Histoire de France. Moyen âge. Edition définitive, revue et corrigée. T. 4. In-8°, 419 p. Paris, Flammarion.

Molière. Monsieur de Pourceaugnac, comédie en trois actes. Avec une notice et des notes par Georges Monval. Dessin de L. Leloir, gravé à l'eau-forte par Champollion. In-16, XIX-112 p. Paris, Lib. des bibliophiles. 6 fr.

— Œuvres de Molière. Monsieur de Pourceaugnac. Illustrations par Maurice Leloir. Notices par A. de Montaiglon. Grand in-4°, 122 p. Paris, Testard.

— Le Tartuffe, ou l'Imposteur, comédie en cinq actes. Avec une notice et des notes par George Monval. Dessin de L. Leloir, gravé à l'eau-forte par Champollion. In-16, XX-144 p. Paris, Flammarion. 7 fr. 50.

— Œuvres de Molière. T. 3: Don Juan, ou le Festin de pierre; le Misanthrope. In-16, 192 pages avec grav. Sceaux. Paris, Boulanger. 1 fr.

Racine. Athalie. Notice, analyse et extraits par A. Popet. In-18 jésus, 84 p. Paris, Delagrave. (1893.) [Petite Bibliothèque des grands écrivains.]

— Britannicus. Notice, analyse et extraits par A. Popet. In-18 jésus, 83 pages. Paris, Delagrave. (1893.) [Petite Bibliothèque des grands écrivains.]

Sales, saint F. de. Œuvres de saint François de Sales, évêque et prince de Genève et docteur de l'Eglise. Edition complète d'après les autographes et les éditions originales, enrichie de mombreuses pièces inédites. T. 3: Introduction à la vie dévote. In-8°, LXXI-572 p. et facsimilé. Paris, Lecoffre. Lyon, Vitte. 8 fr. (1893.)

Tallemant des Réaux. Une historiette de Tallemant des Réaux, annotée par un folkloriste, Raoul Rosières. In-16, XVI-43 p. Paris, Laisney.

Teissier, O. Poésies provençales de Robert Ruffi (XVI[e] siècle.) In-8°, 79 p. Marseille, imp. V. Boy.

Beaux, Hauptlehr. *Th. de*, und Handelssch.-Lehr. Dr. *Charles Glauser*. Französisches Lese- und Übungsbuch. 1. Stufe. Hilfszeitwörter und 1. Konjugation. gr. 8°. (X, 102 S.) Halle, H. Gesenius. 1,20; Einbd. —,20.

Bibliothèque française. 55—62 Bd. 12°. Dresden, G. Kühtmann. Geb. 55. Un philosophe sous les toits. — journal d'un homme heureux — par Émile Souvestre. Für den Schulgebrauch bearb. v. Dr. Ernst Möbius. Mit Wörterbuch. (145 u. 45 S.) 1,20. — 56. Trente ans de Paris à travers ma vie et mes livres par Alphonse Daudet. In Auszügen m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. v. Prof. Dr. C. Th. Lion. (IV, 88 S.) —,80. — 57. Cinq semaines en ballon. Voyages de découvertes en Afrique par Jules Verne. Für den Schulgebrauch bearb. v. Oberlehr. G. Opitz. Nach der 61. Aufl. des Originals. Mit Wörterbuch. (VII, 140 und 40 S.) 1,20. — 58. Nouvelles genevoises par Rodolphe Toepffer. Für den Schulgebrauch bearb. v. Dr. F. Kalepky. Mit Wörterbuch. (122 u. 22 S.) 1,—. — 59. Colomba par Prosper Mérimée. Für den Schulgebrauch bearb. von Bertha v. der Lage. Mit Wörterbuch. (148 u. 24 S.) 1,20. — 60. Chez nous. Nouvelles jurassiennes par T. Combe. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Dr. Hans Nehry. Mit Wörterbuch. (137 u. 44 S.) 1,20. — 61. Pêcheur d'Islande par Pierre Loti. Nach der 123. Aufl. des Originals f. den Schulgebrauch bearb. v. Oberlehrer Dr. Rahn. Mit Wörterbuch. (155 und 26 S.) 1,20. — 62. La neuvaine de Colette par Jeanne Schultz. Für den Schulgebrauch bearb. v. Dr. Wilh. Reimann. Mit Wörterbuch. (150 u. 36 S.) 1,20.

Brachet, *A*. Morceaux choisis des grands écrivains français du XVI[e] siècle. In-16, CI-328 p. Paris, Hachette et C[e]. 3 fr. 50.

Chateaubriand. Extraits annotés de Chateaubriand. Avec notice et analyse par Henri Métivier. In-18 jésus, 216 pages. Paris, Delagrave. (1893.) [Bibliothèque de l'enseignement primaire supérieur.]

Englert, A. Anthologie des poètes français modernes. Wörterbuch dazu, zusammengestellt von Rekt. J. Meinshausen. 8°. (53 S.) Erlangen, F. Junge. —,40.

Florian, *J. P. C. de*. Fables de J.-P.-Claris de Florian. Publiées avec un avant-propos sur la fable et une table alphabétique. In-16, 244 p. Paris, Flammarion. 3 fr. [Nouvelle Bibliothèque classique des éditions Jouaust.]

Fontaine, A. de la, mosaïque française ou extraits des prosateurs et des poètes français à l'usage des Allemands. 1. partie avec de nombreuses notes explicatives et un vocabulaire. 6. éd. gr. 8°. (VIII, 278 S.) B., Langenscheidt. 2,—; geb. 2,50.

Glenk, W., lectures françaises pour les écoles supérieures. gr. 8°. (VIII, 118 S.) Würzburg, J. Staudinger. 1,—.

Kühn, K. Französisches Lesebuch. Mittelstufe. Mit acht Illustrationen, einem Plan und einer Ansicht von Paris. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Lettres du XVIII[e] siècle. Lettres choisies de Voltaire, M[me] du Deffand, Diderot, M[me] Roland et de divers auteurs. Publiées avec une introduction, des notices et des notes par Albert Cahen. In-18 jésus, XXII-536 p. avec gravures. Paris, Colin et C[e].

Molière, l'Avare. Zum Schul- und Privatgebrauch hrsg. v. J. Bauer und Dr. Th. Link. Mit Wörterverzeichnis. 8°. (VI, 144 S.) München, J. Lindauer. 1,20.

Pascal. Les Provinciales. Lettres I, IV, XIII, suivies de la vie de Pascal Nouvelle édition, avec introduction et notes par M. l'abbé Vialard. In-16. 155 p. Paris, Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]

Poètes français. Ausg. A m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch unter dem Text; Ausg. B m. Anmerkgn. in e. Anh. 2. u. 4. Lfg. (Neue Ausg.) 12°. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Kart. 2. Béranger. Auswahl von 50 Liedern. Hrsg. von Gymn.-Prof. Dr. Jos. Sarrazin. (148 S.) —,75. — 4. Anthologie des poètes français. Sammlung französ. Gedichte. Hrsg. v. Dir. Alb. Benecke. (XII, 284 S.) 1.50.

Prosateurs modernes. 3—6. Bd. 8°. Wolfenbüttel, J. Zwissler. 3. Récits et entretiens familiers sur l'histoire de France jusqu' en 1328, par Prof. Dr. Ernest Lavisse. Für den Schulgebrauch bearb. v. H. Bretschneider. (IV, 109 S. mit 1 Karte.) 1893. —,60; kart. —,75. — 4. Contes modernes. A. Daudet, J. Lemaître, J. Simon, Ph. Gille, J. Claretie, P. Bonnetain, L. Halévy. Mit erklär. Anmerkgn. hrsg. v. Dr. Adf. Kressner. (IV, 153 S.) —,80; kart. 1,—. — 5. La bouillie de la Comtesse Berthe par Alex. Dumas. Für den Schulgebrauch bearb. v. H. Bretschneider. (IV, 54 S.) —,35. — 6. Gutenberg par A. de Lamartine. Für den Schulgebrauch erklärt v. H. Bretschneider. (38 S.) —,25.

— français. Ausg. A m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch unter dem Text; Ausg. B. Text u. Anmerkgn. getrennt. 98—100. Lfg. 12°. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Kart. 98. L'ami Fritz par Erckmann-Chatrian. Im Auszuge hrsg. v. Gymn.-Oberlehr. Dr. Arnold Krause. (XI, 100 u. Anh. 18 S.) —,75. — 99. Pariser Skizzen und Erzählungen aus Les vrais riches, contes en prose, u. Vingt contes nouveaux par François Coppée. In Auszügen hrsg. von Gymn.-Oberlehr. Dr. Arnold Krause. (XI, 100 u. Anh. 54 S.) —,90. — 100. Lettres de Madame de Sévigné. Auswahl, hrsg. von Gymn.-Oberlehr. Otto Kabisch. (X, 97 u. Anhang 47 S.) —,90.

Saure, Dr. *Heinr.*, anecdotes, historiettes et traits de caractère tirés de l'histoire moderne. Ein Hilfsbuch zur Einführg. in die Lektüre, sowie zur Förderg. des mündl. u. schriftl. Ausdrucks f. d. Schul- u. Privat-Gebrauch. 2. Aufl. gr. 8°. (XII, 128 S.) Frankfurt a M.. Kesselring. Geb. in Leinw. 1,30.

Schulbibliothek französischer u. englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. 2.—4. Bdchn. gr. 8°. B., R. Gaertner. Geb. in Leinw. 2. Excursions et voyages. Ausgewählt u. m. Anmerkgn. f. den Schulgebrauch hrsg. v. Realgymn.-Prof. Dr. K. Sachs. I. Ch. Dufayard, comment on voyageait dans l'ancienne France. II. H. Meyer-Derriey, la première ascension du Kilimandjaro. III. J. Fleury, la traversée de la Manche. (VII, 88 S.) 1,—. — 3. Journal d'un officier d'ordonnance. Par le Comte d'Hérisson. Im Auszuge u. mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. v. Oberlehr. Dr. J. Hengesbach. Mit 1 Karte v. Paris u. Umgebg. (VIII, 134 S.) 1,50. — 4. Naturwissenschaftliche Abhandlungen (Traités d'atmosphérologie) der Revue des deux mondes. Im Auszuge entnommen u. f. den Schulgebrauch erklärt v. Doz. Prof. Dr. W. Kasten. (VII, 88 S.) 1,—.

dasselbe. 5., 7. u. 9. Bdchn. gr. 8°. B., R. Gaertner. Geb. in Leinw. 5. La navigation transatlantique et les navires à vapeur par Maurice Demoulin. Im Auszuge m. Anmerkgn. f. den Schulgebrauch hrsg. u.

mit e. alphabet. Verzeichnis aller Fachausdrücke versehen v. Dr. G. van Muyden. (VII, 77 S.) —,90. — 7. Lectures sur les principales inventions industrielles et les principales industries par P. Maigne. Ausgewählt, f. den Schulgebrauch hrsg. u. erklärt v. Dr. Ew. Goerlich. (VIII, 142 S.) 1,40; Questionnaire (31 S.) —,30; Wörterbuch. (50 S.) —,50. — 9. Le théatre français sous Louis XIV par Eugène Despois. Im Auszug u. f. den Schulgebrauch hrsg. u. m. Anmerkgn. versehen v. Oberlehr. Dr. Geo. Erzgraeber. (VI, 109 S.) 1,20.

Schulbibliothek französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. 76—80. Bd. 8°. L., Renger. Geb. 78. La princesse verte v. André Theuriet. Für den Schulgebrauch bearb. v. Ludw. E. Rolfs. (VIII, 90 S.) 1,—. — 79. Ausgewählte Erzählungen v. André Theuriet. Für den Schulgebrauch erklärt v. Adf. Gundlach. (VII, 110 S.) 1,10. —. 80. Les enchantements de la forêt (Auswahl) v. André Theuriet. Für den Schulgebrauch bearb. v. Ludw. E. Rolfs. (VIII, 76 S.) —,90.

— dasselbe. Reihe C. Für Mädchenschulen. Prosa und Poesie. 9. Bd. 12°. Ebd. Geb. —,85. 9. Petit Bleu par Gyp. Hrsg. von Dir. A. Seedorf. (91 S.) —,85.

Scribe, E., le verre d'eau. Comédie. Zum Schul- u. Privatgebrauch hrsg. v. Erwin Walther. Mit e. Wörterverzeichnis. 8°. (III, 138 S.) München, J. Lindauer. 1,20.

Textausgaben französischer u. englischer Schriftsteller f. den Schulgebrauch, hrsg. v. Osk. Schmager. 18. Bd. 12°. Dresden, G. Kühtmann. Geb. 18. Vie d'Oberlin. Bearb. nach F. Bernard u. D. E. Stöber. v. H. Bretschneider. (VI, 60 S.) —,80.

— desgleichen. 19. Histoire d'Attila par Amédée Thierry. In gekürzter Fassg. f. den Schulgebrauch hrsg. v. Dr. Haellingk. (V, 83 S.) —,80; Wörterbuch (47 S.) —,35. — 21. Expédition de Bonaparte en Égypte par Thiers. Hrsg. von Gymn.-Oberlehr. Johs. Leitritz. (VIII, 104 S.) 1,—; Wörterbuch (42 S.) —,30.

Trümper, K. Sammlung französischer Gedichte nebst kurzgefasster Verslehre, litteraturgeschichtlichen Bemerkungen und Hilfe für die häusliche Vorbereitung. (I. besonders für Tertia und Sekunda.) Pr. Duderstadt 94. 66 S. 8°.

Weiss, M., livre de lecture. Tome I. Recueil d'historiettes et de poésie pour l'enfance. 4. éd. revue et augmentée. gr. 8°. (XII, 242 S.) Breslau, E. Morgenstern, Verl. 1,60.

Wershoven, Dr. *F. J.* Französisches Lesebuch f. höhere Lehranstalten. Mit erklär. Anmerkgn., Präparation u. Wörterbuch. 6. Aufl. gr. 8°. (VIII, 342 S.) Cöthen, O. Schulze's Verl. 2,25; Einbd. —,35.

— recits et biographies historiques. Für den Schulgebrauch ausgewählt u. erklärt. gr. 8°. (IV, 87 S.) Ebd. Kart. —,90; Wörterbuch dazu (24 S.) —,20.

Grammont, M.. Le Patois de la Franche-Montagne et en particulier de Damprichard (Franche-Comté), No. 3. In 8°, p. 53 à 84. Paris, Bouillon. [Extrait des Mémoires de la Société de linguistique de Paris.]

Piat, L. Dictionnaire français-occitanien, donnant l'équivalent des mots français dans tous les dialectes de la langue d'oc moderne. T. 2: I-Z. In-8° à 2 col., 500 p. Montpellier, Hamelin frères.

Schultz, E. Gaskognische Grammatik. I. Lautlehre. Diss. Jena 93. 111 S. u. 1 Karte. 8°.

Premier essai d'un dictionnaire niçois-français-italien absolument nouveau et inédit; par l'abbé J. P., Première partie. Petit in-16, XX-704 p. Nice, Robaudi frères. 5 fr.

Virmaître, C. Dictionnaire d'argot fin de siècle. In-18 jésus, XXIII-337 p. Paris, Charles. 6 fr.

Visner, G. J. B. Noulet et son œuvre de vulgarisation patoise. Etude pensée et tout d'abord écrite en langue toulousaine, puis traduite en français. In-4° à 2 col., 26 p. Toulouse, Dupuy.

Bessi, J. Canson nissardi de Jules Bessi, poèta nassional nissart. No. 1. (1860—1893.) In-16, 32 p. Nice, imp. Cagnoli et Ce.

Cacho-fiò, lou. Armana en prouvença per lou bel an 1894. (14° annado.) In-8°, 112 p. Carpentras, impr. et lib. Brun et Ce. Les gares et les libr. du Midi et de Paris. 50 cent.

Cinq cantico sus lou caste Jousè, à l'usage di Sant-Janen de Marsiho. In-32, 30 pages avec musique. Avignon, imp. Aubanel frères.

Lou Curo dent, chanson. In-4° à 2 col., 1 page. Narbonne, imp. Fenateu.

Delmar, D. Chanson en patois de Lille, dédiée aux conscrits les Sans-Chagrins, de Fretin, de la classe 1893. In-4° à 2 col., 1 page. La Madeleine, imp. Dumoulin-Rousselle.

Dillys, A. L'Mariache à quate sous, chanson. In-plano à 2 col. Lille, imp. Delory. 10 cent.

Dupret, C. Souvéni dé la festo dou çanténèro dé la républiquo, célébrado à Nîmes lou 22 septémbré 1892. In-8°, 8 p. Nîmes, imp. Teissier et Sabliet. 10. cent. (1893.)

Marescaux, F. Chanson nouvelle en patois de Lille. In-4° à 2 col., 1 p. Lille, imp. Delory.

Tourmints, les, d'un garchon d'honneur, chanson nouvelle en patois de Lille; par Gustave X.... In-4° à 2 col., 1 p. Lille, imp. Delory.

France, J. Contes d'Alsace. (La Fée des fleurs; le Parrain de France; l'Enfant du lac.) In-8°, 120 p. avec 19 grav. Limoges, Ardant et Ce.

Hauser, H. La Poésie populaire en France au XVIe siècle, conférence faite à l'amphithéâtre de la Faculté des lettres de Clermont-Ferrand, le 2 mars 1894. In-8°, 26 p. Clermont-Ferrand, imp. Mont-Louis.

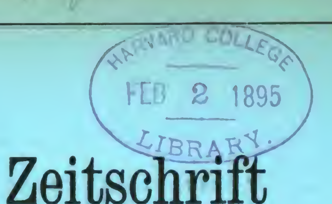
Marbeau, E. Contes et Récits populaires de la Grande-Bretagne; par M. Loys Brueyre. Notice par Eugène Marbeau. In-8°, 8 p. Paris, Picard. [Extrait de la Revue de la Société des études historiques (année 1893).]

Meyrac, A. Contes du pays d'Ardennes. Illustrations de De Bergevin. In-8°, 191 p. Paris, Lecène, Oudin et Ce. [Nouvelle Bibliothèque illustrée de vulgarisation.]

Millien, A. Petits contes du Nivernais. Petit in-8°, 12 p. Nevers, imp. Vallière.

Mongis, T. Récits saintongeois; A travers genêts et bruyères; Légendes, Chroniques et Récits de la Haute-Saintonge. In-16, 351 p. Paris et Lyon, lib. Delhomme et Briguet.

Druck von Edmund Stein in Potsdam.



Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel   Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XVI, Heft 8.
Der Referate und Rezensionen
viertes Heft.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1895.

Ausgegeben am 16. Januar 1895.

INHALT.

Referate und Rezensionen. Seite

Miscellen.

Referate und Rezensionen.

Tobler, A. *Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit.* Zusammenstellung der Anfangsgründe. Dritte Auflage. Leipzig, Hirzel. 1894. 8°. X u. 164 SS. Pr. M. 3,60.

Dass der Verfasser sich keiner Täuschung hingab, als er bei der ersten Veröffentlichung seiner Schrift im Jahre 1880 die Gewissheit hegte, damit einem lebhaft empfundenen Bedürfnis abzuhelfen, dafür spricht das Erscheinen dieser dritten Auflage. Ebenso wie die zweite, weist auch sie mannigfache Ergänzungen auf, der Rahmen des Werkchens aber ist noch jetzt unverändert, die Behandlung des Stoffes die alte geblieben. Der Hauptsache nach, d. h. abgesehen von einem einleitenden Kapitel, beschränkt es sich auf Feststellung der Silbenzahl, — welcher der Löwenanteil, mehr als ein Drittel der ganzen Arbeit, zugefallen ist — auf Cäsur, Hiatus und Reim. Überall sucht T. gegenüber den oft willkürlichen Lehren der Theoretiker den wirklichen Thatbestand mit all seinen Variationen alter und neuer Zeit klar zu legen. Grundsätzlich vermeidet er dagegen auf tiefer liegende Probleme, welche den Ursprung und den vorhistorischen Entwicklungsgang des französischen Versbaus betreffen, einzugehen. Die neuere Litteratur ist sorgsam verwertet, hier und da vermisst man allerdings einiges.

Zu verwundern ist das starre Festhalten Toblers an einigen von ihm vertretenen Ansichten hinsichtlich der inneren Gliederung der Verse. Seite 88 heisst es in der Anmerkung: „In dem oben im Texte angegebenen Sinne brauchen die Franzosen selbst *césure*, wo sie von ihrem Versbau handeln; wozu von dem Worte abgehen?" S. 102 führt er aber selbst an, dass G. Paris, P. Meyer, Jeanroy für den 8-Silbner ältester Zeit eine Cäsur annehmen, die sich mit seiner Definition von Cäsur nicht deckt und S. 103 heisst es dann in der Anm.: „Jeanroy beklagt sich über die *ambiguité* des Wortes. Früher wusste jedermann, was darunter verstanden sei; wenn dem heute nicht mehr so ist, so habe wahrlich nicht ich das verschuldet

(also wohl doch die Franzosen, die nach S. 88 Cäsur in Toblers Sinne brauchen sollen). Vielleicht entschliessen sich, die von anderem als Cäsur reden wollen, künftig auf das Wort Cäsur zu verzichten." Nun, ich habe darauf verzichtet, und gefiel auch Tobler meine Bezeichnung „Reihenschluss" nicht, so überhob ihn das doch nicht zu Spenz' und meinen Auseinandersetzungen über den Bau des archaischen 8-Silbners, die sich ja mit den Ansichten von G. Paris u. s. w. durchaus nicht decken, irgend welche Stellung zu nehmen, zumal diese Auseinandersetzungen bedenkliche Lücken in der Tobler'schen Argumentation gegen die Annahme einer Cäsur im 8-Silbner aufgedeckt haben. Wir haben zwar vollkommen anerkannt, dass der 8-Silbner kein 2-reihiger Vers (wie beispielsweise der 10-Silbner) sei, also auch keine eigentliche Cäsur aufweise, gleichzeitig haben wir aber gezeigt, dass ihm ursprünglich zwei feste Tonsilben zukamen — was nicht „als das Ergebnis des Zufalls oder besser mehr als etwas aus der Natur des Verses und der Sprache ungesucht und ungewollt Hervorgehendes" aufgefasst werden darf. Allerdings ist zu beachten, dass schon in den ältesten Gedichten die erste feste Tonsilbe durch eine unbetonte Wortschlusssilbe vertreten werden konnte, ganz analog wie bei den lyrischen Reihenschlüssen 2-reihiger Verse. Der 8-Silbner bekam hierdurch das Ansehen eines 2-reihigen Verses, erhielt, um mit T. zu sprechen, eine scheinbare Cäsur, die sogar in vereinzelten Fällen infolge weiterer falscher Analogie zu einer wirklichen wurde. (Vgl. die Fälle mit überschüssiger, nachtoniger Silbe nach betonter vierter.) Tobler nimmt auf diese Ansicht und ihre Begründung gar keine Rücksicht, obwohl er sie, wie sein lakonischer Verweis auf § 93 meiner romanischen Verslehre zeigt, gekannt hat.

In den 2-reihigen Versen (den 10-, 12-, 9-, 11-, 14-Silbnern) tritt zu der oder zu einer der festen Tonsilben im Innern noch die Pause. Sie entsteht bekanntlich durch einen syntaktisch deutlich ins Ohr fallenden Wortschluss nach der ersten (ev. zweiten) festen Tonsilbe des Verses. Wortton und Wortschluss fallen bei gewöhnlichem Reihenschluss unmittelbar zusammen. Doch konnte der Tonsilbe auch eine wortschliessende folgen, welche dann entweder für die Silbenzahl ausser Betracht blieb (epischer Reihenschluss) oder als erste Silbe der zweiten Reihe angesehen wurde (schwacher Reihenschluss). Dass Tobler S. 96 Verse der zweiten Art für ganz ohne Cäsur gebaute erklärt, während er Versen erster Art unbedingt eine Cäsur zuerkennt, beweist von neuem, dass er die Bedeutung des festen Worttones als eines Hauptfaktors des Reihenschlusses (der Cäsur) unterschätzt, und die des Wortschlusses einseitig zu Ungunsten des Worttones überschätzt hat. Derselbe Irrtum liegt seiner Charakterisierung des lyrischen Reihenschlusses (seiner lyrischen

Cäsur) zu Grunde. Sie soll im 10-Silbner eintreten, wenn „von den vier Silben des ersten Gliedes die dritte betont und die vierte tonlos ist". Die Betonung der dritten Silbe ist dabei aber ganz nebensächlich, nichts als eine einfache Konsequenz der einzig wichtigen Anomalie dieser Abart, dass nämlich die vierte betonte durch eine unbetonte Wortschlusssilbe ersetzt wird. In diesem Falle musste ja nach den franz.-provenzalischen Auslautsgesetzen die nächst vorhergehende Silbe ohne weiteres den Wortton tragen. Bei lyrischem Reihenschluss ist also das eine der beiden Erfordernisse des korrekten Reihenschlusses, die feste Tonsilbe, vernachlässigt, gerade so wie bei dem schwachen Reihenschluss das andere, der Wortschluss und die damit zusammen hängende Pause, missachtet wird. (Vgl. § 107 der romanischen Verslehre.)

Überhaupt vermeidet Tobler auch nur anzudeuten, wodurch der Einschnitt im Innern der Verse „eingetreten" sein soll, ob er ihn für eine sekundäre Erscheinung, wie Bartsch, Tisseur und wohl die meisten, hält, oder ob er darin mit mir ein Überbleibsel eines an dieser Stelle ursprünglich vorhandenen Zeilen- oder Reihenschlusses erblickt. Trotz seiner gewundenen Formulierung wird aber jeder unbefangene Leser ohne weiteres auf die erste Deutung verfallen. Sie wird eben durch das Wort „Cäsur" oder „Einschnitt" selbst provoziert. Gerade darum aber glaubte ich diesen irreführenden Ausdruck aufgeben zu sollen. Wenn ich ihn durch „Reihenschluss" ersetzte, so war ich mir wohl bewusst, dass man darunter auch „Zeilenschluss" verstehen könne, doch hielt ich diese Gefahr für keine grosse und durch meine Ausführungen für völlig ausgeschlossen. Der Vorteil des neuen Ausdrucks springt dagegen in die Augen. Er nötigt eben jeden, mit der herkömmlichen Anschauung von Cäsur zu brechen, die „*ambiguité*" des Wortes „*césure*" veranlasst also dann keine weiteren Unklarheiten.

Ich bringe nun noch einige weitere Einzelheiten zur Sprache.

S. 1. Bisher eröffnete die Darstellung eine recht langatmige Definition des französischen Verses — *définition à la berlinoise*, wie Clair Tisseur sie ganz unzutreffend getauft hatte, — sie war der Schrecken aller metrikscheuen Leser, denen sie unwillkürlich die bekannte Dante'sche Inschrift *Lasciate ogni speranza* in Erinnerung brachte. Jetzt wirkt sie weniger abstossend, da sie sich mit einigen vorausgeschickten Worten als Zusammendrängung des wesentlichen Buchinhaltes einführt. Immerhin muss betont werden, dass man solchen Satzungehenern heute keinen rechten Geschmack mehr abgewinnen kann.

S. 9. Zur Vermengung männlicher 8- und weiblicher 7-Silbner, vergl. noch *Rom. Versl.* § 14, 15.

S. 11. Weitere Beispiele eines beabsichtigten Wechsels der Versart s. eb. § 161.

S. 12. Ohne Rücksicht auf meine ebenda § 159 begründeten Einwendungen wiederholt T. seine früheren Worte.

S. 34. Wie schon in der ersten Auflage S. 27, bringt Tobler noch jetzt den Schwund des tonlosen *e* in konsonantisch anlautenden 1-silbigen Wörtern, sobald ihnen vokalisch auslautende 1-silbige Wörter voraufgehen, damit zusammen, „dass zwei eigenen Tones bare Wörter proklitisch zu einem folgenden gehören und, infolge der innigen Verbindung aller drei, der am wenigsten widerstandsfähige Vokal, ein *ȩ*, das nicht auf lat. *a* beruht und zunächst vor dem eigentonigen Worte steht, ebenso fällt, wie es im Innern eines Wortes vor der Tonsilbe der Regel nach fällt". Da dieser Schwund im Französischen indessen nicht nur eintritt, wenn 1-silbige, sondern, anfänglich wenigstens, auch wenn mehrsilbige vokalisch auslautende Wörter voraufgehen (vgl. *fairel*, Tobler, Anm. S. 33 und *contrel vent* u. s. w. eb. S. 34, Anm. 1), da ferner im Provenzalischen die Anlehnung an solche mehrsilbige Worte ganz gewöhnlich ist (vgl. *Rom. Versl.* § 90) und da endlich im Französischen die ganze Erscheinung auf immer engere Kreise beschränkt wurde, so ist meiner Ansicht nach die proklitische Erklärung aufzugeben und der Ursprung vielmehr in dem Gesetz der Inklination zu suchen, d. h. das *e* ist nicht als vortoniger, sondern als nachtoniger Vokal geschwunden. Dass sich für das Französische im Laufe der Zeit die Erscheinung auf solche Fälle eingeschränkt hat, in denen die proklitische Erklärung zulässig ist, kann nicht dagegen ins Gewicht fallen.

S. 38. Wegen des Schwundes von tonlosem *e* nach Vokal sei hier noch auf Dolets Äusserung von 1540 (mitgeteilt in den *Phonet. Studien* II. 220) verwiesen.

S. 41. Gower behandelt *ée* konsequent 1-silbig und reimt es mit *e* (vgl. *Rom. Versl.* §. 121). Zu beachten sind auch Reime des *Myst. du Siège d'Orleans* wie *assis : saillies* 3211 (gegen *saillie : partie : mie* 2835), *Anglois : voyes* 3896, *prient : requis* 9472, *deffermees : clefz* 10579.

S. 43. Warum 2-silbiges *meinont* bei Reinsch *Kindheitsevang.* 22,40 nicht ebenso wie 2-silbiges *faisoent* eb. 23,76 als 3 Plur. des Imperf. aufzufassen sein soll, vermag ich um so weniger einzusehen, als derselbe kleine Text die Reime 23,78: *oï : melodi[e]* (vgl. Tobler S. 128, Anm.) und 22,39 *quoi : joi* bietet (allerdings auch *joie : gloire* 24,92), ferner *Marïe : pitié* 21,3 (vgl. Tobler[3] S. 134), mit welchem *Marïe : aïe* 28,76 nicht in Widerspruch steht, da 2-silbige Aussprache von *aie* auch aus 25,146 hervorgeht.

S. 55. T. vertritt die Ansicht, das tonlose Person.-Pronomen Dat. sing. *li* könne, aber nur vor dem tonlosen Adv. *en*, elidiert werden. Doch handelt es sich hier nicht um Elision, sondern um Aphärese oder vielmehr um Verschleifung, wie in einer Anm. zu Z. 150 von Elie's *Ars amatoria* auseinandergesetzt ist. Dieselbe Auffassung wird bei *coest*, später *cest* zutreffen. Tobler spricht S. 57 von Aphärese, dagegen S. 67 von Verschleifung. Zu den an letzter Stelle angeführten Beispielen aus *Aliscans* vergleiche die Bemerkungen in Gade's Dissertation: *Über Metrum und Sprache von Aliscans*, Marburg 1890, S. 24 ff.

S. 58. Elision des Artikels *li* findet in Elie's *Ars* nicht nur vor *en*, sondern auch vor *autre* statt. Vgl. die Anm. zu Z. 275, aus der auch hervorgeht, dass in diesem Texte nur *l'en* und *on*, aber kein *l'on* begegnet, was zu dem bei Tobler S. 66 über *on* und *l'on* Gesagten hervorgehoben zu werden verdient.

S. 70. Zu *moelle* vgl. noch die Reime wie: *moelle : voile* Clair Tisseur, *Pauca Paucis*, 2. éd., S. 344, *moelles : étoiles* Richepin, *Méchantes étoiles*, in dessen *Mes Paradis*.

S. 81. Das *oë* in afr. *doloëre* und *ovroër* betrachtet Tobler „als entstanden durch Umstellung aus *eoi*, ähnlich wie *möelle* für *meole*". Warum soll aber *doloëre* nicht eher aus *dolëoire* (spr. *dolëoere*, dann *doleoëre*, *doloëre*) und *ovröër* aus *ovrëoir* (spr. *ovrëoer*, dann *ovreoër*, *ovroër*) entstanden sein? Die Reimbindung *miroër : terroër* in den *Miracles de Notre Dame de Chartres* 23,12 deute ich einfach als *mirëoer : terrëoer*, während *moëlle* allerdings nicht aus älteren *meoëlle*, *mëoelle*, *mëoille* (letzteres für *meolle*) hervorgegangen zu sein scheint. (Vgl. Behrens: *Über reciproke Metathese im Romanischen* S. 102 u. 119). Vortoniges *o* vertritt in *doloëre*, *ovroër* den sekundären Diphtongen *eo*, anfänglich vielleicht sogar nur in der Schrift.

S. 83. *hïer* erklärte ich *Rom. Verslehre* § 85 als eine Anbildung an *l'autrïer*, welches korrekt 2-silbiges *ie* aufweist.

S. 92. Über die Reihenschlüsse im Auberon s. *Rom. Versl.* § 104.

S. 94. Betreffs des archaischen Reihenschlusses nach der 6. Silbe der 10-Silbner bemerkt T.: „Was alles sonst noch Stengel in Gröber's Grundriss, § 110, hierher rechnet, fahre ich fort anders anzusehen". Für die Fälle, wo es sich um isolierte Zeilen handelt, will ich dagegen nichts einwenden. Die Stelle aus der Hs. L des *Anseïs de Mes*, welche Harff im *Jahresbericht der Erfurter höheren Bürgerschule* von 1885 S. 27 f. leider sehr fehlerhaft mitgeteilt hat, muss aber jedenfalls ausgenommen werden. Sie zeigt trotz einiger Fehler unzweifelhaft archaische Reihenschlüsse. Ich teile die ganze

Tirade nach Harffs Abschriften der Hss. **L N S** mit[1]), obwohl die ersten elf Zeilen den gewöhnlichen Bau zeigen:

Bl. 105a 35 *Li emperere fu en molt grant fricon,*
36 *Ses os manda de par tot son roion,*
105b 1 *Manda Bertran le signor d'Aualon*
Et si manda Poiteuins et Gascons
Et Prouenciaus manda trestos par non
4 *Et de Baiuiere a remandé Tiesson;*
Les Auuergnas et tous les Braibencon;
Par toute France enuoie ses garcon
7 *Et d'ostoier les a partout somons*
De Loenois, de Rains et de Siscons
Et de Hurupe Mansiaus et Borgegnon.
10 *Les oirs Girart d'Eufrate a il semon*
Les Nauars et les Bascles caus dou roion;
De Donicart manda duc Vuidelon,
13 *Le conte dou Venduel et le duc Nieuclon,*
Le conte dou Vendome c'on claimme Asson,
Le conte de Naiuers que on nome Focon
16 *Et li quens de Foriest Guis de Moncon,*
Li contes dou Limoge Drue de Virson
Et li contes de Blois, non a Arlon,
19 *Contes et castelains et haus barons*
Et prouos et maieurs a grant fuison
Ki vers la gent de Flandres mouront tencon
22 *Si grant et si rubieste, c'onques nus hon*
N'oï parler de tele en nul roion.
Bien lor dïent li mes sans mesproison,
25 *C'au ior de s. Remi par deuison*
Soient tot a Paris li haut baron,
S'iront contre Flamens et les Frison.

35 *fu molt en g.* **N** — 36 *Ses gens* **S** *m. par trestot* **N** — 2 fehlt **NS** — 3 *m. il tot (tous)* **NS** — 4 *Orson* **NS** — 6 *totes terres (tote terre) enuoia ses garcons* **NS** — 7a *trestoz* **NS** — 8 *Et d'Orlenois de R. et deSoissons* **NS** — 9 *Herupe* **N** *Hongrie* **S** — 10 *Les os* **NS** — *du Fraite* **N**.

Da **NS** von Z. 11 an stark abweichen, teile ich den Text **N** vollständig nebst den Varianten von **S** (von dem mir nur eine Kollation mit **L** vorliegt) mit:

[1]) Der Text der Hs. **U** in Rom liegt mir für unsere Stelle nicht vor. E. Langlois giebt in den *Notices et Extraits* XXIII[2] sonderbarer Weise *Hervis fils de Gerbert* als Inhalt der Hs. *Urbino* 375 an, obwohl er doch selbst *Rom.* XIV, 421 über die Hs. ausführlich berichtet hat. Auch an letzterem Orte S. 424, Anm., behauptet er fälschlich, Vietor *Hss. der Geste des Loherains* habe **S** nicht citiert. Vgl. aber S. 9, Anm. — Das von A. Doutrepont (*Moyen Age*, 1889, No. 4) entdeckte weitere Anseïs-Bruchstück kommt hier nicht in Frage.

N 154 f 2 *Navars de Bacles et toz cex du roion,* = L 11
De Donicart manda duc Guidelon, 12
Cel de Venduel et le preu Neuelon, 13
5 *Cel de Valdonne c'on apelle Simon,* 14
Celui de Blois c'on claime Aaron. 18
Cil sont tuit conte et de molt grant renon.
8 *Et si manda chastelains et barons,* 19
Preuos, maeurs a molt tres grant fuison; 20
Vers cex de Flandre esmoueront tencon 21
11 *Si tres rubeste, c'onques ne vit nus hons,* 22
N'oï parler en nulle region. 23
Bien le dïent li mes tout par deuision, 24
14 *Qu'au ior de s. Remi sanz nulle arestisson* 25
Soient tuit a Paris li prince et li baron, 26
S'iront contre Flamens et contre les Frison. 27

11 *N. et B.* — 13 *et le duk N.* — 14 *Vendosme* — 18 *c'on apiele A.* — 18* *c. de molt gentil r.* — 20 *a molt grande* — 21 *enmoueront* — 22 *ke onkes mais n. h.* — 23 *p. de tel en nul regnon* — 24 *tout* fehlt — 25 *de* fehlt *mesprison* — 26 *li conte et.*

Aus der Vergleichung vorstehender Texte ergiebt sich zweifellos, dass **L** die ursprüngliche Lesart bietet, natürlich müssen die Schreiberfehler (Z. 16, 17 b. *Le conte,* Z. 18 *Et le conte)* beseitigt werden, nicht aber der **L** untergelaufene 12-Silbner in Z. 13, wie **S** ergiebt. **NS** haben sich bemüht, den plötzlichen Einfall von **L** eine Anzahl 10-Silbner mit archaischem Reihenschluss einfliessen zu lassen (oder sind sie etwa anderswoher entlehnt?) zu verwischen, aber nur sehr ungeschickt. (Vgl. 13 und 14 *Cel*, 18 *Celui* für *le conte*, welche Änderung die Einführung von 18* veranlasste.) **S** lässt noch deutlicher als **N** die alte Lesart durchblicken, beide haben aber Z. 10 belassen und Z. 24—27 gewaltsam in 12-Silbner umgewandelt.

S. 94f. Die Belege für T.'s Annahme: „10-silbige Verse ohne Cäsur ist man ja ohnehin als vereinzelte Erscheinung anzuerkennen genötigt“ sind nicht besonders stichhaltig. Die drei ersten sind der vierten *Cobla* eines Unicums der Berner Liederhs. entnommen, dessen erste drei *Coblen* lauter korrekt gebaute 10-Silbner aufweisen. Da auch die letzte *Cobla* und das *Envoi* mehrere Unebenheiten aufweisen, so wird in den beiden ersten Fällen Textverderbnis vorliegen, die sich leicht beseitigen lässt. Der dritte Beleg zeigt einen laxen Reihenschluss, wie er auch sonst begegnet, ebenso die beiden weiteren Beispiele aus Froissart, zu dessen Zeit man es bekanntlich mit der syntaktischen Markierung des Reihenschlusses sehr leicht nahm. Wegen Auberon s. *Rom. Versl.* § 104 und die dort angeführte Dissertation Fricke's.

S. 95. Mischung von 10-Silbnern mit Reihenschlüssen nach der 4. mit solchen nach der 6. Silbe hat jetzt auch Clair Tisseur *Pauca Paucis*, S. 265, und zwar bewusst durchgeführt.

S. 104. 14-silbige Verse wie bei Fantosme finden sich gleichfalls bei Tisseur l. c. S. 263, 273, 292. — S. 109, Anm. 3, stammt

aus der zweiten Auflage und durfte nach dem Zusatz auf S. 111 f. in der dritten nicht mehr unverändert beibehalten werden.

S. 138. Hierher gehören auch Reime wie *squales : étoiles* Richepin *Mechantes étoiles* in seiner Sammlung: „*Mes paradis*". Noch weiter ging Sabatier in seiner Faustübertragung. Er reimt nicht nur *suite : reussite : vite* im „*Prologue sur le théatre*" 67, *qui : ennui : pis* eb. 80 u. s. w., sondern auch *part : voir* eb. 57, *voix : déjà* u. s. w.

S. 157. Wegen der afr. Reime zwischen fallenden Diphthongen und einfachen Vokalen ist das § 137 der rom. Verslehre von mir Bemerkte zu beachten.

E. STENGEL.

Wilmotte, Maurice. *Le Wallon*, Histoire et Littérature des origines à la fin du XVIIIe siècle. (Bibliothèque belge des connaissances modernes.) — Bruxelles, Rozez, 1893, in 12°, VIII-160 p. — Prix: 1 Fr. 25.

M. Wilmotte, professeur de philologie romane à l'Université de Liège, est déjà bien connu de ceux qui s'intéressent à la dialectologie wallonne. Dans ce nouvel ouvrage il s'attache à donner un aperçu clair et net de l'histoire primitive et des monuments littéraires d'une région qui enferme dans ses limites la majeure partie de la Belgique romane.[1]) Si le sujet ne manque pas d'intérêt, il abonde aussi en difficultés. Depuis Diez, qui signalait déjà „l'importance exceptionnelle du wallon à l'extrême frontière nord-est de la langue d'oïl"[2]), on a multiplié les contributions dialectologiques, on a mis au jour des éditions critiques de textes appartenant à différentes régions de la Wallonie, le Folklore wallon a pris naissance et l'on a fait une ample moisson de renseignements sur la littérature orale du pays. Il restait à coordonner ces travaux éparpillés et divers, à synthétiser leurs résultats, à donner en un mot une vue d'ensemble sur l'évolution linguistique et littéraire du dialecte wallon. Enfin, une question capitale, encore à peine effleurée, attendait une solution: démêler les origines du wallon, indiquer aussi exactement que possible la part respective des éléments latins et germaniques dans la constitution du caractère intellectuel du peuple et de la langue qui en est l'expression. Sujet complexe, dont la solution paraissait se dérober sous la masse de difficultés qu'elle

---

[1]) Le Wallon est constitué par les parlers des provinces de Liège, Namur et Luxembourg, de la partie romane du Brabant, du Hainaut, abstraction faite de deux arrondissements (Mons et Tournai), où se parle une variété du picard.

[2]) *Gram. des langues romanes*, trad. franç. I. 119.

soulève. Tout lecteur non prévenu reconnaîtra que M. W., à l'aide des triples données fournies par l'Histoire, l'Archéologie et la Linguistique utilisées avec une circonspection et un sens critique remarquables, s'il n'a pas trouvé la solution définitive de ce problème ardu, l'a tout au moins rapprochée considérablement. De nouveaux progrès dans le domaine de la Linguistique pourront modifier quelques points de détail, p. ex., en ce qui concerne l'apport de l'élément germanique primitif dans le vocabulaire et la grammaire du Wallon.[1]) Cependant, l'ensemble des conclusions restera debout.

De l'examen des Ch. I et II consacrés à l'étude des Origines et de la langue, il résulte que, dans cette région d'abord peuplée de Germains, puis soumise par Rome, reconquise ensuite par d'autres Germains: les Francs, il y eut, particulièrement dans la zone septentrionale, où Rome paraît avoir exercé une influence moins profonde, où la population germanique fut toujours plus dense, une assez longue période de coexistence des deux races Belgo-romaine et Germanique. Comment s'est il fait que, dans cette contrée, où l'élément germain mieux assis, plus compact aurait dû, d'après toute vraisemblance, étouffer complètement le romain, c'est au profit de celui-ci que s'opéra la fusion des deux facteurs destinés à constituer la race et la langue de la Wallonie? M. W. s'est efforcé de mettre en relief les motifs de cette prédominance de l'élément romain qu'il attribue en première ligne au christianisme. La religion nouvelle, par l'intermédiaire des missionnaires aquitains préposés à l'évangélisation de la contrée, apporta au pays wallon sa première civilisation. Un autre Aquitain, l'évêque Hubert eut aussi une large part dans l'orientation de la Wallonie vers le midi, vers une civilisation „conforme à l'organisation de l'Eglise elle même, à sa langue, à ses premières traditions occidentales, c'est à dire, romaines"; en effet, ce fut lui qui transféra le siège épiscopal de Tongres-Maestricht à Liège (VIIIe s.), cité alors naissante et destinée à devenir le Centre du pays wallon, théâtre tout neuf d'où l'on pouvait diriger avec profit l'essor vers le midi. Entre autres facteurs dont il faut aussi tenir compte et qui hâtèrent, favorisèrent tout au moins la romanisation du pays, les intérêts économiques et commerciaux, les évènements politiques qui forçaient les wallons du nord à se tourner vers le sud, ne furent pas d'un mince poids dans la balance. M. W. leur attribue l'échec qu' éprouva la politique des évêques de Liège, successeurs de Hubert qui furent pour la plupart des Allemands d'origine, circonstance qui, semble-t-il, devait tout naturellement les porter à refouler tout désir d'expansion vers le midi. Je suis persuadé que, bien loin de l'enrayer,

---

[1]) M. W. avoue d'ailleurs (p. 22) que „dans l'état actuel de nos connaissances, la question ne peut être résolue d'une façon définitive".

ils le favorisèrent. En effet, il ne faut pas oublier que Notker, par ex., le plus célèbre d'entre ces prélats germaniques, venait de St. Gall, où les Lettres classiques ne cessèrent d'être en honneur, qu'il devait par conséquent être fortement imprégné de la Culture romaine. Que cette romanisation se soit opérée lentement, que la Wallonie ait subi plus fortement l'empreinte de l'élément tudesque que les autres régions de la Gaule, cela s'explique parfaitement par la longue cohabitation des deux races sur le même sol, par la densité plus considérable qu' ailleurs de la population germanique, par la situation excentrique de la contrée.[1])

De même que la population, la grammaire, le vocabulaire sont constitués par un alliage de nombreux éléments romains et germains, bien qu'en proportion inégale, le caractère de la race et des productions littéraires qui en sont l'expression tire son originalité de cet amalgame opéré entre deux façons différentes d'être et de sentir. C'est ce que l'auteur fait nettement ressortir par l'examen des œuvres littéraires nées depuis le XII[e] s. jusqu' à la fin du siècle passé et qui forment la matière des Chapitres suivants. Leur intitulé en fera suffisamment connaître la nature et la variété: l'Enseignement, la Foi, Légende et Histoire, la Chanson, le Théâtre[2]). Dans toutes les œuvres si variées étudiées dans ces Chapitres, on note le même goût pour les histoires merveilleuses, digne de remarque est l'emploi de la forme concrète et narrative chez les Moralistes et les pédagogues; en un mot, „ce souci d'animer par les détails concrets et vulgaires des récits aux contours vagues et aux réminiscences lointaines de manière à les faire participer du génie latin qui excelle en l'art des récits épicés et fermes en saveur et de l'inspiration germanique qui n'a cessé de se complaire dans les horizons noyés et les créations indécises", tout cela nous montre dans la littérature du pays wallon ce même dualisme que nous présentent le vocabulaire et la grammaire, qui, enfin, a fait la race et lui donne son caractère propre, son originalité.

---

[1]) M. W. cite 2 séries de traits linguistiques dont l'une est commune aux dialectes wallons d'un part, de l'autre aux dialectes qui ont subi d'une façon générale le contact des Germains d'une manière plus durable. De ces traits, quelques-uns: *ū* latin > *u (ou)*, *qu* latin plus voy = *kw*, non *k*, *-ellu* > *eal*, *ial*, *sc*, *s(s)y* > *xh* (*ch* allemand) se rencontrent tous dans la région du nord wallon. De plus, celui ci se distingue du sud wallon par la coexistence de caractères faisant complètement défaut au sud et qui attestent, par conséquent, une influence plus grande de l'élément germain. Cette présomption se vérifie encore par l'examen du vocabulaire et les resultats de l'archéologie.

[2]) Les chap. IV et VI relatifs aux Moralistes, les premiers écrivains en langue vulgaire du pays wallon (XIIe S.) et à la Chanson sont à signaler comme particulièrement intéressants.

Ce petit livre bien composé et soigneusement écrit est complété par une *Chrestomathie* ou se rencontrent des extraits généralement bien choisis des principaux monuments littéraires du wallon. Un court glossaire placé à la fin donne l'explication des termes tombés en désuétude dans la langue actuelle et qui pourraient arrêter dans la lecture des textes le grand public auquel le livre est surtout destiné.

L'auteur annonce qu'il se propose de donner une suite naturelle à son esquisse du wallon en publiant dans la même Collection l'histoire des patois vivants de la Belgique romane.

Nous ne pouvons que hâter de nos vœux l'apparition de ce second volume qui, s'il ressemble à son aîné, ne manquera pas d'intérêt. Nous voudrions cependant exprimer un désir, c'est de voir l'auteur adopter, pour les formes patoises, une notation qui permette aux lecteurs non wallons de se faire une juste idée des sons du patois, notation qui fait défaut dans les textes modernes de la Chrestomathie.

CHARLES DOUTREPONT.

Mélanges Wallons par **Cl. Boclinville, A. Bovy, Aug. Doutrepont, G. Doutrepont, J. Haust, A. Gittée, E. Monseur** et **Jules Simon**. Liège, Vaillant Carmanne, 1892, in 8°, VIII-124 p. Prix: 4 Fr.

Ce volume est dû à la collaboration d'élèves et d'amis qui ont voulu témoigner leur reconnaissance et leur sympathie à M. Wilmotte à l'occasion de sa promotion à la Chaire de philologie romane de l'Université de Liège.

Des sept travaux que renferme le volume, deux sont constitués par des dissertations ressortissant au domaine du Folklore (A. G. p. 84—98 et E. M. p. 113—124). La dialectologie wallonne forme la matière des autres mémoires. Dans l'un de ceux-ci, M. A. B. (p. 1—10) constate les ressemblances et différences phonétiques existant entre deux patois de la province de Liège. Suit une consciencieuse et excellente Etude de géographie linguistique: „*Les parlers du Nord et du Sud-Est de la province de Liège*“ (G. D. et J. H. p. 11—65). Ce travail le plus important du recueil par la richesse des matériaux et leur mise en œuvre est complété par une „*étude des formes variées de quelques mots wallons*“ mentionnés dans le mémoire précédent (A. D. p. 65—83). M. C. B. fournit une Carte très utile de la limite des sons *h* et *ch* wallons correspondant à *x*, *sc.*, *ssy* latins. „*Les limites du picard et du wallon en Belgique et la question*

des dialectes“ (J. S. p. 99—110) constitue la dernière contribution; l'auteur s'efforce d'y ébranler la théorie de la non-existence des dialectes.

Ce volume fait honneur au jeune maître auquel il est dédié.

CHARLES DOUTREPONT.

Sabatier, Paul. *Vie de S. François d'Assise.* Sixième Edition. Paris, Fischbacher, 1894.

Dieses Buch hat ein ungewöhnliches Aufsehen in Frankreich gemacht. Es erschien im Herbst 1893; im April dieses Jahres war bereits die neunte Auflage ausgegeben, die letzte, von der ich erfahren habe, schwerlich wirklich die letzte seither. Der Verfasser, ein evangelischer Geistlicher, hat mit hinreissender Sympathie den heil. Franz dargestellt. Er übersandte sein Werk u. a. dem Pabste selbst und erhielt dafür auch alsbald den päbstlichen Segen; dieser Segen ist freilich nachher wieder zurückgezogen worden, als man an der Curie bemerkte oder erfuhr, dass der Verfasser kein Katholik sei und auch nur nach historisch-psychologischen Massstäben seinen Helden würdige. Man kann nicht sagen, dass Sabatier seinen Stand oder seine Konfession verberge, doch giebt er auch mindestens den ersteren nirgends zu erkennen; eine Anzahl Äusserungen auch lassen sich nachweisen, die im Munde eines Protestanten befremdlich klingen, man kann aber doch nicht zweifelhaft bleiben, dass Sabatier eben gewillt ist, ein rein historisches, durch keinerlei kirchliche Auffassung bedingtes Urteil zu formulieren. Dass der heil. Franz es ihm angethan hat, begreift man. Gerade indem er ihn durchaus „menschlich“ nimmt, zeigt er seine wahre, eigentümliche seelische Grösse. Francesco von Assisi ist wohl der liebenswürdigste, natürlichste unter den Heiligen der römischen Kirche, in mönchischer Form ein wahrer Kavalier, der „Ritter“ der Armut, der er sich wie der „Dame“ seines Herzens geweiht hat und der er in unbedingter Treue ergeben gewesen. Auch ein Troubadour steckt in dem halb wunderbaren, halb wunderlichen Manne. Was über alles Andere hinaus jeden für den heil. Franz einnehmen kann, ist die herzliche, grosse Güte gegen die Menschen und nicht minder gegen die Tiere, die er immer bethätigt hat. Die „Fioretti“ enthalten eine Reihe gewiss dichterisch ausgeschmückter, doch aber in ihrem Kern durchaus glaubhafter, allerliebster Züge. Man lächelt über die kindliche Einfalt des Heiligen, die doch darum rührend ist, weil sie ganz ungekünstelt ist und niemals abgeschmackt wird. Seine Demut ist eine vollkommene und um so deutlicher eine gesunde, als sie sich paart mit unver-

kennbarem Selbstgefühl. In einer französischen Zeitschrift *(Revue chrét.*, Mai 1894) finde ich von einem Arzte eine überschwängliche, begeisterte Anzeige des Buches von Sabatier. M. Gibert schreibt: Je ne crois pas qu' aucun livre m'ait, depuis l'Evangile, produit une impression aussi profonde, aussi douce, aussi bienfaisante, et j'ai été heureux d'en exprimer ma gratitude à l'auteur que je ne connaissais point. En analysant cette émotion, j'ai vu qu'elle provenait non seulement du sujet du livre, que je croyais bien posséder, mais de la manière dont M. Sabatier l'a compris et traité. M. Sabatier nous donne un François d'Assise si vivant qu'on a l'illusion de vivre avec lui, de le voir, de lui parler, d'être témoin de ses nombreux voyages. Il sort de la légende pour reprendre ses droits à l'existence simple et vraie d'un homme dont la conversion a été d'une sincérité absolue . . . . Ils sont nombreux parmi nous, ceux que dégoûte, comme au XIII[e] siècle, le spectacle de la recherche des richesses pour elles-mêmes, du luxe pour ce qu'il donne, des intérêts matériels avant tous. Lé besoin de transformer notre société vieillie, et à bien des regards pourrie, ne s'est pas emparé seulement de Tolstoï, ou des salutistes, ou de Mac-All, mais d'une foule de braves coeurs, protestants, catholiques, libres penseurs, qui en ont assez des vaines tentatives pour parquer dans d'étroites catégories ceux qui ont soif de Dieu, soif de la vérité . . . . Or, en lisant le livre de M. Sabatier, on a la vision de ce qui devrait être, de ce qui pourrait être . . . . Es ist möglich, dass Herr Gibert den Punkt trifft, der die gegenwärtige Zeit besonders dafür disponiert, dem heil. Franz Sympathie zuzuwenden. Dass das Buch von Sabatier in Deutschland ganz soviel Eindruck machen werde, wie in Frankreich, ist freilich nicht zu erwarten. Es ist dafür zu sehr ein „französisches" Buch, oft zu rhetorisch-pathetisch, zu sentimental, auch zu weitläufig. Aber es hat doch mit Recht auf allen Seiten auch bei uns Anerkennung geerntet. Sabatier hat die Quellen vollständiger durchforscht, als einer seiner Vorgänger, er glaubt auch noch manche benutzen zu dürfen, die anderen Forschern verdächtig erschienen. Die Étude critique des sources, die er der Darstellung vorausgeschickt hat, giebt zum Teil erwägenswerte Gesichtspunkte für die Brauchbarkeit auch der Legenden über Franz für die Erforschung seiner Geschichte. Diese Étude ist ein Muster von eleganter Behandlung difficiler, trockener Fragen. Nüchternerweise wird man doch oft die Achseln zucken. In der Darstellung des Lebens selbst frappiert nicht selten die Art, wie die legendarischen Notizen benutzt werden, zumal wie mit ihrer Hülfe für bestimmte Zeiten oder Ereignisse im Leben des Franz, für die sonst die Quellen versagen, Daten gewonnen werden — mehr als dass Sabatiers Darstellung vielleicht Recht haben könnte, wird man in solchen Fällen meist sich nicht

gedrungen fühlen zuzugeben. Es ist hier nicht der Ort, den Inhalt des Buches genauer vorzuführen, gar die Auffassung im einzelnen zu kritisieren. Sabatier fand einen wohlbereiteten Boden vor. Die deutsche Forschung ist hervorragend mitbeteiligt an der Aufdeckung des Lebens und des Charakters des Stifters der Bettelmönche. Was C. Hase als Bahnbrecher geleistet hat, was hernach besonders Thode und C. Müller dargeboten haben, könnte wohl zum Teil bei Sabatier besser gewürdigt sein, als der Fall ist. Das Buch von Sabatier steht doch diesen und überhaupt den besten Arbeiten überall gleichwertig zur Seite. Wenn man die Bedeutung des heil. Franz für die Kulturgeschichte, zumal die Entwicklung der Kunst und der Sprache und Dichtung in Italien kennen lernen will, muss man gegenwärtig in erster Linie nach dem Werke von Thode (1885) greifen. Die von diesem (vorher auch schon von Görres, Ozanam u. a.) gewährten Erkenntnisse rechtfertigen, dass auch den romanischen Philologen empfohlen wird, das Buch von Sabatier nicht zu übersehen. Sie werden aus ihm für die Probleme, die sie zu bearbeiten haben, auch manche Anregung entnehmen können.

F. Kattenbusch.

Pillet, André. *Essai sur les Pensées de Pascal.* Wissenschaftliche Beilage des Jahresberichtes der evangel. Realschule zu Breslau, Ostern 1894, XXXV S.

Verf. erörtert, wie verschieden die in sehr aphoristischer Form vorliegenden, von früheren Hsg. willkürlich edierten und erst von Prosper Faugère gut herausgegebenen *Pensées* im Laufe zweier Jahrhunderte beurteilt worden sind. Freigeister und Jesuiten haben sie heftig angegriffen, Protestanten sie für ihre konfessionelle Richtung verwertet, Sainte-Beuve hat sie zuerst gewürdigt, Chateaubriand ihnen eine Ehrenrettung zu teil werden lassen, der Eclectismus sie bekämpft. Auch die Meinungen darüber, ob ihre Vollendung der Sache der Theologie und Philosophie einen Dienst geleistet hätte, sind sehr geteilt, meist sogar sieht man die unvollendete Form als ein Glück für Pascal an. Victor Cousin meint, Pascal sei in ihnen aus dem Gegner der Jesuiten zu ihrem Diener und Vorkämpfer geworden.

Pascal kannte Epictet, Montaigne und Descartes, als er seine *Pensées* entwarf. Der Sceptizismus Montaignes und der Dogmatismus Descartes werden ihm zu Waffen, mit denen er die Philosophie dem Glauben untertänig macht. Verf. erörtert namentlich die Beziehungen der Schrift zu Descartes sehr eingehend und scharfsinnig, zieht auch die bekannte Unterhaltung Pascals mit de Sacy dabei heran. Jedenfalls ist seine Abhandlung auch nach dem, was Andere vor ihm

geschrieben haben, noch sehr nützlich und belehrend, wennschon die von Voltaire so vernichtend bekämpften Schwächen der ganzen Beweisführung Pascals nicht immer genügend hervortreten. Er hat sehr umfangreiche Studien gemacht, wovon die langen Ausführungen in den zahlreichen Noten den Beweis geben. Leider erstickt der Text zu sehr in den Anmerkungen.

R. Mahrenholtz.

Nölle, A. *Beiträge zum Studium der Fabel mit besonderer Berücksichtigung Jean de Lafontaine's.* Nebst vergleichenden Texten und metrischen Verdeutschungen. Programm der Staatlichen Realschule mit Latein-Abteilungen zu Cuxhaven. Cuxhaven 1893. 57 SS. 4°.

Die vorliegende Abhandlung scheint durch den Vermerk „I. wissenschaftliche Beilage zum Bericht über das Schuljahr 1892/93" als das erste Programm einer neugegründeten Anstalt angesehen sein zu wollen. Ihr Verfasser lässt sich in einem Vorwort (S. 1—4) über den Satz aus: Die Fabel ist in Deutschland seit langer Zeit in Misskredit geraten", indem er von Hey's und Fröhlich's Fabeln ausgeht und mit Goethe's und Erich Schmidt's Wertschätzung dieser Gattung schliesst. Hiernach behandelt er in vier Kapiteln folgende Gegenstände: *La Fontaine, Lessing und die deutsche Kritik* (I. S. 5—14); *Die Tierwelt bei La Fontaine; seine Ansichten über die Tierseele* (II. S. 15—29); *La Fontaines Fuchsfabeln und ihre klassischen Vorbilder* (III, S. 30—39); *Vergleichende Fabeltexte und metrische Verdeutschungen* (IV, S. 40—57).

Die Arbeit macht einen recht ansprechenden Eindruck, denn der Verfasser besitzt bis zu einem gewissen Grade Methode und Verständnis für die Gattung und hat auch eigenes Urteil, wie seine Ansicht über die Dorée'schen Illustrationen zu La Fontaine erweist. Aber wenn ich mich nun frage, worin diese „Beiträge zum Studium der Fabel" eine Förderung unserer Kenntnis ausmachen, nachdem in den letzten Jahren so viel und darunter so Treffliches zur Geschichte dieser Dichtgattung geschrieben worden ist, so muss ich leider bekennen, dass Nölle's Abhandlung keinen Fortschritt bedeutet, wenn sie auch recht gut und verständig gemeint ist. Und das ist kein Wunder. Von all' den Schriften, die in meiner bescheidenen Bücherei allein schon ganze Bretter füllen, hat Nölle 15 benutzt und verglichen. Darunter fehlen aber z. B. die Ausgabe Lafontaine's in den *Grands Ecrivains*, die schätzenswerte Dienste hätte leisten können, Taine's Lafontaine und Stein's Abhandlung über Lafontaine's Einfluss auf die deutsche Fabeldichtung des 18. Jahrhunderts, die zum Besten gehört, was ich über unseren Dichter gelesen habe.

Durch Stein ist Nölle's Kapitel I eigentlich völlig überflüssig geworden; was Nölle in Kapitel II bietet, findet sich weit lebendiger schon bei Taine dargestellt, während Nölle z. B. — als wenn es darauf ankäme — schliesslich berechnet, wieviel mal die einzelnen Tiere auftreten; Kapitel III läuft auf ziemlich unfruchtbare und langweilige Vergleiche hinaus; Kapitel IV endlich bringt die Verdeutschungen. Ich erkenne gern den Mut an, Lafontaine, den Meister der Verskunst, sinn- und formgerecht übertragen zu wollen. Aber ich muss offen gestehen, dass ich Nölle's Versuche, die Originale in Choliamben wiederzugeben, als gänzlich verfehlt ansehen muss, und setze zum Beweise seine Verdeutschung der Fabel vom aufgeblasenen Frosch hierher, und zwar mit der Überschrift.

Der Frosch, der sich zum Ochsen aufblasen wollte.
Ein Frosch erblickte staunend einen Mastochsen,
Und ob er gleich an Dicke keinem Ei gleichkam,
Reckt er voll Neid die Beine, stark sich aufblähend,
Auf dass er nicht dem Farren an Dicke nachstünde.
Sieh her, betrachte mich, (er sprachs zum Sumpfbruder),
Werd' ich ihn bald erreichen? Ist's genug, Bruder? —
O nein. — Nun aber? — Lange nicht. — Doch jetzt, hoff' ich? —
Nicht im entfernt'sten. — Stärker drauf sich aufblasend
Zerplatzte neidgeschwollen der ekle Dickthuer.

Der Schluss wird bezeichnender Weise in der Anmerkung gegeben mit den Worten: ‚Die von Lafontaine angehängte Moral ist witzig, aber überflüssig‘:

„Die Welt ist voll von Leuten, die dem Frosch gleichen:
Es lässt der Krämer sich ein Herrenhaus bauen,
Gesandte deputiert manch Duodezfürstchen,
Und Edelknaben hält sich jeder Krautjunker.“

Nölle's Übersetzung, behaupte ich, trifft in ihrer Schwerfälligkeit die Harmonie des Originals ganz und gar nicht, sie ist holprich, ungelenk, ja undeutsch und reizt stellenweis zum Lachen. Reckt man denn voll Neid die Beine? Seit wann gehören denn die Ochsen zur „gent marécageuse?“ Was ist denn eigentlich ein Sumpfbruder?

So befriedigt mich auch das letzte Kapitel nicht, und ich frage mich: was hat der Verfasser eigentlich gewollt? und weiterhin frage ich allgemein: wann endlich wird man mit den althergebrachten Anschauungen brechen und insbesondere mit Lessing's geistreicher, aber gekünstelter und schematischer Fabeltheorie? Denn trotz aller Nachbeter unseres grossen Landsmannes bis herab auf Löschhorn[1])

[1]) In der Einleitung zu meiner Lafontaine-Ausgabe habe ich behauptet, dass Lafontaine in Deutschland wenig gekannt werde. Löschhorn

behaupte ich: wie gegen die französische Tragödie, so ist Lessing auch ungerecht gegen La Fontaine.

Die Aesthetik ist keine Wissenschaft, deren Sätze dem Menschen angeboren wären und für ewige Zeiten dogmatische Geltung hätten. Ihre Sätze sind vielmehr Erfahrungssätze, die eben weil sie aus dem jeweilig Seienden gewonnen werden, der Modifizierung unterliegen. Gesetzgeber ist nicht der Kunstrichter, sondern der Künstler, der unbewusst das schafft, was gefällt. Wenn also vor der ästhetischen Betrachtung Peter Cornelius als grosser Maler besteht, so ist Böcklin darum nicht als Maler zu verwerfen, weil er nicht mit demselben Masse gemessen werden kann, sondern wir werden für ihn ein neues Mass finden müssen. Genau so verhält es sich auf dem Gebiete der Litteratur. Wie die Aesthetik unsere sogenannten Realisten nicht unbeachtet bei Seite schieben kann, so bleibt Lafontaine, der Formen gebende Genius, doch ein Fabeldichter, wenn auch die Lessing'sche Fabeltheorie mit ihren hyperphysisch-mythischen Distinctionen und Subtilitäten sich nicht auf seine Fabeln anwenden lässt. Wollte Lessing das Wesen der Fabel ergründen, so musste er, um zu einer Begriffsbestimmung zu gelangen, doch alles zu Rate ziehen, was bis dahin mit dem Anspruche aufgetreten war, Fabel zu sein, nicht aber durfte er einige Hauptvertreter herausgreifen und nun zu Lafontaine sagen: Du bist kein Fabeldichter, denn Du bist anders wie jene. —

Doch auch sonst noch fordert Nölle zum Widerspruch heraus. Dass ich die Citate gern in der Ursprache gelesen hätte, ist vielleicht Geschmacksache. Dass Nölle wiederholt die Fabeln des Phädrus als nüchtern und wenig ansprechend bezeichnet (trockene Tendenzmoral in mässigen Senaren an anderer Stelle, u. s. w.) und dass er mit Demogeot von der untadeligen Reinheit der Lafontaine'schen Moral spricht, mag Ansichtssache sein. Auch das mag ihm verziehen sein, dass er Garner's Studien über die Affensprache hereinzieht.

---

in seiner Besprechung dieses Buches in Rethwisch's *Jahresbericht über das höhere Schulwesen* (Jg. VI) bestreitet das und fährt wörtlich fort: ‚Aber auch zugegeben, dass die Meinung unanfechtbar, so übersieht der Herausgeber, dass der gute literarische Geschmack heut doch über die „ludovizische“ Periode hinausgegangen ist und wir noch nicht völlig aus dem Schatten der Männer herausgedrängt sind, die die Herrschaft der französischen Poesie in Deutschland gebrochen haben‘. Für Löschhorn — das geht unter anderem hieraus hervor — hat also die Lafontaine'sche Fabel wie die Tragödie einen speciell ‚ludovizischen‘ Zug. Dass Löschhorn, wie diese völlig haltlose Behauptung erweist, sich auf einem Gebiete als Richter aufwirft, das er nicht versteht, mag er vor seinem wissenschaftlichen Gewissen verantworten; aber im höchsten Grade bedauerlich bleibt es, dass derartige Ansichten durch ein Organ von dem Einflusse des Jahresberichts verbreitet und gewissermassen mit dem Stempel der Richtigkeit versehen werden.

Warum sollen die Affen auch nicht reden, da wir Menschen ja von ihnen abstammen sollen? Aber unverantwortlich finde ich folgende Sätze:

„Sich mit scheinbar harmloser Miene und weltmännischer Gewandtheit aus einer peinlichen Lage, aus einer, wie sich unser geliebtes Deutsch ausdrückt, drohenden Blamage mit Grazie herauszuziehen, gilt dem Franzosen als das erstrebenswerte Ziel einer guten Erziehung."

O diese Franzosen! Da muss man sich nur wundern, dass sie bei so seichten Erziehungsgrundsätzen nicht schon längst, wie sie es nach Nölle's Ansicht zu verdienen scheinen, zu Grunde gegangen sind.

Und ferner sagt er: Der bei den Franzosen übliche Spottname, wenn man will: Ehrentitel „deutscher Bär" ist gewiss so alt wie unser „französischer Fuchs".

Als Deutscher protestiere ich dagegen, dass dieser Ausdruck, — mir ist er überhaupt noch nicht vorgekommen[1]) — bei uns eine übliche Bezeichnung wäre, und spreche mein tiefes Bedauern aus, dass derartige ungerechtfertigte, chauvinistisch gefärbte Anschauungen in eine wissenschaftliche Abhandlung sich eindrängen. Es ist mir peinlich zu wissen, dass ein Mann das schreibt, der seinen Schülern die Franzosen darstellen soll, wie sie sind, nicht aber, wie sie durch die Brille des Chauvinismus gesehen, einem Kurzsichtigen zu sein scheinen.

LEIPZIG. MAX FR. MANN.

Faguet, Emile. *La Fontaine* (Collection des Classiques Populaires). 6e édition. Paris, Librairie H. Lecène et H. Oudin. 1890. 240 S. Preis Frs. 1,50.

Die Anzeige dieses Buches kommt nicht zu spät, denn es ist noch wiederholt unverändert aufgelegt worden. Mit ihm hat Faguet, der bekannte Litterarhistoriker und Professor am Lycée Janson-de-Sailly die *Collection des Classiques Populaires* eröffnet, die seitdem neben Homer, Virgil und Plutarch die Chronisten Villehardouin-Joinville, Corneille, Mme. de Sévigné, Molière, Fénelon Montesquieu, J. J. Rousseau, Buffon, Florian, Victor Hugo, Michelet, Shakespeare u. a. von berufener Feder zur Darstellung hat bringen lassen. Die Bände sollen der Jugend in die Hand gegeben werden und sind gewissermassen als Hausbibliothek gedacht, aus der auch der Vater seine Kinder belehrt. Eben diese Bestimmung macht aber die *Classiques Populaires* für den Fremden besonders anziehend, und ich kann sie auch dem Romanisten von Fach warm empfehlen. Dazu

[1]) Er fehlt auch in *Grimm's Wörterbuch.*

ist der Preis — 1 Frank 50 Cts. — in Anbetracht der Ausstattung mit Illustrationen und des Umfanges erstaunlich niedrig. Von unseren deutschen Unternehmungen kann sich hierin nur der Oechelhäuser'sche Shakespeare mit ihnen messen.

Faguet's Buch nun ist geradezu reizend geschrieben, mit einer Wärme, die zu Herzen geht. Er führt La Fontaine und sein Werk in folgenden Kapiteln vor:

Pourquoi La Fontaine est un grand Ecrivain populaire.
Ce qu'est la Fable.
L'Esprit des Bêtes.
Amour de La Fontaine pour les Petits et les Faibles.
La Morale de La Fontaine est particulière aux Petits et aux Humbles.
Insolence et Faiblesse des Grands.
De l'Amitié.
Vieillesse de La Fontaine. — Sa Mort.

Im 4. Kapitel bin ich nicht immer mit dem einverstanden, was Faguet vorträgt, doch will ich diese abweichende Ansicht, die ich schon an anderem Orte und bei anderer Gelegenheit dargelegt habe, hier nicht näher begründen. Es betrifft im wesentlichen des Dichters Charakter.

Das Buch ist geschmückt durch ein Bild La Fontaines nach Rigault und mehrere Illustrationen zu den Fabeln nach Fessard. Möchte es sich recht viele Freunde in Deutschland erwerben.

Max Fr. Mann.

Delboulle, A. *Les Fables de La Fontaine.* Paris. 1891.

Unter diesem nicht gerade glücklich gewählten Titel veröffentlicht Delboulle, dem wir schon manchen schätzenswerten Wink für die Geschichte der mittelalterlichen Litteratur verdanken, eine Reihe von *Additions à l'histoire des Fables, Comparaisons, Rapprochements, Notes Littéraires et Lexicographiques etc.* Sie sollen nach der Vorrede die Anmerkungen ergänzen, die in der Ausgabe der *Grands Ecrivains* zu den Lafontaine'schen Fabeln gegeben werden. Was Delboulle uns da bietet, ist besonders für den, der La Fontaine genauer kennt, hochinteressant, wenngleich ich mir nicht verhehle, dass hier und da die Beziehung etwas an den Haaren herbei gezogen wird. Aufs neue aber erweisen Delboulles Citate, wieviel Ideen und Beobachtungen doch im Laufe der Zeiten immer wiederkehren, und darum darf man nicht etwa gleich denken, dass der Dichter auch wirklich alle die Werke gekannt habe, in denen sich Anklänge an seine eigenen finden.

Bei den Büchertiteln hätte ich genauere Angaben gewünscht. Wer wird unter der Bezeichnung *A. T.* gleich wissen, dass die Veröffentlichungen der *Société des Anciens Textes* gemeint sind? — Der Druck ist im allgemeinen korrekt. S. 8 werden 2 Verse aus dem *Schild des Herkules* angeführt; da sind 4 Fehler stehen geblieben.

MAX FRIEDRICH MANN.

Recueil Victor Hugo. Extraits choisis par Mlle **Blees.** Paris, Ollendorf.

Auch dieses kleine Buch soll eine Lücke ausfüllen, nicht zwar eine solche, die man allzuschmerzlich empfunden hätte, aber immerhin eine Lücke. Die Herausgeberin versichert mir wenigstens, dass es eine Imitation der englischen Birthday-Books bis dato in Frankreich nicht gegeben habe, und ich bin leider in diesen Dingen zu wenig orientiert, um ihr das Gegenteil beweisen zu können. Ich möchte auch sonst dem niedlich ausgestatteten Büchlein seinen Einzug in die Familien oder die höheren Töchterpensionate nicht erschweren, denn ich gebe gern zu, dass es etwas verlockendes haben muss, die grossen und kleinen Ereignisse des Lebens auf ein blau oder braun gerändertes Blättchen schreiben zu können und das Geschriebene im Wiederschein Hugo'scher Poesie verklärt zu sehen. — Ich bin freilich kein so unbedingter Verehrer des grand poète national, als dass ich es nicht bedauern müsste, andere Dichter, die gelegentlich auch ganz erträgliche Verse machen, so völlig bei Seite geschoben zu sehen, aber ich habe ein volles Verständnis für die Herausgeberin, die nur das anerkannt Gute ihren Zwecken entsprechend fand.

Die Auswahl der Verse zeigt übrigens Sorgfalt und auf die verschiedenen Jahreszeiten ist nach Kräften Rücksicht genommen.

F. HEUCKENKAMP.

Victor Hugo. *Der Glöckner von Notre-Dame.* Neu und vollständig übersetzt von **Paul Heichen.** Berlin, Gergonne & Cie. 2 Bde. Preis 4 Mk.

Die mit einem recht fragwürdigen Bild eines ergrauenden, vollbärtigen und pausbackigen Hugo[1]) gezierte neue Verdeutschung von P. Heichen liest sich glatt und angenehm, genügt also voll-

---

[1]) Hugo war 28 Jahre alt, als der Roman erschien. Es wäre demnach sein bekanntes Jugendbild mit den klassischen Zügen zu nehmen gewesen, wie es David d'Angers' Meisterhand gemodelt hat. Wollte der Übersetzer dieses nicht, dann wäre das graubärtige und weisshaarige Porträt von H. Bonnat das charakteristischste gewesen.

ständig dem Lesebedürfnis der Leihbibliotheks-Abonnenten. Vergleicht man aber Text und Verdeutschung, so merkt man die Schnellfingrigkeit des Übersetzers. Auf der ersten Seite ist *une châsse menée en procession* weggelassen; *la vigne de Laas* heisst „Stadt Laas“, *à la Justice de Paris* „zur Ehre der Pariser Justiz“!!!, auf der nächsten Seite dann zur Abwechslung „im Gerichtssaal“. Ferner lautet *à l'éloge de l'antique bon sens des badauds de Paris* in H.'s Übersetzung: „zum Lobe des antiken gesunden Sinnes der Pariser Pfahlbürgerschaft“. Ein paar Seiten weiter übersetzt H. die *abbés de haute lignée* mit „Äbte der hohen Ordnung“. Mit einem so sorgfältig durchgefeilten und so schwierig zu übersetzenden Roman sollte nicht so kavaliermässig umgesprungen werden.

JOSEPH SARRAZIN.

Reyssié, Félix, *la jeunesse de Lamartine d'après des documents nouveaux et des lettres inédites.* — Paris, Hachette, 1892. — XII. und 386 S. 8⁰. — Preis, 3,50 Fr.

Kurz nach dem von Mahrenholtz besprochenen *Lamartine inconnu* des Barons Chamborant de Périssat (Zts. XIV², 213) erschien dieses Buch eines bisher unbekannten Schriftstellers. Das anfängliche Misstrauen weicht nach dem Durchlesen weniger Seiten: wir haben es hier nicht mit einer der landesüblichen Lobrednereien zu thun, sondern mit einem auf ernsten eigenen Forschungen und auf gewissenhafter Ausbeutung des gesamten Materials über Lamartine's dichtungsverklärte Jugendjahre gegründeten litterarhistorischen Werke zu thun.

Schon die ersten Kapitel bringen sehr wesentliche Berichtigungen zu den überlieferten Daten, zu der bisherigen Auffassung des Verhältnisses zu *Elvire*, zu dem Selbstportrait in den *Confidences* und zur Entstehungsgeschichte der ersten Dichtungen. Reyssié weist unwiderleglich nach, dass L. keineswegs der willenlos weichliche Junge war, für den er sich ausgiebt. Nach einer kurzen Skizze der romantischen Ideenbewegung in Frankreich, England und Frankreich, einer ganz zutreffenden Charakteristik ihrer Hauptvertreter und der eigengearteten Stellung L.'s innerhalb der allesumfassenden Geistesströmung, behandelt Reyssié die Geschichte der hierher gehörigen Stücke aus den *Méditations*. Es geht aus seinen sorgfältigen und litterargeschichtlich wichtigen Ausführungen aufs neue hervor, wie notwendig eine vollständige kritische Ausgabe der einzelnen Oden wäre. Denn die jetzige Fassung vieler Gedichte L.'s ist, wie R. für jeden Fall beweist, im Vergleich zu der ursprünglichen, unmittelbar aus dem Herzen quellenden Lesart sehr abgeblasst und abgeschwächt, als habe L. sich vor dem wahren, echten Ausdruck seiner Herzensempfindung gefürchtet. (Vgl. zu *L'Isolement*, S. 257ff.).

Kurz angedeutet ist das bisher kaum beachtete Verhältnis L.'s zu dem als Verbannter in Paris lebenden portugiesischen Lyriker Fr. Manoël de Nascimento (1734—1819). Da L. in Paris den unglücklichen Greis oft aufsuchte und in der Académie von Mâcon über Manoël einen Vortrag hielt, so hat er unzweifelhaft dessen *Versos de Filinto Elysio* studiert und wahrscheinlich in der Übersetzung von Sané. *(Poésie lyrique portugaise, ou Choix des odes de Fr. Manoël*, Paris, Cérioux, 1808). L.'s *Hymne au soleil* entstand unter dem frischen Eindruck jenes Mâconer Vortrags vom 26. März 1818, die Ode *à l'Enthousiasme*, welche L. am 9. Dezember 1819 an gleicher Stelle vorlas, hat Manoël's *Ao estro* zum Vorbilde. Den allergrössten Einfluss auf L.'s Dichterentwickelung haben aber, wie bekannt, der Neuplatonismus und vor allem Byron.

Mit *Childe Harold* hält der Verfasser dieses wertvollen und anziehenden Buches das Jugendwerk seines Helden für abgeschlossen. Als ein Held erscheint ihm sein Lamartine selbst in seinen schwächsten Stunden, und eben dies zeichnet Reyssié's Buch vor denjenigen E. Biré's über V. Hugo aus, ohne dass die sorgfältige Unparteilichkeit der Forschung Not leidet. Jedenfalls wird diese neue Darstellung der Lehrjahre L.'s in der Gesamtbeurteilung eine ähnliche Umwälzung hervorbringen, wie die in dieser Zs. (XIV[1], S. 95 ff.) von uns besprochenen Bücher Edmond Biré's in der Beurteilung Victor Hugo's. Der junge, noch unentwickelte L. erscheint fortan nicht mehr als der himmelan blickende, ätherische Lyriker, sondern als ein in weichlicher Thatenlosigkeit sich verzehrender Stürmer und Dränger. Das vermeintliche Lämmlein kann mitunter durch derbe Flüche seine sanfte Mutter zur Verzweiflung bringen (Reyssié, S. 248), und seinem Freunde Virieu schreibt er bald nach Juliens Tod: „je me f . . . de la gloire à présent plus que de toute autre chose". (Corresp. II. 157.)

Jedenfalls hat R. den Beweis erbracht, dass in vielen Einzelheiten die für Girardin's Blatt geschriebenen *Confidences* L.'s mit gleicher Vorsicht zu benützen sind, wie für die Hugobiographie *Victor Hugo raconté par un témoin de sa vie*, — und das will etwas heissen.

Freiburg im Br. Joseph Sarrazin.

Haraszti, Jules, *la Poésie d'André Chénier*. Paris, Hachette, 1892. — 368 S. 8°. — Fr. 3,50.

Zuerst in ungarischer Sprache geschrieben (1886) und dann unter Faguet's freundlicher Beihilfe in's Französische übersetzt, beruht dieses Buch auf ernsten und gewissenhaften Forschungen. Die Ergebnisse liessen sich aber viel kürzer zusammendrängen.

Der Verf. fasst Chénier nicht als eine ausser jedem Zusammenhang mit den Zeitverhältnissen stehende Dichtererscheinung, auch nicht wie G. Brandes als den ersten, der ohne lateinische Brille das ewig frische griechische Altertum ansah. Er sucht den Einfluss des 18. Jahrhunderts auf seinen grössten Lyriker zu verfolgen, dessen vielgepriesener reiner Hellenismus lediglich darin besteht, dass er die Alexandriner, oder nur deren römische Nachahmer zum Vorbild nimmt, und dessen Sensualismus unmittelbar an Parny und Bertin anknüpft. Mitunter artet dieser Sensualismus, mit Empfindsamkeit gemischt, in die sogenannte *mignardise* aus. *„La mignardise de sa sentimentalité“*, heisst es S. 344, *„doit sauter aux yeux déjà par cet abus de l'idée d'une mort prématurée intercalée dans l'imitation de l'Anthologie, même là où le poète alexandrin ne parle que d'un vieillard mort; elle saute aux yeux lorsque Ch. chante les délices d'une retraite amoureuse, imitant Tibulle à travers Bertin ou plutôt à travers Léonard, et renchérissant sur tous, devenant plus factice que tous.“* [1]) Später, in den Fannyelegien, gerät Ch. zuweilen in eine *préciosité sentimentale* (S. 344). Gessner war jedenfalls nicht ohne Einfluss auf ihn: *„il a beaucoup goûté les mièvreries de l'antiquité, surtout dans l'édition affadie de Gessner“* (S. 345). Aber der Verf. sagt wohl zu viel, wenn er Ch. als den Schöpfer des poetischen Gessnerismus betrachtet. Wie erklärt sich das kraftvoll polemische in den politischen Jahren des Dichterjünglings? Treffend ist dagegen der Vergleich mit der romantischen Schwermut, der etwas weiter geht als St. Marc-Girardin (S. 179), ebenso treffend der von Schérer bereits angedeutete Nachweis der Verwandtschaft Ch.'s mit Parny und Bertin.

Der zweite Teil des etwas weitschweifigen Buches, mit dem Titel *L'Art* (S. 183—333) zeigt, dass diese Kunst sich auf die Technik beschränkt, und Ch. keineswegs der begeisterte *vates* war, den die Romantik zu erkennen glaubte, sondern ein kühl abwägender, langsam schaffender Geist (S. 224 ff.). Die im Jahr 1875 veröffentlichten Materialien thun dies ziemlich unzweideutig dar und müssten die naive Bewunderung Brandes' für A. Ch. um ein gutes Stück mindern. Selbst die Plastik der Darstellung ist bei ihm eine gewollte und nicht spontan, insbesondere die Wahl eindrucksktäftiger, malerischer Epitheta, die der Verf. aufzählt (S. 280 ff.). In dieser letzteren Hinsicht ist Ch. seiner Zeit weit vorausgeeilt: seine Wortmalerei ist ganz und gar modern, hin und wieder beinahe *„fin de siècle“*.

Neben diesen Ausführungen ist die Chénier'sche Verskunst

---

[1]) Dies mag auch als Stilprobe dienen. Der feine Stilist Faguet, der die Übersetzung Haraszti's durchgesehen hat, dürfte mitunter beim Durchlesen geschlummert oder geträumt haben. Doch ist das selbst grösseren Schriftstellern schon begegnet.

etwas kurz abgethan worden (S. 333 -333). Hier wäre noch viel zu sagen, aber auch viel zu untersuchen. Der Verf. hat offenbar diese Seite Chénier'scher Poesie als durch Becq de Fouquières erledigt angesehen.

Im ganzen genommen hat das Buch einzelne neue Gesichtspunkte eröffnet und die von anderen eröffneten weiter ausgeführt, nicht immer mit einem für Chénier günstigen Endergebnis. Es wäre gerade deshalb zu wünschen gewesen, dass auf das Äussere der Darstellung die Sorgfalt verwendet würde, deren der Gegenstand würdig war. Trotz Faguet und anderen Koryphäen ist und bleibt H.'s fleissiges und gründliches Werk für Franzosen und solche, welche die kristallene Klarheit eines Taine und eines Bourget, oder die prickelnde Eleganz eines Lemaître zu würdigen vermögen, ein schwer verdauliches, stellenweise fast unverständliches Opus. Die Errata auf S. 365 könnten leicht verzehnfacht werden. Die Bibliographie ist geradezu naiv angelegt.

JOSEPH SARRAZIN.

Fournel, V. *Fabre d'Églantine, le Comédien, l'auteur dramatique et le révolutionnaire* (Revue des Questions historiques, 1. Juli 1893, pag. 145—215). Nicht im Buchhandel.

Diese auf Urkunden sich gründende Studie des bekannten Forschers Fournel verdient hier bekannt gegeben zu werden, weil sie in sehr wesentlichen Punkten die Angaben sämtlicher Litteraturgeschichten berichtigt.

Auch in des Ref. Neubearbeitung des Kreyssig (II. S. 226) steht zu lesen, dass der Revolutionsdramatiker 1755 geboren sei und seinen Namen von einem Preis der Jeux Floraux her habe. Beides ist nicht richtig. Aus dem in Fabre, *Carrière dramatique de F. d'Égl.* veröffentlichten Taufschein geht hervor, dass F. im Jahr 1750 zu Carcassonne geboren wurde, nicht 1755. Ferner ist aus dem Verzeichnis der Preisträger der *Églantine d'or* an den Toulouser Blumenspielen zu ersehen, dass unter den Siegern in den Jahren 1760—85 überhaupt kein Fabre vorkommt, dass 1771, im angeblichen Jahre seiner Preiskrönung, der Preis „reserviert", d. h. nicht erteilt wurde, dass endlich die *Églantine* nicht Preis für eine Ode sein konnte, — wie noch Aulard *(Nouv. Revue,* 1. Juli 1885) annimmt, — sondern nur als „prix d'éloquence" gegeben wird. Demnach ist *d'Églantine*, auch de Glantine und des Glantines geschrieben, lediglich ein nom de guerre, wie ihn Schauspieler anzunehmen pflegten, z. B. Collot d'Herbois, Montfleury, Floridor u. a.

Fabres Fahrten mit dem Thespiskarren sind fast ebenso dunkel,

wie die Molière's. 1775 muss er in Troyes gewesen sein, wo er nebenbei Porträtpastelle zu 1 Louis pro Kopf malte, 1776 in Namur, wo er eine höchst bedenkliche Liebesaffaire und deshalb einen hochnotpeinlichen Prozess zu bestehen hatte. Das Namurer Verhör ist eine Hauptquelle für Fabre's Leben (abgedruckt bei Gachard, *Analectes belgiques*, I). Am 9. November 1778 heiratete er zu Strassburg eine Enkelin von Lesage, eine Schauspielerin namens Marie-Nicole Godin. Auch diese urkundlich verbürgte Thatsache zerstört eine ganz hübsch aufgebaute Legende (vgl. Fournel, pag. 158ff.).

1780 wurde das erste Stück von Fabre aufgeführt, eine komische Oper mit dem Titel *Laure et Pétrarque*. Dort soll das bekannte Liedchen *Il pleut, il pleut, bergère* zum ersten Male vorgekommen sein. Gedruckt wurde das Opus nie. Ganz besonders schlecht ging es dem eitlen Künstler in Lyon, weshalb er 1787 nach Paris pilgerte, um sich als Schriftsteller aufzuthun und womöglich am Théâtre-Français anzukommen. Beides misslang gründlich, wenn man vom Erfolg seiner bereits vorher gedruckten Romanzen absieht. Das Drama *Les Gens de Lettres* fiel durch, die Tragödie *Auguste* ebenfalls, dem *Présomptueux* (1789) ging es nicht viel besser. An diesem Stück knüpft sich die erbitterte Fehde mit Collin d'Harleville an, die an den Streit zwischen Regnard und Dufresny erinnert.

Das Jahr 1789 bezeichnet in Fabre's Laufbahn eine entschiedene Besserung. Der Dreiakter *Le Collatéral, ou l'Amour et l'Intérêt* schlug endlich durch, mehrere gute Liebesromanzen stammen ebenfalls aus dieser Zeit, und am 22. Februar 1790 erzielte er mit *Le Philinte de Molière* einen vollgiltigen Erfolg (Fournel, S. 179ff.). Was er später schuf, hat nicht viel zu bedeuten, namentlich *l'Intrigue épistolaire,* ein schwächlicher Abklatsch des Barbiers von Sevilla. Im ganzen schrieb er 1787—92 zwölf Bühnenwerke.

Fournel glaubt nicht, dass Fabre nur infolge seiner Bühnenmissgeschicke von 1789 ins revolutionäre Fahrwasser geriet. Er hat unzweifelhaft Recht. Fabre war vermöge seines ganzen Charakters gleichsam zum Revolutionsmann prädestiniert und hatte im Mai 1789 die erlittenen Schlappen bereits wieder gut gemacht. Sein bleibendes Verdienst als Politiker ist — die Erfindung der malerischen Monatsnamen im republikanischen Kalender Rommes.

Die letzten Seiten der gründlichen Studie Fournels sind von keinem grossem Belang. Die von jetzt ab erscheinenden Litteraturgeschichten dürfen an dieser Arbeit ebensowenig vorüber eilen, wie an den anderen des wohlbekannten und hochverdienten Litteraturforschers.

JOSEPH SARRAZIN.

Sarrazin, Joseph. *Mirabeau-Tonneau.* Ein Condottiere aus der Revolutions-Zeit. Leipzig. 1893. Renger's Buchhandlung. (Gebhard u. Wilisch.) 85 S. 8⁰.

Während über den berühmten Parlamentarier Mirabeau viele Bücher geschrieben sind, aber auch sein Ruhmesglanz durch die Forschungen der Loménie sehr beeinträchtigt worden ist, hat man den Vicomte de Mirabeau — wegen seiner Trunksucht Tonneau (Weinfass) genannt, — beinahe vergessen. Um so erfreulicher ist es, dass der den Kennern französischer Litteratur in bester Erinnerung stehende Gelehrte uns aus deutschen Lokalarchiven, Zeitdokumenten u. s. w. mancherlei Neues über diesen Mirabeau, besonders aber über sein 2jähriges Abenteurerleben in Deutschland, mitteilt.

Nachdem der 1754 geborene André-Boniface Louis de Mirabeau Offizier beim Malteserorden gewesen war, den nordamerikanischen Freiheitskrieg mit Auszeichnung durchgekämpft hatte, zum Obersten des Regiments Touraine ernannt war, auch eine reiche Ehe geschlossen hatte, begann mit der Revolution für ihn die Rolle eines einflusslosen, vielbespöttelten Verteidigers des „ancien régime". Mehr, wie in seiner Deputiertenstellung nützte er als schneidiger Mitarbeiter der revolutionsfeindlichen Zeitung *Actes des Apôtres.* Da die Existenz des Adels von der Bewegung immer mehr bedroht wurde, wanderte er am 24. August 1790 aus und gründete im Badischen eine zum Kampf gegen die französische Republik bestimmte Freiwilligenschaar, — die s. g. schwarze Legion. Die Zuchtlosigkeit derselben brachte ihn sowohl mit der badischen Regierung, welche derartige Zusammenrottungen schon aus Furcht vor den französischen Volksführern nicht dulden konnte, als auch mit den hartgeplagten Bauern in heftige Konflikte. Er selbst erhielt einmal Schuldarrest. Februar 1792 trat er in die Dienste eines Duodezfürsten von Hohenlohe-Waldenburg, doch musste schon im März seine Truppe auf viele Beschwerden hin fast aufgelöst werden. Seit 1. August desselben Jahres nimmt er österreichische Dienste, um mit den koalierten Mächten gegen das revolutionäre Frankreich zu kämpfen. Es kam aber nur zu einer unvorsichtigen Plänkelei, die M. seine Absetzung eintrug. Am 15. August 1792 starb er infolge eines heftigen Zankes mit einem seiner Offiziere, nicht, wie ein Märchen meldet, im Duelle oder, weil er in seiner Wut sich den vorgehaltenen Degen jenes Offiziers in den Leib rannte. Zuletzt hatte er zu Freiburg i. B. (Gasthof „Römischer Kaiser") gewohnt. Dort wurde er beerdigt, später aber, nach Niederlegung des alten Soldatenfriedhofes, wurden seine Gebeine zerstreut, so dass nur noch ein einfacher Grabstein an der Freiburger Friedhofskapelle sein Ge-

dächtnis verkündet. M. war gewiss ein Wüstling und Säufer, wennschon zu Witz und Scherz aufgelegt. Man darf aber nicht vergessen, dass er von dem Ruhme seines jüngeren Bruders stets in Schatten gestellt wurde, und dass der Hass der Jacobiner seine Person und parlamentarische Stellung übertrieben geschildert hat.

In Sarrazin's anschaulicher, sorgfältig eingehender Schilderung tritt das hochfahrende, zudringliche und sittenlose Treiben der französischen Emigranten auf deutschem Boden sehr deutlich hervor. Das giebt der Schrift eine über die Fachkreise, auf deren Interesse sie wegen des mancherlei neuen und aktenmässig beglaubigten Materiales rechnen darf, hinausreichende Anziehungskraft.

R. MAHRENHOLTZ.

Gréard, Octave, de l'Académie française. *Prevost-Paradol*, étude suivie d'un choix de lettres. Paris, lib. Hachette, 1894. 305 pages.

On connaît *le Livre du Centenaire du Journal des Débats*, ce beau volume, qui a été publié en 1889, et auquel ont collaboré tant d'écrivains distingués. M. Gréard y avait inséré une notice sur Prevost-Paradol, dont il avait été l'ami depuis l'Ecole Normale, où ils avaient passé trois années ensemble (1849—52), jusqu'à sa mort tragique,[1]) aux premiers jours de la guerre de 1870. L'ouvrage qui vient de paraître est cette notice même, mais revue et très développée; elle est suivie d'une centaine de lettres de Prevost-Paradol à ses amis, et de quelques lettres à lui adressées par Villemain, Guizot, Thiers, Victor Hugo, Sainte-Beuve, etc.

La vie de Prevost-Paradol s'encadre exactement dans le second Empire. L'étudiant fit sa première démarche virile le 2 Décembre 1851, quand „à la première nouvelle de l'arrestation des membres de la Chambre, il monta chez le Directeur, en qualité de chef de la troisième année, et lui déclara, avec la solennité de la jeunesse faisant pour la première fois acte d'indépendance, que l'Ecole était avec l'Assemblée;" — et la vie du brillant polémiste se termina quelques jours avant la chûte du souverain qu'il avait si longtemps poursuivi de ses épigrammes, et auquel il s'était rallié tout à la fin. „Sa prétendue conversion à l'Empire, écrivait M. Ernest Renan,

[1]) M. Gréard a supprimé dans son livre le mot de suicide, qu'on lisait en toutes lettres dans sa notice de 1889; mais il y a laissé celui de mort volontaire. On se demande comment M. Ernest Renan, dans un autre article du *Livre du Centenaire du Journal des Débats* (page 240) a pu dire de Prevost-Paradol: „Sa mort n'eut aucune signification politique ni morale: ce fut un accident matériel, amené par les grandes chaleurs de Washington, et par la surprise que lui causa le régime américain des boissons alcooliques glacées."

ne fut pas du tout le caprice intéressé que l'on dit." On peut épiloguer sur chaque mot de cette phrase; je ne retiens que celui de caprice, qui me paraît bien juste: j'ose contredire M. Renan. Chez Prevost-Paradol, ce me semble, il y avait quelque chose de féminin, et dans sa longue polémique à coups d'épingle, et dans la brusque conversion qui en fut le dénouement inattendu.

L'enseignement, et les travaux historiques et littéraires, qui furent l'occupation de Prevost-Paradol pendant quatre ou cinq ans (1852—56) n'étaient pour lui qu'un provisoire et un pis aller. Appelé à la chaire de littérature française dans la Faculté des lettres d'Aix en Provence, ce Parisien se considéra comme un exilé.

On sait ce que la République française a fait, depuis des années, pour créer en province des centres universitaires et intellectuels: tâche ardue et de longue haleine, autant que le reboisement d'une chaîne de montagnes. Depuis l'époque où le roi Henri IV appela Casaubon de Montpellier à Paris (1599) la province, pendant trois cents ans, a été drainée au profit de la capitale. La Révolution, à cet égard, n'a fait que continuer, en l'aggravant beaucoup, l'oeuvre de l'ancien régime. Les plus fortes têtes, il y a trente ans, ne voyaient point de remède à l'état de choses qui s'était établi. Un homme qui avait occupé de hautes fonctions dans l'administration de l'instruction publique, et qui était en même temps un penseur éminent, M. Cournot,[2]) disait à ce sujet:

„Le siège de notre enseignement supérieur des sciences et des lettres est à Paris, et ne peut être que là. On a vu maintes fois chez nous un jeune littérateur, un jeune géomètre, un jeune chimiste, à qui son talent précoce avait valu une chaire de faculté en province, s'empresser de la quitter pour venir à Paris s'attacher à la rédaction des journaux, pour y occuper une place de répétiteur, de préparateur dans une grande Ecole, ou même pour obtenir, en attendant mieux, la suppléance d'une chaire de lycée. Impossible d'organiser chez nous, dans des villes qui ont cependant bien plus d'importance que Bonn ou Heidelberg, des universités qui ressemblent à ces universités allemandes, où mille, douze cents étudiants, accourent pour étudier la théologie, le droit, la médecine, en même temps qu'ils suivent avec goût des cours de philosophie, de sciences, de philologie; où les savants les plus célèbres se fixent volontiers, attirés par de gros émoluments, par de riches bibliothèques, par l'importance de la position sociale, par tout ce qui peut les exciter dans leur double carrière de professeurs et de savants. Vouloir acclimater chez nous ce produit d'un génie national tout différent du nôtre, est une chimère!"

---

[2]) *Des institutions d'instruction publique en France,* par M. Cournot. Paris, lib. Hachette, 1864, page 420.

Cette chimère, la troisième République s'est appliquée à en faire une réalité. Elle a voulu que l'enseignement supérieur des sciences et des lettres ne restât pas concentré à Paris; elle a voulu qu'il eût d'autres foyers en France: noble et belle entreprise, dont l'idée a surgi presque aussitôt après les désastres de la dernière guerre, qui a obtenu quelques succès et subi quelques échecs, qui a besoin, pour être pleinement achevée, de plus d'un âge d'homme, et dont tous les esprits éclairés souhaitent la réussite définitive.

On était loin de là en 1856. Les lettres écrites par Prevost-Paradol pendant les quatorze mois de son professorat, et celle qui les suit, de son successeur J. J. Weiss, sont très intéressantes à ce point de vue; elles donnent une juste idée de la vie d'une Faculté des lettres en province. Il ne faut pas oublier, en les lisant, un mot de M. Gréard (page 29) qui dit que son ami n'a jamais eu le goût de faire des recherches. Il est clair que la vie d'un professeur perd la moitié de son attrait, quand on en ôte le plaisir de la recherche.

Je donnerai quelques extraits de ces lettres vives et piquantes. Prevost-Paradol les écrivait en courant, comme il rédigea plus tard ses articles du *Journal des Débats* ou du *Courrier du dimanche;* mais elles sont plus agréables à relire aujourd'hui que de vieux morceaux de politique.

Paris, ... Novembre 1855. M. Vidal, professeur à Aix, est venu ici me vanter sa chaire d'Aix et me prier de la demander, afin de favoriser ses desseins sur Strasbourg.

Paris, 1er Décembre 1855. Je vais à Aix, chargé du cours de littérature française.

Aix, 24 Décembre 1855. Je t'écris, les fenêtres ouvertes, avec un soleil d'été, à peine supportable dehors. Je commencerai mon cours le 10 janvier, sur les Principaux Moralistes français depuis le XVIe siècle. Je lirai la première leçon, et j'attends l'inspiration pour les autres.

De la solitude et de la tristesse d'Aix, tu ne t'en feras jamais une idée, à moins de venir dans mon parc plein d'oliviers, de mûriers, de figuiers, de cyprès. Au fond, tout cela est admirable, et je crois avoir mis la main sur le Paradis.

Aix, 26 janvier 1856. Mon cours m'occupe beaucoup moins que Vauvenargues[1]). Voilà mon vrai souci, parce que c'est ma porte de derrière pour m'échapper et marcher sur Paris. Non que je sois mal à Aix: au contraire; partout ailleurs en province, climat, habitants, fonctions, tout serait pire. Mais j'étouffe, l'air me manque.

Je suis de mieux en mieux avec mon vieux Recteur, qui vient et revient à mon cours, et qui a déjà écrit beaucoup de bien de moi à Paris. Mes collègues sont excellents, et mon cours va bien; dès ma seconde leçon, j'ai parlé à mon aise, sans autre préparation que trois ou quatre lignes de plan, écrites la veille et regardées le matin. J'improvise tout, et je réussis. J'ai du monde, des dames, enfin un petit succès de province.

---

[1]) Prevost-Paradol se proposait de prendre part au concours ouvert par l'Académie française pour un Eloge de Vauvenargues.

Quel doux métier, depuis que je me suis découvert la bosse du professorat! Deux jours occupés par semaine, et le reste pour le travail libre ou pour la paresse, selon les goûts.

Aix, 12 février 1856. Mon Recteur est le plus paternel, le plus ennuyé des hommes, et le plus heureux de causer un peu de Paris, qu'il n'espère plus revoir.

Tu me parles de mes appointements. Amère ironie. Ils ne couraient qu'à partir du 12 décembre, et à raison de la suppression du premier mois, du 12 janvier. J'ai donc touché cent cinquante francs ce mois-ci, pour tout potage. Mes trois mille francs de fixe, avec la retenue, me mettent à fr. 237 par mois, dans un pays où la vie est aussi chère qu'à Paris, et les moyens indirects d'augmenter le revenu, nuls. Voilà ma petite cuisine: elle n'est pas toute rose.

Aix, 10 avril 1856. Je suis arrivé à Aix dimanche soir; et j'avais à la fois une leçon à faire pour jeudi, et un programme à rédiger pour mon cours de l'année prochaine. Ma leçon devait être sur La Rochefoucauld. que je ne connaissais plus depuis dix ans, et qu'il fallait au moins relire. Quant au programme, j'ai voulu avoir le temps de le produire. Avec tout mon zèle, je n'ai pu en faire qu'un de deux à trois pages, sur *l'Histoire de la poésie française au XVIIe siècle.* Mes collègues ont écrit presque des brochures[1]), et je crois cela plus agréable aux inspecteurs généraux de l'enseignement supérieur, qui vont juger tout ce fatras.

J'ai envers Fourtoul *(le ministre de l'instruction publique; quelques années auparavant, il avait lui-même occupé à Aix la chaire de littérature française)* une vraie gratitude; lui-même m'a dit à Pâques: „Eh bien! je vous ai donné le calme, et la liberté de travailler à votre aise!“ Le paisible cours de ma vie d' Aix me ravit au point que je me consolerais aisément d'échouer dans mes projets ambitieux sur la Sorbonne. Ma petite fille, le soleil, mon jardin, mon cabinet de lecture et mes journaux, mon cours même, qui me réveille une fois par semaine et me chatouille, tout cela me roule si doucement à travers la vie, qu'elle me semble un chemin de mousse. Et je suis sûr de regretter Aix au moins pendant dix bonnes minutes, si j'étais appelé à la Sorbonne et rejeté dans le tourbillon.

Aix, 15 avril 1856, 8 heures et demie du matin. Je veux t'écrire une lettre mémorable. Sache donc que je t'écris sur une estrade majestueuse, du haut de laquelle je surveille, pour la première fois de ma vie, vingt et un malheureux aspirants-bacheliers, qui développent ce vers de l'abbé Bernis:

Dieu s'annonce à nos coeurs par la voix des remords.

Un des concurrents vient de me demander si c'était *voie* ou *voix,* ce qui suppose une jolie force en versification française.

Tout en t'écrivant, je surveille ces infortunés, afin d'empêcher les communications; et le souvenir personnel d'avoir fait cinq versions avant la mienne, à la Sorbonne, ne m'empêche pas d'être attentif et sévère.

Aix, 5 mai 1856. J'ai reçu de Levasseur un article *sur la manière de connaître la valeur de l'argent.* On dirait, à l'entendre, que c'est bien difficile. Qu'il se marie, qu'il ait des enfants, qu'il vienne s'établir à Aix, et il connaitra tout d'abord la valeur de l'argent, surtout s'il a la démangeaison des voyages, et le goût d'aller à Paris.

Aix, 25 mai 1856. Mille remerciements pour la bonne nouvelle de l'augmentation de traitement. Je suis étonné et charmé de la promptitude

---

[1]) M. Cournot, dans l'ouvrage déjà cité, donne (page 419) des renseignements assez piquants sur les exigences du ministre d'alors, relatives à ces programmes.

de la résolution. Le ministre a dû se décider le jour même où ma demande est parvenue à Paris, car elle n'est partie d'Aix qu'au commencement de cette semaine. Le vrai est qu'il me comble de bons procédés.

Mon cours ne va pas mal. Le Recteur pressera de vive voix M. Fortoul de me rappeler à Paris; il ne peut pas convenablement l'écrire, devant paraître officiellement jaloux de me garder. Mais il faut que les vacances se produisent à la Sorbonne.

Aix, 13 août 1856. Tu me demandes si je travaille. A la fin de l'été, je dirai, comme Sieyès après la fin de la Terreur: J'ai vécu!

Aix. 21 novembre 1856. Je ne t'ai pas encore écrit, occupé comme je l'étais de la réouverture de mon cours. Aujourd'hui, c'est une affaire faite, et heureusement faite; j'ai été accueilli avec une parfaite bienveillance. J'aime fort mon cours et mon auditoire; et croirais-tu que je commençais à trouver les vacances un peu longues: tant j'ai déjà pris goût à l'enseignement public! Me voici rentré dans mes leçons sans cesser d'être enfoncé dans mes livres, et l'année va sans doute s'écouler rapidement et paisiblement. Rien ne me manque, sauf mes amis de Paris; et cette vie doucement occupée est tout à fait de mon goût.

Aix, 3 décembre 1856. J'ai repris mon cours avec grand tapage: 178 auditeurs la première fois, et 176 la seconde, dont vingt à vingt-cinq femmes. Mais ces succès à huis clos me donnent sur les nerfs. Leur parfaite inutilité m'irrite; ils ne me servent qu'à n'être pas ridicule.

J. J. Weiss à Prevost-Paradol. Aix, 15 Mai 1857. Je ne veux pourtant pas, mon cher Prevost, m'exposer à reparaître devant toi à Pâques, sans te remercier de tout ce que tu avais fait ici, avant ton départ, pour me préparer un bon accueil auprès de tes collègues, de tes amis et de ton public. *(J. J. Weiss avait remplacé à Aix Prevost-Paradol, appelé à Paris pour être un des rédacteurs du Journal des Débats.)* On m'a reçu partout à bras ouverts, et tu en es un peu la cause. Je voudrais de grand coeur reconnaître tes prévenances, en te disant qu'elles ont eu pour résultat de me rendre Aix agréable. J'ai vu bien des villes: je n'en ai vu aucune à laquelle il soit aussi impossible de se faire qu'à celle-ci. Je me résigne, parce que j'ai une paresse naturelle d'esprit qui fait que je n'aime pas trop à prendre la peine de me révolter contre la situation où il plaît au vent de me jeter. Mais il faut une fière résignation ou une fière paresse. Le voisinage de Marseille n'est guère une consolation. Il ravive chaque semaine mes douleurs. Quand je reviens le lundi matin des allées de Meilhan *(promenade de Marseille)* Aix me fait le même effet que Titus à Bérénice.:

Je crois toujours la voir pour la première fois.

Mais ce n'est pas pour la même cause. Les Marseillais, pour me rendre courage, m'assurent qu'ils auront la Faculté d'ici à dix ans. D'ici dix ans, j'espère être ailleurs. Je te remercie de ta bonne lettre: c'est un rayon de Paris, que j'aimerais à voir quelquefois se renouveler. Tout ce qu'il y a de beau ici, c'est le plus magnifique soleil du monde. Mais il n'est si beau soleil que les brouillards de la Seine.

J. J. Weiss, comme Prevost-Paradol, réussit bientôt à se caser à Paris; tous deux étaient des hommes d'esprit qui se firent vite un nom dans la presse; après une longue attente, ils eurent l'un et l'autre un jour où ils crurent avoir mis la main sur une part du pouvoir politique; et tous deux furent renversés presque aussitôt.

Mais J. J. Weiss n'a pas eu, comme Prevost-Paradol, un ami pour raconter sa vie et recueillir sa correspondance. Un ami qui

voit et qui sait tout, ne peut pas tout dire; mais son témoignage est essentiel. M. Gréard a rempli un devoir pieux, et a fait un ouvrage des plus intéressants. Nul n'aurait pu comme lui écrire, en connaissance de cause, ce livre qui est un chapitre important de l'histoire des lettres françaises sous le second Empire.

EUGÈNE RITTER.

Aubanel, Th. *Discours et Documents.* Montpellier, imprimerie Hamelin 1889. 220 pages grand in 8⁰. — **Ludovic Legré.** *Le poète Théodore Aubanel,* récit d'un témoin de sa vie. Paris, lib. Lecoffre 1894, 423 pages.

Les félibres de Provence, qui se sont proposé, il y a quarante ans, de restaurer et de nettoyer leur langue rustique, et de créer un mouvement poétique, ont pleinement réussi dans l'oeuvre qu'ils avaient entreprise. Le grand succès du poème de *Mireille* a donné à Mistral la première place dans le groupe de ces écrivains et de ces poètes.

Immédiatement après lui, Roumanille, qui avait été son maître, et Théodore Aubanel, étaient au premier rang dans l'estime des connaisseurs; tous deux sont morts aujourd'hui. M. Ludovic Legré, avocat à Marseille, a écrit la biographie d'Aubanel avec le soin pieux d'un ami qui pendant trente ans a reçu régulièrement les confidences du poète. Lettres intimes, détails familiers, tout ce qui peut éclairer l'amateur de la poésie provençale sur la carrière et les sentiments de l'auteur de la *Grenade entr' ouverte* et des *Filles d'Avignon,* a été donné avec profusion; et cette peinture fidèle de la vie d'un homme de coeur est tout à fait intéressante.

Dans les premières années, une intime union régnait entre tous les adeptes de la nouvelle école:

Sian tout d'ami, sian tout de fraire,
Sian li cantaire dóu païs!

Puis la discorde était venue. Les Méridionaux de Paris avaient voulu fraterniser — c'était tout simple — avec ceux qui vivaient au bord du Rhône, et quelques-uns de ceux-ci, qui craignaient l'influence parisienne, avaient considéré avec une certaine froideur le mouvement dans lequel leurs confrères plus confiants s'étaient jetés. Dans les *Discours et Documents* (pag. 202 à 211) on peut lire les plaintes d'Aubanel sur cette froideur qu'il reprochait à la rédaction des *Armana prouvençau* de 1877 et de 1878.

Comme Roumanille, Aubanel était bon catholique. Lors de l'exécution des fameux Décrets du 29 mars 1880, il n'hésita pas à prendre la défense des moines persécutés — il fut même à cette

occasion condamné à l'amende pour tapage nocturne. Mais cela n'empêcha pas Mgr. l'Archevêque d'Avignon de blâmer sévèrement une pièce célèbre qui passe pour le chef d'œuvre lyrique d'Aubanel: *la Vénus d'Arles*. Il lui défendit de l'imprimer, et Aubanel en mourut de chagrin.

On le voit: les bons et les mauvais jours s'étaient succédé dans sa vie. Le deuil public fut grand à sa mort. Les félibres et les cigaliers de Paris lui firent élever à Sceaux, en 1887, un buste près de celui de Florian, autour duquel ils se réunissent chaque année.

EUGÈNE RITTER.

Koschwitz, E. *Über die provenzalischen Feliber und ihre Vorgänger.* Rede bei der Übernahme des Rektorats gehalten in der Aula der Universität Greifswald, am 11. Mai 1894. Berlin, Wilhelm Gronau. 1894. 38. 8°. Preis 60 Pfg.

Der neu erwählte Rektor der Universität Greifswald hat seine Antrittsrede der litterarischen Bewegung auf neuprovenzalischem Sprachgebiete gewidmet, und wenn der *Armana prouvençau* in seiner *Crounico felibrenco* noch alles notierte, was im In- und Auslande nur irgend Bezug nahm auf die Felibersache, — seit Roumanilles Tode scheint er diese litterarischen Übersichten aufgeben zu wollen — so würden wir dort sicher die Notiz finden, dass un savènt prouvençalisto alemand a parla brihantamen sus lou felibrige e si predecessour. Unzweifelhaft wird aber die Thatsache in der Übersicht des *Aiòli*, der *Revue félibréenne* und anderen der Feliberbewegung dienenden Blättern gebührend hervorgehoben werden; denn die Südfranzosen sind für jeden Beweis von Teilnahme, den man ihrer Sprache und Litteratur entgegen bringt, dankbar und wissen das Entgegenkommen sprachwissenschaftlich gebildeter Deutschen um so mehr zu schätzen, da die Häupter der romanischen Wissenschaft in Frankreich, Gaston Paris und Paul Meyer, sich ihren Bestrebungen gegenüber doch recht skeptisch verhalten haben.

Aber auch für Deutschland ist es eine bemerkenswerte Thatsache, — Böhmers Vortrag war ja in privatem Kreise gehalten — dass zum ersten Mal ein Universitätslehrer bei besonders feierlicher Gelegenheit die neuprovenzalische Litteratur zum Gegenstand seiner Ansprache wählt; wurde doch dem Berichterstatter, als er 1887 eine Abhandlung über diese Bewegung veröffentlichte, von einem der bedeutendsten Romanisten entgegen gehalten, dass es sich doch bei der ganzen Angelegenheit mehr um eine Spielerei, höchstens um sprachliche Kuriositäten, gewiss aber nicht um eine Erscheinung von irgend welcher Bedeutung und Lebensdauer handele. Gegen eine solche Anschauung braucht man sich heute nicht mehr zu wenden;

die Feliberbewegung erfreut sich noch heute des frischesten Lebens, und eine, wenigstens dem Umfange nach, nicht geringe Litteratur in den verschiedenen südfranzösischen Mundarten ist thatsächlich vorhanden. Über ihren Wert oder ihren Unwert kann man verschiedener Meinung sein; aber die Thatsache ihrer Existenz kann kein Romanist mehr ignorieren, und so ist es gewiss angemessen, dass auch der Universitäts-Unterricht, soweit er das gesamte Geistesleben auf romanischem Gebiete behandeln will, dieser litterarischen Bewegung in den südfranzösischen Dialekten gedenkt.

Der Vortragende erklärt in wenigen einleitenden Bemerkungen, warum er auf Tagesfragen wie die, welche Anforderungen man neuerdings an den Universitäts-Unterricht in den neueren Sprachen zu stellen habe, oder auf ein sprachwissenschaftliches Thema allgemeiner Art nicht eingegangen sei, und giebt dann, dem historischen Gange folgend, eine kurze Übersicht über die Entwicklung der provenzalischen Dichtung. Die altprovenzalische Periode nur streifend, behandelt er p. 8 ausführlicher die 1323 von sieben Bürgern in Toulouse gestiftete *sobregaya companhia dels set trobadors de Tolosa* und die *leys d'amors* des Kanzlers Guillem Molinier. Wenngleich sich diese Akademie unter Ludwig XIV. durchaus in den Dienst der französischen Litteratur stellte und sogar nicht unwesentlich zur Französierung der gebildeten Kreise in Süd-Frankreich beitrug, so war sie doch zunächst zur Pflege der einheimischen Sprache und Litteratur bestimmt und konnte daher hier nicht übergangen werden. Interessant ist Koschwitz' Mitteilung, dass die Akademie, nachdem sie lange Zeit ausschliesslich französische Gedichte durch ihre Preise ausgezeichnet hatte, von 1895 auch wieder Gedichte in der langue d'oc zur Preisbewerbung zulassen wird. Aus der Zeit nach der Vereinigung mit Frankreich, die man vielleicht als die des Mittelprovenzalischen bezeichnen könnte, (vgl. darüber *Zschr. f. frz. Spr. u. Litt.* XIII[2] p. 35) hebt Koschwitz hervor Bellaud de la Bellaudière, Goudouli, François de Cortète, Claude Brueys und Nicolas Saboly; dann aus den Kreisen der in provenzalischer Sprache schriftstellernden Abbés, die mit ihrem kaustischen Spotte gegen die eigenen Standesgenossen und den Adel vielleicht mehr zur Vorbereitung der revolutionären Ideen beigetragen haben, als man gewöhnlich glaubt, Favre, Cléric, Peyrot und andere, auf die Noulets unermüdlicher Eifer die Aufmerksamkeit von neuem gelenkt hat, qui aux charmes touchants du bréviaire ont entremêlé prudemment et du Virgile et du Voltaire; dann von weltlichen Dichtern aus derselben Zeit François Toussaint Gros, Jean Baptiste Germain, die beiden Rigaud und Cyprien Despourrins. Natürlich begnügt sich der Verfasser, dem Zwecke des Vortrags entsprechend, überall mit kurzen Bemerkungen über

die einzelnen Dichter, und es reicht dies auch an dieser Stelle vollkommen aus, zumal da in der Anmerkung auf das grundlegende Werk für unsere ganze Kenntnis dieser Litteratur, auf Noulets Histoire littéraire verwiesen ist. Diesen vortrefflichen Studien, die Noulet erst in der *Revue de l'Académie de Toulouse,* dann *de Toulouse et du Midi* veröffentlichte und 1859 auch besonders unter dem Titel *Essai sur l'histoire littéraire des patois du midi de la France aux XVI. et XVII. siècles* erscheinen liess, hat er in der *Revue des langues romanes,* Jahrgang 1875—77 eine Fortsetzung folgen lassen: *Histoire des patois du midi de la France au XVIII. siècle,* die mit einem *Appendice bibliographique* teilweise schon ins XIX. Jahrhundert hinübergreift, und diese Reihe von Abhandlungen sind eine unerschöpfliche Fundgrube für alle, die sich über das litterarische Geistesleben in Süd-Frankreich während dieser Jahrhunderte unterrichten wollen. Noulet, dem in Südfrankreich in den öffentlichen und privaten Bibliotheken wie bei den Antiquaren so ziemlich die gesamte Litteratur dieser Zeit zugänglich war, verbindet mit erstaunlichem Fleisse und bemerkenswerter Umsicht gesundes, von Pathos und Voreingenommenheit im ganzen freies Urteil, und so wird in der Kenntnis und Würdigung der provenzalischen Litteratur dieser Epoche schwerlich über ihn hinaus zu kommen sein, für uns Deutsche schon aus dem Grunde schwer, weil es zunächst noch ungemein mühsam, teilweis unmöglich ist, sich ausreichendes Material anderswo als auf den südfranzösischen Bibliotheken zu verschaffen und man sich so nicht überall ein selbständiges Urteil bilden kann. Neuerdings werden uns, worauf ich in einem Artikel über *lou siège de Cadaroussa* des Abbé Favre, *Ztschr. f. franz. Spr. und Litt.* XIII² p. 35 ff., hingewiesen habe, infolge des neuerwachten Interesses auch für die mittelprovenzalische Litteratur, das gerade die Feliberbewegung hervorgerufen hat, in dankenswerter Weise manche Werke dieser Zeit in Neudrucken vorgeführt. Koschwitz' Angabe p. 13, dass Mariéton eine neue Ausgabe der Werke Bellauds vorbereitet, beweist, dass man in diesem anerkennenswerten Bestreben fortfährt. Wenn wir so auch die Möglichkeit gewinnen, uns in Deutschland mehr wie bisher mit dieser Litteraturperiode zu beschäftigen, so wird das Ergebnis, wie wenigstens Berichterstatter wiederholt erfahren hat, wohl meist das sein, dass für das XVI. und XVII. Jahrhundert Noulet in ganz vortrefflicher Weise seine Aufgabe gelöst hat, dass er alle wissenswerten Nachrichten über die Dichter und ihre Werke zusammengestellt hat, dass er mit seinem litterarischen Urteil überwiegend das Richtige trifft und er wohl auch den Stoff so ziemlich erschöpfend behandelt hat. Wenigstens ist nach ihm noch nichts des Erwähnens Wertes über die von ihm eingehender behandelte Zeit veröffentlicht worden. Das-

selbe gilt für seine Behandlung der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, obgleich sein Urteil hier manchmal zu herb und der Standpunkt, den er einnimmt, alle litterarischen Erscheinungen nach dem Massstab der gleichzeitigen französischen Litteratur zu messen, nicht begründet erscheint. Es ist natürlich, dass in dieser gährenden Zeit vor der französischen Revolution, wo Wissenschaft und Staatsleben von neuen Ideen bewegt wurden, wie kaum je wieder, wo die Encyclopädisten und ihre Gesinnungsgenossen das geistige Leben beherrschten und fast alle Gebildeten des festländischen Europa, um an dieser geistigen Bewegung teilnehmen zu können, französisch lasen und schrieben, auch die Südfranzosen, soweit sie an diesem Ideenkampf sich beteiligten, nicht ihre heimische Mundart anwendeten, um ihren philosophischen, ästhetischen und politischen Gedanken Ausdruck zu verleihen, und wenn so die Gesamtheit der Werke, die damals in provenzalischer Sprache veröffentlicht wurden, notwendig gegenüber der von neuem übersprudelnden französischen Litteratur einen etwas dürftigen Eindruck macht, so wird man dies begreiflich finden, aber doch mit Teilnahme verfolgen, wie dieses Ideengewirr auch seinen Niederschlag hat in der volkstümlichen Litteratur Süd-Frankreichs. Noulet selbst hat ja dafür bemerkenswerte Beispiele beigebracht in den *Vers contre les Camisards des Cévennes* und in den zahlreichen chap. VII zusammengestellten *Pièces en vers et en prose à l'occasion de la Révolution française.* Hier liegt offenbar noch eine Fülle des Interessanten verborgen, in den zahlreichen Flugschriften und auch Einzelblättern aus dieser Zeit, die für die Kenntnis der Volksstimmungen und die ganze innere Geschichte überaus wichtig sein können: hat doch beispielsweise auch Collot d'Herbois, der ausgepfiffene Schauspieler und berüchtigte Konventsredner, der durch seine Mitrailladen den unglücklichen Einwohnern Lyons, der Ville-affranchie, republikanische Gesinnung beibringen wollte, sich an dieser für das südfranzösische Volk bestimmten Litteratur der Schreckenszeit beteiligt. Es wäre gewiss etwas sehr Verdienstliches, wenn die Feliberkreise, soweit sie sich mit der Publikation älterer Schriften beschäftigen, auch diesen scheinbar unbedeutenden und doch so wertvollen litterarischen Erscheinungen ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. Die Revuen und auch die zahlreichen Almanache thäten manchmal besser, so etwas geschichtlich Bemerkenswertes zu veröffentlichen, als unbedeutende lyrische Ergüsse heutiger Dichter, die bei ihrer Gleichmässigkeit und ihrer Überfülle doch schliesslich ermüdend wirken. Vielleicht hält es Koschwitz bei seinen noch frischen persönlichen Verbindungen mit den Feliberkreisen der Mühe für wert, dort auf solche Veröffentlichungen einmal hinzuweisen; im ganzen werden ja solche Anregungen in Süd-Frankreich eifrig aufgenommen.

Koschwitz spricht dann davon, dass die Revolution mit ihrer Gleichmacherei nicht vermocht habe, der provenzalischen Sprache und Litteratur ein Ende zu machen. Es ist bekanntlich das Konventsmitglied Grégoire, früher Curé zu Embermesnil, später Bischof von Blois, in dieser Angelegenheit besonders thätig, der als Landgeistlicher die Notwendigkeit, dem Volke die Neuerungen im Staatsleben und die Dekrete der gesetzgebenden Versammlungen in den heimischen Dialekten mitzuteilen erkannt hatte, der aber schliesslich Beschlüsse herbeiführte, die den Mundarten bald ein völliges Ende bereitet hätten. (Vgl. Lettres à Grégoire sur les patois de la France 1790—1794, von Gazier 1880 zu Paris herausgegeben; und dazu meine Bemerkungen zur litterarischen Bewegung auf neuprovenzalischem Sprachgebiete. Pgr. Berlin. 1887. p. 4.)

Von p. 16 der Abhandlung ab werden dann die eigentlichen Vorläufer der Feliber behandelt; denn als solche wird man insbesondere die Dichter ansehen, die nach dem gewaltigen Sturme der Revolution, nachdem es schon geschienen hatte, als ob mit dem tyrannisch durchgeführten Einheitsstaate auch die Einheitssprache die Volksmundarten gänzlich aus dem öffentlichen und litterarischen Leben verdrängt habe, unbeirrt weiter in ihrer heimischen Sprache dichteten. Es sind Volkssänger im eigentlichen Sinne, einfache Leute meist aus dem Handwerkerstande, die den südfranzösischen Idiomen treu blieben. Koschwitz spricht zunächst von J a n s e m i n (frz. J a s m i n), der 1798 zu Agen geboren ist und dessen Dialekt Mistral als a g e n a i s der Hauptgruppe G a s c o n einreiht. Koschwitz fasst also auch, ohne sich an dieser Stelle weiter darüber auszulassen, den Begriff neuprovenzalisch als allgemein die heutigen südfranzösischen Dialekte umfassend, und gewiss mit allseitiger Billigung. Man kennt ja die Eifersüchteleien, die über die Bedeutung der einzelnen Mundarten und die Wahl einer Bezeichnung für die Gesamtheit derselben bis zum heutigen Tage herrschen. Wir Deutsche können uns darüber hinwegsetzen; für uns Fernerstehende ist, bei der Unmöglichkeit eine Bezeichnung zu finden, die allen wissenschaftlichen Anforderungen und allen individuellen Ansprüchen genügte, die alte römische Provinz, die provincia Narbonensis, das Languedoc, die heutige Provence und die Landschaften am Fusse der Westalpen umfassend, im wesentlichen geographisch, geschichtlich, sprachlich und litterarisch ein einheitliches Gebiet, das wir mit vollem Recht nach dem für uns wichtigsten Landesteil bezeichnen. Natürlich wird man, wenn genauere Angaben erforderlich sind, manchmal nicht umhin können hinzuzufügen, ob man provenzalisch im engeren oder weiteren Sinne gefasst haben will. (Vgl. über die verschiedenen vorgeschlagenen Bezeichnungen p. 11 der Bemerkungen).

Neben Jasmin, dem bekanntesten Dichter aus dieser Zeit, der

ja auch in Nordfrankreich vielfach beachtet wurde, erwähnt Koschwitz Verdié aus Bordeaux, als auch der Gascogne angehörig, und aus der eigentlichen Provence Victor Gelu.

Auch Koschwitz ist der Meinung, dass für die eigentliche provenzalische Wiedergeburt, das bewusste Anknüpfen an die Traditionen einer grossen Vergangenheit, die gelehrten Forschungen Raynouards von der grössten Bedeutung gewesen sind. Es ist dieselbe Zeit, wo die Grimm, Lachmann, v. d. Hagen in Deutschland durch ihre wissenschaftlichen Untersuchungen die Begeisterung für das deutsche Altertum und die zum grossen Teil vergessenen grossartigen Denkmäler deutschen Geisteslebens aus dem Mittelalter wach riefen, wo denn auch in Süd-Frankreich durch Gelehrte wie Raynouard und Honorat die gebildeten Kreise darauf hingewiesen wurden, dass man nicht auf die Volksmundarten hochmütig herabsehen dürfe, dass sie vielmehr im Zusammenhange ständen mit jenem wohllautenden Idiom, das eine bedeutende Litteratur geschaffen und eine so hervorragende Rolle in der europäischen Entwicklung gespielt habe. Koschwitz erwähnt, dass sich infolge dieser Bestrebungen eine Tendenz zur Gruppenbildung für die Zwecke der provenzalischen Sprache gezeigt habe und jetzt auch Zeitschriften für diese Ideen eingetreten seien, und nennt in dieser Beziehung *Lou bouquet prouvençau* vom Jahre 1823, *Désanats Boui-abaisso, Bellots Lou Tambourin et le Menestrel* aus dem Anfange der vierziger Jahre. Als Dichter, die schon von diesem gelehrten Interesse für die grosse provenzalische Vergangenheit beeinflusst worden seien, führt Koschwitz noch an Diouloufet, dessen Lehrgedicht über den Seidenbau *Leis magnans* auch in Deutschland bekannt wurde, dann d'Astros, Castil Blaze, Seymard, Jaques Azaïs, den Marquis von Fare-Alais. Auch der sonderbaren Erscheinung des Fabre d'Olivet thut er p. 21 Erwähnung, der mit seiner unter dem Titel: *Le Troubadour, poésies occitaniques* veröffentlichten Gedichtsammlung, die mancherseits in gutem Glauben als Dichtungen des Mittelalters aufgenommen wurden, eine Zeit lang die gelehrten Kreise Frankreichs lebhaft beschäftigte.

Im weiteren spricht Koschwitz p. 22ff. von der provenzalischen Renaissance im engeren Sinne und von dem dichterischen Dreigestirn Aubanel, Roumanille, Mistral, über deren Leben und Werke er auch in dem beschränkten Raume des Vortrags alle wichtigeren Mitteilungen zu machen weiss, und dann p. 28 von der auch in Deutschsand so oft erzählten Gründung des Feliberbundes, der denn das eine sicherlich erreicht hat, dass jetzt jeder Gebildete, der sich mit französischer Litteratur beschäftigt, auch weiss, dass im Süden Frankreichs die alten Mundarten im frischen Leben fortbestehen und dass eine rührige litterarische Thätigkeit auf diesem Gebiete herrscht. Es folgen Nachrichten über die Organisation des Bundes, seine

Gliederung, seine Beamten und seine Feste; natürlich sind auch hier nur die Hauptthatsachen hervorgehoben, die aber zur allgemeinen Orientierung vollkommen ausreichen. Weitere Einzelheiten, sowie die genauere Kenntnis der nicht uninteressanten Statuten der verschiedenen Mantenènço kann man sich ja leicht aus den Mitteilungen in den früheren Jahrgängen der Revue des langues romanes und des Armana prouvençau verschaffen, sowie aus den Berichten über die jeux floraux, die teilweis auch einzeln erschienen sind. Der Vortrag schliesst mit Kennzeichnung der Hauptströmungen, die im Bunde sich Geltung verschafft und mit Anführung einer Reihe von Dichtern, die neben den oben genannten in besonderer Weise die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Koschwitz nennt als solche De Berluc-Perussis, Roque-Ferrier, Plauchud, Felix Gras, Auguste Fourès, Marius Girard und Xavier de Ricard. Auch hier ist die Zahl der angeführten Schriftsteller angemessen beschränkt; die Anmerkungen verweisen auf die litterarischen Übersichten im Armana prouvençau und im Aiòli und ausserdem, an verschiedenen Stellen, auf die Werke von J. B. Gaut, Lintilhac, Donnadieu, Roque-Ferrier und andere, wo man der schriftstellerischen Namen nur zu viel finden wird und auch der Wissbegierigste über Einzelheiten der Feliber-Litteratur sich eingehend unterrichten kann.

Jeder, der sich mit der neuprovenzalischen Litteratur und den Schriften, die darüber erschienen sind, beschäftigt hat, wird die Beobachtung machen, dass diese Mitteilungen von Saint-René Taillandier an, der wohl zuerst weitere Kreise mit diesem Wiederaufleben der provenzalischen Sprache bekannt machte, wesentlich denselben Gedankengang verfolgen und in ihrer Darstellung und Auffassung der litterarischen Tendenzen sich fast stets begegnen. Man wird deshalb auch immer wieder auf diese ersten und so auch unter dem Gesichtspunkt anziehenden Aufsätze hinweisen dürfen, dass sie den ersten, frischen Eindruck dieser eigenartigen Bestrebungen wiedergeben. Neben Saint-René Taillandier, der eine Einleitung zu den Prouvençalo schrieb und in der Revue des deux mondes die Nordfranzosen in das Verständnis dieser überraschenden Renaissance einzuführen suchte, erinnere ich an Eugène Tavernier, der 1884 zu Paris eine Studie *La Renaissance provençale et Roumanille* erscheinen liess, und für Deutschland an Böhmers Vortrag *Über die provenzalische Poesie der Gegenwart.* Es sind naturgemäss dieselben Beobachtungen, die sich allen diesen Männern darbieten, und die sich so auch in dem Vortrage von Koschwitz in ähnlicher Weise finden müssen. Einmal fällt die katholisierende Richtung auf, die aber, besonders bei Roumanille, eine Innigkeit der Gefühle zeigt, wie sie sonst den romanischen Katholiken nicht gerade eigen zu sein pflegt. Damit verbindet sich das Bestreben, eine moralische

Wiedergeburt des südfranzösischen Volkes zu erzielen, indem man es zu dem naiven Glauben der Väter zurückführt. Man denke an die schönen Worte von Armand de Pontmartin in seiner Vorrede zur 13. Auflage der Oubreto en vers de Roumanille: *cette renaissance de la Muse méridionale, qui en plein dix-neuvième siècle . . au moment où la poésie française nous consternait par sa décadence — est venue relever l'idéal populaire, consoler les affligés, s'affirmer par des oeuvres éclatantes, persuader les indifférents, convaincre les sceptiques, charmer à la fois les salons, les ateliers et les mansardes, rompre la prescription poétique et installer victorieusement parmi nous, sous le nez et la barbe des railleurs et des incrédules, le plus aimable et le plus heureux des anachronismes.* (Cf. Bemerkungen p. 28). — Daneben geht dann, wie auch Koschwitz hervorhebt, eine andere Reihe von Schriftstellern, die an die alten Traditionen der Waldenser und Albigenser anknüpfen und die Niederwerfung des Südens durch die nordischen Krieger und den Anschluss der Provence an Frankreich als tödliche Verwundung der nationalen Gefühle der Provence ansehen. Als Vertreter dieser Richtung hebt Koschwitz p. 34 besonders Felix Gras hervor, über dessen Epos Tolosa man einiges p. 26 der Bemerkungen finden kann; neben ihm nennt Koschwitz besonders noch Auguste Fourès, dessen Gedichte zum Teil in der Revue des langues romanes veröffentlicht und so auch in Deutschland bequem zugänglich sind. Für Deutschland neu sind Koschwitz' Angaben über entschieden republikanische Tendenzen, die sich bei einem jüngeren Teile der Feliber Geltung verschaffen. Naturgemäss tritt diese Richtung erst jetzt etwas mehr in den Vordergrund, seitdem man die Hoffnung, eine Änderung der herrschenden Staatsform zu erreichen, aufgegeben hat. Früher war, meinen Beobachtungen nach, die Begeisterung für die Republik eine sehr geringe in den Feliberkreisen, und einige der führenden Geister galten für energisch royalistisch. Indes war man damals schon äusserst vorsichtig in politischen Dingen, da die republikanischen Staatsbehörden keinen Anstand genommen haben würden, bei offen ausgesprochenen antirepublikanischen Tendenzen dem Bunde der Feliber schroff entgegenzutreten. Es ist ja Clovis Hugues, den Koschwitz als Vertreter der äussersten Linken nennt, wenn auch Mitglied des Bundes, so doch eigentlich kein provenzalischer Schriftsteller; seine litterarische Thätigkeit gehört der französischen Sprache an, und nur einige kleinere, unbedeutende Gedichte hat er in provenzalischer Sprache veröffentlicht. Übrigens ist an sich die republikanische Staatsform den Bestrebungen der Feliber keineswegs feindlicher als eine andere. Im Gegenteil haben sich Königtum und Kaiserreich als ganz besonders centralisierend in Frankreich gezeigt, und es wäre eher noch unter einer Republik das Einzige zu erreichen, was die Feliber in politischer Beziehung

etwa erhoffen dürfen: Gestattung der provenzalischen Sprache als Amtssprache neben der französischen in den südfranzösischen Bezirken und wenigstens in nebensächlichen Dingen eine Art kantonaler Selbständigkeit.

Und noch eine andere Bemerkung liegt bei der Lektüre des Koschwitz'schen Vortrags nahe. Wenn die jüngste Veröffentlichung über die Feliberbewegung bei Hervorhebung der Erscheinungen von wirklich dichterischem Wert immer nur von Roumanille, Mistral und Aubanel sprechen kann, wie dies schon die ersten gethan hatten, so erscheint wohl ein Zweifel über die Zukunft dieser Bewegung in gewisser Hinsicht berechtigt. Und Koschwitz hat sicher nichts übersehen, was wirklich litterarische Bedeutung hätte; er würde ja sicher von den Mitgliedern des Bundes bei seinem Aufenthalte in Süd-Frankreich auf litterarisch wertvolle Erscheinungen aufmerksam gemacht sein, und man hätte ihm von besonderen Hoffnungen gesprochen, die man von einem oder dem andern der jungen Bundesmitglieder hegte. Die Bemerkung, die er bei seiner Besprechung von Eugèni Plauchud's *La fado d'Aven* im *Litt. f. g. u. rom. Phil.* 1894, No. 4, macht, dass Plauchud zu den nicht allzu zahlreichen Felibern gehöre, die man als echte Dichter bezeichnen könne, beweist hinreichend, wie vorsichtig auch Koschwitz diese grosse Fülle von alljährlich erscheinenden poetischen Versuchen beurteilt. Nun ist von diesen bedeutenden Dichtern, denen man gewiss auch in andern Litteraturen eine ehrenvolle Stelle zuweisen würde, Aubanel 1886 gestorben; Roumanille, der liebenswürdigste und gefühlinnigste aller südfranzösischen Dichter, der Schöpfer und neben Mistral die Seele des Bundes, der durch seine Persönlichkeit und die warme Begeisterung für seine geliebte provenzalische Sprache für diese Ideen in Süd-Frankreich und auch in andern Ländern Anteilnahme geschaffen, wie kaum ein anderer, ist ihm 1891 nachgefolgt. Mistral ist alt, und wir haben von ihm kaum noch etwas zu erwarten, was über das, was er uns bis jetzt geboten, hinausginge. Bleibt doch, wenigstens für mein Gefühl, Mirèio unerreicht durch alle seine andern Schöpfungen, und würde er durch dies eine Werk sich dieselbe Bedeutung als Dichter erworben haben. Auch von Felix Gras scheint es, als ob er sich mit seinen bemerkenswerten Epen ausgegeben habe. Octavien Bringuier, der archaisierende Verfasser der *Provença*, von dem zahlreiche Südfranzosen trotz seiner sprachlichen und poetischen Seltsamkeiten viel erwarteten, ist jung gestorben; ebenso der von Koschwitz p. 34 erwähnte Verfasser der *Grilhs* und der *Cants del soulelh* Auguste Fourès. Und wenn nun auch die Hochflut der fortlaufend veröffentlichten Erzeugnisse in Poesie und Prosa nicht geringer wird, so ergeben doch alle diese *brinde* und *pouësio* und *cansoun* keine Litteratur, die auf Beachtung über die Grenzen ihrer

Heimat Anspruch machen könnte. Sollte man so an der Zukunft der Feliber und der provenzalischen Sprache verzweifeln und doch der Ansicht sein, dass es sich hier um eine ephemere Erscheinung gehandelt habe, die durch den lebhaften Enthusiasmus der Südländer zu rascher Blüte gebracht sei und dann nach Verfliegen der Begeisterung wieder erlöschen werde? Keineswegs. Schon 1887 habe ich auf die Gründe hingewiesen, aus denen geistig hochstehende Südfranzosen, die die Kraft in sich fühlen, etwas zu schaffen, was in dem litterarischen Leben des gesamt-französischen Volkes nicht unbeachtet bleiben könnte, auch weiterhin sich der französischen Sprache bedienen werden. A. Daudet würde sicherlich seine europäische Berühmtheit nicht erreicht haben, wenn er die provenzalische Mundart seiner Heimat für seine Werke gewählt hätte, und so werden auch Gleichgeartete unter seinen Landsleuten, wenn sie die Möglichkeit haben, vermittelst der französischen Sprache zu ganz Europa zu reden, nicht daran denken, durch den Gebrauch einer südfranzösischen Mundart sich mit der Wirkung auf den kantonalen Kreis ihrer Heimat zu begnügen. Gewiss wird kein einsichtiger Südfranzose ihnen daraus einen Vorwurf machen, und demgemäss werden wir Schöpfungen von ausgezeichneter dichterischer Kraft, Aufsehen erregende Romane und Dramen höherer Gattung, — Mistrals *La Rèino Jano* ist kein Beweis des Gegenteils — in neuprovenzalischer Sprache nicht zu erwarten haben. Dazu kommt der Mangel einer einheitlich anerkannten Litteratursprache; denn Roumanille und Mistral und den anderen Schriftstellern des Rhonegebiets wird ja der Anspruch, die Mundart ihrer Heimat als die eigentliche Litteratur-Sprache für Süd-Frankreich hinzustellen, vor allem von den Felibern des Languedoc ernstlich bestritten. So bleiben bloss die leichteren Gattungen der Litteratur den südfranzösischen Dialektschriftstellern übrig, und dabei ist sicher eine grosse Gleichmässigkeit und Eintönigkeit nicht zu vermeiden. Wenn man nun trotzdem Koschwitz' Ansichten beitreten wird, dass die Bewegung der Feliber weiter sich entwickeln und Süd-Frankreich zum Heile gereichen werde, so ist der Grund, dass den Felibern die Litteratur in provenzalischer Sprache nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck ist. Wie schon oben erwähnt, handelte es sich bei der *Reneissènço prouvençalo* darum, die provenzalische Sprache neu zu beleben, um eine Wiedergeburt des alten Volksgeistes zu erreichen. Man wollte dem verderblichen Einflusse entgegentreten, den seit der Revolution die zerstörenden Ideen des Nordens auf das einfache Volk des Südens ausübten; man wollte insbesondere die unheilvolle Anziehungskraft von Paris beschränken, dessen vorherrschende Stellung man als bedenklich für die Eigenart des Südens ansah. Wie weit man in diesen Anschauungen ging, dafür ist ja vor allem

Mistrals *saume de la penitènço, Isclo d'or* p. 116 beweisend, wo es heisst: *Segnour, se la Ciéuta rebello Que nous regis e nous cougis, A fa versa toun archimbello En rebecant E te negant, Segnour, espargno la Prouvènço, Car s'a fali Es pèr óublit!* u. s. w. [abgedruckt Bemerkungen p. 23.] Man kann auch auf die Statuten der verschiedenen Mantenènço hinweisen, die ausnahmslos an erster Stelle nicht die litterarischen Gesichtspunkte, sondern das Bestreben betonen, dem Volke Süd-Frankreichs mit seiner edlen Sprache seine guten Sitten und seinen gediegenen Sinn zu erhalten, der sich nicht beeinflussen lassen solle von der hauptstädtischen Frivolität. So heisst es in den Statuten des Feliber-Vereins von Montpellier, der sich „Parage" nennt (cf. R. d. l. rom. 1877[1], p. 159): *Lou Felibrige es establit per amor de gardà lou parlà rouman, sa libertat e sa volha*[1]) *naturala . . . Ten en ferme perpaus lou chale de soun brès nadalenc, de la França e de la terra latina . . .* und dies ist nur die örtliche Adaptierung der Einleitung des ersten Feliber-Statuts (abgedruckt Arm. prouv. 1863, p. 108): *Lou Felibrige es establi per garda longomai à la Prouvènço sa lengo, sa coulour, sa liberta de gàubi, soun ounour naciounau e soun bèu rèng d'intelligènci; car, talo qu'es, la Prouvènço nous agrado . . .*

Indem wir diese Gesichtspunkte und die von Koschwitz p. 38 hervorgehobenen dezentralisierenden Bestrebungen anerkennen, wollen wir uns trotz alledem der wieder so lebendig gewordenen provenzalischen Sprache erfreuen, die durch den Eifer der Feliber gerade in den Kreisen der Gebildeten wieder festen Fuss gefasst hat, und wollen nachsichtig auch auf die Überfülle litterarisch unbedeutender Sachen blicken, die das neue Sprachleben erzeugt. Ein so sangesfreudiges Volk produziert natürlich viel der leichten Gattung, was im Augenblick die Hörer erfreute und was, auch wenn es zur Freude des Sängers und seiner Angehörigen in einem *Armana* oder einer *Revisto* erscheint, nicht den Anspruch macht, für wirkliche Dichtung zu gelten; andrerseits gehören solche Dinge allerdings nicht in eine Litteraturgeschichte, zu der es die neuprovenzalische Poesie aus Mangel an Leistungen hervorragender Art zunächst noch nicht bringen dürfte. Anders ist es mit einer litterarischen Übersicht, die man sich selbst recht vollständig wünschte, und so wird die uns von J. Banquier seit 1878 in Aussicht gestellte um so willkommener sein, als es immer noch recht wenig angänglich ist, von den südfranzösischen Publikationen anders als bei einem Aufenthalte in Süd-Frankreich ausreichende Kenntnis zu nehmen.

Ich breche ab, um diese Besprechung nicht noch weiter aus-

---

[1]) Der Abdruck im Jgg. 1878 hat *voia*. Cf. Mistrals Tresor: *voio, boio* (g. l.), *buoio* (rouerg.) . . . *volonté d'agir, ardeur, énergie* etc.

zudehnen; das Urteil über den interessanten Vortrag von Koschwitz wird eben sein, dass der Verfasser es verstanden hat, in anziehender Form alles Wissenswerte über die Feliber-Bewegung mitzuteilen und dass er zugleich durch die Litteraturangaben in den Anmerkungen in ausreichender Weise den Studierenden die Wege gezeigt hat, wie sie sich weiter über die Einzelheiten unterrichten können. Hier hätte ich nur, gerade für Studierende, die Revue des langues romanes mehr hervorgehoben, da dieselbe doch ungemein viel Material zur Beurteilung der Bewegung, besonders auch mundartliche Gedichte einer grossen Anzahl von Felibern, bietet und dieselbe sich auf jeder grösseren Bibliothek vorfindet.

Wenn nun nach allem über die Feliber Veröffentlichtem kaum noch etwas Neues in litterarischer Beziehung zu sagen ist, so ist es ein Gebiet der neuprovenzalischen Studien, wo noch viel zu thun, und der Vortrag berechtigt zu der Erwartung, dass Koschwitz' Studien hier einem schon lange empfundenen Bedürfnis der romanischen Sprachwissenschaft entgegenkommen werden. Was die Sprachwissenschaft braucht, das sind genaue Mitteilungen darüber, in welcher Gestalt die verschiedenen südfranzösischen Mundarten heute im Volke fortleben. Jeder hat ja erfahren, wie unzuverlässig in dieser Beziehung die Angaben der Feliber selbst sind, denen meist gar nicht daran liegt, die Lautverhältnisse oder den grammatischen Bestand einer Mundart genau anzugeben, sondern die bei ihren litterarischen Bestrebungen sich häufig absichtlich von den Volksidiomen entfernen; ja es fehlt auch nicht an solchen, die das Bestreben haben, ihrem einheimischen Dialekte den Anschein einer grösseren Altertümlichkeit der Lautverhältnisse und einen bedeutenderen Reichtum an grammatischen Formen und aus dem Altprovenzalischen erhaltenen Wörtern zu geben, als wirklich vorhanden ist. Auch Mistrals Tresor legt ja bei weitem grösseres Gewicht auf das Sprachmaterial, was in den litterarischen Erzeugnissen sich vorfindet, als dass es dem Verfasser daran läge, den wirklich lebendigen Bestand an Lauten, Formen und Worten festzustellen, und die von den Felibern zunächst für die Schriftsprachen des Rhonegebiets und des Languedoc festgesetzten orthographischen Grundsätze, die aber auch auf die Lautdarstellung der anderen Gebiete eingewirkt haben, tragen in dieser Beziehung zur Klarheit nicht bei. Genauer geben die Schriftsteller der naiven Gattung die Volksmundarten wieder, die, wie Jasmin, unbeirrt von irgend welchen gelehrten Forschungen, das heimatliche Idiom verwendeten, wie sie es hörten; doch erschwert hier die mangelhafte und häufig von der französischen Orthographie beeinflusste Lautbezeichnung es ungemein, sich ein Urteil über den wirklichen Lautbestand zu bilden. Da nun eigene Beobachtungen von Deutschen, wenn sie nicht recht lange

dort verweilt haben und vor allem mit den Landleuten verkehren konnten, die nicht durch Kenntnis der Feliber-Litteratur und ihrer Schreibart in ihrem eigenen Gebrauch der Mundart beeinflusst sind, doch selten befriedigende Resultate liefern, so bleibt hier noch viel zu thun. Denn wenn, wie jetzt allseitig anerkannt wird, so von Morf, Koschwitz, Neumann, W. Meyer, und auch von Gaston Paris und Paul Meyer, aus der Erforschung der Volksmundarten noch bedeutsames Material für das Verständnis der sprachlichen Entwicklung des Französischen sowohl wie des Provenzalischen zu erwarten ist, so kann dies bloss aus Beobachtungen gewonnen werden, die das unzweifelhaft Echte und Volkstümliche herauszufinden wissen. Man konnte in dieser Beziehung von Gilliérons Studien viel erwarten, doch scheinen dieselben auf das provenzalische Sprachgebiet sich nicht weiter erstreckt zu haben. Um so wichtiger wird dann das Ergebnis der Koschwitz'schen Beobachtungen sein, und hoffentlich werden weitere folgen, von Rousselot selbst oder von andern mit den von ihm empfohlenen Apparaten und nach seiner Methode angestellt, die ja, wie Koschwitz neuerdings in dem Bericht über die letzte Neuphilologen-Versammlung, Littbl. f. germ. und rom. Phil. 1894. 5, hervorhebt, solche Untersuchungen „mit früher ungeahnter Genauigkeit" ermöglichen.

BERLIN. BERNHARD SCHNEIDER.

Jarník, J. U. *Zwei altfranzösische Versionen der Katharinenlegende.* 1894, in Kommission bei Bursík und Kohout, Prag. LII und 350 Seiten.

Die böhmische — d. h. czechische — Akademie der Wissenschaften zu Prag hat diese wertvolle Drucklegung unter ihre Fittiche genommen, Dr. J. U. Jarník, der um seine engere Fachwissenschaft (namentlich durch seinen ausgezeichneten unentbehrlichen Index zu Diez' *„Etymolog. Wörterbuch der roman. Sprachen"*, 1878 und 1889) nicht weniger wie um die Kenntnis der rumänischen und der albanesischen Volkspoesie[1]) verdiente Professor der Romanistik an der dortigen czechischen Universität, hat die Herausgabe trefflichst besorgt.

---

[1]) Da die betreffenden Veröffentlichungen etwas zerstreut sind, so seien hier die hauptsächlichen genannt: *Sprachliches aus rumänischen Volksmärchen* (1877), *Zur albanischen Sprachenkunde* (1881; Jahresbericht für das Jahr 1880/81 der k. k. Unterrealschule im II. Bezirk in Wien), *Beiträge zur Kenntnis albanesischer Dialekte* (1883), *„Doine și strigaturĭ din Ardeal date la iveală* de Joan Urban Jarnik și Andreiu Bârseanu" (Bucuresci 1885, Academia Rom.; walachische Volkslieder aus Siebenbürgen), *Albanesische Lieder („Zeitschrift für Volkskunde"* I—III, 1889 ff.).

Auf einen knappen Bericht über die Herkunft der hier vorgelegten Texte (I—IX) folgt eine eingehende Analyse der französischen Bearbeitung, besonders der mit Sigel L bezeichneten Fassung als der ursprünglicheren, und eine genaue Abwägung von deren Verhältnis zu dem mutmasslichen lateinischen Original (X—LI). S. LII enthält kleine Notizen dazu, besonders nachträgliche Korrekturen. Von den S. 1—80 abgedruckten beiden Text-Versionen ist L anglonormannisch, P pikardisch. Die Wiedergabe geschah, indem durch den Untereinanderdruck des Lateins und der zwei französischen Umformungen der innere wie der äussere Wandel deutlichst zur Geltung kamen. Die Konstituierung ist möglichst konservativ: sie wahrt die Überlieferung nach strenger Massgabe des Sinnes, bietet aber behufs Kontrolle gleichwohl bei Änderungen irgend welcher Art die handschriftlichen Lesarten. Die Mundartenforschung empfängt hierin viel Wichtiges. Danach werden die beiden Versionen in syntaktischer Hinsicht verglichen, insbesondere mit Bezug auf einzelne Redeteile (beim Verb auf Tempora und Modi), Personen und Numeri, sowie die Wortstellung (S. 81—124), und die Deklinationsverhältnisse erschöpfend dargestellt, weil gerade dies zur Charakteristik des Verwandtschaftsgrades dient und den anglonormannischen Ursprung des französischen Textes erweist (S. 125—138).

Eine sehr übersichtlich gegliederte vergleichende Lautlehre schliesst sich hieran (S. 139—212), zunächst der betonten (bis 159), dann der unbetonten Vokale (bis 177) und der Konsonanten (bis 212), darauf, in drei Abschnitten, die etwas koncisere Metrik (S. 212 bis 257). Sie scheint mir in der Aufsammlung und Anordnung der verwendbaren Belege wie auch gemäss der lichtvollen Ausdrucksweise bei den gewonnenen Resultaten die Krone des Buches, obzwar der voraufgehende rein grammatikalische Teil grössere Aufmerksamkeit auf sich ziehen dürfte. Unter der ersten metrischen Rubrik, die „Silbenzählung“ überschrieben ist (bis 228), werden besonders die Kontraktion zweier Silben in L, so *granter* (P *creänter), boneuré* (P *boneüré), poust* (P *peüst)*, samt den einsilbigen Zukunfts- und Bedingungsformen von *faire* behandelt. Die nächste (bis 245) bespricht sämtliche Sorten von Hiatus, auch bloss hypothetische Fälle davon. Für *que, se, ne* (d. i. weder) wird der Stoff in vier Gruppen geteilt: 1. L und P zeigen Hiatus, 2. nur L, 3. nur P hat ihn, 4. er fehlt beiden; jedesmal wird, auch äusserlich an a- und b-Kategorien erkennbar, genau geschieden, ob den Hiatus schon das Manuskript bietet oder erst die Rektifikation der verletzten metrischen Gesetze einführt bez. wegschafft. Nach ganz ähnlichem Schema untersucht der dritte Abschnitt (bis 257) die Reime: I. Beide Fassungen haben denselben: 1. Dieser Reim findet sich in beiden Versionen bei denselben Wörtern. 2. in P ist das erste beider Reimwörter ein

anderes. 3. in P ist das zweite beider Reimwörter ein anderes. 4. in P sind beide Reimwörter von denen in L verschieden. — II. P unterscheidet sich von L in den dem Reimvokale folgenden Konsonaten. Unterabteilungen denjenigen sub I entsprechend. — III. P unterscheidet sich von L durch den Reimvokal selbst, und zwar: 1. die Reimwörter sind dieselben. 2. sie sind teilweise oder völlig andere. — IV. Der Reim ist in einer beider Fassungen unvollständig, weil einer oder gar beide Verse verschwunden sind: 1. der Reim fehlt in P, 2. der Reim fehlt in L, 3. der Doppelvers fehlt in P, 4. der Doppelvers fehlt in L. Ich habe die Methode dieses Kapitels ohne Abstrich vorgeführt, weil mir ihre Einfachheit, Übersichtlich- und Verständlichkeit äusserst nachahmenswert erscheinen.

Ein vollständiges Glossar reiht sich daran (S. 258—320). Jarník besitzt von seinem vortrefflichen Diez-Index, der den fleissigen von Vincenz Franz Janssen zu Fr. Kluge's „*Etymologischem Wörterbuch*“ an Bequemlichkeit der Orientierung überragt, eine ausserordentliche Schulung dafür. Neben der Etymologie ist unter gebotenster Kürze die jeweilige Funktion der einzelnen Wörter im Satze und ihre Verbindung mit anderen verzeichnet, so dass auch der Syntaktiker sich oft Rats erholen kann. Der Zusatz L bez. P kündigt stets an, wo die betreffende Vokabel vorkommt, allenfalls auch eine Einschaltung in Parenthese eine Abweichung der beiden Versionen. Die Seiten 321—335 enthalten Nachträge und Anmerkungen zu einzelnen Versen, nennen insbesondere (331—335) die respektiven Lücken von L und P.

Endlich soll eine peinlich angelegte Versliste (S. 336—349) es dem Benutzer ermöglichen, sich ohne erheblichen Zeitverlust zu unterrichten, ob, wo und bei welcher Gelegenheit im Buche über einen Vers gehandelt wird. Zu diesem Behufe werden ausser den Seiten- die Zeilenziffern zitiert, deren Angabe innerhalb wie üblich durchgeführt ist; ein Sternchen und der Beisatz „Corr.“ verweisen auf die Nachträge (S. 321 ff.) bez. die Korrekturen (S. LII). Da die Auseinandersetzungen oder die Anmerkungen bisweilen eine den zusammenhängenden Text verlassende Form vorschlagen, so empfiehlt es sich, die in der Versliste zusammengetragenen Stellen in Zweifelfällen nachzuschlagen, da man ja nur auf diesem Wege bestimmt die endgiltige Meinung des Herausgebers hören kann. Diese reichhaltigen, klaren und verlässlichen Register sollten gar manchem Editor als Ideal vorschweben. Die ungemein umsichtige und saubere Leistung bewegt sich, wie man sieht, auf einem im strengsten Sinne philologischen Boden und fasst eigentlich die Teilnahme der sich auf diesem Tummelnden allein ins Auge. Der Grammatiker ist in erster Linie berufen, hier schöne Ernte zu halten. Trotzdem darf

der Litterarhistoriker, für dessen Kost und Genuss Jarník, seinem Plane gemäss, wenig gesorgt hat, aus verschiedenen Ursachen an dem, übrigens musterhaft ausgestatteten Bande nicht vorübergehen. Einmal gehört der Stoff der betroffenen Dichtungen zu jenen, ganz volksmässig gestalteten älteren Heiligenfabeln, die das Schrifttum der frühchristlichen Zeit begründen halfen und dann weltwandernd das Abendland für Jahrhunderte mit stets neu aufgewärmten Themen erfüllten. Denn die Sancta Katharina von Alexandrien ward bald eine überall bekannte, verehrte und poetisch besungene Persönlichkeit, und die leider noch immer fehlende Geschichte der Heiligenlegende, für die wohl nur aus englischem Gebiete, durch Carl Horstmanns unermüdliche Thätigkeit, das Material ziemlich vollständig bereitet ist, wird ihr einen hervorragenden Posten anweisen müssen. Andererseits zeichnet sie sich gerade durch volkstümliche Anlage und Ausführung aus, die sie aus der Reihe der Denkmäler der Kunstpoesie ein für alle Mal auszusondern und die Erzählung von der fast in mythische Höhe gehobenen Heldin der schier endlosen Menge verfasserloser Litteraturwerke legendarischen Charakters beizählen heisst. Der gelehrte Herausgeber hat sich in seinen vorzüglichen umfangreichen Beigaben über diese Dinge nicht verbreitet. Es möchte das freilich, weil ständige Rücksicht auf die anderssprachlichen Varianten und sonstige Parallelen unerlässlich gewesen wäre, eine Sache der Unmöglichkeit gebildet haben, falls der Raum hier in ganz bestimmter Richtung beschränkt und nur den beiden neuen Texten dienstbar sein sollte. Die Behandlung, wie sie H. Knust, der feine Kenner, in seiner *Geschichte der Legenden der heiligen Katharina von Alexandrien und der heiligen Maria Aegyptiaca nebst unedirten Texten* (Halle 1890) darbot, muss nach Jarniks Publikation und sonstigen neueren Modifikationen gar mannigfach verschoben, am besten neu aufgebaut werden.

München. Ludwig Fränkel.

Suchier und **Wagner**, *Rathschläge für die Studierenden des Französischen und des Englischen an der Universität Halle.* Halle a. S. Max Niemeyer 1894. 12 S. 8⁰.

Wenn die Verfasser zur Veröffentlichung vorliegender Brochüre sich entschlossen haben, so geschah dies wohl auf Grund der gewiss richtigen Beobachtung, dass unsere Studenten in den ersten Semestern nur allzuviel kostbare Zeit deshalb verlieren, weil sie über die zweckmässige Einrichtung ihrer Studien völlig im Unklaren sich befinden. An grösseren Universitäten mag sich das besonders fühlbar machen, weil der persönliche Verkehr zwischen Docenten und Hörern hier naturgemäss meist ein beschränkterer ist, aber auch an kleineren

Hochschulen entschliesst sich der Student oft spät, sich dort Rats zu holen, wo ihm derselbe gewiss überall in ausgiebiger Weise gerne erteilt wird. Mit Freuden darf man daher einen zuverlässigen Wegweiser, wie er hier kurz und bündig gefasst auf 12 Seiten gedruckt vorliegt, begrüssen. Nicht ausgeschlossen ist freilich die Gefahr, dass der angehende Jünger der Wissenschaft, nachdem er für fünf und zwanzig Reichspfennige sein Studienprogramm mit leichter Mühe sich erworben, sich nun von vorneherein allzu ängstlich an diese gedruckten Anweisungen klammert, von der strikten Befolgung derselben das ausschliessliche Heil für das Bestehen eines guten Examens erhoffend. Besser hat seine Studienzeit ausgenutzt, wer, individueller Neigung und Veranlagung folgend, durch intensiveres Studium einzelner Gegenstände aus dem weiten Bereich seiner Examensfächer das Interesse am Studium überhaupt sich vertieft und den Blick sich erweitert hat, als jener andere, der es nur dahin gebracht hat, eine wenn auch noch so grosse Summe von Kenntnissen mehr äusserlich sich anzueignen, um sich ihrer nicht selten recht bald nach bestandenem Examen wieder zu entledigen. Es hätte in den *Rathschlägen* dieser Gesichtspunkt m. E. mehr in den Vordergrund gerückt werden dürfen. Wenn es nicht geschehen ist, so ist allerdings der Schaden deshalb kein grosser, weil ja jeder Docent in Volesungen, Übungen und im privaten Verkehr mit seinen Hörern hierauf noch mit besonderem Nachdruck hinzuweisen, die Gelegenheit finden wird.

D. Behrens.

Philippi, A. *Neusprachlicher Unterricht. Scholien zur Diez-Gedenkfeier.* [In: Preussische Jahrbücher. August 1894.]

Der Herr Verfasser, klassischer Philologe und Universitätsprofessor a. D., bekundet von dem Betrieb der „neusprachlichen" Studien auf deutschen Universitäten eine ebenso oberflächliche und irrige Vorstellung wie von der Bedeutung des Begründers der romanischen Philologie, so dass es als verlorene Mühe erscheinen muss, sich hierüber mit ihm in eine Diskussion einzulassen. Der Altmeister hat einmal einem Rezensenten seines *Etymologischen Wörterbuches* (*Kritischer Anhang* S. 9. Cf. E. Stengel in *Bericht des Freien deutschen Hochstiftes* 1894, Heft 3, S. 342f., Anm.) treffend entgegnet „Dass er sich . . berufen fühlte, über Dinge zu urteilen, die er nicht verstand, ist etwas, das freilich auch sonst vorkommt, aber überall keine Ehre einbringt". Das trifft im vorliegenden Falle auf Herrn Geh. Hofrath Philippi zu.

D. Behrens.

---

1. *Die vier Jahreszeiten für die franz. Konversationsstunde,* nach Hölzels Bildertafeln im genauen Anschluss an *„The Four Seasons by E. Towers-Clark“* bearbeitet von **L. Durand.** 4 Hefte (je 40 Pfg.). Verlag von Emil Roth in Giessen. o. J.

2. *Beschreibung der Hölzelschen Jahreszeitenbilder in französ. Sprache als Grundlage für den Unterricht* von **Dr. Wilhelm Ricken.** Berlin, Verlag von Wilhelm Gronau. 1894. 20 Seiten. Preis 30 Pfg.

3. *Dialogische Besprechung Hölzelscher Wandbilder in französ. Sprache. Stadt. Mit einem Anschauungsbilde.* Französische Sprechübungen für Klassen- und Selbstunterricht herausgegeben von Oberlehrer **Dr. R. Kron.** M.-Gladbach. Druck und Verlag von Emil Schellmann. 1894. VIII u. 51 S. Preis 75 Pfg.

Die Wichtigkeit, welche die im Verlage von E. Hölzel in Wien erschienenen Anschauungsbilder auch für den neusprachlichen Unterricht haben, ist wohl heute unbestritten. Man hat erkannt, dass die Anschauung eine natürlichere, lebendiger sprudelnde Quelle für Konversationsübungen ist als die Lektüre, die sich vielfach für Sprechübungen schwer ausbeuten lässt. Den ersten gelungenen Versuch, jene Anschauungsbilder im Rahmen eines Lehrbuches zu verwerten, haben Rossmann und Schmidt in ihrem vortrefflichen Lehrbuch der französischen Sprache gemacht. Während nach der in diesem Buche angewendeten Methode die Besprechung der Bilder einen organischen Teil des Unterrichts bilden, wird es auch an Schulen, wo nach anderen Methoden, selbst noch nach der synthetischen, unterrichtet wird, wünschenswert erscheinen, als Würze des Unterrichts und um willkommene Abwechselung zu bieten, Sprechübungen im Anschluss an Hölzels Bilder vorzunehmen. Hierzu liefern die zur Besprechung vorliegenden Bücher willkommenes Material.

1. Die zuerst genannten, von Durand herausgegebenen Hefte bieten in grossem, deutlich lesbarem Druck und geschickter Anordnung ausgeführte Gespräche in Frage und Antwort. Die Gespräche schliessen sich formell fast genau an die in englischer Sprache von Towers-Clark herausgegebenen an; nur selten finden sich Abweichungen: einige Erweiterungen z. B. im 4. Heft (Winter) in dem Kapitel *L'Arbre de Noël.* Am Schlusse desselben hätte aber der Verfasser, anstatt wörtlich dem englischen Texte zu folgen, wohl besser auf französische Verhältnisse Bezug nehmen sollen. Die auf den Bildern sich darbietenden Personen, Gegenstände und deren Verhältnisse zu einander sind vortrefflich ausgenutzt und in gutem Französisch behandelt. Fragen und Antworten sind knapp und klar; eine Stufenfolge vom leichteren zum schwereren ist insofern zu bemerken, als in dem ersten Hefte *(Le Printemps) Questions élémentaires* vorausgeschickt sind. Jedem Hefte ist vorn eine verkleinerte Wiedergabe des betreffenden Bildes, sowie am Schluss ein kleines Gedicht harmloser Natur beigefügt. Bei der Fülle der hübschen auf die Jahreszeiten bezüglichen lyrischen Erzeugnisse der Franzosen hätte der Verfasser in seiner Wahl wohl etwas glücklicher sein können. Der Verf. scheint zu wünschen, die Hefte in den Händen der Schüler zu sehen, die das in der Stunde durch lebendige Anschauung Gelernte wiederholen und befestigen sollen. Gewiss wird so der Erfolg ein nachhaltiger, Wörter und Redensarten prägen sich dem Gedächtnis ein, und das lästige Diktieren fällt weg. Allein mir scheint es gleichwohl, dass die Frische und Ungezwungenheit des Gesprächs verloren geht, wenn man den Schülern die ausgeführten Gespräche in die Hände giebt. Sollte dies geschehen, so müsste übrigens der Druck sorgfältiger sein. Die Menge der Ungenauigkeiten im Druck

wirkt störend. Aus dem 1. Hefte seien folgende Druckfehler erwähnt. S. 3: *Qui est ce que cette maison?* (Der Bindestrich fehlt häufig.) S. 4: *sons* st. *sous; allé* st. *allée.* S. 5: *le diner.* S. 8: *Il tient de grands oiseaux* st. *ciseaux; trone* st. *tronc.* S. 10: *monchoir* st. *mouchoir.* S. 13: *es* st. *est.* S. 14: *pent* st. *pont.* S. 16: ***La** saule.* S. 19: *sétend* st. *s'étend* *Parce que* ist immer in einem Wort gedruckt. — Unverständlich ist die Antwort S. 15: *A mouvoir l'eau.* — Ferner beispielsweise im 4. Heft (*L'Hiver*): S. 1: *Qu'est-ce que* st. *Qu'est-ce qui.* Die Antwort *Parce qu'ils sont dépouillés de feuilles* auf die Frage: *Qu'est-ce qui donne encore aux arbres un aspect d'hiver?* ist nicht korrekt. S. 4: *chassis* st. *châssis.* S. 11: *un cheval à basurle* st. *bascule* S. 12: *un Répi* st. *képi; il a* st. *il y a.* S. 13 wieder: *Qu'est-ce que* st. *qui.* S. 14 findet sich: *Est-ce une grande ville? — Plutôt grande, elle a plusieurs bâtiments importants. Plutôt* (im englischen Text steht *rather)* hat keinen Sinn. S. 15: *deux* st. *d'eux.* S. 19: *geure* st. *genre.*

2. Ricken hält einen gedruckten Text in den Händen der Schüler für nötig, um dieselben zu voller Beherrschung des Sprachstoffes zu bringen. Er giebt aber nicht die Gespräche in Frage und Antwort, sondern behandelt das auf den Bildern Dargestellte in Form kleiner, einfacher Beschreibungen. Dies ist jedenfalls ein glücklicher Gedanke; der Schüler hat eine Stütze für sein Gedächtnis. und dem Lehrer bleibt möglichste Freiheit gewahrt, den Stoff nach Belieben zu gestalten. Die kleinen Aufsätze sind in gutem Französisch abgefasst; dem Lehrbuch von Rossmann und Schmidt ist manches entlehnt. Die Beschreibungen sind kurz gehalten (7 Seiten); freilich ist infolgedessen auch der auf den Bildern enthaltene Anschauungsstoff nicht ganz erschöpft. Der Verf. beginnt mit dem Winterbild, das neben dem Frühlingsbild in der That das leichteste ist. Wer einen Versuch mit der Methode machen will, wird sicher gut thun, zunächst eines dieser beiden Bilder zu wählen, da man hierbei mit einem verhältnismässig geringen Wortschatze auskommt. Grössere Schwierigkeiten bieten Sommer und Herbs , namentlich für die Schüler grösserer Städte, die Ernte und Weinlese zu wenig aus eigener Anschauung kennen. Ein Wörterverzeichnis beschliesst das korrekt gedruckte und freundlich ausgestattete Heft.

3. In dem von R. Kron bearbeiteten Hefte wird die Stadt zum Gegenstande dialogischer Besprechung gemacht. Der Herausgeber hat gerade dieses Bild gewählt, weil hier Gegenstände zur Sprache kommen, die den meisten Schülern unserer städtischen höheren Schulen geläufig sind. Sowohl an der französisch geschriebenen Einleitung, als auch an den 308 Fragen und Antworten selbst fällt zunächst das durchweg äusserst gewandte, korrekte Französisch angenehm auf. Ich möchte nach genauer Durchsicht des ganzes Heftes nur an einer Wendung Anstoss nehmen: Frage 117 (S. 20) lautet: *Comment vous plaît le pont?* Besser wohl: *Comment trouvez-vous le pont?* oder: *Est-ce que le pont vous plaît?* Man kann im Französischen nur fragen, ob, und nicht wie einem etwas gefällt. — Sehr glücklich ist der Verfasser bestrebt gewesen, die elementare Eintönigkeit, das schulmässige Examinieren, das sich mit der blossen trockenen Aufzählung der auf dem Bilde dargestellten Gegenstände begnügt, zu vermeiden. Meist schliessen sich die Antworten nicht sklavisch an die Fragen an, sondern gehen vielfach über dieselben hinaus, oder die Fragen sind so gestellt, dass sie zu einer freieren Aussprache über das und jene herausfordern. Die Antworten sind vielfach nicht schülerhaft, sondern ziemlich frei und in familiärem Tone gehalten. Auf diese Weise wird eine grössere Mannigfaltigkeit in den sprachlichen Wendungen erzielt, und an Stelle des trockenen *Oui* oder *Non*, *monsieur* eine grosse Fülle vielgebrauchter idiomatischer Ausdrücke geübt. — Freilich werden sich solche Gespräche,

wie sie Kron zusammengestellt hat, im Klassenunterricht wohl nur mit Schülern entwickeln können, die in der Kenntnis der Sprache schon ziemlich fortgeschritten sind. K. bestimmt übrigens seine Gespräche auch für den Selbstunterricht. Die Benutzung ist dann jedenfalls so gedacht, dass man die Antworten verdeckt und selbst zu finden sucht. Eine derartige Benutzung wird durch die Anordnung in 2 Spalten erleichtert. Ohne Zweifel wird auch beim Privatstudium des Buches für den Lernenden ein erheblicher Nutzen herausspringen. — Wie sich der Verf. die Benutzung im Klassenunterrichte denkt, ist auch hier nicht klar ausgesprochen, doch ist es in jedem Falle dankenswert, dass dem Lehrer Muster der Behandlungsweise und Material geboten ist, aus dem er schöpfen und nach dem er, der Fassungskraft seiner Schüler Rechnung tragend, den Stoff nach eigenem Ermessen gestalten kann. — Manchmal schweift der Verfasser ziemlich von dem gerade behandelten Gegenstande ab. So handeln bei Gelegenheit des *Hôtel des Postes et Télégraphes* die Fragen 267—293 von dem Zweck der Postämter, von den Postbeamten, vom Briefschreiben und von den dazu nötigen Gegenständen, von den Auf- und Unterschriften, von der Form der Adresse, von Geldsendungen, vom Telegraph und Telephon. Eingehend ist ferner die Eisenbahn behandelt. Diese Abschweifungen sind aber insofern berechtigt, als solche Dinge im täglichen Leben eine wichtige Rolle spielen. Auch dem *Sport vélocipédique* sind einige Seiten gewidmet. — Beigegeben ist dem Hefte eine verkleinerte Nachbildung, auf der freilich die meisten der behandelten Gegenstände sehr undeutlich und kaum zu erkennen sind, sowie eine *Table alphabétique des matières.* Ausstattung und Druck sind gut. Folgende Druckfehler sind mir aufgefallen. S. 8: *aux billard; de voyageurs* st. *des.* S. 11: *objects; couriosités.* S. 27: *ce peut-être.*

Zum Schluss sei nochmals hervorgehoben, dass in allen drei soeben besprochenen Büchern willkommene Hilfsmittel vorliegen, die hoffentlich dazu beitragen werden, für die Belebung des neusprachlichen Unterrichts durch den Gebrauch von Anschauungsbildern immer mehr Stimmung zu machen.

LEIPZIG. O. MIELCK.

Miszellen.

Historisches zu den neusprachlichen Reformbestrebungen.

Voll Freude, nach langen Wochen angestrengter Berufsarbeit wieder einmal frei über meine Zeit verfügen zu können, machte ich mich in meinen letzten Ferien an eine Durchsicht der neuen Grammatiken, Lese- und Übungsbücher, phonetischen Unterweisungen, Abhandlungen und Berichte über die neue Methode u. s. w. u. s. w., wie sie die letzte Zeit in so reicher Fülle hervorgebracht. Es galt mir nicht blos *to keep up with the times* und damit mein pädagogisches Gewissen zu beruhigen; mich leitete der ernste Vorsatz, alles ehrlich zu prüfen und das Beste, wo es sich auch finden möchte, dankbar anzunehmen und praktisch zu verwerten. Wohl beschlich mich dann und wann ein Gefühl, ähnlich dem des Schülers nach der Lektion bei weiland Kollegen Mephistopheles. Als ich mich aber so ziemlich durchgearbeitet, da stand auch manch trefflicher Gedanke klar vor meiner Seele, der im nächsten Schuljahr flugs in die Praxis umgesetzt werden sollte.

Gehoben von dem stolzen Gefühle, wie wir's doch an Fülle der Hilfsmittel, an Schärfe phonetischer Untersuchungen, an Feinheit der Methode so herrlich weit gebracht, ging ich von neuem an die Arbeit. Dabei glaubte ich mir dies köstliche Bewusstsein nicht besser erhalten zu können, als wenn ich einmal Umschau hielt unter den älteren französischen Lehrmitteln unserer Schulbibliothek.

Durch sein ehrwürdiges schweinsledernes Gewand und seine behäbige Leibesfülle stach mir *du Grain* in die Augen „Gründliche und leichteste Anweisung zur Frantzösischen Sprache", Halle im Magdeburgischen, 1720 (2 Bde. gr. 8, 487 u. 591 S., nebst Register). Ich schlug die Einleitung auf und war nicht wenig verdutzt, mit folgenden Worten begrüsst zu werden: „Du wirst dich vielleicht wundern, dass, da eine so grosse Masse der Grammatiken in der Frantzösischen Sprache vorhanden, die theils sehr gut, ja köstlich sind, theils aber nicht viel zu bedeuten haben, und also das Publicum deren wohl entbehren könte, ich gleichwohl auch noch mit diesem Buche aufgezogen komme. Ja mancher dürfte wohl sagen, dass solcher Grammatiken so viel wären, dass man könte der Ziegel entrathen, und die Häuser mit denselbigen decken, daher es eben so viel wäre, eine neue Grammatic schreiben wollen, als wann man eine Kanne Wasser wolte ins Meer giessen, damit dasselbige noch tieffer möchte werden. Nun kan ich dich, der du so raisonnirest, nicht verdenken, dann es ist pure und derbe Wahrheit" — — — —

Wohl schien es mir, nachdem ich solches gelesen, bedenklich, meinen pädagogischen Stolz in erster Linie auf die Produktivität des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu gründen. Blieben aber doch, ganz abgesehn von der neuen Methode, die Errungenschaften der Phonetik, denen wir es doch

verdanken, dass endlich der Aussprache die gebührende Sorgfalt gewidmet und das fremde Idiom der Jugend jetzt ‚glockenrein' überliefert wird.

Nicht ernstlich erschüttert in meinem frohen Selbstbewustsein las ich also weiter. Aber schon nach wenigen Seiten schien *du Grain* ihm wieder einen Stoss versetzen zu wollen: „Wiederum andere legen sich bloss auf die Pronunciation und machen davon das Haupt-Werk, weilen sie von ihren *Maitres* so persuadirt werden. Dann weilen es solchen offt gantz und gar an der Wissenschaft der Grammatic fehlet, so müssen sie sich doch auch in etwas fürtrefflich erzeigen. Da werden nun offt gantze Stunden über der Pronunciation eines Wortes oder Sylben zugebracht, wie nehmlich das s und c in der Pronunciation zu unterscheiden, das d und t, das b und p etc."

Glaub's gern, verehrter Herr Kollega, auch anno 1720 gab es schon Leute, die viele, viele Stunden und Mühen auf eine korrekte Pronunciation verwandten! Aber mit welch elementaren Dingen schlugen sie sich herum! Liessen sie sich wohl etwas träumen von der *indifferentia phonetica*, von eigentümlichen *explosivae*, von mangelndem Glottisverschluss bei ihren welschen Nachbarn?

Und wie hoch überstrahlt nun gar das ausgehende 19. Jahrhundert mit seiner neuen, naturgemässen Lehr- und Lernmethode die klägliche Sprachmeisterei früherer *saecula!* „Wie schön, o Mensch, mit einem Palmenzweige, stehst du an des Jahrhunderts Neige", so ungefähr klang es mir in den Ohren, als ich den anspruchsvollen *du Grain* wieder an seinen altgewohnten Platz stellte mit seiner

> „Gründlichen und leichtesten Anweisung zur Frantzösischen Sprache durch ein *Collegium Gallicum* von hundert Lektionen, darinnen nicht allein die nöthige Theorie in der Grammatic deutlich gelehret, sondern auch ein zulänglicher Vorrath so wohl der gebräuchlichsten Wörter, *Phrasium, Gallicismorum* und Sprüchwörter, als auch anmuthiger Gespräche, lustiger doch unärgerlicher Historien und Fabeln, auserlesener Brieffe und anderer *Piecen* aus den neuesten und besten *Autoribus* gesammelt, und alles durch *Conjugationes practicas* und *Exercitia Grammaticalia* auf eine neue Art dergestalt eingerichtet worden, dass ein teutscher Anfänger dadurch zu einer Fertigkeit die Französische Sprache nicht nur zu verstehen und zu schreiben, sondern auch zu reden ohne Beyhülffe einiges andern Buchs geschwinde und sicher gelangen kan".

Da will es der Zufall, dass mir beim Einordnen des Buches in die dicht gefüllten Repositorien ein unscheinbares, viel gebrauchtes, seines Einbandes beraubtes Werkchen, kaum mehr als 300 Seiten stark, in die Hände fällt: *„Exercice trés utile de la langue Françoise ...* Sehr Nützliche Übung des *(sic)* Französischen Syntax, welcher auf die in der Peplierischen Grammatic befindlichen Historien und einige andere aus denen besten *Autoribus* dieser Zeit gezogenen *Passagen* gegründet worden. I. Theil. Durch Georg Philipp Platz".

Ohne sonderliche Ehrfurcht vor diesem fadenscheinigen Vertreter der pädagogischen Kunst des 18. Jahrhunderts begann ich — meiner Gewohnheit gemäss — mit der Lektüre der Vorrede, hier an den „Respective Geehrten Leser" adressieret. Nachdem ich mich durch eine phrasenreiche seitenlange Lobrede auf die „Peplierische" Grammatik hindurchgearbeitet, hatte ich nicht übel Lust, die „gegenwärtigen Blätter" des Herrn Autors seiner lang gewohnten Ruhestätte zurückzugeben, als meine Augen durch viele mit besonderem Druck hervorgehobene Wörter der nächsten Seite angelockt wurden:

„Jedoch mit wenigem nur das nützliche Absehn derselben (Blätter)

zu entdecken, so hat man denen fleissigen Schülern, welche in der Französischen Sprach die *ethymologi*sche und *sintaxti*sche *Fundamenta* in etwas inne haben, zeigen wollen, wie sie nunmehr dieselbe durch Lesung guter *Autorum* dergestalt üben sollen, dass sie erstlich die *syntactische* Regeln aus jedem Texte herausziehen, hernach durch *imitiren* und *variren* unermüdet *exerciren* und endlich alles, was sie gelesen und besagter massen durchgearbeitet, in würklicher *Conversation* zierlich anwenden können".

Aufs tiefste empört über diese frevelhafte Anticipation epochemachender Gedanken späterer Jahrhunderte schlug ich den Text selbst auf, er musste, m u s s t e ja die Vorrede Lügen strafen. Und was fand mein hastig suchendes Auge? Einige fünfzig Abteilungen, nach nachstehendem sinnreichen Plane sinnig angeordnet:

1. Zusammenhängende Texte (z. B.: *Un avocat, voyant, qu'un Président le meprisoit, à cause de sa jeunesse, lui dit: Je suis jeune, il est vrai, mais j'ai lu de vieux livres.*
2. *Regles sintactiques*, Syntactische Regeln.
3. *Imitation*, Nachahmung, oder Exempel auf diese Regeln.
4. *Variation*, Veränderung.
5. *Dialogue*, Gespräch.

„Unerhört! Unglaublich! Unmöglich! — So rief auch ich, geneigter Leser. Und doch, thatsächlich wahr, wenn anders ich meinen Augen noch trauen darf: Ein echtes und rechtes methodisches Lese- und Übungsbuch, nach neuesten pädagogischen Grundsätzen angeordnet, nur mit zusammenhängenden Lesestücken ausgestattet, mit systematischen Übungen (für unerfahrene Anfänger sorgsam ausgearbeitet) zum Abstrahieren, Imitieren, Variieren, Konversieren — u n d d a s a l l e s f e i n s ä u b e r l i c h z u m D r u c k e b e f ö r d e r t i m J a h r e d e s H e i l s 1721 (s i e b e n z e h n h u n d e r t z w a n z i g u n d e i n s) z u N ü r n b e r g, B e y J o h. H o f m a n n ' s s e e l. E r b e n.

Nachdem ihm solches widerfahren, geriet mein Hochmutsgötze, der festesten Stützen beraubt, auf seinem phonetischen Piedestal bedenklich ins Schwanken, und nach wenigen Minuten lag er in tausend Trümmern im gefühllosen Erdenstaube.

Ich selbst aber beschloss, wieder fein bescheiden zu werden — — die Ergebnisse meiner Ferienstudien aber nun erst recht praktisch zu verwerten und den verdienstvollen Bestrebungen für Reform des neusprachlichen Unterrichts doppeltes Interesse zuzuwenden, nachdem ich sie historisch so trefflich begründet gefunden. Denn dass die Reformer — von Übertreibungen abgesehn — auf dem rechten Wege wandeln, wird keiner freudiger anerkennen, als der Verfasser vorliegender Zeilen.

E. Uhlemann.

Bemerkungen zu Souvestres *Au Coin du Feu.*[1])

IV. *Le Poète et le Paysan.*

Monsieur voudrait-il un coup d'eau de cerise? ça vient de l'autre côté du Rhin. „Das badische Kirschwasser gilt als das beste; es wird vorzugsweise aus Pflaumen bereitet." Eine kühne Behauptung!

[1]) Unter dieser Überschrift ist i. J. 1888 im 2. Jahrgang der „Mädchenschule" (Verl. v. E. Weber in Bonn), S. 196—202, eine erste Reihe von

Sa grosse voix, „stark, tief.“ Die *„grosse voix“* hat beide Eigenschaften.

Heureusement que Moser n'y prit point garde: „ellipt. st. *c'était (fort) heureux que;* vgl. unser „gut, dass du kommst“ und ähnliche Wendungen.“ Das ist eine recht ungenaue Erklärung; auch der verglichene deutsche Satz hat mit dem zu erklärenden nur insofern Ähnlichkeit, als in beiden Fällen von einem unvollständigen Hauptsatz ein Subjektsatz abhängt. In Wirklichkeit würde der Satz im Texte, vollständig, etwa (nach Littré) so lauten: *Jl arriva heureusement que M. n'y prit point garde.* Das weiss der Herausgeber jedenfalls sehr wohl; gleichwohl hat er einen Hauptsatz gebildet, dessen Prädikat in unrichtigem Tempus steht und einen abweichenden Modus für das Verb des Nebensatzes bedingt, der also für das Verständnis der vorliegenden Satzbildung wertlos ist. Die von mir vorgeschlagene Vervollständigung derselben steht wenigstens mit den vorhandenen Satzteilen in Einklang und ist jedenfalls sinngemäss. Dass aber thatsächlich vollständige Sätze dieser Art den Ausgangspunkt gebildet hätten, soll nicht behauptet werden: *„heureusement que...“* kann sehr wohl ähnlichen elliptischen Verbindungen nachgebildet sein. *„certainement que“*, *„peut-être que“* u. a. m., von denen Mätzner (*Syntax* II, S. 42), Tobler (*Verm. Beitr.*, S. 51ff.) und Lücking (Franz. Grammat. § 512, 2, Anm.) handeln. Die Verbreitung dieser Ellipse auch im Italienischen und Spanischen, welche Tobler nachweist, lässt es unzulässig erscheinen, dass man mit Lücking in *„peut-être que“* den Ursprung aller übrigen Fälle sehen sollte. Auch an das deutsche „kaum, dass“, an das französische *„à peine si“ (= C'est à peine si)* mag man hierbei erinnern.

Les succès passagers de la fameuse campagne de France, „von 1815, mit dem Siege von Ligny am 16. Juni“. Es kann nur Napoleons unblutiger Siegeszug von Cannes nach Paris gemeint sein.

La Poutroye, „Schmierlach“: statt des richtigen „Schnierlach“, wohl ein Druckfehler. Übrigens liegt der Ort nicht westlich, sondern nordwestlich von Colmar.

Ce que vous avez fait là est d'un brave coeur, „ellipt. = *est conforme à la manière d'agir d'un brave coeur.*“ Gewiss ist dies der Sinn; aber wenn man hier von einer Ellipse reden wollte, so könnte man jeden Satz, dessen Inhalt sich auch auf umständlichere Weise wiedergeben lässt, elliptisch nennen. Das Substantiv mit *de* bezeichnet in dem vorliegenden Fall, wie in einem früheren (p. 6), auf welchen K. hinweist, „den Gegenstand, dessen Bereich ein andrer angehört“ (Mätzner, *Gramm.*, § 136, 5)[1]) und hängt hier unmittelbar vom Verb ab, während es andrerseits attributiv vorkommt.

Moser le regarda s'en aller jusqu'à ce qu'il eût tourné le chemin, *„tourner le ch.*, eine andere Richtung einschlagen“. Es ist nicht ersichtlich, weshalb der Bettler die eingeschlagene Richtung sollte verlassen haben. Vielleicht ist aber nur der Ausdruck unglücklich gewählt, und K. meint, was allein richtig zu sein scheint: „bis er auf seinem Wege eine Wendung

---

Berichtigungen zu den Anmerkungen in K. Kaisers *Fünf Erzählungen aus Au Coin du Feu* (Friedberg u. Mode) von dem Einsender der folgenden Bemerkungen gegeben worden. Unvorhergesehene Umstände haben die Fortsetzung des Abdrucks in jener Zeitschrift verhindert und dazu geführt, dass dieser II. Teil an dieser Stelle mit grosser Verspätung erscheint.

[1]) Vollkommen gleichartig ist, ebenfalls p. 6, der Satz *„Pourquoi la bonne fée Vert-d'Eau n'est-elle plus de ce monde?* Vgl. das deutsche „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“.

gemacht", „bis eine Biegung des Weges ihn dem Blick entzogen hatte", also dasselbe, was weiterhin mit *„disparaître au tournant du chemin"* ausgedrückt wird. Diese Erklärung verlangt meines Erachtens der Zusammenhang; was aber die Form anbetrifft, so steht auch sie K.'s Auslegung, wörtlich genommen, entgegen, während sie mit der meinigen sich vereinigen lässt. Auffällig freilich ist dieser freie Gebrauch des absoluten Casus, doch nicht mehr als z. B. das oben besprochene, gleichfalls altertümliche *„une ferme plus arrentée de dettes que de revenus"*. Einigermassen ähnlich sind die folgenden Beispiele, die man bei Littré unter *avancer* und *tourner* findet: *Quand la cavallerie se tiendroit esloignée, il conviendroit que les bataillons avançassent chemin. Lanoue* (16. Jahrh.). *Sire, disrent-ils, chevauchez seurement; car nous n'avons garde de tourner champ pour tous ceulx que nous voyons là. Lancelot du Lac* (15. Jahrh.). Bemerkenswert ist, dass von den übrigen Herausgebern keiner zu der schwierigen Stelle eine Anmerkung macht.

V. *Un Intérieur de Diligence.*

Quel temps et quelle année, cousin Grugel? So schreiben auch Huot und Güth. Das Fragezeichen ist aber offenbar verkehrt.

La manie de l'espoir, „die Sucht zu hoffen". Recht deutsch ist das nicht. Sowohl Schulze als Güth übersetzen besser, der eine: „Du gibst Dich immer zu sehr der Hoffnung hin", der andere: „die Sucht" (besser „die Neigung"), „alles im rosigsten Lichte zu sehen".

Ne suis-je point dans mon droit, quand je regarde comment vont les choses du monde? Der Herausgeber wiederholt aus diesem Anlass die bekannte Unterscheidung zwischen *ne pas* und *ne point* in Fragen, fügt aber Littrés gegenteilige Bemerkung hinzu *(Cette nuance est bien fugitive pour être réelle).* Damit kann der Schüler nichts anfangen: hielt der Herausgeber die Anwendung des *point* an dieser Stelle für eine Abweichung vom Sprachgebrauch, die eine Warnung nötig machte, so durfte er diese nicht durch Mitteilung von Littrés Ansicht abschwächen; oder aber er schloss sich der letztern an und fand sie hier bestätigt, dann bedurfte es gar keiner Anmerkung. Ich bin nicht imstande, den Sprachgebrauch meinerseits festzustellen; doch scheint Littrés Widerspruch berechtigt zu sein. Auch Schulze in seiner Anmerkung zu der Stelle gibt dies zu. Im übrigen verweise ich auf Hölder a. a. O. S. 285, Ayer, Gramm. Comp.[3] p. 380, Plattner, Schulgramm.[2] § 363.

Soyez sûr que le mal lui-même n'est pas absolu, „rein (frei von fremdartiger Beimischung — in der Chemie)". Wozu die künstliche Erklärung, da doch die gewöhnliche Bedeutung („unbedingt", „ohne Einschränkung") vollkommen ausreicht?

Il n'y a pas de minerai humain tellement pauvre qu'on n'y puisse trouver quelques parcelles d'or, „kein noch so gehaltloses menschliches Erz." Das „noch" ist zu streichen.

Encore, s'il ne fallait pas subir ses questions! „bisw. st. *du moins*". Kaiser gibt diese Erläuterung freilich nach der Ac., das ändert aber nichts an der Unzulänglichkeit derselben. *Encore* hat keinen Bedeutungswandel erfahren: ein solcher Vorgang würde, wenn man ihn sonst annehmen dürfte, doch die Stellung vor dem Nebensatz nicht erklären; es gehört vielmehr einem elliptischen Hauptsatz an, wie *à peine* vor einem Bedingungssatz (s. oben), und nur das Satzgefüge mit *encore* lässt sich durch einen alleinstehenden Nebensatz, der *du moins* enthält, ersetzen, nicht aber das eine Wort durch das andere. Dem Schüler wird der Satz leicht erklärt, wenn man mit Schulze übersetzt: „Es ginge noch, wenn nicht etc., wenn man nur wenigstens nicht."

Le bois d'Oingt. *Bois* muss, als Teil des Ortsnamens, grossen Anfangsbuchstaben erhalten.

A propos! „zur gelegenen Zeit; da fällt mir eben ein". Richtiger geht man aus von der Bedeutung „bei Gelegenheit von", absolut „bei der Gelegenheit"; nur so scheint der Bedeutungsübergang sich ungezwungen zu erklären. Vgl. über diesen Littré, *propos* 7.

Je n'ai pas envie d'avoir ma voiture noyée, „meinen Wagen ersaufen zu lassen". Der Ausdruck ist denn doch mehr kräftig als geschmackvoll und durch den französischen nicht gerechtfertigt. Unter den zur Erläuterung der Satzbildung beigebrachten Beispielen ist das letzte *(Les ennemis se déclaraient vaincus)* sehr entbehrlich; denn das Bemerkenswerte an dem obigen Satz ist doch nur das Vorkommen von *avoir* vor dem prädikativen Particip, nicht dieses selbst.

Au reste, ces messieurs et mademoiselle vont juger de ma cuisine. Nach Kaiser und Güth soll *au reste* hier, wie gewöhnlich, einen Zusatz, nach Schulze soll es gerade einen Gegensatz bezeichnen, also die Bedeutung haben, welche man *du reste* vorzubehalten pflegt. Meiner Meinung nach hat Schulze mit dieser Auffassung des Vrrhältnisses der beiden Gedanken recht: Baruau hat die Güte seiner Esswaren wohlgefällig zugegeben, fügt nun aber mit leichter Beschränkung hinzu, dass seine Gäste sogleich in der Lage sein würden, aus eigner Erfahrung sich ein Urteil darüber zu bilden. Dass *au reste* mit der Bedeutung von *du reste* vorkommt [1]), ist nicht überraschend. Auch Littré, der ihnen noch verschiedene Bedeutung zuerkennt, bemerkt doch: *Ces locutions sont très voisines, et, dans beaucoup de cas, elles se confondent. Dans cette phrase: Je vous ai dit ce que je pensais de cette affaire; du reste consultez des personnes plus habiles que moi, on dira aussi bien „au reste"*. Schulze führt zu der vorliegenden Stelle einige Beispiele aus Scribe und Souvestre an, in denen nach der gewöhnlichen Unterscheidung *au reste* zu erwarten wäre, aber der andere Ausdruck gewählt ist, und macht darauf aufmerksam, dass die Ac. keine Unterscheidung ausspricht. Auch Plattner (Schulgramm.[2] § 137) scheint die Berechtigung der üblichen Regel nicht anzuerkennen. So darf man wohl annehmen, dass beide Ausdrücke ohne wirklichen Unterschied gebraucht werden, um etwas hinzukommendes einzuleiten, mag dies nun bei genauerer Betrachtung sich als eine blosse Erweiterung oder als eine Beschränkung des Vorhergehenden darstellen. Jedenfalls verschone man die Schüler mit einer Kleinigkeit von so zweifelhaftem Werte, sie haben Wichtigeres zu lernen.

La diligence continuait à avancer péniblement par des routes ravinées: „von *ravin*, Hohlweg; ausgehöhlt (durch Regengüsse)". Die Grundbedeutung von *ravin* ist *passage creusé par une ravine* (nach Littré), Weg, den ein Giessbach sich gewühlt hat; daher ist *raviné, = creusé de ravins*, zu übersetzen mit „durch Giessbäche ausgehöhlt (Sachs). Dafür mag man sagen: „durch Regengüsse ausgeh."; der Zusatz aber ist wesentlich.

Le store, „von latein. *storĕa*". Das ist das einzige lat. Grundwort in Kaisers Ausgab. Er hätte auch auf dieses verzichten sollen.

Le buraliste, „prov. st. *expéditeur* oder *commis de la poste*". Dass b. in dieser besonderen Bedeutung hier prov. ist, dafür mag Kaiser einen sichern Anhalt haben; ich finde nur bei Sachs die Angabe: „schwz. Postexpedient", und diese würde die Anwendung des Ausdrucks durch Souvestre nicht genügend erklären. An sich ist derselbe nicht auffallend: er ist nur

---

[1]) ebenso weiter unten: *Au reste, reprit le soldat, en campagne on ne doit pas y regarder de si près.* p. 85.

umfassender als *commis des messageries* (nicht *de la poste*, wie Kaiser schreibt). Was aber *expéditeur* betrifft, so muss ich sehr zweifeln, ob damit jemals der abfertigende Beamte bezeichnet wird. Die Ac. gibt nur: *T. de commerce. Celui qui fait un envoi de marchandises.* Die Angaben bei Littré und Sachs stimmen hiermit überein.

Ah çà! „ach so! hört!“ Nach Littré *sorte d'appel à l'attention*, also einfach: „Hören Sie!“

Madame a peur qu'on la regarde, à ce qu'il paraît? „Die Regel über den Gebrauch von *ne* nach Ausdrücken des Fürchtens und Zweifelns wird von ungebildeten Leuten nicht immer befolgt“. Ganz richtig, wenn man hinzufügt, dass auch leidlich gebildete nicht selten dagegen verstossen, und zur Erklärung völlig genügend. Aber der Herausgeber fährt fort: „Übrigens lässt sich der Satz als Frage auffassen, in welchem Falle die Auslassung des *ne* ganz korrekt wäre“. Hält er den Satz bestimmt für eine Frage von der Art, dass ihm das Fehlen des *ne* dadurch begründet scheint, so hätte er dies ohne Vorbehalt und an erster Stelle aussprechen sollen; ist aber nach seiner Ansicht eine andere Auffassung möglich (und er sieht wohl thatsächlich — mit Recht — den Fall so an), dann hätte er besser gethan, auf diese unsichere Erklärung überhaupt zu verzichten.

Ce que j'en dis, continua-t-il, est dans l'intérêt de sa santé, et pour lui permettre de respirer à visage découvert, d'autant qu'on manque d'air dans cette boîte: „fam. statt *d'autant plus que;* auch statt *vu* oder *attendu que*“. Der Schüler wird die in dem Zusatz enthaltene beiläufige Belehrung gewiss nicht beherzigen. Das wäre nicht einmal zu wünschen; denn dieser Gebrauch von *d'autant que* ist veraltet, während die Ac. die gegenwärtige Bedeutung ganz passend mit *vu, attendu surtout que* ausdrückt.

Et moi, le mien m'a défendu d'étouffer: „st. *quant à, pour moi*“. Wieder eine blosse Umschreibung, nicht die wünschenswerte Belehrung über die Möglichkeit, eine Person oder Sache als Gegenstand der Rede dadurch hervortreten zu lassen, dass man sie vorweg, ausserhalb des Satzes, durch das entsprechende Substantiv oder Pronomen benennt und darauf als Satzglied durch ein Personalpronomen, bezw. Pronominaladverb nochmals bezeichnet. Dies würde der Gegenstand der Anmerkung sein müssen, wenn man überhaupt eine machen will; denn allerdings sollte meines Erachtens die Aufklärung hierüber dem Lehrer vorbehalten bleiben, und zwar würde derselbe die Sache, wenn sie nicht schon zur Sprache gekommen ist, in einer nachfolgenden grammatischen Lehrstunde gründlich behandeln, einstweilen aber sich mit einem kurzen Hinweis begnügen. Die Übersetzung macht auch ohne die von K. gegebene Hülfe keine Schwierigkeit; sie könnte höchstens ein mangelhaftes Deutsch ergeben und würde unter Anleitung des Lehrers dahin berichtigt werden, dass das französische vorangestellte Pronomen durch Betonung des deutschen Personalpronomens — nicht etwa durch „was mich betrifft“ — wiederzugeben sei. — Übrigens führt Güth bei dieser Stelle einen ganz ähnlichen Satz an, der sich in der Erzählung *l'Oncle d'Amérique* findet, bei K. p. 25: *Vous aussi, belle-sœur, j'aurais quelque chose à vous offrir.*

Je ne pouvais pas quitter le maître de poste, peut-être, pendant qu'il m'expliquait le malheur arrivé à la diligence d'hier. Nach richtiger Angabe des Sinnes von *peut-être* in Verbindung mit der Negation fährt K. fort: „vielleicht erklärt sich dieses aus einer Zusammenziehung der Redensart *il n'y a pas de peut-être* mit der vorhergehenden Verneinung“. Hätte er eine kurze und sichere Erklärung zu geben vermocht, so wäre

dagegen nichts einzuwenden; eine Erklärung, die man mit einem „vielleicht“ versehen muss (und die vorliegende ist mehr als zweifelhaft), gehört nicht in eine Schulausgabe.

C'est bon, „wahr, richtig“. Wie sollte *bon* zu dieser Bedeutung kommen? Der Sinn ist: Es ist gut, befriedigend, nämlich was Sie zur Erklärung Ihres Zurückbleibens sagen (nicht gerade: dass Sie uns das gesagt haben, wie Schulze will). Güth übersetzt passend: „schon gut“.

Pardonnez-moi, *madame*: „Der Unterschied zwischen *mademoiselle* und *madame* wird nicht überall strenge festgehalten; im Drama wird z. B. häufig das letztere statt des ersteren gebraucht“. Ja, eben im Drama, sonst aber nicht; nur wenn man in Zweifel ist, ob eine Dame unverheiratet ist, wählt man auch im wirklichen Leben *madame*, wo *mademoiselle* am Platze wäre. Das ist durchaus die Regel. Hier aber liegt eine von dem Verfasser schwerlich beabsichtigte Ungleichmässigkeit vor; denn der Redende, Darvou, hat schon wiederholt von der Dame als *mademoiselle* gesprochen. Etwas anderes ist es, wenn Duroc, der eben eingestiegen ist. p. 86 sie *madame* nennt.

R. Meyer.

Novitätenverzeichnis.

Castan, *A.* Catalogue des incunables de la Bibliothèque publique de Besançon. Besançon, XIX-817 S. 8°.

Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France. Départements. T. 25: Poitiers, Valenciennes; par A. F. Lièvre. In-8°, IV-643 pages. Paris, Plon, Nourrit et Cᵉ. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

Keuffer, *Max*, beschreibendes Verzeichnis der Handschriften der Stadtbibliothek zu Trier. 3. Hft. Die Predigt-Handschriften — Nr. 215—353 des Handschriften-Katalogs. gr. 8°. (XIV, 166 S.) Trier, F. Lintz in Komm. à 3,—.

Lamey, Ferd., romanische Handschriften der grossherzogl. badischen Hof- u. Landesbibliothek. [Aus: „Die Handschriften der grossh. bad. Hof- u. Landesbibliothek" Beilage II.) Lex.-8°. (VI, 49 S. m. 3 Lichtdr.) Karlsruhe, Ch. Th. Groos. 1,50.

Nentwig, *Heinr.*, die mittelalterlichen Handschriften u. die Wiegendrucke in der Stadtbibliothek zu Hildesheim, beschrieben. [Aus: „Centralbl. f. Bibliothekswesen".] gr. 8°. (27 S.) L., O. Harrassowitz. 1,50.

Nouvelles acquisitions du département des manuscrits de la Bibliothèque nationale pendant les années 1892—1893. Inventaire sommaire par Henri Omont. In-8°, 73 p. Paris, Picard et fils. [Extrait de la Bibliothèque de l'Ecole des chartes (t. 55, 1894, p. 61—114 et 241—258).

Verzeichnis, alphabetisches, der franz. Literatur in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Wolfenbüttel, Jul. Zwissler, XV, 595 S. 4°. Mk. 20,—.

Ward, H. L. D., Catalogue of the romances in the departement of manuscripts in the British Museum. II.

Claudin, *A.* Les Origines de l'imprimerie à Saint-Lô, en Normandie. In-8°, 39 p. Paris, Claudin. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]

Vingtrinier, *A.* Histoire de l'imprimerie à Lyon de l'origine jusqu'à nos jours. In-8°, IV-444 p. Lyon, Storck.

Jahresbericht, kritischer, über die Fortschritte der romanischen Philologie. Unter Mitwirkung von 115 Fachgenossen hrsg. v. Karl Vollmöller und Rich. Otto. Mitred. v. G. Baist, C. Salvioni. W. Scheffler, E. Seelmann. 1. Jahrg. 1890. 2. Hft. gr. 8°. (S. 147—254.) München, R. Oldenbourg. 2,67.

Fournier, *M.* Les Statuts et Privilèges des Universités françaises depuis leur fondation jusqu'en 1789, ouvrage publié sous les auspices du ministère de l'instruction publique et du conseil général des Facultés

de Caen. Deuxième partie: XVIe siècle. T. 4: l'Université de Strasbourg et les Académies protestantes françaises. Fascicule 1er: Gymnase, Académie, Université de Strasbourg, par Marcel Fournier et Charles Engel, professeurs au gymnase protestant de Strasbourg. In-4° à 2 col., 472 p. Paris, Larose.

Foerster, W., Frédéric Diez et la philologie des langues romanes. Discours prononcé à Bonn à l'occasion du premier centenaire de la naissance de Diez. Montpellier. [Extrait du „Félibrige latin", année 1894.]

Neubürger, E., Friedrich Diez. Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier. [In: Didaskalia. Unterhaltungsblatt des Frankfurter Journals. 1894, No. 53.]

Ritter, E. Le centenaire de Diez, discours prononcé à la séance annuelle de l'Institut genevois, suivi de lettres adressés à Victor Duret par Roumanille. Genève, Georg.

Ritter, E., Anne-Catherine de Bassy, trisaïeule de Frédéric Diez. [In: Bulletin de la Société de l'Histoire du Protestantisme français. Oct. 15.]

Stengel, E., Über Friedrich Diez. [In: „Berichte des Freien deutschen Hochstiftes". Jahrgang 1894, Heft 3.]

Baist, G., Fustagno; Thurm. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 280]

Braune, Th., Zur Kenntnis einiger Wörter deutscher Abkunft. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, S. 513—531.]

Brossard, Glossaire des mots de la basse latinité employés dans les titres de la Bresse et du Bugey au moyen âge. [In: Annales de la Société d'émulation de l'Ain XXVI, S. 246 ff.]

Cohn, G., Desver. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 202—212.]

Delboulle, A., Notes lexicologiques. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 2. 178—185.]

Etude sur les étymologies des noms de lieux et des noms de familles dans l'Avranchin; par Un membre titulaire de la Société d'archéologie, littérature, sciences et arts des arrondissements d'Avranches et de Mortain. In-8°, 119 p. Avranches, J. Durand.

Godefroy, F. Dictionnaire de l'ancienne langue française. 78e fascicule. (Asay-Balai.) In-4° à 3 col. (t. 8), p. 197 à 276. Paris, Bouillon.

Gaufinez, E., Etudes syntaxiques sur la langue de Zola dans „Le docteur Pascal". Diss. Bonn 1894. 69 S. 8°.

Grammatik, historische, der lateinischen Sprache. Bearb. v. H. Blase, G. Landgraf, J. H. Schmalz, Fr. Stolz, Jos. Thüssing, C. Wagener und A. Weinhold. I. Bd. 1. Hälfte. gr. 8°. L., B. G. Teubner. I. 1. Einleitung u. Lautlehre v. Fr. Stolz. (XII, 364 S.) 7,—.

Holder, Alfr., alt-celtischer Sprachschatz. 6. Lfg. Lex.-8°. (Sp. 1281—1536.) Leipzig, B. G. Teubner. 8,—.

Horning, A., Zur Behandlung von *ty* im Französischen. [Zs. f. rom. Phil. XVIII, 232 ff.]

— Zur Wortgeschichte des Ostfranzösischen. [In: Zs. für rom. Phil. XVIII, 213 ff.]

Horton-Smith, The Origin of the Gerund and Gerundive. [In: American Journal of Philologie XV, 2.]

Jeanjaquet, J., Recherches sur l'origine de la conjonction „que" et des formes romanes équivalentes. Züricher Diss. Neuchatel 1894. 90 S. 8°.

Jeanroy, A., Félibre. [In: Romania XXIII, 463 ff.]

Kalepky, Th., Zur französischen Syntax. I. Vom begriffbildenden Konjunktiv. II. Zum ne nach depuis que und il y a . . . que. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, S. 159—174.]

Kalepky, Th., Zur französischen Syntax. III. Noch einmal Imparfait und Défini. IV. Neufranzösische Tempuslehre. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, S 498 bis 512.]

Langer, O., Über die Klarheit der französischen Sprache. [Separatabdruck aus dem 43. Jahresberichte der k. k. Staats-Oberrealschule in Linz.] Linz. Verleger: Der Verfasser. 36 S. 8°.

Lecoultre, J., Du génie de la langue française comparé à celui de la langue latine. Pr. Neuchatel 94. 25 S. 4°.

Lücken, E., Zur Syntax Montchretiens. Diss. Giessen 1894. 66 S. 8°.

Marchot, P., L'accusatif en-*ain* des noms de femmes. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 243—246.]

— Französ. Etymologien. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 431—433.]

Nastasi, Prof. *Joh.*, die Lehre der Nebensätze im Cligés v. Chrestien de Troyes. Ein Beitrag zur histor. Syntax des Altfranzösischen. Progr. gr. 8°. (52 S.) Linz. (V. Fink). 1,—.

Paris, G., Les accusatifs en *-ain*. [In: Romania XXIII, 321—348.]

Potthoff, W., La Fontaines Stil mit besonderer Berücksichtigung der syntactischen Archaismen. Diss. Marburg 1894. 43 S. 8°.

Röhrs, W., Sprachliche Untersuchung der Dime de Penitance. 1288. Diss. Bonn 1894. 49. S. 8°.

Schnurr, A., Katechetisches in vulgärlateinischer und rheinfränkischer Sprache aus der Weissenburger Handschrift 91 in Wolfenbüttel. I. Diss. Greifswald 1894. 62 S. 8°.

Schuchardt, H., Prov. altfrz. *bloi*. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII. 433.]

Schultz, O., Ueber den Ortsnamen Orange. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 425—429.]

— Zum Uebergang von Eigennamen in Appellativa. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 130—137.]

Schulze, Wilh., Orthographica. Progr. gr. 4°. (LXI S.) Marburg. N. G. Elwert's Verl. 2,—.

Suchier, H., Französ. Etymologien: *garçon, rotrouenge*. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 281—284.]

Thomas, A., *fraisil*. [In: Romania XXIII, 586.]

— *Bécharie*. [In: Romania XXIII, 460ff.]

— *touiller*. [In: Romania XXIII, 459f.]

— Franç. *fourgon*; anc. franç. *furgier*. [In: Romania XXIII, 455—459.]

Thurneysen u. *Baist*, *somes, soms* und *som*. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 276—279.]

Tobler, A., Zu „*un samedi par nuit*“. [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCIII, 141ff.]

— Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik. [In: Zs. für rom. Phil. XVIII, S. 402—416.]

Ulrich, J., *rb* > *rv* oder *rv* > *rb?* [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 284f.]

Villatte, Prof. Dr. *Césaire*, Parisismen. Alphabetisch geordnete Sammlg. der eigenart. Ausdrucksweisen des Pariser Argot. Ein Supplement zu allen franz.-deutschen Wörterbüchern. 4. Aufl. gr. 8°. (XVI, 326 S.) B., Langenscheidt. geb. 5,60.

Wölfflin, Die neuen Aufgaben des Thesaurus linguae latinae. Akad. München 94. 31 S. 8°.

Becker, Ph. A., Der sechssilbige Tiradenschlussvers im altfranz. Epos. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 112—123.]

Dechevrens, A., Du rythme dans l'hymnographie latine. In-8°, XII-159 p. Paris et Lyon, Delhomme et Briguet.

Körner, Dr. *Paul*. der Versbau Robert Garniers. gr. 8°. (119 S.) B., C. Voigt. 2.40.

La Grasserie, De la strophe et du poème dans la versification française, spécialement en vieux français. [In: Bulletin histor. et phil. du Comité des travaux hist. 1893, S. 181—226.]

Pellissier, G. Traité théorique et historique de versification française. 3e édition, revue et corrigée. In-18 jésus, 128 p. Paris, Garnier frères.

Revue de métrique et de versification. T. 1er. No. 1. (Juillet 1894.) In-8°, 48 p. Paris, Cerf. Abonnement annuel: France, 8 fr.; étranger, 9 fr.

Sommer, E. Petit Dictionnaire des rimes françaises, précédé d'un précis des règles de la versification. 12e *tirage*. In-18, VII-339 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 80.

Ahn, F., petit livre de conversation anglais-français à l'usage des institutions de demoiselles. 3. éd. 8°. L., F. A. Brockhaus. 1,—.

Bauer, J., et *Link*, petit questionnaire sur la grammaire française. gr. 8°. (47 S.) München, J. Lindauer. —,70.

Becker, K., u. *L. Bahlsen*, Ergänzungsheft zu O. Ulbrichs Elementarbuch und Schulgrammatik der französischen Sprache. Die Grammatik in Beispielen der französ. Lesestücke des Elementarbuches, sowie die lautl. Umschrift e. Anzahl dieser Lesestücke. gr. 8°. (VII, 56 S.) B., R. Gaertner. —,60.

— — Questionnaire zu O. Ulbrichs Elementarbuch der französischen Sprache. gr. 8°. (23 S.) Ebd. —,30.

Benecke, Dir. *Alb.*, französische Schul-Grammatik. Ausg. B. Kurzgefasstes Lehrbuch. 1. Tl. (Abtlg. I u. II in 1 Bde. enth.) 3. Aufl. gr. 8°. (IV, 326 S.) Potsdam. A. Stein. 2,—.

— Schlüssel zu den Übungsstücken (76 S.). 1,20.

Bierbaum, Prof. Dr. *Jul.*, Lehrbuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode f. höhere Schulen. 1. Tl., Ausg. B., und 2. Tl. Mit e. Liederanh. gr. 8°. L., Rossberg. 3,40. 1. Ausg. B. 5. Aufl. (VIII, 120, 16 und 8 S.) 1,65. — 2. 4. Aufl. (VII, 133 und 10 S.) 1,75.

Brachet, A., et *J. Dussouchet*. — Nouveau Cours de grammaire française (programme du 28 janvier 1890), à l'usage de l'enseignement secondaire. Cours moyen. Exercices complémentaires et Corrigé des exercices oraux et écrits. In-16, VI-439 pages. Paris. Hachette et Ce. 2 fr. 75.

— — Cours de grammaire française fondé sur l'histoire de la langue. Théorie et Exercices. Cours supérieur. Livre de l'élève. In-16, XII-340 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 50. [Cours complet d'enseignement primaire.]

— — Nouveau Cours de grammaire française (programme du 22 janvier 1885), à l'usage de l'enseignement secondaire. Cours élémentaire. Exercices complémentaires et Corrigé des exercices oraux et écrits. In-16, VII-376 pages. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. 50.

— — Nouveau Cours de grammaire française (programme du 22 janvier 1885), à l'usage de l'enseignement secondaire. Cours moyen. 7e édition, revue et augmentée. In-16, 191 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 20.

Breymann, H., u. *H. Moeller*, französisches Übungsbuch I u. II (Ausg. B). Schlüssel. gr. 8°. (89 S.) München, R. Oldenbourg, Abteilung für Schulbücher. 1,50.

Breymann, H., Französische Grammatik für den Schulgebrauch. II. Satzlehre. Zweite Auflage. München u. Leipzig, R. Oldenbourg. M. 1,25.

Dubray, G., fautes de français. Tableau des fautes les plus fréquentes que font les Allemands en parlant le français. 4. éd. 12°. (111 S.) Wien, Gerold & Co. 1,60.

Eidam, Chrn., Mustersätze zur französischen Grammatik. gr. 8°. (V, 25 S.) Nürnberg, F. Korn. Kart. —,60.

Elementarbuch der französischen Sprache. II. Tl. Für das 2. Schuljahr. (Alter von 9—10 Jahren.) Nach dem durch e. Kommission des Lehrerkonvents der Realanstalt in Stuttgart aufgestellten Programm bearb. von K. Assfahl. 3. Aufl. gr. 8°. (III, 103 S.) St., J. B. Metzler's Verlag. 1,40.

— der französischen Sprache. III. Tl. Für das 3. Schulj. (Alter von 10 bis 11 Jahren.) Nach dem durch e. Kommission des Lehrerkonvents der k. Realanstalt in Stuttgart aufgestellten Programm bearbeitet von K. Assfahl. 3. Aufl. gr. 8°. (III, 176 S.) St., J. B. Metzler's Verl. 1,80.

Exercices grammaticaux gradués, d'après le nouvel Abrégé de la grammaire française, à l'usage des maisons d'éducation de demoiselles. 2. vol. In-16. Première partie: Cours élémentaire et Cours moyen (1re année), 140 p. deuxième partie: Cours moyen et Cours supérieur, 242 p. Lyon, Vitte.

Feist, E., Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache für praktische Ziele. Mit Rücksicht auf die konzentrierende Unterrichtsmethode bearbeitet. I. Unter-Stufe. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1,50.

Fetter, J., la troisième et la quatrième année de grammaire française. 3. éd. gr. 8°. (74 S.) Wien, Bermann & Altmann. —,80

— Lehrgang der französischen Sprache. I., II. u. IV. Thl. gr. 8°. Ebd. I. II. 5. Aufl. (V, 211 S.) 2,10. — IV. Übungs- u. Lesebuch. 2. Aufl. (VI, 233 S. m. 1 Karte.) 2,30.

Fischer, Hugo, deutsche Übungsstücke zu K. Kühns französischer Schulgrammatik. 3. Tl. Oberstufe. gr. 8°. (VI, 149 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1,50.

— *Otto*, französisches Lehrbuch f. kaufmännische Fortbildungs-Schulen. 2. Tl. m. den unregelmäss. Verben. gr. 8°. (41 S.) München, M. Kellerer. (à) 1,—.

Franke, Fel., Ergänzungsheft zu Phrases de tous les jours. 4. Aufl. 8°. (IV, 56 S.) L., O. R. Reisland. —,80.

Hunziker, J., französisches Elementarbuch. 1. Tl. 4. Aufl. gr. 8°. (XV, 210 S.) Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 2,—

— dasselbe. Praktische Winke zur Behandlung. Vortrag. gr. 8°. (11 S.) Ebd. —,20.

Jacobs, Brincker, Fick, französische Grammatik f. lateinlose Schulen. gr. 8°. (VIII, 124 S.) Hamburg, G. W. Seitz Nachf., Besthorn Gebr. 1,85.

Meurer, Prof. Gymn.-Oberlehr. Dr. *Karl*, kurzgefasste französische Wiederholungs-Grammatik. 2. Aufl. 12°. (IV, 107 S.) L., H. Bredt. 1,—.

Oesterlen, Thdr., Schulgrammatik der französischen Sprache m. Berücksicht. des Lateinischen. Für mittlere Klassen, in 3 Jahrgängen. Laut- und Formenlehre mit eingefügter Syntax. 1. Jahrg. gr. 8°. (XII, 212 S.) Stuttgart, J. B. Metzler's Verl. 2,40.

Ohlert, A., französisches Unterrichtswerk für höhere Mädchenschulen. Hannover, C. Meyer.

Orell Füssli's Bildersaal f. den Sprachunterricht. 4. u. 5. Hft. 8°. Zürich, Art. Institut Orell Füssli, Verlag. 4. Sätze für den Unterricht in der Muttersprache. Von Sek.-Lehr. G. Egli. (34 S.) —,40. — 5. Sätze für den Unterricht in der französischen Sprache an Sekundarschulen. Von Sek.-Lehr. G. Egli. (43 S.) —,40.

Ploetz, Gust., u. *Otto Kares*, kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Übungsbuch. Ausg. B. Schlüssel, verf. v. Dr. G. Ploetz. 8°. (135 S.) B., F. A. Herbig. 2,—. [Wird nur an Lehrer abgegeben.]
— Dr. *K.*, Schulgrammatik der französischen Sprache. Anh. Für Mädchenschulen umgearb. v. DD. Otto Kares u. Gust. Ploetz. 2. Aufl. gr. 8°. (40 S.) B., F. A. Herbig. —,40.
Ricken, Dr. *Wilh.*, kleine französische Syntax zum Schulgebrauche. gr. 8°. (VI, 47 S.) B., W. Gronau. Kart. —,80.
Rossmann, *Ph.*, u. *F. Schmidt*, Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung. 4. Aufl. gr. 8°. (XII, 361 S. m. Abbildgn.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Geb. in Halbldr. 2,80.
Soltmann, Herm., Lehrbuch der französischen Sprache. gr. 8°. (VIII, 173 S.) Bremen, G. Winter. Geb. 2.50; Begleitschrift dazu (16 S.) —,30.
Toussaint-Langenscheidt, der kleine. Französisch. Unter Mitwirkung von G. Langenscheidt v. G. van Muyden. (Neue Aufl. des „Petit vocabulaire français".) 1. Bdchn. gr. 16°. (VIII, 168 S.) B., Langenscheidt. 1,—.
Ulbrich, *O.*, kurzgefasste französische Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. gr. 8°. (III, 144 S.) B., R. Gaertner. 1,40.
— kurzgefasstes Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische. gr. 8°. (IV, 132 S.) Ebd. 1,20.
Universal-Bibliothek. No. 3241—3250. gr. 16°. L., Ph. Reclam jun. —,20.
— 3241—3245. Guide de la conversation française, anglaise et allemande. Englisch-französisch-deutsches Hilfsbuch zur leichten u. gründlichen Erlernung der Konversation in diesen drei Sprachen. 12. Aufl. Vollständige Neubearbeitung v. Herm. Lambeck. (541 S.) Geb. 1,50.
Walter, Geo., erster französischer Unterricht. Vorübungen zur Einführg. in die Elementargrammatik. 8°. (32 S.) Reutlingen, J. Kocher. —,40.
Wingerath, Realsch.-Dir. Dr. *Hub. K.*, petit vocabulaire français d'après la méthode intuitive. 4. éd. 8°. V, 54 S. Köln. M. Du Mont-Schauberg.
Wolter, Dr. *Eug.*, Lehr- u. Lesebuch der französischen Sprache. 2. Tl. 2. Aufl. gr. 8°. (X, 420 S.) B., R. Gaertner. 3,60.

Alge, *S.*, Beiträge zur Methodik des französischen Unterrichts. gr. 8°. (68 S.) St. Gallen, Huber & Co. 1,—.
Keizlar, *S.*, Die Principien der Übersetzungskunde. Pr. Hradisch. 1894. 30 S. 8°.
Liard, *L.* L'Enseignement supérieur en France (1789—1893). T. 2. In-8°, 526 p. Paris, Colin et Ce.
Lugrin, *Ernest*, de l'enseignement du français dans les écoles de langue allemande. gr. 4°. (22 S.) Basel, B. Schwabe. 1,20.
Müller, *H.*, Der französische Unterricht im deutschen Gymnasium. II. Die Methode desselben. Heidelberg, O. Peters. 16 S. 8°.
Paulsen, *F.*, Die deutsche Universität als Unterrichtsanstalt und als Werkstätte der wissenschaftlichen Forschung. [In: Deutsche Rundschau XX, Heft 12, September 1894.]
Weitzenböck, *G.*, Tagebuch des französischen Unterrichtes in der ersten Classe. Pr. Graz. 1894. 32 S. 8°.

Andresen, *H.*, Zu Bertran de Born. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 268 bis 270.]
Ausfeld, *A.*, Zur Kritik des griechischen Alexanderromans. Untersuchungen über die unechten Teile der ältesten Überlieferung. Pr. Bruchsal 94. 37 S. 4°.

Baist, G., Ein falscher Pair. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 272—274.]
— Oliverus daemon. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 274—276.]
Bardoux, A., Guizot. Paris, Hachette. 8°. Fr. 2. [Les Grands Ecrivains français.]
Bazaillas, A. Eloge de Pascal, discours prononcé à la distribution des prix du lycée Blaise Pascal. In-8°, 15 p. Clermont-Ferrand, Mont-Louis.
Beaujon, Georges, un critique Neuchâtelois au XVIII. siècle, Henri-David Chaillet 1751—1824. Thèse. gr. 8°. (59 S.) Basel. (Bern, H. Körber.) 1,40.
Biographies du XIX[e] siècle. Alfred de Vigny, Grouchy, Paoli, M[me] Barat, Dupin, marquise de La Rochejacquelein, Gorini. In-8°, 323 p. avec gravures. Paris, Bloud et Barral.
Boislisle, A. de. Paul Scarron et Françoise d'Aubigné, d'après des documents nouveaux. In-8°, 200 pages. Paris, 5, rue Saint-Simon. [Extrait de la Revue des questions historiques (t. 54 et 56)].
Bonnefon, D. Les Ecrivains célèbres de la France, ou Histoire de la littérature française depuis l'origine de la langue française jusqu'au XIX[e] siècle, à l'usage des établissements d'instruction publique. 7[e] éd., revue et augmentée. In-8°, 575 p. Paris, Fischbacher.
— Les Ecrivains modernes de la France, ou Biographie des principaux écrivains français depuis le premier Empire jusqu'à nos jours, avec une analyse, une appréciation et des citations de leurs chefs d'œuvre, ouvrage destiné à faire suite aux Ecrivains célèbres, à l'usage des établissements d'instruction publique. 5[e] édition, revue, corrigée et accompagnée de résumés synoptiques. Petit in-8°, 590 pages. Paris, Fischbacher.
— *P.*, Le différend de Marot et de Sayon. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 103—138, 259—285.]
Boser, C., A propos de Nennius. [In: Romania XXIII, 432—440.]
Borinski, K., Die Hofdichtung des 17. Jahrhunderts. Hab. München 1894. 36 S. 8°.
Cabie, Edm., Les Dupuy du Rouergue, et leur collection de Manuscrits au dix-septième siècle. [In: Annales du Midi. VI, 364—370.]
Chauvin et *G. Le Bidois.* La Littérature française par les critiques contemporains. Choix de jugements recueillis. Du règne de Louis XIV à 1830. Nouvelle édition, revue et corrigée. In-18 jesus, VIII-620 p. Paris, Belin frères. 4 fr.
Claretie, L., Lesage. Paris, Lecène, Oudin et C[e]. 240 S. 8°.
Courteault, H., Un archiviste des comtes de Foix au quinzième siècle: le chroniqueur Michel du Bernis. [In: Annales du Midi VI, 272—300.]
Crescini, V., Per la Satira di Pietro d'Avernia. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 270—272.]
Crouslé, L. Fénelon et Bossuet (études morales et littéraires). T. 1[er]. In-8°, XIX-575 p. Paris, Champion.
D. A., Additions à l'historique de la fable „L'âne vêtu de la peau du lion“. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 2, 189—190.]
Darmesteter, M. Froissart. In-16, 174 pages et grav. Paris, Hachette et C[e]. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français.]
Dejob, C. Bernardin de Saint-Pierre et ses opinions religieuses. In-8°, 20 p. Paris, Faivre et Teillard. 50 cent. [Ligue contre l'athéisme. Conférences (n° 10).]
D'Estrée, P., A travers les manuscrits de Conrart. La correspondance de M[me] de Saintôt. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 3, 359—366.]
Des Essarts, E. Le romantisme classique. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 139—142.]

Du Camp, M., Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie dans la seconde moitié du XIXe siècle. 8e édition. T. 4. In-16, 443 pages. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Elster, E., die Aufgaben der Litteraturgeschichte. Akademische Antrittsrede. gr. 8°. (II, 22 S.) Halle, M. Niemeyer. —,80.

Faure, M. Le Félibrige de Paris et Sextius Michel, à propos de la Petite Patrie, causerie en langue d'oc, avec traduction littérale. In-8°, XXIV p. avec portrait. Paris, Flammarion.

Favrot, Alex., Étude sur Casimir Delavigne. Thèse. gr. 8°. (89 S.) Bern, (H. Körber). 1,60.

Ferrand, D. La Muse normande, de David Ferrand. Publiée d'après les livrets originaux (1625—1653) et l'inventaire général de 1655, avec introduction, notes et glossaire, par A. Héron. Tome 5: Glossaire. Petit in-4°, VII-276 p. Rouen.

Fournel, V., Contemporains et successeurs de Racine. Les poètes tragiques décriés: Le Clerc, l'abbé Boyer, Pradon, Campistron. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 3. 233—258.]

Fraustadt, Fed., über das Verhältnis von Barclays „Ship of Fools" zur lateinischen, französischen und deutschen Quelle. Diss. gr. 8°. (50 S.) Breslau, (L. Köhler). 1,—.

Frémont, G. Le Génie chrétien dans la littérature française, discours prononcé le 30 juillet 1894. In-8°, 16 p. Meaux, libr. Le Blondel.

Friedwagner, M., Über schwierige Fragen bei der Textgestaltung altfranzös. Dichterwerke. [In: Verhandl. der 42. Philologenversammlung.]

Gabotto, F., Les légendes carolingiennes d'après le Chronicon Imaginis Mundi de Frate Jacopo d'Acqui. [In: Rev. d. l. rom. XXXVII.]

Gazier, A., Le „Qu'il mourût". [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 2. 186—188.]

Glauser, C., Le Wallenstein de Benjamin Constant. Pr. Aussig 1894. 56 S. u. 1 Tab. 8°.

Gressler, E., Die Aussenfabel der Ecbasis captivi, der ältesten Dichtung der Tiersage im Mittelalter. Im Versmass der Urschrift übersetzt. Festschr. Erfurt 1894. 13 S. 8°.

Hervieux, L. Les Fabulistes latins depuis le siècle d'Auguste juqu'à la fin du moyen âge. Phèdre et ses anciens imitateurs directs et indirects. 2e édition, entièrement refondue. 2 vol. In-8°. T. 1er, XII-834 p.; t. 2, 814 p. Paris, libr. Firmin-Didot et Ce. (1893—1894.)

Hettner, Herm., Litteraturgeschichte des 18. Jahrh. (In 3 Thln.) 1. und 2. Thl. 5. Aufl. gr. 8°. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn. Geschichte der französischen Litteratur im 18. Jahrh. (XI, 601 S.) 10,50.

Jeanroy, A., Observations sur le théâtre méridional au XVe siècle. [In: Romania XXIII, 525—560.]

Kölbing, E., Kollationen zu Ausgaben isländischer romantischer Sagas. [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCIII, S. 111—122.]

König, E., Ästhetische Studien über Racines „Iphigénie". Pr. Steyr. 30 S. 8°.

Lafond, P. Alfred de Vigny. In-8° carré, 39 p. et portrait. Pau, Ribaut.

Lanson, G., Histoire de la littérature française. Paris, Hachette. 1150 S. 16°. fr. 4.

Larroumet, G. Nouvelles études de littérature et d'art. (L'Art avant Louis XIV, la Vieille Sorbonne, Racine, Lamartine, J. J. Weiss. H. Taine, M. Emile Zola, M. Jules Lemaître, A propos des Salons, Napoléon 1er et l'opinion, Meissonier, M. E. Frémiet, En Danemark, Ibsen et l'ibsénisme, M. C. Lombroso, M. Max Nordau.) In-16, 349 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Legrand, J. Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à nos jours. Troisième partie: Littérature contemporaine (depuis 1789 jusqu'à nos jours). Programme de la classe de première lettres. In-18 jésus, 151 p. Paris, Garnier frères. [Enseignement secondaire moderne.]

Lenient, C. La Poésie patriotique en France dans les temps modernes. T. 1er: XVIe et XVIIe siècles. In-16, 468 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50.

Lintilhac, E., Précis historique et critique de la littérature française. I. Des origines au XVIIe siècle. 2e éd. Paris, André. 360 S. 12°.

Lot, F., La vie de S. Faron et la guerre de Saxe de Clotaire. I. [In: Romania XXII, 440—445.]

Lumièr, U., Le théâtre français pendant la revolution (1789—1799). Paris, Dentu X, 440 S. 3 fr. 50.

Macé, J. Saint-Evremond. In-32, VI-229 pages. Paris, Hetzel et Ce. 1 fr. 25. [Collection Hetzel.]

Marckwald, E., Beiträge zu Servatus Lupus, Abt von Ferrières. Diss. Strassburg 1894. 98 S. 8°.

Merlet, G., et *E. Lintilhac.* Etudes littéraires sur les classiques français des classes supérieures, de Gustave Merlet. Revues, continuées et mises au courant des derniers programmes et des travaux les plus récents, Eugène Lintilhac. I: Corneille, Racine, Molière. In-16, XII-504 p. Paris, Hachette et Ce. 4 fr.

— — Etudes littéraires sur les classiques français des classes supérieures. Revues, continuées et mises au courant des derniers programmes et des travaux les plus récents par Eugène Lintilhac. II: Chanson de Roland, Villehardouin, Joinville, Froissart, Commynes, Montaigne, Pascal, La Fontaine, Boileau, Bossuet, Fénelon, La Bruyère, Montesquieu, Buffon, Voltaire, J. J. Rousseau; Lettres choisies du XVIIe et du XVIIIe siècle. In-16, XXIV-716 pages. Paris, Hachette et Ce. 4 fr.

Monaci, E., Ancora di Jaufre Rudel. Roma, 1894, 19 S. [R. Accademia dei Lincei.]

Morel-Fatio, A., Histoire d'un sonnet. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 97—102.]

Mouchard, A., et *C. Blanchet.* Les Auteurs français du baccalauréat ès lettres. Etudes littéraires. T. 1er. Les Poëtes du XVIIe siècle: Corneille, Racine, Molière, La Fontaine, Boileau. In-18 jésus, VIII-559 p. Paris, Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]

Mussafia, A., über die v. Gautier de Coincy benützten Quellen. [Aus: „Denkschr. d. k. Akad. d. Wiss."] Imp.-4°. (58 S.) Wien, F. Tempsky in Komm. 3,10.

Paris, G., La composition du livre de Joinville. [In: Romania XXIII, 508—524.]

— Les sources du Roman de Renard. [In: Journal des savants. Sept. 1894.]

Pingaud, L., Bridaine et l'abbé Maury. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 3, 286—289.]

Pugh, A. R., Le *Jugement du roi de Behaigne* de Guillaume de Machaut et le *Dit de Poissy* de Christine de Pisan. [In: Romania XXIII, 581 bis 586.]

Piaget, A., La chanson piteuse et les autres poésies françaises attribués à Olivier Maillard. Toulouse, Privat, 1893, 20 S. 8°. [Aus: Annales du Midi V.]

Regnard, A. La Renaissance du drame lyrique (1600—1876). Essai de dramaturgie musicale. In-18, XVIII-156 p. Paris, Fischbacher.

Reinach, *J.* Diderot. In-16, 215 p. et portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français.]

Revillout, *Ch.*, La légende de Boileau (cinquième article). [Rev. d. l. rom. XXXVII.]

Rudershausen, *A.*, Pretiöse Charactere und Wendungen in Corneilles Tragoedien. [Beilage zu dem Programm des Grossh. Gymnasiums zu Mainz 1894.] 35 S. 4°.

Ryssel, *V.*, Syrische Quellen abendländischer Erzählungsstoffe. [Archiv f. d. St. d. neueren Spr. XCIII, S. 1—22.]

Schiber, *A.*, Die fränkischen und alemannischen Siedlungen in Gallien, besonders in Elsass und Lothringen. Ein Beitrag zur Urgeschichte des deutschen und des französischen Volksthums. Mit zwei Karten. Strassburg, K. J. Trübner. 8°. IX, 109 S.

Schmitz, *A.*, Das Preziösentum im XVII. Jahrhundert. Festschr. Erfurt 1894. 12 S. 8°.

Schröder, *H.*, J. J. Rousseau's Brief über die Schauspiele. Progr. 16 S. 4°. M. 1,—.

Schulenburg, *E.*, Die Spuren des Brautraubes, Brautkaufes und ähnlicher Verhälnisse in den französischen Epen des Mittelalters. Diss. Rostock 1894. 48 S. 8°.

Schultz, *O.*, Über den Liederstreit zwischen Sordel und Peire Bremon. [In: Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr. XCIII, 123—140.]

— „Nat de Mons“ oder „n'At de Mons“? [In: Zs. f. rom. Phil. XIII, 124—129.]

Sepet, *M.*, Un drame religieux du moyen âge. Le miracle de Théophile. Paris, Retaux, 1894. 33 S. 8°. [Aus: Revue historique et archéologique du Maine.]

Settegast, *F.* Die letzte Tirade des Rolandsliedes, und die Beziehungen desselben zum thüringischen Kriege vom J. 531. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 417ff.]

Söderman, *Sven*, Alfred de Musset hans lif och verk. Dissert. Stockholm 1894. 288 S. 8°.

Souplet, *H.* Gustave Demoulin: sa vie et ses œuvres. In-8°, 87 p. Saint-Quentin, Poëtte. [Extrait du t. 11 (4° série) des Mémoires de la Société académique de Saint-Quentin.]

Steinhausen, *G.*, Die Anfänge des französischen Litteratur- und Kultureinflusses in Deutschland in neuerer Zeit. [In: Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, Neue Folge VII, S. 349—382.]

Suchier, *H.*, Chlotars des II. Sachsenkrieg und die Anfänge des französ. Volksepos. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 175—194.]

T. P., Ronsard et Parthénius de Nicée. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 2, 185.]

Terris, *J. de.* Roumanille et la littérature provençale (1818—1891). In-8°, 79 p. et portrait. Paris, Bloud et Barral.

Toza, *E.*, Della voce *Zombaye* nei caratteri del La Bruyère. [In: Atti del r. istituto veneto, Ser. VII, t. V.]

Thomas, *A.*, Deux allusions au roman de Cligès dans la littérature provençale. [In: Annales du Midi VI, 90ff.]

— La légende de Maria-Madeleine dans Girard de Roussillon. [In: Annales du Midi VI, 360—363.]

Urbain, *Ch.*, Louis de Lesclache. (1600—1671.) [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 3, 353—358.]

Varnhagen, *Herm.*, über die Miniaturen in vier französischen Handschriften des 15. u. 16. Jahrh. auf den Bibliotheken in Erlangen, Maihingen und

Berlin (zwei Horarien. — Fleur des Vertus — Petrarca). gr. 4°. (40 S. mit 1 Abbildg. u. 24 Lichtdr.) Erlangen, F. Junge. 10,—.

Voretzsch, Carl, die französische Heldensage. Akademische Antrittsvorlesg. gr. 8°. (32 S.) Heidelberg, C. Winter. —,80.

Vuacheux, F. Casimir Delavigne. Etude biographique et littéraire. In-8°, 341 p. Paris, Dumont. (1893.)

Weddigen, F. H. Otto, Geschichte der Einwirkungen der deutschen Litteratur auf die Litteraturen der übrigen europäischen Kulturvölker der Neuzeit. 2. (Titel-)Ausg. gr. 8°. (VIII, 183 S.) L. (1882), O. Wigand. 2,—.

Weidinger, A., Die Schäferlyrik der franz. Vorrenaissance. Programm der Luitpold-Realschule zu München. 72 S. 8°.

Wilhelmi, H., Studien über die Chanson de Lion de Bourges. Marburger Dissertation. 1894. 64 S. 8°.

Zenker, R., Zu den Briefen des Raimbaut von Vaqueiras. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII. S. 195—201.]

Keidel, G. C., A new manuscript of the Evangile aux Femmes. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 267—268.]

Krüger, A. G., Un manuscrit de la chanson du chevalier au Cygne et des Enfances Godefroi. [In: Romania XXIII, 445—449.]

Meyer, P., Notice sur un ms. de Fréjus contenant des traités de médecine vétérinaire. [In: Romania XXII, 349—357.]

— Notice sur le ms. Bibl. Nat. Fr. 13304 renfermant les trois premières parties de la Somme le Roi. [In: Romania XXIII, 449—455.]

— Notes sur un manuscrit de la Bibliothèque de Sainte-Geneviève renfermant des extraits de Maurice de Sully. [In: Romania XXIII, 497—507.]

Thomas, A., Le plus ancien manuscrit de la Vie de Saint Martial. [In: Annales du Midi VI, 349—351.]

Adam de Saint-Victor. Œuvres poétiques. Texte critique par Léon Gautier. 3e édition. In-16, XXII-337 pages. Paris, Picard et fils.

Beiträge, Berliner, zur germanischen u. romanischen Philologie, veröffentlicht v. Dr. Emil Ebering. Romanische Abteilg. No. 1. gr. 8°. B., C. Voigt. 1. Guiraut v. Bornelh, der Meister der Trobadors. 1. Die drei Tenzonen nach sämtl. Handschriften. 2. Drei bisher unbekannte, ihm zugeschriebene Gedichte, hrsg. v. Dr. Adf. Kolsen. (147 S.) 3,60.

Les Chroniqueurs fr. du moyen-âge. Etudes, analyses et extraits. Par A. Debidour et E. Etienne. Paris, Lecène, Oudin de Cie. Fr. 3,20.

Forestié, E. Quelques inventaires du XIVe siècle, pour servir à l'histoire de la vie privée de nos pères. In-8°, 33 pages. Paris, Leroux. [Extrait du Bulletin achéologique (année 1893).]

Gautier, L., Oeuvres poétiques d'Adam de Saint-Victor. Paris, Picard. XXII, 337 S. 12°.

Hofmeister, R., Ein noch ungedrucktes französisches Gedicht über die Griseldissage. Festschr. Erfurt 1894. 18 S. 8°.

Jeanroy, A., Une nouvelle *Plainte* de la Vierge au pied de la croix. [In: Romania XXIII, 576—580.]

Meyer, P., L'Histoire de Guillaume le Maréchal. Paris, Laurens. T. II, 326 S. 8°. fr. 9,—.

Michaelis, S., Aucassin og Nicolete. En old fransk kaerlighedsroman fra omtrent aar 1200. Kopenhagen, Reitzel (o. J.). 18°.

Napier, A. S., History of the holy rood-tree, a twelfth century version of the Cross-Legend. LIX, 86 S. 8°. [Early English Text Society.]

Richard, J. M., Mystère de la passion, text du ms. 697 de la bibliothèque d'Arras. Arras, Laroche. [In: Mémoires de la commission départementale des monuments historiques du Pas-de-Calais. Paris, Picard.] fr. 10.
Schmilinsky, G., Proben einer Übersetzung der Chanson de Roland. [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. XCIII, 144—150.]
Suchier, H., Urkunde Joinville's. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 430 f.]

Auvray, L., Lettres de Pierre Charron à Gabriel Michel de la Rochemaillet. [In: Rev. d'Hist. litt. da la Fr. I, 3, 308—314.]
Beaumarchais. Théâtre de Beaumarchais. Le Mariage de Figaro. In-32, 160 pages. Paris, Fayard et fils. [Petite Bibliothèque universelle.]
Boileau-Despréaux. Œuvres de Boileau-Despréaux. Texte de 1701, avec notices, notes et variantes par Alphonse Pauly. 2 vol. In-8°. T. 1er, XXIII-462 p. et portrait; t. 2, 551 p. Paris, Lemerre. 20 fr.
Bossuet. Sermons choisis de Bossuet. Texte revu sur les manuscrits de la Bibliothèque nationale, publié avec une introduction, des notices, des notes et un choix de variantes. 5e édition, revue et augmentée. Petit in-16, XXXIX-522 pages. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. 50. [Classiques français.]
C. Lettre de Xavier de Maistre. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 2. 175—177.]
Chateaubriand. Lectures choisies. Publiées avec une notice bibliographique et littéraire et annotées par René Nollet. In-18 jésus, LIII-692 pages. Paris, Garnier frères.
Claretie, L. Lesage. In-8°, 240 pages avec illustrations. Paris, Lecène, Oudin et Ce. [Collection des classiques français].
Colombier, H. M., Papiers du P. Étienne-Joseph Desnoyers, de la Compagnie de Jésus. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 2. 191—202].
Corneille, P. Cinna, Accompagnée de notes par E. Geruzez. In-18, 96 p. Paris, Hachette et Ce. 40 cent.
De Larroque, T., Une lettre inédite des Elzevier. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 2. 159—163.]
Documents relatifs à la „Querelle du Cid“. Publiés avec une étude historique et littéraire par Armand Gasté. Grand in-16, 91 pages. Rouen, Cagniard. [Société des bibliophiles normands.]
Dorez, L., Une lettre latine de I.-A. de Baïf. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 2. 157—164.
Du Bellay, J., Oeuvres choisies. Av. introd. et notes par L. Séché. Paris. Lechevalier. 4°. Fr. 25.
Hugo, V. Œuvres complètes. Edition nationale. Philosophie. I: Littérature et Philosophie mêlées. Fascicule 3, 4, 5. Petit in-4°, p. 201 à 296. Paris, Testard.
— Œuvres complètes. Edition nationale. Actes et Paroles. I: Avant l'exil. 1841—1851. Fascicule n° 1, 2, 3. 4, 5.
La Fontaine. Œuvres diverses; par Félix Hémon. In-18 jésus. 337 p. Paris, Delagrave.
— Fables de La Fontaine. Edition illustrée. Livraisons 9 à 40. In-4°, pages 65 à 320. Paris. Boulanger.
Lamartine, A. de. Œuvres de Lamartine. Le Manuscrit de ma mère, avec commentaires, prologue et épilogue. In-16, XI-322 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50 cent. [Edition publiée par les soins de la Société propriétaire des œuvres de M. de Lamartine.]
Molière. Œuvres. T. 4: l'Avare; le Médicin malgré lui. In-16, 191 p. avec grav. Paris, Boulanger. 1 fr. [Bibliothèque dorée.]

Molière. Œuvres. Les Amans magnifiques, comédie meslée de musique et d'entrées de ballet. Illustrations par Maurice Leloir. Notices par A. de Montaiglon. Grand in 4°, VIII-124 pages et grav. Paris, Testard.

— Les Amants magnifiques, comédie. Mêlée de musique et d'entrées de ballet. Avec une notice et des notes par Georges Monval. Dessin de L. Leloir, gravé à l'eau-forte par Champollion. In-16, XII-104 pages. Paris, Flammarion. 6 fr.

Pascal. Provinciales. Lettres 1. 4 et 13, publiées avec une introduction, des notes et un appendice par Ferdinand Brunetière. Petit in 16, XXXI-168 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr. 50. [Classiques français.]

Pelayo, M. M., Lettres inédites de Beaumarchais, Galiani, et d'Alembert adressées au dux de Villahermosa. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 3, 330—352.]

Picot, É., Chants historiques français du XVIᵉ siècle. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 143—158, 290—307.]

Racine, J. Les Plaideurs, comédie. Publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec une analyse et des notes grammaticales, historiques et littéraires, par R. Lavigne. Petit in 16, 100 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 75 cent. [Classiques français.]

— Britannicus, tragédie. Accompagnée de notes par Geruzez. In-32, 99. p. Paris, Hachette et Cᵉ. 40 cent.

Thierry, A. Œuvres d'Augustin Thierry. II : Dix ans d'études historiques. Nouvelle édition, revue. In-18 jésus, 468 p. Paris, Garnier frères.

Tourneux, M., Fragments de Diderot. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 2. 164—174.]

Tx., M., L'Acte de baptême de Rulhière. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. I, 2. 174—175].

Voltaire. Œuvres complètes de Voltaire. 3 vol. In-16. T. 27, 447 p.; t. 28, 578 p.; t. 29, 492 p. Paris, Hachette et Cᵉ. [Chaque volume, 1 fr. 25.]

— Romans. T. 2 : l'Homme aux quarante écus, etc., etc. In-32, 194 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Banner, Gymn.-Oberlehr. Dr. *Max*, französisches Lese- und Übungsbuch. 3. Kurs. gr. 8°. (VIII, 248 S.) Bielefeld. Velhagen & Klasing. 2.40.

— deutscher Übersetzungsstoff zum Einprägen der französischen Formen- und Satzlehre. gr. 8°. (VIII, 119 S.) Ebd. 1.20.

Beaux, Th. de, französisches Lese- und Übungsbuch. II. Stufe. I—IV. Konjugation. gr. 8°. (VIII, 189 S.) Halle, H. Gesenius. 1.80.

Besson, M. Anthologie scolaire des auteurs français du XIXᵉ siècle (poètes et prosateurs.) In-18 jésus, II-387 p. Paris, Lemerre. 2 fr. 25.

Bibliothèque française à l'usage des écoles. Collection Friedberg & Mode. Nr. 15. 8°. B., Friedberg & Mode. 15. Contes du lundi par Alphonse Daudet. Hrsg. u. m. Erläutergn. versehen v. Adf. Lundehn. 2. Aufl. (VI, 98 S.) Geb. 1.—; Wörterbuch. (22 S.) —.20.

Bibliothek gediegener u. interessanter französischer Werke. Zum Gebrauche höherer Bildungsanstalten ausgewählt und mit den Biographieen der betr. Klassiker ausgestattet v. Ant. Gœbel. Fortgesetzt v. Johs. Brüll. 61. u. 62. Bdchn. 16°. Münster, Theissing. à —.40; geb. à —.65. 61. Boissier, César et Cicéron. (V, 129 S.) — 62. Boissier, Cicéron dans les relations avec Brutus et Octave. (VII, 124 S.)

Cahen, A. Morceaux choisies des auteurs français (programme du 28 janvier 1890), à l'usage de l'enseignement secondaire classique, avec

des notices et des notes. Classe de quatrième (XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles). Prose et Poesie. In 16, XXXIX-439 pag. Paris, Hachette et Ce. 3 fr.

Claretie, L. Lectures françaises. Cours moyen et supérieur (la Nature, les Voyages; l'Homme; la Famille; les Humbles; les Grotesques; l'Histoire.) In-12, 312 pages avec 120 grav. Paris, Larousse. 1 fr. 50.

Hartmann's, Mart., Schulausgaben. Nr. 16. 8°. L., E. A. Seemann. 16. H. Taine, les origines de la France contemporaine. Napoléon Bonaparte. Mit Einltg. u. Anmerkgn. hrsg. v. K. A. Mart. Hartmann. (XX, 115 u. Anmerkgn. 48 S.) 1.—.

Kühn, Karl, französisches Lesebuch. Mittelstufe. Mit 8 Illustr., 1 Plan und 1 Ansicht von Paris. gr. 8°. (IX, 314 S.) Bielefeld, Velhagen und Klasing. 2.40.

Labbé, J. Morceaux choisis des classiques français (prose et vers), à l'usage des écoles municipales. Cours moyen. In-16, 238 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 50.

La Fontaine. Fables de la Fontaine. précédées de la Vie d'Esope, avec une introduction et des notes, à l'usage des écoles élémentaires; par Charles Defodon. Petit in-16, XLII-291 pages. Paris, Lahure; Hachette & Ce. 1 fr.

Lectures choisies. gr. 8°. (324 S.) Frankfurt a/O., B.Waldmann's Sort. Geb. in Leinw. 3.—.

Meyer, Sem.-Lehr. *Fl.*, französische Fibel für deutsche Schulen. 4. Aufl. gr. 8°. (IV, 77 S.) Köln, M. Du Mont-Schauberg. —,60.

Rassat, M. Morceaux choisis de poètes classiques français du moyen âge au XIXe siècle (programmes du 15 juin 1891.) 2e édition. In-18, 471 p. Paris, Delagrave. [Cours complet d'enseignement secondaire moderne.]

Ricken, Heinr., französisches Lesebuch aus Herodot. Eine Anfängerlektüre f. höhere Lehranstalten. 3. Aufl. 12°. (VII, 96 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1.—; Wörterbuch dazu (47 S.) —.20.

Schulbibliothek französischer u. englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Forderungen der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französ. Schriften. 10—15. Bdchn. gr. 8°. B., R. Gaertner. Geb. in Leinw. 10. Napoléon Bonaparte. Aus H. Taine's Les Origines de la France contemporaine. Ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von Realgymn.-Prof. Dr. A. Schmitz. (VII, 144 S.) 1.40. — 11. Le Montblanc et sa première ascension. Aus Voyages dans les Alpes v. H. B. de Saussure. Für die Schule bearbeitet von Gymn.-Prof. a. D. Eugène Peschier. (VII, 155 S. m. 1 farb. Karte.) 1.50. — 12. Francinet par G. Bruno. Im Auszuge f. d. Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von Realschul-Oberlehrer H. Bretschneider. (VIII, 168 S.) 1.50. — 13. Traités de chimie. Der „Revue des deux mondes" im Auszuge entnommen und mit Anmerkungen für den Schulgebrauch hrsg. v. K. Sachs. Vorausgeschickt ist als Einleitung: Histoire abrégée de chimie. Anh.: Vokabular der selteneren, besonders der wissenschaftlichen Ausdrücke. (VIII, 103 S.) 1.—. — 14. Pierre Loti, aus fernen Ländern und Meeren. Aus Lotis Schriften zusammengestellt und mit Anmerkungen für den Schulgebrauch hrsg. von U. Cosack. (VII, 120 S.) 1.20. — 15. Voyages aux Pyrénées par H. Taine. In e. Auswahl m. Anmerkgn. zum Schulgebrauche hrsg. v. Rich. Faust. (132 S.) 1.20.

— französische und englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. 2. Histoire de France de 1560—1643 (aus: Histoire de France) v. Vict. Duruy. Mit 3 Kartenskizzen u. 1 Spezialkarte Frankreichs.

Für den Schulgebrauch erklärt v. Alfr. G. Meyer. 3. Aufl. (XVI. 111 S.) 12. Campagne de 1806—1807 (aus: Histoire de Napoléon I.) v. Pierre Lanfrey. Mit 2 Karten und 4 Plänen. Ausgewählt und erklärt von Jos. Sarrazin. 4. Aufl. (XII, 120 S.) 1.50. — 27. Ausgewählte Erzählungen von Alphonse Daudet. Erklärt von Ernst Gropp. 4. Aufl. (XVI, 96 S.) 1.10. — 29. Histoire de la civilisation en Europe depuis la chute de l'empire romain jusqu'à la révolution française. Von François Pierre Guillaume Guizot. Auswahl. Erklärt v. Adf. Kressner. 2. Aufl. (VIII, 119 S.) 1,40. — 42. Histoire de la découverte de l'Amérique von Lamé-Fleury. Erklärt von Max Schmidt. 4. Aufl. (VIII, 117 S.) 1.20. — 56. Tartarin de Tarascon v. Alphonse Daudet. Bearbeitet und erklärt von Jos. Aymeric. 2. Aufl. (X, 99 S.) 1.—. — 82. Paris et ses environs. Mit 13 Abbildgn., 1 Karte u. 1 Stadtplan. Hrsg. v. Johs. Leitritz. (X, 174 S.) 1.60. — 83. La France. Anthologie géographique. Mit 19 Abbildgn. Bearb. und erklärt von Johs. Leitritz. (X, 256 S.) 2.—. — 84. L'invasion. Souvenir et récits par Ludovic Halévy. Mit 3 Kartenskizzen. Im Auszuge hrsg. von Jos. Vict. Sarrazin. (VIII, 95 S.) 1.—. — 85. Le Petit Poucet du XIXe siècle, Georges Stephenson et la naissance des chemins de fer par Frédéric Passy. Mit 10 Abbildungen. Bearbeitet und erklärt von Benno Röttgers. (XII, 104 S.) 1.20. 81. Journal d'un officier d'ordonnance juillet 1870—février 1871 par le Comte d'Herisson. Auswahl. Mit 1 Karte der Umgegend von Paris und 1 Plane von Paris. Für den Schulgebrauch bearb. v. Ulr. Cosack. (VIII, 138 S.) 1.30.

— Reihe B: Poesie. 1. Auswahl französischer Gedichte. Zusammengestellt von Ernst Gropp u. Emil Hausknecht. 7. Aufl. (XII, 331 S.) 1.80. 4. Lé Misanthrope. Comédie par Molière. Für den Schulgebrauch erklärt von W. Mangold. (XXXI, 84 S.) 1.20.

Théâtre français. Collection Friedberg & Mode. Pourvue de notes et de petits vocabulaires. Nr. 1 et 83. 16°. B., Friedberg & Mode. 1. Le verre d'eau ou les effets et les causes. Comédie par Scribe. Herausgegeben von Charles Ansorg. 27. éd. (110 S.) — 83. Mérope. Tragédie par Voltaire. Hrsg. v. Dr. A. W. Kastan. 3. éd. (74 S.)

Weick, Josephine, causeries pour les enfants. Ein Hilfsbuch f. d. Mittelstufe des französischen Unterrichtes an weibl. Lehranstalten. gr. 8°. (VIII, 112 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1.50.

Wolter, E., Frankreich. Geschichte, Land u. Leute. Ein Lese- u. Realienbuch für den französischen Unterricht. (In 2 Tln.) 1. Tl.: Histoire et biographies. Mit 3 Plänen und 2 (farb.) Karten. gr. 8°. (VIII, 227 S.) B., R. Gaertner. 2.60.

Boudron, P. E. Manuel élémentaire de linguistique pour l'enseignement du français par les idiomes locaux. Application au sous-dialecte Agenais. 1 vol. in-8. Paris, H. Welter. 2 fr. 50.

Kerbeuzec, H. de. Locutions populaires du pays de Dol-en-Bretagne. In-12, VII, 38 p. Rennes, Caillière.

Moisy, H. Glossaire comparatif anglo-normand. Fascicule 6. In-8°, p. 737 à 896. Paris, A. Picard.

P[ellegrini], J., Premier essai d'un dictionnaire niçois, français, italien, absolument nouveau el inédit. I. Nice. 702 S. 8°.

Pière de la Loje. Glossaire du Bas-Béri (Indre.) Fascicules 1 à 4. In 8° à 2 col., p. 1 à 32. Paris, Bouillon. (1891-1892-1893). [Abonnement aux 12 premiers fascicules: 3 fr. 50.]

Roussey, C. Glossaire du parler de Bournois (canton de l'Isle-sur-le-Doubs, arrondissement de Baume-les-Dames.) In-8°, LXIX-416 p. Paris, l'auteur, 67, rue Cardinal-Lemoine; lib. Welter. 15 fr. [Société des parlers de France.]

Zéligzon, L., Glossar über die Mundart von Malmedy. [In: Zs. f. rom. Phil. XVIII, 247—266.]

Duc, L. Frederi Mistral, odo de Lucian Duc, mèstre en gai sabé dóu Felibrige, autour de „Marineto". In-8°, 4 p. avec vign. Paris, imp. Duc; l'auteur, 35, rue Rousselet.

Labaig-Langlade. Poésies béarnaises. In-8°, 59 p. Pau, imp. Vign. an cour. (1893.)

N'a proun, cansounié doou councours que la Coumedio prouvençalo douné lou 3 de jun 1894. In-8°, 23 pag. Marseille, impr. Doucet; chez Mlle Carnaud, cours Belzunce; chez Mme Nancy Canal, 20, quai du Port. 1 fr.

Palys, de. Deux anciens noëls morbihannais; par le comte de Palys, ancien président de la Société archéologique d'Ille-et-Vilaine. In-8°, 21 p. Rennes, imp. Simon et Ce. [Extrait des Mémoires de la Société archéologique d'Ille-et-Vilaine (t. 23, 1894).]

Raimbault, M. Inventari dou castèu d'Ièro en 1431; pèr Maurici Raimbault, cabiscou de l'escolo de Lerin. In-8°, 20 pag. Montpellier, Hamelin frères. [Estra de la Revue des langues romanes.]

Tavan, A. A l'oucasioun de l'inauguracioun dou mounument a Teodor Aubanel (12 d'avoust de 1894) (vers). In-18, 10 pages. Avignon, Aubanel frères.

Sébillot, P. Dix contes de la Haute-Bretagne. In-8°, 20 pages. Paris, Lechevalier. [Extrait de la Revue de Bretagne, de Vendée et d'Anjou.]

Druck von Edmund Stein in Potsdam.







Druck von Edmund Stein in Potsdam.

